10011065879

Claremont
Graduate School
and
University Center
Library

Theology Library

SCHOOL OF THEOLOGY
AT CLAREMONT
California

Landsarkivet
Library

Einkehr von Missionaren bei einem holländischen Bauern Südafrikas.

Evangelisches

Missions-Magazin.

Neue Folge.

Herausgegeben

im Auftrag der evangelischen Missionsgesellschaft

von

Dr. Hermann Gundert.

Vierzehnter Jahrgang. 1871.

Basel,

im Verlag des Missions-Comptoirs.

In Commission

bei J. F. Steinkopf in Stuttgart und Bahnmaiers Verlag (C. Detloff) in Basel.

Druck von C. Schultze.

Digitized by the Internet Archive
in 2024

CLAREMONT GRADUATE SCHOOL
UNIVERSITY CENTER LIBRARY

https://archive.org/details/evangelischesmis0000unse_e8i4

7376

164824

Inhalt.

Seite.

William Chalmers Burns . . . 3, 72, 117, 147, 179
Die Hermannsburger Mission im Betschuanenlande 29, 49
Berichtigung 45
Negerschulen in den Vereinigten Staaten 99
Soldatenleben in Indien 131, 191, 227
Dr. Albert Ostertag 178
Gründe des Stillstands in Kalkutta 209
Lebensregungen im Kaffernland 219
Vierhundert Millionen 244, 284
Ein Besuch in Grönland 260
Der gegenwärtige Stand der kirchl. Missionsgesellschaft 298, 335, 507
Fidschi und Rotuma 307
Habiba, die ostindische Jüdin 328
Der „gute schwarze Doktor" 343
Eine abgeschlossene Mission 355, 387
Die Forderungen der chinesischen Regierung . . . 374
Ein bekehrter Muhammedaner 397
Zur Missionswissenschaft 412, 474, 490
Die Krisis in Japan 421
Tante Nelly 429
In Beirut und Damaskus 435
„Todesstoß für verderbliche Lehren" 450

Missionszeitung:

Tod des Königs von Laos 43
Aus Madagaskar. — Die Mission der amerik. Presbyterianer . 44
Das Sinken des Hinduismus 174
Ein wunderlicher Kauz 175
Diamanten am Vaalfluß 226
Die Baptisten im Teluguland 257
Muhammedanische Mission in Brasilien 385
Grönland 433
Aus Tschota Nagpur 434
Protestantismus in der Türkei 515

Missionsliteratur:

Lebensbilder aus der Heidenmission 45
Jogi Surappen, der Zemindar von Kilkotei. Von Miss. R. Handmann 46

Seite.

Roberto dei Nobili und C. F. Schwartz. Von J. Pauli . . . 46
Miss. Chr. Fr. Schwartz. Von Dr. W. Germann 46
Die Missionsgeschichte der alten Kirche. Von G. Leonhardi . . 47
Williamson's Reisen in Nordchina, der Mandschurei und Ostmongolei ꝛc. 128
Die Bedeutung der Atlantik-Pacifik-Eisenbahn für das Reich Gottes. Von C. H. Ch. Plath 175
Geschichte der christlichen Missionen unter den Indianern Nordamerikas. Von G. Fritschel 177
Friedensbote. Missionsblatt von F. W. S. Schwarz 258
Esdras Edzardus. Ein alter Judenfreund. Von C. W. Gleiß . 258
Bunte Bilder zu den Blättern für die Mission. Von Diacon R. Härting 386

Bibelblätter:

I. Heinrich Stähelin, Dekan in St. Gallen, geb. 1698, gest. 1778.
II. Heinrich Stähelin. — Das Evangelium bei den Kriegsgefangenen und in den Lazarethen.
III. Das Evangelium bei den Kriegsgefangenen. — Erfahrungen einer Katholikin.
IV. Die erste Bibel der protestantisch französischen Zunge.

Evangelisches Missions-Magazin.

Neue Folge.

William Chalmers Burns.*)

Wir haben schon einmal (Miss. Mag. 1867, S. 115) mit derjenigen chinesischen Mission uns beschäftigt, als deren erster Arbeiter der Reiseprediger Burns hinausgieng, wie er auch bis zum Schluß seiner Laufbahn ihre Hauptzierde blieb. Von liebender Bruderhand zwar, aber dennoch mit äußerster Nüchternheit gezeichnet, ist nun auch solchen, die während seines Lebens wenig oder nichts von ihm wußten, das Bild des furchtlosen, immer frischen Streiters Christi nahe gerückt, der am 1. April 1815 in dem schottischen Dorfe Dun geboren, am 4. April 1868 in der chinesischen Hafenstadt Nieutschwang seinen Lauf beschloß — eine an die alttestamentlichen Propheten erinnernde christliche Heldengestalt, ein Zeuge des Evangeliums von apostolischer Kraft und Einfachheit, ein an Tausenden von Seelen beglaubigtes Werkzeug der göttlichen Gnade.

1. Kinder- und Knabenjahre.

Mit der begeisterten Wärme dankbarer Sohnesliebe verweilt Dr. Islay Burns bei der Schilderung der glücklichen Heimat, in der die fast gleich alten Brüder die goldnen Tage der Kindheit verlebten. Die für William sich schon in seinem siebenten Jahre schließende kleine Welt des ersten geistigen Erwachens war das von hohen Bäumen beschattete Pfarrhaus zu Dun neben der ländlichen Kirche und dem stillen Friedhof in romantischer Thalschlucht. Nicht weit vom Dorfe lag der altersgraue Landsitz der Familie Erskine,

*) Memoir of the Rev. William Burns by the Rev. Islay Burns. London, James Nisbet and Co.

umwogt von den sich im Volksmund zu mancherlei Sagen gestaltenden Erinnerungen an den „guten Superintendenten“ und den wackern John For. Auch die benachbarte Stadt Brechin gehörte mit in den Kreis der frühesten Eindrücke der Pfarrkinder, denn dort war ein Bruder ihres Vaters Prediger und es bestand nicht nur unter den beiden Familien, sondern auch mit den gegenseitigen Gemeindegliedern ein ungemein herzlicher Verkehr. Wie ergötzten doch die zierlichen Straßen der Stadt und ihre sonnigen Gärten, die scharlachrothen Beamten, der Schloßberg und Schloßteich, die schöne Kathedrale und der reichgeschmückte Kirchhof die jugendlichen Phantasien! Tiefer als all das aber prägte sich ihnen die ehrwürdige Gestalt des Onkels ein, von dem jeder Blick ein Segen schien. Der Geist, der das eigene Elternhaus durchdrang, kam ihnen erst später zu vollerem Bewußtsein.

Aus der Abgeschlossenheit seines bergumkränzten Thals siedelte Williams Vater 1821 in das große, etwa fünf Stunden östlich von Glasgow gelegene Dorf Kilsyth über. Auf eine weite Ebene schweifte da von den Fenstern des freigelegenen Pfarrhauses der Blick hinaus; erweitert, wie der äußere Horizont, war in jeder Beziehung hier auch der Wirkungskreis des Seelsorgers, denn es lag ihm neben einer gewerbetreibenden Dorfbevölkerung von 3000 Seelen auch noch die Pflege der sehr zahlreichen, zerstreut auf dem Lande wohnenden Filialisten ob. Dem regen industriellen Treiben der Kilsyther Baumwollenweber, Kohlengräber und Händler entsprach eine ebenso große Rührigkeit auf politischem und religiösem Gebiet, und der gute Pfarrer hatte keinen leichten Stand inmitten der einander oft mit Heftigkeit bekämpfenden politischen Parteien und der Reibungen und Eifersüchteleien der verschiedenen Stände, wozu bei Manchen auch noch jener engherzige Sektengeist kam, der sich mehr damit befaßt, an Predigern und Predigten tüchtig Kritik zu üben und für besondere Kirchenformen zu eifern, als nach wirklichem Leben aus Gott zu trachten. Wenn aber in der Gemeinde vielfach nicht der Geist der Eintracht herrschte, war doch sein Haus immer eine Stätte des Friedens, und als solche wurde es mehr und mehr auch der geliebte Mittelpunkt aller Bestrebungen für das Wahre und Gute im Dorf und seiner Umgebung.

Als väterlicher Freund und Berather zog der treue Diener des Evangeliums seine Gemeinde ans Herz, als priesterliches Haupt

stand er dem eignen Hause vor. Voll freundlicher Fürsorge, zarter Hingebung und ungezwungener Herzlichkeit, und bei aller Pflichttreue und allem Eifer frei von dem leisesten Hauche ungeduldiger Hast, war er eine jener ehrwürdigen, patriarchalischen Gestalten, wie unsre vielgeschäftige Zeit ihrer nur noch wenige aufzuweisen hat. Er widmete seinen Kindern nicht gerade viel Zeit und überließ den aktiveren Theil der Erziehung fast ganz seiner muntern Gattin; dessenungeachtet aber fühlte man seinen Einfluß stets als die ordnende, leitende Macht im Hause. Im Grunde waren es weit weniger direkte Lehren und Ermahnungen, wodurch auf das junge Volk gewirkt wurde, als die geistige Luft, die es athmete; ein gewisses, meistens unausgesprochenes Etwas, das alle Gedanken, Pläne, Freuden und Leiden des Elternhauses durchdrang. Dabei fehlte es natürlich nicht an allerlei traulichen Berührungen zwischen Vater und Kind, wie eine freundliche Begegnung im Garten, ein gemeinsamer Spaziergang durchs Erntefeld, ein Ausflug zu benachbarten Freunden, vor dem Frühstück etwa mit den Knaben eine halbstündige Beschäftigung im Studierzimmer, an den Wochenabenden das Vorlesen eines interessanten Buchs am Kaminfeuer, und Sonntags die durch Fragen unterbrochene Besprechung eines Bibelabschnitts. Gleich dem Glöcklein des hinter den Vorhang ins Allerheiligste getretenen Hohenpriester aber drang den Söhnen zuweilen die Stimme des Vaters in Ohr und Herz, wenn sie in der Abenddämmerung aus dem Garten, oder in der Stille der Nacht durch die dünne, sie von seinem Schlafzimmer trennende Wand ein Wort des Gebets vernahmen.

Wie lauter Sonnenschein verbreitete dagegen die nach Körper und Geist gleich leichtbewegliche Mutter Leben und Freude im Hause. „Sie war wie dazu geschaffen, die Heimat süß, die Pflicht zur Lust zu machen.“ Nie war sie mehr in ihrem Element, als wenn, wie das bei der großen Verwandtschaft öfters geschah, das Pfarrhaus so von Gästen überschwemmt wurde, daß allerlei improvisirte Bettstellen an die Tagesordnung kamen. Wie immer, machte auch dann ihr fröhlicher Muth jede Arbeit leicht; wenn sie aber Eines müßig und träumerisch dastehen sah, konnte sie wohl mitunter in etwas rascher Weise mahnen, mit Hand anzulegen. Doch klang den Kindern durchs ganze Leben hindurch nur der süße Ton der Mutterliebe im Herzen nach. Von ihren Lippen und auf ihrem Schooße lernten sie die ersten Heilswahrheiten, in ihrer Stimme

und in ihren Zügen verkörperte sich ihnen zuerst die Gottseligkeit, die zu allen Dingen nütze ist und die Verheißung dieses und des zukünftigen Lebens hat.

Neben dem Eltern- hinterließ auch ein Freundeshaus einen unauslöschlichen Eindruck in den Gemüthern der jungen Burns. Schon in Dun war der ehrwürdige Dr. W. Hamilton (Vater des bekannteren James Hamilton in London) ihrem Vater ein lieber Nachbar und half ihm in Kommunionszeiten öfters aus. Seine stattliche Gestalt und etwas von prophetischer Würde in Ausdruck und Haltung imponirte den Kleinen gewaltig, und seine ganze Erscheinung, wie er in lebhaftem Gespräch mit seinem Freunde im Zimmer auf- und abschritt oder mit Begeisterung ein Erzeugniß heiliger Dichtkunst deklamirte, blieb eine Lieblingstradition der Familie. Groß war daher ihre Freude, als er später wieder in ihre Nähe geführt wurde und der Verkehr nun nicht mehr auf gegenseitige amtliche Dienstleistungen beschränkt blieb, sondern man an schönen Sommertagen zuweilen auch das trennende Thal zu freundschaftlichen Besuchen durchwanderte. Diese Besuche in Strathblane waren immer ein wichtiges Ereigniß im Leben der jungen Burns, denen es in der Umgebung der reichen, feingebildeten Freundesfamilie bald fast klösterlich still und feierlich, bald so wonnig vorkam, daß sie dachten, selbst Engel müßten gerne da Einkehr halten. Dr. Hamilton, ein durch seine innige Frömmigkeit, tiefe wissenschaftliche Bildung und seltene Weitherzigkeit gleich ausgezeichneter Mann, besaß eine Bibliothek, deren Schätze die geweihten Räume des Studierzimmers nicht ganz zu fassen vermochten, so daß dieselben zum bewundernden Staunen der an eine einfachere Häuslichkeit gewöhnten Gäste sich auch in alle Ecken und Winkel der übrigen Gelasse ergossen. Der wissenschaftliche Geist des Vaters erbte sich auf die Kinder fort, deren Spiele sogar den Stempel ihrer Strebsamkeit trugen. Da gab bald einer der Knaben der Gesellschaft eine Vorlesung über irgend ein gelehrtes Thema zum Besten, bald übte ein anderer seine Beredtsamkeit und seinen Scharfsinn in der Vergleichung der Verdienste eines Wilberforce, Brougham, Chalmers u. s. f.; bald verwandelte sich das Familienzimmer in einen Gerichtssaal, in dem auch die jungen Burns zu ihrer nicht geringer Verlegenheit eingeladen wurden, irgend eine Richter-, Advokaten- oder Zeugenrolle zu übernehmen.

Zu Hause pflegten diese sich mit materielleren Beschäftigungen und derberem Zeitvertreib zu unterhalten. In William namentlich war damals noch kein Bildungstrieb erwacht, der über das Maß dessen hinausgieng, was er in der gewöhnlichen Dorfschule lernen konnte. Sein Bruder weiß sich nur zweier Bücher zu errinnern, die ihm in jener Zeit wirklich Freude machten. Bunyans Pilgerreise, die er während eines durch einen Unfall herbeigeführten Zimmerarrests wieder und wieder las, und das Leben des Sir William Wallace, ein einst von Dr. Hamilton erhaltenes Geschenk. Der Glanzpunkt seiner Wünsche und seine fest ausgesprochene Absicht war es, einmal ein tüchtiger Farmer zu werden, wie die Väter seiner meisten Schulkameraden es waren. Von ungewöhnlich starkem Gliederbau und fröhlichen Temperaments, schweifte er am liebsten in Feld und Flur umher. Er konnte mit einem Dorfkameraden lange Tage, die Angel in der Hand, am Bache zubringen, oder mit einer vom Schmied entlehnten alten Flinte stundenlang an den Hecken hinschleichen, um Spatzen und Krähen aufzulauern. Aber auch wo es bei irgend einer ländlichen Arbeit hilfreiche Hand zu leisten galt, war er der oft begehrte Mann auf dem Platz; einmal säuberte er sogar ganz allein alle Bäume der Markung von mehrjährigen Auswüchsen. Auch damals schon verrieth indeß in einzelnen Augenblicken das plötzliche Hervorbrechen eines tieferen Gefühls einen Funken des in ihm schlummernden Feuers. So befanden sich einmal in einem unter seiner besondern Pflege stehenden Taubenschlag etliche überzählige Bewohner, und es war höhern Orts der Befehl ergangen, daß einige seiner Lieblinge dem allgemeinen Besten zum Opfer fallen sollten. Widerstrebend fügte er sich der gebieterischen Nothwendigkeit und griff selbst nach der Flinte, als ob von seiner eigenen Hand das Scharfrichteramt noch am mildesten vollzogen würde. Doch er verfehlte sein Ziel und traf nur den Fuß einer mit der ganzen Schaar auf dem Dach sitzenden Taube. Schmerzhaft zog der Vogel das verwundete Bein unter den Flügel hinauf, und dem armen William wars, als blicke er in seiner Todespein vorwurfsvoll zu ihm, dem Mörder hinab, der mit herabstürzenden Thränen so angewurzelt dastand, daß sein etwas älterer Bruder dabei Rizpa's, des Weibes Sauls gedachte, wie sie die Leichen ihrer erschlagenen Söhne hütete bis das Wasser vom Himmel über sie trof.

Einem Onkel mütterlicher Seite, der einen Besuch in Kilsyth machte, als William in seinem dreizehnten Jahre stand, wollten dessen Lebensplane jedoch nur gar nicht gefallen, und er lud ihn deßhalb freundlich ein, einen Winter bei ihm in Aberdeen zuzubringen, wo Dr. Malvins lateinische Schule damals in ihrer höchsten Blüthe stand. Es war das ein entscheidender Wendepunkt des jungen Lebens; denn schnell fühlte William von dem Geist, der von dem ausgezeichneten Rektor auf alle Lehrer und Schüler ausströmte, sich so mit erfaßt, daß sich ihm eine bis dahin ungeahnte Welt von Freuden und Bestrebungen erschloß. Mit eisernem Fleiß und glühender Begeisterung lag er nun dem Studium des Lateinischen und Griechischen ob, wobei er sich unter Malvins Leitung jene Gewohnheit gründlicher Arbeit, gewissenhafter Genauigkeit und unverbrüchlicher Achtung vor Ordnung und Gesetz aneignete, die ihn bis an sein Ende auszeichnete. Bald zeigte sich dabei auch die seltene Sprachbegabung, die ihm in seiner Missionslaufbahn hernach so wohl zu statten kam. Im Frühling 1831 trat er als einer der besten Schüler aus der obersten Klasse aus und kehrte ins Elternhaus zurück, seiner Meinung nach nun völlig ausgerüstet für seinen künftigen Lebensberuf.

In Landwirthschaft bestand dieser nach Williams Sinn begreiflicher Weise jetzt nicht mehr; im Hause des rechtsgelehrten Onkels in Aberdeen hatte er sich für den Advokatenstand begeistert, wie früher für die Lebensweise seiner Kilsyther Schulkameraden. Den Eltern that das herzlich leid, denn ihr Wunsch war es immer gewesen, ihn einmal ins geistliche Amt treten zu sehen. An geistlichem Sinn aber fehlte es leider William bis jetzt noch ganz und gar. Wurde im Laufe des Nachmittags aus einem religiösen Buche vorgelesen, so suchte er regelmäßig sich davon zu schleichen, und wollte man ihm ein Wort über die Seligkeit des Diensts am Evangelium sagen, so mochte er davon nichts hören. Der Reichthum und die schönen Häuser der Rechtsgelehrten steckten ihm gar zu sehr im Sinn! So erlangte er endlich die elterliche Einwilligung, bei einem in Edinburgh im Strudel der Welt lebenden Bruder seines Vaters seine Lehrzeit als Schreiber zu beginnen. Doch sollte er die Heimat nicht verlassen, ohne daß wenigstens einmal ein Ewigkeitsgedanke seine Seele durchzuckte. Er hatte mit seinem Bruder bis tief in die Nacht von seinen Lebensplanen und Hoffnungen geplaudert, als die

beiden Brüder plötzlich die wohlbekannte Stimme des betenden Vaters vernahmen. In wenigstens augenblicklicher Ergriffenheit flüsterte da William: „Darüber ist einmal kein Zweifel, wo sein Herz ist und wohin er geht."

2. Der große Wechsel.

Die Abschiedsstunde schlug. Trauernd blickten die Eltern und zwei fromme Schwestern dem Scheidenden als einem nun ganz dem Weltdienst Verkauften nach. Wie freudig waren sie überrascht, auf einen Ermahnungsbrief, den sie ihm kurz darauf schrieben, die Antwort zu erhalten: „Ich bin Euch außerordentlich dankbar für Euren köstlichen Brief und freue mich auf unsre Korrespondenz als auf etwas, was mir großen Genuß gewähren wird fern von der theuren Heimat, in der ich so viele glückliche Tage verlebt habe, und in der ich aller Wahrscheinlichkeit nach nie mehr auf die Dauer weilen werde." Zugleich erbat er sich „ein gutes religiöses Buch" zum Lesen.

Kurz darauf tritt er eines Abends unerwartet ins Wohnzimmer. Sein Blick ist ernster als sonst, und auf den besorgten Ausruf der Mutter: „O William, wo kommst du her?" antwortete er kurz: „Von Edinburgh." — Wie kamst du denn? — „Zu Fuß." (Eine Entfernung von 15 Stunden.) Eine lange Pause, während deren William dem Kaminfeuer den Rücken dreht. Dann hebt er an: „Was würdest du dazu sagen, Mutter, wenn ich nach Allem doch noch ein Prediger würde?" Und hierauf erzählte er bündig und gerade, wie der Herr ihn gefunden und er nun keine Ruhe mehr gehabt habe, bis er sich auf den Weg nach Kilsyth gemacht habe, um sich die Erlaubniß seiner Eltern zum Verlassen des selbsterwählten Berufs zu erbitten, damit er durch die Verkündigung des Evangeliums in den Dienst Jesu treten könne. — So war sie also gekommen, die Stunde der Erfüllung so heißer Wünsche, der Erhörung so vieler Gebete!

Von Staunen und Dank ergriffen, standen Eltern und Schwestern vor diesem Wunder da. William selbst bewahrte darüber vor Menschen sein ganzes Leben hindurch ein keusches Schweigen; im Angesicht Gottes aber ergoß er sich zehn Jahre später einmal darüber in seinem Tagebuch. Die betreffende Stelle lautet: „Edinburgh,

den 16. November 1841. Auf meinem heutigen Spaziergang kam ich an Plätzen vorüber, die recht dazu gemacht waren, zu meiner begnadigten Seele von Erbarmen zu sprechen. Ich schaute hinauf zu den Fenstern des Zimmers, in dem, als ich eines Sonntag Nachmittags, 18. Dezember 1831, in Pikes early piety las, ein Pfeil aus der allmächtigen, souvränen Hand von Zions König mein Herz durchbohrte, obgleich es hart genug war, allen minder starken Mahnrufen zu widerstehen. Wer könnte ganz nachfühlen, mit welchen Empfindungen ich diese Stätte wieder betrat! Denn ach! auch die Fenster des ein Stockwerk höher gelegenen Zimmers fielen mir ins Auge, worin das Jahr darauf mein armer Onkel in Einem Tag von der Cholera weggerafft wurde. Welcher Gegensatz göttlicher Erbarmung und göttlichen Gerichts in einander so nahe gelegenen Räumen! Darauf besuchte ich auch noch die Wohnung, in der ich meine ersten Tage als ein Kind der Gnade verlebte, und wo der Geist Gottes mir zuerst Jesum im vollen Glanz seiner Herrlichkeit zeigte als einen Heiland für Sünder wie mich. Das war, glaube ich, der 7. Januar 1832. Aber obgleich mir erst damals volles Licht auf das Wort Gottes und auf mein eigenes Herz fiel, befand ich mich in den drei vorhergehenden Wochen doch nie in gänzlicher Finsterniß; ich fühlte vielmehr, daß Gott mich immer hatte retten wollen, daß ich aber nah daran gewesen war, zum Selbstmörder zu werden, und daß Er jetzt nach Seinem göttlichen Wohlgefallen mein Herz rührte und es um Seines Namens willen zu sich zog. Trotz der herrlichen Wunder, die ich in Seinem Gesetz geschaut hatte, war jedoch unmittelbar nachher mein Friede noch weit entfernt von anhaltender Seelenruhe. Ich hatte viele Aengsten und manch furchtbaren Kampf mit Sünde und Satan, manch schlaflose Nacht untermischt mit Freude und Furcht, Glauben, Hoffnung und Liebe. Ebenezer! Hallelujah! Amen. . . . . Die vorbereitenden Mittel zu meiner Herzensänderung waren, glaube ich, Bruce's Predigten, die mir einen tiefen Eindruck machten, und die Angst vor einem schnellen Tod beim Herannahen der Cholera. Auch ein Brief meiner Schwestern, worin sie nur in einem einzigen Satz von sich als von Zionspilgerinnen sprachen, war ein Wort zur Zeit; denn selbst als die Sünde jedes andere Gefühl in mir ertödtet hatte, konnte ich nicht an meine frommen Eltern und meine gottgeweihte Heimat mit all ihren süßen, heiligen Vorrechten denken,

ohne daß bei der Aussicht, für immer von ihnen getrennt zu werden, ein furchtbarer Zwiespalt in meiner Seele entstand. Ich konnte recht wohl daran denken, ohne Christus zu sein, denn ich kannte Ihn nicht, und ach! kenne ich Ihn jetzt? Aber mich von ihnen auf ewig geschieden zu wissen, war mehr als ich zu tragen vermochte. Dieß bahnte gewissermaßen den Weg; doch bin ich mir vollkommen bewußt, daß mein Herz geistlich todt war. Aber die vorherbestimmte Stunde schlug. Durch die eben erwähnten Ursachen feierlich gestimmt, setzte ich mich hin, um in dem Buche zu lesen, das mein Vater mir zum Abschied gegeben hatte. (Er ahnte wohl kaum, wozu Gott es gebrauchen werde.) Als mein Auge eben auf einer besonders ernsten Stelle ruhte, fühlte ich mich plötzlich wie von einem Geschoß ins innerste Mark getroffen. Gott hatte mich erfaßt. Mit unwiderstehlicher Gewalt durchbebte mich das Gefühl meiner Verdammniß. Ich gieng in mein Schlafzimmer, um da zum ersten Mal mit vielen Thränen und einem sich aus der Tiefe meiner Seele losringenden Schrei nach Gnade mein Herz vor Gott auszuschütten. Vom ersten Augenblick dieser wunderbaren Erfahrung an hatte ich die zuversichtliche Hoffnung, von einem souvränen und unaussprechlich barmherzigen Gott errettet zu werden, zugleich aber fühlte ich auch, daß ich meine jetzige Stellung aufzugeben und mich durch die Verkündigung des glorreichen Evangeliums dem Dienste Jesu zu widmen habe. Von jenem Tage an habe ich, Gott sei Dank, immer mehr oder weniger tief gefühlt, daß eine neue, heilige Kraft mich treibt, durch den Glauben an Jesus zur Ehre Gottes und in der Gemeinschaft des heiligen Geistes zu leben. Heil sei dem, der auf dem Stuhl sitzt, unsrem Gott und dem Lamme!"

Den scharfen Selbstanklagen gegenüber, die Burns hier und auch später oft gegen sich erhebt, dürfte die Bemerkung nicht überflüssig sein, daß sein äußeres Verhalten immer ein durchaus geordnetes geblieben war. Nie ertappten seine Geschwister ihn auf einer Zweideutigkeit oder hörten sie von ihm ein wirklich verletzendes Wort. Innerlich aber hatte er allerdings angefangen, die Pfade der Thorheit zu wandeln, die leicht auch zu äußern Uebertretungen führen, und darum betrachtete er es immer als eine besondere Gnade, daß die Hand des Herrn ihn noch am Rande des Abgrunds erfaßte und ihn so dem seinem Gefühl nach sonst unvermeidlichen Sturz entriß.

Merkwürdig fügte sichs, daß Burns sich sogleich der Vorberei-

tung aufs Predigtamt zuwenden konnte. Die Zeugnisse, deren er zum definitiven Eintritt bei seinem Onkel bedurfte, waren noch immer nicht gekommen, und er somit noch frei. Schon hatte der Onkel aber einen solchen Eindruck von der Brauchbarkeit des Neffen bekommen, daß er ihn nur ungern ziehen ließ. Im Lauf des Sommers kehrte William nach Kilsyth zurück, und mit dem Beginn des Winters bezog er die Universität Aberdeen.

Einem Sturmwind gleich, hatte der Geist Gottes Williams Lebensschiff erfaßt und seinen Kurs verändert, aber nicht lange schwellte der himmlische Lebenshauch gleich freudig seine Segel. Auf die Springfluth der ersten Gnadenerfahrungen folgte eine ihm tief schmerzliche Ebbe der Gefühle, und der Hauptinhalt seiner von Aberdeen aus an die ihm innig verbundenen Schwestern geschriebenen Briefe sind von schonungsloser Selbstverurtheilung begleitete Klagen hierüber.

„Ueber meinen Seelenzustand kann ich wenig Erfreuliches sagen," schreibt er in der ersten Zeit seines dortigen Aufenthalts. „Bei meiner Ankunft war es um mein inneres Leben sehr schwach bestellt, doch ich hoffte, die Nothwendigkeit, in die ich mich versetzt sehe, vorsichtig zu wandeln, werde unter Gottes Segen die wohlthätige Wirkung haben, mich näher zu Ihm hinzutreiben und mich bei Ihm Kraft für alle Vorkommnisse suchen zu lassen, aber leider muß ich bekennen, daß ich mich darin getäuscht habe. In den ersten paar Tagen meines Hierseins habe ich mich vieler Heuchelei schuldig gemacht, indem ich bekehrt scheinen wollte, während ich mich doch in Wahrheit fern von Gott fühlte und wie ich fürchte weniger um Seine Ehre, als um meinen eigenen Ruf besorgt war." — So schwach aber auch ihm selbst sein Glaubensflämmlein schien, war es doch ein Licht, das Andern nicht verborgen blieb. Ein erhöhter Grad von Ernst und Kraft in all seinem Thun gab Zeugniß von den Triebfedern, die ihn jetzt leiteten und die er andersgesinnten Studiengenossen gegenüber auch freimüthig bekannte. Der Blick aufs Größte vermehrte nur seine Treue im Kleinen, so daß er in allen Zweigen des Wissens sich einen ehrenvollen, in der Mathematik sogar einen ausgezeichneten Platz erwarb.

Im Winter 1834 verließ er Aberdeen, um seine Studien in Glasgow zu vollenden. Dort erhielt sein inneres Leben durch die Predigten des trefflichen J. Duncan und die Theilnahme an einem

Studenten-Missionsverein neue Nahrung. Noch immer war dasselbe zwar mehr ein sich in den gewöhnlichen Geleisen christlicher Erfahrung bewegender Wandel im Gehorsam des Glaubens, als jenes überwältigende Gefühl menschlichen Verderbens und göttlicher Erbarmung, das ihn bei seiner Bekehrung durchschüttert hatte und in seinem späteren Wirken ihn alle Schranken conventioneller Formen überspringen und nur vor den durch den Herrn selbst bestimmten Grenzen stille stehen ließ; aber trotz aller Seufzer ist in seinen Briefen doch ein sicher fortschreitendes geistliches Wachsthum nicht zu verkennen.

„Ich habe eine sehr trübselige Woche gehabt," klagt er einmal. „Ich bin mir mehr Herzensatheismus als Liebe zu Gott bewußt, wünsche aber, wie ich glaube, jetzt auf einen gewissen Grad, daß diese Entdeckung meines tiefen Elends mir durch Gottes unschätzbare Gnade dazu gesegnet werde, mich demüthiger und dankbarer gegen den anbetungswürdigen Erlöser zu stimmen, der für so abscheuliche Geschöpfe sich so tief erniedrigt und so viel gelitten hat."

„Gewiß ist die Gemeinschaft der Heiligen, wo sie zu haben ist, wichtig, ja sogar unumgänglich nöthig für's geistliche Wachsthum," schreibt er ein andersmal. „Doch wenn sie wirklich erquickend und belebend sein soll, muß jeder zum allgemeinen Besten etwas von dem himmlischen Manna mitbringen, das er im Kämmerlein gesammelt hat. Wenn uns aus irgend Jemand das heilige himmlische Licht eines gottseligen Wandels entgegenstrahlt, wenn wir ihn aus der Fülle des Herzens von den großen Reichsangelegenheiten sprechen hören, sollten wir uns daraus die Lehre ziehen, daß er bei Jesus gewesen ist, und auch hingehen, um von jenem Wasser zu schöpfen, das in uns ein Brunnen werden soll, der in das ewige Leben quillet. Mit Freuden begrüße ich darum deinen Vorschlag zu einer Vereinigung im Gebet, geliebte Schwester, doch glaube ich, daß wir unsern Zweck am besten erreichen durch vermehrte Treue im Gebrauch der gewöhnlichen Gnadenmitel. Irgend eine neue, besondere Verabredung wird eher zur Last und zum Aufenthalt, wenn sie nicht einem nur dazu bestimmten Kanale gleicht, die ihre Ufer überfluthenden Wasser aufzunehmen. O möchte unser stiller Herzensumgang mit dem Herrn häufiger und regelmäßiger werden! Ein Grundfehler christlicher Zeiteintheilung bei Vielen und leider besonders auch bei mir ist es, zu seltene und zu kurze Augenblicke zur feier-

lichen Einkehr bei unsrem gnadenreichen Vater und seinem anbetungswürdigen Sohne zu bestimmen."

Schien dem gleichfalls in Glasgow studierenden Bruder jeder Sonntag in Duncans Kirche ein Patmos, und jede seiner Predigten ein Blick in die geöffnete Himmelspforte, so fühlte William sich nicht minder wohl in dem Freundeskreise, dem ohne Unterschied des Alters alle Studenten angehörten, die den Herrn Jesum und sein Reich lieb hatten. Wenn sie sich da zusammen an dem Glaubensmuth eines Henry Martyn oder David Brainerd, eines Duff oder Marshman erbauten, wallten oft ihre Herzen auf von dem brennenden Verlangen, auch bald ins Leben hinauszutreten und in dem großen, in der Christenheit wie draußen unter den Heiden entbrannten heiligen Krieg mitkämpfen zu dürfen. Hier war es auch, daß während William den ernsten, ergreifenden Worten des edlen Dr. Kalley lauschte, der im Begriff stand, eine glänzende Praxis aufzugeben, um als Missionsarzt nach China zu gehen, in ihm selbst erst das volle Verständniß rückhaltlosester Hingabe des ganzen Seins und Wesens in den Dienst Jesu erwachte, das seinem künftigen Leben das entscheidende Gepräge verlieh. Ein Brief an eine seiner Schwestern läßt uns einen Blick thun in die Gefühle, mit denen er dem Ende seiner Studienzeit entgegensah.

„Ich nahe mich jetzt, wie du weißt, einem Lebensabschnitt, wie, die Zeit der Bekehrung abgerechnet, auf dieser Erde ein menschliches Geschöpf keinen wichtigeren erleben kann," schrieb er zu Anfang des J. 1839. „Bald werde ich mich, so elend ich bin, der Kirche Gottes als ein Bewerber um das Amt eines Evangelisten anzubieten haben, ja noch mehr, so groß ist die Ehre, zu der ich berufen bin, daß diese Kirche darüber zu entscheiden haben wird, ob es mein Loos sein soll, hier zu Lande oder unter den in ihren Sünden dahinsterbenden Heiden den unausforschlichen Reichthum des Gekreuzigten zu verkündigen. Inzwischen bete für mich und unsern theuren Bruder, wie ich mir jetzt aufs neue vornehme, für Dich zu beten, daß jedes von uns in seinem Kreise immer ein lebendiger Brief Christi sein möge, erkannt und gelesen von allen Menschen, und daß Er schon jetzt uns als Werkzeuge Seines Geistes zur Bekehrung von Sündern und zur Erbauung von Gläubigen brauchen wolle."

3. Eintritt ins Predigtamt.

Am 27. März 1839 wurde Burns von dem Presbyterium zu Glasgow zur Verkündigung des Evangeliums ermächtigt. Schon mehr als ein Jahr zuvor hatte er nach anhaltendem Gebet und ernster Selbstprüfung an seinen Vater die feierliche Bitte gerichtet, derselbe möchte, falls er es gut finde, der schottischen Missionscommittee für Indien seine Bereitwilligkeit zu wissen thun, sich dorthin senden zu lassen, vorausgesetzt, daß die Kirche ihn dazu für geeignet erachte. Sein Anerbieten war freundlich aufgenommen worden, und damit betrachtete er sich als definitiv der Mission geweiht. Irgend eines bestimmten Rufes harrend, setzte er seine Studien fort, die er ebensowohl ein Jahr früher hätte abbrechen können. Ein erhöhtes Gefühl der gnadenreichen Nähe seines Herrn und vermehrte Freiheit und Freudigkeit im Zeugniß von Ihm waren ihm die selige Bürgschaft, daß Er ihn wirklich brauchen wolle zu Seinem Dienst; aber der erwartete Ruf kam nicht. Er hatte in der nächsten Zeit die Universität zu verlassen und wußte noch immer nicht, wohin?

Da erhält er von dem seither in weiten Kreisen bekannt gewordenen Prediger M'Cheyne, der sich damals gerade zu einer Reise nach Palästina rüstete, die Anfrage, ob er nicht inzwischen seine Gemeinde in Dundee versehen möchte? Die Sache scheint Burns vom Herrn und er sagt zu, unbekümmert um die Größe der vor ihm liegenden Aufgabe, vor der wohl mancher Andre zurückgeschreckt wäre. Schon damals nämlich zählte der ebenso fromme als begabte M'Cheyne zu den ausgezeichnetsten Dienern der schottischen Kirche, und auch nur für kurze Zeit in seine Arbeit einzutreten, war darum keine leichte Sache. In seiner überfüllten Kirche pflegte von fern und nah Alt und Jung, Reich und Arm zusammenzuströmen, gewöhnt, einem Schwung der Rede zu lauschen, dem gegenüber die einfache Verkündigung des Worts leicht matt und alltäglich erscheinen konnte. Aber gerade das tiefe Gefühl der eignen Schwachheit war's, worin Burns Stärke lag. Im innersten Grund der Seele überzeugt, daß er ohne Christus rein nichts, in Seiner Kraft aber Alles vermöge, sah er nicht gerade viel Unterschied zwischen schwereren und leichteren Pflichten. Ohne die Nähe und den Beistand seines himmlischen Meisters fühlte er sich nicht geschickt, auch nur zu einer Handvoll Kindern in einer Sontagsschule zu sprechen, Ihn

zur Seite aber konnte er unerschrocken vor die Mächtigsten und Weisesten der Erde hintreten.

Am zweiten Aprilsonntag 1839 hielt er seine erste Predigt in Dundee über die Worte: „Ich ermahne euch aber durch die Barmherzigkeit Gottes, daß ihr eure Leiber begebet zum Opfer, das da lebendig, heilig und Gott wohlgefällig sei, welches sei euer vernünftiger Gottesdienst."

Manches Herz in der Gemeinde bebte, als statt des geliebten und verehrten Lehrers eine zarte Jünglingsgestalt herauftrat, deren Kraft der auf ihre Schultern gelegten Last kaum gewachsen schien. Aengstlich ruhte manch prüfendes Auge auf dem jugendlichen Prediger, doch alle Bangigkeit verschwand schon beim bloßen Klang seiner Stimme; solch heiliger Ernst lag in der Art, wie er betete. Ruhig, wie einer, der sich unter dem Schatten des Allmächtigen weiß, stand er da, nur die Worte redend, die der Herr ihm gab, und bald schien auch die Gemeinde nichts mehr zu hören, als das Rauschen der Füße seines himmlischen Meisters. So öffneten sich ihm gleich bei seinem ersten Auftreten die Herzen in einer kaum für möglich gehaltenen Weise. „Kaum hatte H. Burns seine Wirksamkeit unter uns begonnen," äußerte nach Jahren ein sehr geachtetes und mit einem Kirchenamt betrautes Gemeindeglied, „so fieng man schon an, die Gewalt seiner Rede zu spüren. Mit gründlichem Schriftverständniß und einem selbst von Spurgeon unübertroffenen Organ ausgestattet, und dabei von einem Eifer beseelt, den nichts dämpfen, wie von einer Kraft, der nichts widerstehen konnte, übte er auf die Massen einen seit Whitefields und Wesleys Tagen unerhörten Einfluß aus. Von der ganzen Umgegend wogten zu seinen Vorträgen Schaaren herbei, und die Kraft des Predigers schien mit den an sie ergehenden Anforderungen zu wachsen. Wo immer er sich hören ließ, brachte er einen tiefen Eindruck hervor; gleichgiltig zu bleiben bei dem leidenschaftslosen Ernst seiner Mahnrufe, war rein unmöglich. Da war kein Aufwand von schönen Worten, aber wahre ungekünstelte Beredsamkeit, und mancher, der voll Selbstvertrauen zum Spotten kam, blieb um zu beten."

Man konnte sich sowohl ihrer natürlichen Begabung, als ihrer ganzen Art und Weise nach kaum größere Gegensätze denken als Burns und M'Cheyne. Von dem reichen Duft gottgeheiligter Poesie und dem Feuer der Empfindung, worin der eigenthümliche Reiz

von M'Cheynes Wesen und Schriften lag, hatte Burns rein nichts. Kraft, nicht Anmuth, Klarheit und Stärke weit mehr als Frische und Fülle des Ausdrucks und Gedankens war seine specielle Gabe; nur wenn er durch besonders mächtige Geisteswirkungen bis in seine innersten Tiefen erregt war, brach der dort quellende Born heiliger Rührung und Begeisterung ans Tageslicht hervor. Interessant ist in dieser Beziehung die Schilderung eines ihm von den ersten Tagen seiner Bekehrung an engverbundenen Freundes: „Ein schnelles Sprachverständniß, angestrengte Ausdauer in Verfolgung eines großen Zwecks, Scharfblick, gesunder Menschenverstand und Mutterwitz verbunden mit Kaltblütigkeit und Geistesgegenwart in den verschiedensten Lebensverhältnissen lagen weit mehr innerhalb seiner natürlichen Begabung als die Eigenschaften, die den leicht zur Begeisterung fortgerissenen und fortreißenden Prediger machen. Seine Körperkraft, sein Muth und alle seine sonstigen Anlagen hätten ihn befähigt, gleich einem Livingstone Afrika zu durchwandern, wenn er sein Herz auf ein derartiges Ziel gestellt hätte. Niemand war weniger als er von Hause aus ein Narr; Niemand ist es aber in unsern Tagen um Christi willen in vollerem Sinne geworden als er. In ganz besonderer Weise bestand seine Predigt nicht in vernünftigen Reden menschlicher Weisheit, sondern in Beweisung des Geistes und der Kraft; darum war sie auch mächtig vor Gott, zu verstören die Befestigungen. Er hatte keine besondre Wärme des Vortrags, keine Phantasie, wenig natürliche Beredtsamkeit, aber er verstand es, mit kühnen Griffen evangelische Wahrheiten zu fassen; er besaß die Gabe klarer, lebendiger Darstellung und eine Stimme, die jede noch so große Versammlung in der Kirche, auf der Straße oder draußen auf dem Feld zu beherrschen vermochte; und wenn die Macht des Geistes über ihn kam, hörte man die Donner Sinais mit allen ihren Schrecken, das stille, sanfte Säuseln des Evangeliums in seiner ganzen Lieblichkeit, den glühenden Redefluß einer mit einer Kohle aus dem Heiligthum berührten Zunge; ja dann war es, als vernehme man den unabweisbaren Bußruf eines zwischen dem Reich der Lebendigen und der Todten auf der Grenze Stehenden, der sich selbst in der unmittelbaren Gegenwart des großen Gottes fühlte — Himmel und Hölle und die Seelen der Menschen vor Augen, das Herz von der Liebe Jesu erfüllt und die Lippen von Seiner Gnade überfließend — während Haufen um ihn

her aus Schmerz über jetzt erst erkannte Sünden oder aus Freude über einen jetzt erst gefundenen Heiland weinten."

Ebenso dankbar, wie die Gemeinde die ihr in ihrem stellvertretenden Seelsorger geschenkte Gabe Gottes schätzte, erkannte Burns die in ihr fühlbaren Wirkungen des h. Geistes an. „Der Herr läßt mich in meiner anstrengenden Arbeit nicht ohne manche Ermuthigungen," schrieb er schon in der ersten Woche. „Viele Herzen scheinen in erfreulicher Weise vorbereitet, das Evangelium als das Wort Gottes anzunehmen, und einige habe ich schon gefunden, deren geistliche Erfahrung meinem eigenen Wachsthum in der Gnade zum stärksten Sporn gereicht, und deren Maßstab für christliche Handreichung mich ihnen als einen unwissenden Stammler erscheinen lassen wird. So weit ich bis jetzt urtheilen kann, scheinen sie mir indeß keine lieblos, sondern eine freundlich gesinnte Klasse von Leuten, die wie ich hoffe, nicht weniger für mich beten, als Kritik an mir üben werden; und da ich ohne eigenes Zuthun einen deutlichen Ruf vom Herrn erhalten habe, zu ihnen zu kommen, will ich alle meine Anliegen auf Seine heiligen Schultern wälzen und so unter ernstem Ringen harren, bis Er in Herrlichkeit unter uns erscheint, sein Zion zu bauen."

Wie diese letztere Aeußerung schon ahnen läßt, hatte Burns sehr kühne Hoffnungen in Betreff einer auch in unsern Tagen als ein göttliches Amen auf die ernsten Gebete einer neubelebten Kirche zu erwartenden Ausgießung des h. Geistes. Mit vielen Andern beschäftigte er sich eifrig mit den dahin zielenden Verheißungen und ihrer vorbildlichen Erfüllung am ersten Pfingstfest, die ihm keineswegs ein vereinzeltes Ereigniß, sondern nur ein Beispiel dessen schien, was die Gemeinde Christi zu jeder Zeit und sogar in noch herrlicherer Weise zu sehen hoffen dürfe. Selbst einige der auffallendsten äußeren Erscheinungen der damaligen Geisteswirkungen betrachtete er nicht als Ausnahmen, sondern als etwas, was sich recht wohl zu irgend einer Stunde vor unsern Augen wiederholen könnte. „Die zerspaltenen Zungen und die Gabe der fremden Sprachen haben wohl mit dem Zeitalter der Wunder, dem sie wesentlich angehörten, ihr Ende gefunden," äußerte er kurz vor seiner Berufung nach Dundee einmal gegen seinen Bruder, als sie zusammen traulich von Glasgow nach Kilsyth wanderten; aber das laute Schluchzen gebrochener Seelen sei gewiß nicht bloß jenen Tagen eigen und müßte zu jeder

Zeit überall vernommen werden, wo in einer großen Versammlung von Sündern die scharfen Pfeile des allmächtigen Königs in die Herzen seiner Feinde dringen. — „Ob aber, selbst wenn inmitten einer christlichen Gemeinde die Wirkung des h. Geistes so tief und gewaltig wäre, wie am ersten Pfingstfeste, namentlich unter den gebildeten Ständen die moderne Gewohnheit der Selbstbeherrschung eine so rückhaltslose Aeußerung der Gefühle, wie sie damals stattgefunden habe, nicht abschneiden würde?" meinte dagegen jener. William jedoch blieb dabei, wenn der gewaltig einher fahrende Wind, der da bläset, wo er will, sich einmal mit Macht erhübe, würde man auch sein Brausen so hören, daß selbst die Welt ihm ihr Ohr nicht ganz verschließen könnte. Kaum ahnte er damals, daß das, wofür er eiferte, schon so nahe sei; viel weniger aber noch kam es dem Bruder in den Sinn, daß an demselben Platze, nach dem sie jetzt ihre Schritte lenkten, er in wenigen Monaten Zeuge von Auftritten sein werde, in denen er eine merkwürdige Bestätigung von Williams Ansicht erkennen mußte.

4. Erweckungen in Kilsyth und Dundee.

Während Burns mit großer Treue der Gemeinde in Dundee wartete, Kranke und Sterbende besuchte, einzelnen angefaßten Seelen nachgieng und die sich als Abendmahlsgäste Meldenden prüfte, trug er sorgsam auch die eigene Seele in Händen und ließ sich gern vor den Gefahren warnen, die einem jungen Prediger drohen. „Im Gebet eine Demüthigung erlangt, oder vielmehr einige Erkenntniß meines Hochmuths," bemerkt er bei einer derartigen Veranlassung einmal in seinem Tagebuch. „Der Herr ist wahrhaftig unaussprechlich gnädig, daß Er mich trägt; Seinem Namen allein die Ehre!" — Ein andres Mal, nachdem er von einer durch seine Predigt erweckten Seele gehört hat, ruft er aus: „O wunderbare Gnade, daß der Herr meinen fleischlichen, selbstsüchtigen Dienst überhaupt nur ansieht; Ihm sei ewig Preis!" Dann seufzt er wieder: „O um eine Neubelebung des tieferfahrungsmäßigen Christenthums, das Fleming in seiner Schrift so gründlich erläutert, von dem er so kräftig zeugt! Wohlauf, wohlauf, ziehe Macht an, du Arm des Herrn! Wohlauf, wie vor Zeiten, von Alters her!"

Nicht minder als der Sohn in Dundee sehnte sich der Vater

in Kilsyth nach einer erneuten Ausgießung des h. Geistes. Die dortige Gemeinde hatte vor bald hundert Jahren einmal eine solche erfahren dürfen, und die Erinnerung daran lebte noch in manchen Herzen fort. Auch Vater Burns hielt sie ungemein hoch; gleich im zweiten Jahr seiner Wirksamkeit in Kilsyth machte er sich mit einem gleichgesinnten Freunde daran, die vergilbten Berichte von jener herrlichen Erweckung zu entziffern, und vertiefte sich darein mehr und mehr mit solch brennendem Verlangen nach der Widerkehr ähnlicher Gnadentage, daß eigentlich sein ganzes Predigtamt darauf hinzielte, in den ihm anvertrauten Seelen dieselbe Sehnsucht zu wecken und zu nähren. Während er vereint mit immer mehreren Gliedern der Gemeinde im Kämmerlein um mächtigere Geisteswirkungen flehte, verachtete er keineswegs die Tage geringer Dinge, sondern streute als ein geduldiger Ackermann Jahr für Jahr unverdrossen seinen Samen aus. Der Zustand der Gemeinde hatte sich unter seiner Pflege schon merklich gehoben, als zu Anfang des Jahrs 1839 ein größerer Ernst und Eifer im Kirchenbesuch, vermehrte und lebendigere Gebetsversammlungen und etliche auffallende Bekehrungen die Gleichgiltigen nachdenklich machten und die Hoffnungen und Gebete der Gläubigen beflügelten. Dazu kamen ähnliche Zeichen einer nahenden Erweckung unter andern religiösen Gemeinschaften der Umgegend, namentlich unter einer kleinen, überaus rührigen Methodistengesellschaft, die durch ihren Eifer für die Rettung von Seelen Andere zum segensreichen Wettkampf spornte.

So kam der Juli 1839 herbei. Da am 21. in Kilsyth das h. Abendmahl gefeiert werden sollte, wurde William zur Unterstützung seines Vaters dorthin berufen. Was er hier erlebte, geben wir etwas abgekürzt am besten mit seinen eigenen Worten wieder, wie er es ein Jahr nachher bei einem Besuch im Elternhause niederschrieb.

„Da ich eine freie Stunde habe, ist mir der Gedanke gekommen, es könnte zur Ehre Gottes gereichen, wenn ich meine Erinnerungen von dem wunderbaren Anfang des Gnadenwerks aufzeichne, das der Herr im Juli 1839 hier begann, und ich erflehe den besondern Beistand des h. Geistes, damit ich über diese Wunder Jehovas nach Seinem Willen und zu Seiner Ehre schreibe. — Während der ersten vier Monate meines Predigtamts, die ich in Dundee verbrachte, genoß meine Seele viel die Nähe des Herrn, und ich that mir einen guten Vorrath von Schriftkenntniß ein, indem

ich mich von Woche zu Woche auf meine Predigten vorbereitete. Aber obgleich ich mich bemühte, die ganze Wahrheit zu sagen und sie meinen Zuhörern recht eindringlich zu machen, hatte meine Predigtweise damals doch einen Fehler, den ich seither verbessern gelernt habe, nämlich daß ich theils aus ungläubigen Zweifeln an der ganzen unaussprechlichen Größe der Wahrheit, theils aus Scheu die Leute sichtbar und allgemein aufzuschrecken, so zu sagen nicht dazu kam, durch eine rückhaltslose Erklärung des göttlichen Zeugnisses über den Zustand der gefallenen Menschheit und die Nothwendigkeit einer unbedingten Uebergabe an den Herrn Jesum dem Feind den Fehdehandschuh hinzuwerfen. Doch nahte ich mich allmählich diesem Standpunkt, der mir seit ich zum erstenmal die Kanzel betrat, ja eigentlich seit meiner eigenen Bekehrung das große Mittel zur Gewinnung von Seelen erschien. Die letzten drei Sonntage bevor ich nach Kilsyth gieng, predigte ich beinahe ohne etwas niedergeschrieben zu haben, nicht weil ich etwa meine Vorbereitung vernachlässigte, sondern nur um mehr Zeit zum Studium und zum Gebet zu haben. Ich empfand bei diesen Predigten den göttlichen Beistand mehr als sonst, und auch meine Zuhörer schienen einen tieferen Eindruck zu bekommen, einige sollen stille Thränen vergossen haben. Am 18. Juli wurde mein geliebter Schwager begraben. Sein Tod war für meine Seele von einem Segen begleitet: nie genoß ich, glaub ich, einen süßeren Vorgeschmack der Herrlichkeit und Liebe Jesu und der Seligkeit seines unvergänglichen Reichs, als bei dieser feierlichen Veranlassung. Der heilige Wandel unsres sel. Bruders und sein himmlisch schönes Ende machte seinen Tod sehr ergreifend und ungemein geeignet, das Herz jedes Gläubigen ihm nachzuziehen in die Herrlichkeit, da Jesus wohnt. Durch Gottes Gnade war das seine Wirkung auf meine Seele. Auf dem Weg zum Grabe weinte ich vor Freude und hätte den Herrn laut loben mögen für Seine Liebe, daß er mich würdigte, ein Glied Seines Leibes zu seiner Ruhestätte tragen zu helfen, und als ich zum letzten Mal zu der eingesargten Hülle in ihrem engen, einsamen Bett hinabblickte, hatte ich ein wonniges Vorgefühl der Wiederkunft des Herrn, wo Er selbst die theure Leiche in Herrlichkeit auferwecken wird.

„So vorbereitet predigte ich Sonntag, den 21. Juli, Abends, in Kilsyth über das Wort: Kommet her zu mir Alle, die ihr mühselig und beladen seid ꝛc., soviel ich mich erinnere ohne fühlbaren

Beistand oder besondere Wirkung. Gegen den Schluß hin jedoch wallte mir das Herz so gegen die armen Leute, unter denen ich so viele meiner Jugendjahre in Sünden verlebt hatte, daß ich einfließen ließ, ich werde vor meiner Abreise noch einmal eine Ansprache an sie halten. Ich werde sie hienieden vielleicht nicht wiedersehen, und wolle darum auf dem Marktplatz reden, um auch solche zu erreichen, die das Haus Gottes meiden und nach denen mich doch in der Liebe Jesu verlange. Diese Versammlung wurde auf Dienstag Vormittag festgesetzt, da ich nachher nach Dundee zurückkehren wollte. Montag Abend sprach mein Onkel, Dr. Burns, in einer Missionsversammlung über Jes. 52, 1 und sagte dabei Einiges über das Hochzeitskleid Christi, was mir das Herz bewegte. Die Sache der Heiden wurde mir in dieser Stunde näher gerückt, als je vor- oder nachher, und obgleich ich, indem ich das Wort nahm, keinerlei Plan hatte, was ich sagen wollte, wurde es mir geschenkt, mit Freiheit und in der Kraft des h. Geistes zu sprechen.

„Ich bezeuge dieß, wie alle andern ähnlichen Thatsachen, im Angesicht Jehovas und zu seinem Preis. Möge Er mir Gnade schenken, alle Ehre Ihm allein zu geben und nichts davon für mein verfluchtes Fleisch zu nehmen! Die Leute schienen tief ergriffen, die Versammlung war indeß nicht sehr groß. Ich weiß mich kaum der Gefühle zu erinnern, mit denen ich am Dienstag Morgen zur Predigt gieng; nur der allgemeine Eindruck ist mir geblieben, daß ich ein sehnliches Verlangen nach der Bekehrung von Sündern und der Ehre Immanuels hatte, daß ich unter dem Bewußtsein des schrecklichen Zustandes der Sünder ohne Christus und ihrer Schuld, wenn sie Sein stellvertretendes Opfer verwerfen, stand, sowie auch unter dem meiner völligen Unfähigkeit, ihnen durch mein Thun zu Hilfe kommen zu können, und meiner gänzlichen Untüchtigkeit und Unwürdigkeit, in der Hand des Geistes ein Werkzeug zur Errettung von Seelen zu sein, während dessenungeachtet mein Auge dennoch mit süßer Hoffnung auf den Herrn als den Gott alles Heils gerichtet war. Ich habe seither gehört, daß Etliche von dem Volk des Herrn in Kilsyth, nachdem sie schon lange um eine Zeit der Erfrischung von Seinem Angesicht gebetet und gerungen und die vorhergehende Nacht wie unter Geburtsschmerzen um die Gewinnung von Seelen zugebracht hatten, nicht nur mit der Hoffnung auf eine Offenbarung der Herrlichkeit Gottes zu der Versammlung kamen, sondern mit

einem bestimmten, auf ihren vor Seinem Gnadenstuhl empfangenen Eindrücken beruhenden Vorgefühl derselben. Der Morgen ließ eine Versammlung im Freien nicht zu, und auch dieß scheint vom Herrn so geordnet gewesen zu sein, denn während einerseits es der Verabredung einer Versammlung im Freien bedurfte, um die Menge herbeizulocken, war es andrerseits für die rechte Leitung des herrlichen Werks, das nun folgte, nöthig, daß wir uns in einem geschlossenen Raume befanden. Um zehn Uhr gieng ich auf den Marktplatz und trieb mit einigen Andern etliche Herumstreicher vor mir her, die hinter dem großen Haufen zurückblieben. Als ich auf die Kanzel trat, füllte eine unermeßliche Menge aus dem Dorf und der Nachbarschaft Sitze, Treppen, Gänge und Vorhallen — Alle in ihren Alltagskleidern, und unter ihnen Manche aus den verwahrlosetsten Schichten der Bevölkerung. Ich ließ den 102. Psalm singen und war sehr bewegt, als ich beim Vorlesen an den Vers kam: 'Du wolleſt Dich aufmachen und über Zion erbarmen; denn es ist Zeit, daß Du ihr gnädig seist, und die Stunde ist gekommen.' Wie mit göttlicher Macht ergriffen mich die Worte: 'Die Stunde ist gekommen' und weckten in mir die süße Hoffnung, daß sie wirklich jetzt da sei. Hierauf las ich ohne Erklärung den Bericht von der Bekehrung der 3000 am Tag der Pfingsten. Als ich zum zweiten Mal gebetet und den Herrn besonders angefleht hatte, Er möchte doch die Fenster des Himmels öffnen, predigte ich über die Worte: Nach Deinem Sieg wird Dir Dein Volk willigliche opfern im heiligen Schmuck (Ps. 110, 3). Ich hatte in Dundee schon über den gleichen Text gepredigt, ohne daß eine besondere Wirkung sichtbar war, und so viel Gnade mir auch dießmal in seiner Behandlung geschenkt wurde, konnte ich auch zu keiner spätern Zeit in derselben Weise und mit demselben Erfolg darüber sprechen. Der Plan meiner Betrachtung war:

I. Die Personen, von denen hier gesprochen wird. Sie sind Gottes Auserwählte; es sind die Seelen, die der Vater dem Sohne gibt.

II. Die Verheißung des Vaters in Betreff dieser Seelen: Sie werden willig sein.
   1. Willig, einzig und allein durch die Gerechtigkeit Christi erlöst zu werden.

2. Willig, sein Joch auf sich zu nehmen.
3. Willig, sein Kreuz zu tragen.

III. Die Zeit dieser Verheißung. Sie ist Immanuels Siegestag.
1. Der Tag seiner Erhöhung zur Rechten des Vaters.
2. Der Tag der freien Verkündigung des Wortes Gottes.
3. Der Tag, an dem der gekreuzigte Christus das Centrum und die Summa der Predigt ist.
4. Der Tag der Ausgießung des heil. Geistes.

Bei diesem letzten Punkt spielte ich auf einige der merkwürdigsten Ausgießungen des Geistes an, die seit dem ersten Pfingstfest der Kirche geschenkt wurden . . . . Als ich bei dieser Aufzählung göttlicher Wunder an die glorreiche Offenbarung Jehovas kam, durch die 1630 der schottischen Kirche während einer Predigt John Livingstones 500 Seelen geschenkt wurden, fühlte ich mich getrieben, gerade so, wie Livingstone es gethan hatte, in die noch Unbekehrten unter meinen Zuhörern zu dringen, jetzt, augenblicklich die ihnen von Gott angebotene Gnade zu ergreifen, und damit fortzumachen, bis der Geist des Herrn so mächtig an ihren Seelen arbeitete, daß er gleich jenem mächtigen Winde, der in Jerusalem herniederbrauste, Alles mit sich fortrisse. So lange ich sprach, horchte die Versammlung mit der gespanntesten, tiefsten Aufmerksamkeit unter manch stiller Thräne und unaussprechlichem Seufzen des Geistes; zuletzt aber durchbrach der Strom der Gefühle die gewöhnlichen Schranken und machte sich in lautem Weinen und Schluchzen und in Thränen und Wehklagen Luft, in die sich das Jauchzen und der Dank einiger Seelen mischte, die schon ein Eigenthum des Herrn waren. Der Zustand, in dem ich einen großen Theil meiner Zuhörer von der Kanzel aus vor mir sah, vergegenwärtigte mir in erschütternder Weise denjenigen, in welchem sich die Gottlosen am Tag der Wiederkunft Christi zum Gericht befinden werden. Einige schrieen in ihrer Seelenangst laut auf; Andere, darunter starke Männer, lagen wie todt auf dem Boden. So groß war die allgemeine Unruhe, daß, nachdem ich eine Zeitlang die herzlichsten, dringendsten Einladungen des Herrn an Sünder, wie Jes. 55 und Off. 22, 17 wiederholt hatte, ich mich genöthigt sah, einen Psalm anzugeben, in den bald Viele einstimmten, während in unsern Gesang sich das Stöhnen der Gebundenen mischte, die nach Erlösung schrieen. Nachdem mein Onkel und mein Vater noch kurz gesprochen und gebetet hatten, wurde um

3 Uhr der Gottesdienst beendet mit der Bemerkung, wir werden um 6 Uhr wieder zusammenkommen.

„Zu meiner Ueberraschung gefiel es dem Herrn, während des ganzen Verlaufs dieses wunderbaren Auftritts, da beinahe alle Anwesenden überwältigt waren, mich selbst vollkommen ruhig zu erhalten. Gleichlaufend mit dem schauerlichen, tief ergreifenden Blick in den Zustand der Unbekehrten wurde mir ein solcher Eindruck geschenkt von der Ehre, zu der das hier begonnene Werk dem Herrn, und von dem Segen, zu dem es müden Sündern gereichen werde, daß meine Seele voll stiller Freude und voll Lobes war. So gar nicht aufgeregt war ich, daß, als ich mich zu Hause ein wenig aufs Bett legte, um neue Kraft für die noch vor mir liegende Arbeit zu sammeln, ich eine Stunde des erquickendsten Schlafs genoß und nach Seele und Leib so frisch aufstand als je."

So der eigene Bericht des reichbegnadigten Predigers. Hören wir nun auch noch den des Bruders.

„In der ersten Hälfte seines Vortrags war er wie gewöhnlich ruhig, besonnen, gemäßigt, und wich weder in seiner Ausdrucksweise noch in seinem Gedankengang merklich von dem üblichen Predigtstyl ab, aber es lag in seinem ganzen Wesen etwas so Feierliches, Ehrfurchtgebietendes, als ob seine Seele von der Gegenwart dessen überschattet wäre, in dessen Namen er sprach. Im weitern Verlauf der Rede schien diese Gegenwart Gottes sich mehr und mehr auf ihn herabzusenken, ja ihn ganz zu erfüllen und sammt seinen Zuhörern wie mit Stromesgewalt fortzureißen. Ein Mahnruf folgte dem andern mit immer wachsendem Feuer und erschütternderem Ernst, bis, als er zuletzt fast mit Ungestüm in seine Zuhörer drang, den Kampf zu wagen, um den Preis zu gewinnen, die Worte: 'Kein Kreuz, keine Krone!' mehr einem Ruf inmitten des Schlachtgewühls, als einer in gewöhnlichen Rede ausgesprochenen Wahrheit gleich von seinen Lippen erschollen. Noch eines andern unaussprechlich ergreifenden Augenblicks erinnre ich mich. Bei seiner Aufforderung an die Sünder, die ihnen in Jesu angebotene Gnade doch nicht zu versäumen, wählte er das vielgebrauchte Bild eines zur Hilfe eines sinkenden Schiffes ausgesandten Rettungsbootes. Dabei trat ihm die Lage der Schiffbrüchigen mit solcher Lebendigkeit vor die Seele, daß es war, als sähe er wirklich das von den tobenden Wogen umhergeworfene, sinkende Fahrzeug, die zitternde, sich an

den Hauptbalken anklammernde Menge und das von den schäumenden Fluthen so nahe zu ihr herangetragene Boot, daß es fast mit der Hand erfaßt werden konnte; als sähe er aber dennoch sie zaudern und in thörichter Unentschlossenheit den letzten Augenblick zur Rettung verlieren. 'Seid ihr drinnen? Seid ihr drinnen? Rettet euch! jetzt oder nimmer!' rief er da mit solcher Macht, als müßte seine Stimme von einer Landspitze her ins Meer hinausdringen. Er entfaltete in diesem Augenblick, wie auch später manchmal zu gewissen Zeiten, eine Lebendigkeit und Kraft der Darstellung, die unwillkürlich an die Beschreibung von Whitefields Predigten erinnert, nur daß bei meinem Bruder kein dichterischer Flug der Phantasie mitwirkte, sondern diese Lebendigkeit einzig und allein der Ausdruck seiner innern Anschauung und tiefen Ergriffenheit von ewigen Wahrheiten war. Die darauf folgende Scene weiß ich nur durch Verweisung auf den Bericht zu schildern, den Apg. 2 uns vom Tag der Pfingsten gibt, dessen Seitenstück sie mir mit Ausnahme der wunderbaren Gabe der fremden Zungen sowohl in ihrer ersten Erscheinung als in ihrer Weiterentwickelung zu sein scheint."

Woher doch dieses wunderbare Angethansein mit Kraft aus der Höhe? Woher dieses sturmwindähnliche Brausen des Geistes durch die Versammlung hin? Gewiß war es die Antwort auf viele schon seit Jahren aufgestiegenen Gebete der Gläubigen. Bedeutungsvoll aber ist der Blick, den uns Burns Freund, Moody Stuart, in die verborgenen Anfänge dieser herrlichen Erhörung thun läßt, wenn er erzählt: „Die letzten Wochen vor seinem Besuch in Kilsyth lebte Burns ganz im Gebet; er schien keinen andern Gedanken, kein andres Verlangen zu haben, als nur immer zu beten. Sowohl allein als mit Andern war es seine Wonne bei Tag, und in den Nachtwachen konnte man ihn abermals laut beten hören."

Der Burns Predigten in Kilsyth begleitende Segen war so groß, der Herr hatte ihn dort so augenscheinlich bei einer besondern Gnadenheimsuchung zu Seinem Werkzeug erkoren, daß er nicht so schnell, wie es ursprünglich seine Absicht gewesen, nach Dundee zurückkehren konnte. Auch nach seiner Abreise noch schien sich Wochen hindurch die Erweckung nur zu vertiefen, so daß aus allen Gegenden des Landes, besonders aber vom nahen Glasgow her fromme Prediger kamen, dem überbürdeten Pfarrer unter die Arme zu greifen. Die Reichhaltigkeit und Manchfaltigkeit ihrer Belehrungen

trug sicher mit dazu bei, einer Bewegung, die sich leicht in bloße Gefühlsaufregungen hätte verflüchtigen können, durch innere Kräftigung mehr Halt und Dauer zu verleihen. Der ganze Ton und Geist in Dorf und Umgegend war momentan ein anderer; es schien ein sabbatlicher Hauch darüber ausgegossen, den auch Fremde alsbald mit heiligem Schauer empfanden. Man hörte keinen Fluch, keine schmutzigen Scherze, keinen Lärm mehr auf den feierlich stillen Straßen, allabendlich aber strömten die Bewohner in der Kirche, oder wenn das Wetter es erlaubte, zuweilen auch auf dem Marktplatz oder Friedhof zusammen, um mit einander das Lob Gottes zu singen und sein Wort verkündigen zu hören. Nach jeder solchen Versammlung füllte sich auf die hiezu ergangene Einladung das Pfarrhaus oder die Sakristei mit heilsbegierigen Seelen, die verlangend fragten: „Was muß ich thun, daß ich selig werde?" In Kilsyth selbst, wie in den dazu gehörigen Weilern bildeten sich allenthalben unter Alt und Jung kleine Gebetsvereine; auch eine andere Pfarrgemeinde wurde von der Erweckung mit ergriffen. Aus dem stillen Gebirgsthal, dem einsamen Waideplatz, dem wogenden Erntefeld, der lärmenden Weberwerkstadt, der dunklen Kohlengrube drang die Stimme des Gebets empor; sie alle wurden Zeugen heiliger Gespräche, in denen in den Feierstunden Brüder sich mit brennenden Herzen von den großen Dingen unterhielten, die sich in diesen Tagen zugetragen hatten. Unsittliche Bücher wurden den Flammen überliefert; in den Wirthshäusern sogar war eine mächtige Veränderung spürbar.

Am 8. August kehrte Burns nach Dundee zurück, wohin ihm die Kunde von der wunderbaren Bewegung in Kilsyth vorausgeeilt war, so daß seine Gemeinde ihn mit großer Spannung erwartete. Den zweiten Tag nach seiner Ankunft erzählte er Abends am Schluß der gewöhnlichen Betstunde etwas von dem, was ihn etliche Tage länger festgehalten habe, und lud diejenigen, welche das Bedürfniß einer Ausgießung des h. Geistes zu ihrer Bekehrung fühlen, zu längerem Bleiben ein. Etwa hundert der Anwesenden folgten dieser Aufforderung und zerflossen in Thränen unter der noch an sie gerichteten Ansprache. Tags darauf war bei einer ähnlichen Versammlung in der Kirche die Bewegung allgemein, und kaum öffnete sich die Sakristeithüre für die nach besonderem Zuspruch Verlangenden, so drängten sich Viele voll Begierde herbei. Wie eine mit Gewalt

zurückgehaltene Fluth brachen jetzt die Gefühle los; Manche stürzten schluchzend und um Gnade schreiend zu Boden. Von da an wurden Monate hindurch jeden Abend Gottesdienste gehalten. Die ganze Stadt war in Aufregung; die Gottlosen wütheten; viele Gläubigen zweifelten Anfangs, aber mehr und mehr schienen die Tage der Apostel wiederzukehren, da der Herr täglich zu der Gemeinde hinzuthat, die da selig wurden.

Die Erweckung von Kilsyth wiederholte sich in Dundee in allen ihren Hauptzügen, obwohl ihre Aeußerungen natürlich in einer gewerbreichen Stadt sich theilweise etwas anders gestalteten, als in dem stilleren Dorfe. Allabendlich in der überfüllten Kirche stattfindende Versammlungen tief ergriffener Hörer; Haufen nach engerem Anschluß verlangender Seelen, manchmal zahlreich genug, um eine eigene Gemeinde zu bilden; eine außerordentliche Reichhaltigkeit biblischer Unterweisung durch verschiedene Diener des Worts, worauf gewöhnlich noch die spezielle Berathung der um ihr Heil Bekümmerten und besondrer Fürbitte Bedürftigen folgte; eine Menge von Gebetsvereinen, die sich unter Groß und Klein in Privatwohnungen, Werkstätten, Gärten und Feldern bildeten; nächtliche Wanderungen vieler nach Gnade Dürstenden aus bedeutender Entfernung, ein halb ernstes, halb neugieriges Fragen auch unter der Masse der Bevölkerung — all' das charakterisirte hier wie dort eine Zeit, die Keines, das sie miterlebte und auf einen gewissen Grad mit davon erfaßt wurde, je vergessen wird. Selten verstrich ein Tag, an dem nicht mehrere, oft 20 ja 40 Seelen, die bereit waren, ihr Alles an die Erlangung der Einen köstlichen Perle zu setzen, zu Burns in seine Wohnung kamen. Einzelne Beispiele dieser zum Theil ebenso gründlichen als plötzlichen Bekehrungen aufzuzählen, gestattet uns der Raum nicht. Ihren eigentlichen Höhepunkt erreichte die Erweckung in Kilsyth erst im September, zu Dundee im Oktober bei der an beiden Orten reich gesegneten Feier des h. Abendmahls.

Als M'Cheyne im November aus Palästina zurückkehrte, erkannte er dankbar und neidlos an, was der Herr in seiner Abwesenheit durch Burns gewirkt hatte und nun auch an andern Orten zu wirken begann. Mehrmals bekam er den Eindruck, als wehe der h. Geist gleich dem über ein Erntefeld hinstreichenden Wind durch

die Gemeinden und beuge die reifenden Aehren zur Erde nieder. Einer seiner Reisebegleiter aber bezeugte nach Burns Tode:*)

„Während jene Bewegung Tausende von Meilen von uns stattfand, stand ich in keinerlei Verbindung mit Schottland. Von Erweckungen wußte ich nichts, hatte nie auch nur ein Wort davon gehört. Selbst über die evangelischen Heilswahrheiten war ich in tiefer Unwissenheit, und soweit ich sie kannte, haßte ich sie. Als ich aber in eine Landgemeinde unweit Dundee zurückkehrte, konnte ich nicht umhin, die Wirkungen zu sehen: sie waren zu auffallend, um unbemerkt zu bleiben. Ich traf ja dieselben Orte und Menschen wieder, aber es war Winter gewesen, als ich sie verließ, und Sommer geworden, als ich heim kam. Die Zeit, da die Vögel ihre Stimme erklingen lassen, war da. Mit dem entschiedensten Wunsch, zu widersprechen und zu läugnen, fand ich Läugnen unmöglich, und gekommen, um zu richten, mußte ich mich gleich so vielen Andern selbst gefangen geben."

(Fortsetzung folgt.)

Die Hermannsburger Mission im Betschuanenlande.

Es ist mir dieser Tage ein Brief aus der Transvaal-Republik zugekommen, der also anhebt:

„Entschuldigen Sie, daß ich, ein Ihnen gänzlich unbekannter Hermannsburger Missionar, mir die Freiheit nehme, Ihnen zu schreiben.

„Durch die Güte eines reformirten Bruders hier im Heidenlande wird mir von Zeit zu Zeit der Genuß zu Theil, das gegenwärtig von Ihnen redigirte evangelische Missions-Magazin zu lesen. Ich achte dasselbe hoch, und es bereitet mir das Lesen desselben manche Erquickung und Belehrung, besonders weil es sich aller Erfolge auf dem Missionsgebiete freut und über lutherische und reformirte Mission gleich theilnehmend berichtet."

Nun folgt aber eine längere Kritik von Aufstellungen, welche sich in dem Artikel „Die Berliner Mission in Südafrika" (Miss.

*) Sunday at Home 1868.

Mag. April 1869) finden; sie schließen mit dem Tadel: „Sie hätten auch erst alles prüfen und untersuchen sollen, ehe Sie über Personen und Sachen sich Urtheile erlauben." —

„Daß Sie und Herr Dr. Wangemann der Welt ein solch großes Axiom überhaupt nur erzählen mögen, nämlich daß auf den Hermannsburger Stationen der alte Adam auch noch nicht ausgestorben sei, beweist — zwischen den Zeilen gelesen — von Ihnen beiden das Gleiche. — Daß die Brüder (in Natal) ein ungemein großes Haus gebaut haben, 'zumeist nur, damit die vielen unbeschäftigten Handwerksbrüder Arbeit hätten,' ist ebenso unbegründet, als 'daß die Kräfte der vielen Missionare mehr in Koloniearbeiten als im eigentlichen Missionswerk aufgehen.' Und daß unter unseren Getauften nur sehr wenig Nationalkaffern seien, ist in demselben Maaße wahr, als dieß von vielen Berliner Stationen gesagt werden muß. Auf die Stationen des Betschuanenlandes kann sich dieß überhaupt nicht beziehen.

„Ueberhaupt macht Ihr Schreiben über die Hermannsburger Mission den Eindruck, als sei dieselbe die einzige, der Sie keine Liebe und Rücksicht schulden, wie denn auch die spätere Kritik einer Erzählung des lieben Vater Harms, dieser Kirchen- und Missionscelebrität, nach dessen Tode, diesen Eindruck verschärft.

„Was die Welt von uns sagt, rührt uns nicht; einem muthwilligen Lästerer antwortet man nicht; aber Ihnen gegenüber, den ich achten und lieben gelernt habe durch Ihr Blatt, ists mir wenigstens unmöglich zu schweigen. Daher dieser Brief, den ich Sie herzlich bitte, mir zu gut zu halten. Bitte Sie aber zugleich inständig, diesen Brief, oder eine eigene Berichtigung Ihres früheren Schreibens über uns in Ihr Blatt aufzunehmen, da es mir unlieb sein würde, dieses Schreiben zu diesem Zweck anderweitig publiciren zu müssen, so Sie uns eine milde Rechtfertigung durch Vermittlung Ihres Blattes verweigern. Ich hoffe, Sie werden es thun zur Ehre der Wahrheit, die ich Ihnen geschrieben, und für die ich nach allen Seiten einstehe. Ist Ihnen aber etwas in diesem Schreiben Auffallendes, oder wünschen Sie irgend welche Aufklärung, so bin ich von Herzen dazu erbötig.

„Und endlich, mein lieber Herr, schließen Sie uns Hermannsburger auch in Ihre Liebe und Fürbitte ein. Wir alle meinen es auch von Herzen, sind Eines Heilandes Liebhaber und Erlöste, und

arbeiten in Einem Glauben und Einer Hoffnung zu Einem Zwecke, zum Preise unseres Herrn Jesu und zum Heil der armen Heiden."

Es schien das Gerathenste, Anfang und Ende dieser herzlich wohlgemeinten Strafepistel vorauszuschicken, ehe ich auf den Kern derselben, der verwickelte geschichtliche Entwicklungen einschließt, näher eingehe.

Von Herzen bedaure ich, wenn die gelegentlichen Erwähnungen der Hermannsburger Mission, welche das Missionsmagazin in den Auszug aus Dr. Wangemanns Bericht verwob, irgend einem der dortigen Arbeiter Anstoß gegeben oder den Eindruck beigebracht haben, als finde sie nicht dieselbe Liebe und Rücksicht wie andere evangelische Missionen. Was der selige Ludwig Harms in seinem Vaterlande, wie in den andern Welttheilen, durch Gottes Gnade gewirkt und ins Leben gerufen hat, ist ja so groß und folgenschwer, daß es auch einem blöden Auge einleuchten müßte, geschweige denn einem wirklichen Missionsfreunde. Wenn aber das Missionsmagazin in seiner Recension der „Beiträge zur hannoverschen Missionsgeschichte" (Mag. 1869, S. 340 ff.) die historische Genauigkeit einiger Angaben des Vollendeten beanzustanden sich erkühnte, so würde das sicherlich vom verehrten Vater freundlicher aufgenommen worden sein, als von dessen geistlichem Sohne. Wer wie ein Harms in Gottes Kraft selbst Geschichte gemacht hat, nimmt es nicht schwer auf, wenn ein Recensent ihm in einer seiner geistvollen und gemüthlichen Erzählungen etwelche Verstöße in Namen und Zahlen nachweist oder einen Verehrer des Mannes warnt, solche Erzählung nicht unbesehen geschichtlicher Forschung zu Grunde zu legen.

Fragt aber jemand: Wenn du die Hermannsburger Mission achtest und lieb hast, warum lässest du sie denn im Missionsmagazin beharrlich bei Seite? so muß freilich die Antwort etwas demüthigend für den Redakteur ausfallen. Er kann nämlich nicht umhin zu gestehen, daß es ihm leichter wird, sich auf andere Missionsgebiete zu versetzen, von welchen ihm zusammenhängende Darstellungen vorliegen, als auf solche, deren Erlebnisse nur aus periodischen Blättern zusammenzustellen wären. Die Menge von übersichtlichen Schilderungen, Reisetagbüchern, Biographien ꝛc., welche namentlich die englischen und amerikanischen Missionsgebiete uns zugänglich machen, zieht einmal die Aufmerksamkeit eines gewöhnlichen Christenmenschen mächtiger an. Wohl liest ein solcher auch das Hermannsburger

Missionsblatt mit Interesse, und blättert wieder und wieder in den einzelnen Jahrgängen, aber der Ueberblick über das ganze von Hermannsburgern bebaute Feld geht ihm ab. Er sieht sich vielleicht wiederholt auf der Karte des Petermann'schen Missionsatlasses um, aber ehe er sich noch recht orientirt hat, nehmen die Stationen mächtig zu; bereits sind es ihrer 39 geworden in 7 Distrikten Südafrikas, und die vertrakten Namen wollen sich nicht recht auseinander halten lassen, sie schwimmen ihm immer wieder zusammen. Wie sehnt er sich darnach, daß einmal ein Inspektor oder Superintendent, dem die Ehuhlengeni und Esihlengeni, die Etembeni und Empangweni so geläufig sind, wie irgend ein —burg oder – heim des Vaterlandes, sich daran mache, ein Gebiet ums andere zu beschreiben. Aber bis jetzt wartet er darauf vergebens.

Sodann bringt es die Natur eines Monatsblatts mit sich, daß nur fragmentarische Auszüge der einzelnen Stationsberichte darin Platz finden, daher vielfach die ersten Eindrücke, welche der Missionar von neuen Umgebungen und Personen empfängt, weitläufig beschrieben werden, während die Veränderungen und Correctionen, welche dieselben im Lauf der Zeit erleiden, selten nachgetragen werden. Wenn ich nun lese, was der fleißige Dr. G. E. Burkhardt aus den Missionsblättern allein zusammengebracht hat, um z. B. die Geschichte der Hermannsburger Mission unter den Betschuanen*) zu schreiben, so will mir der Muth zu einem ähnlichen Unternehmen entsinken, weil der Versuch kaum anders als dürftig ausfallen kann. Und wenn dann die mühevolle Arbeit vollendet ist, so kommt vielleicht mein lieber Briefsteller darüber, liest sie rasch durch und sagt: „Sie hätten auch erst Alles prüfen und untersuchen sollen, ehe Sie über Personen und Sachen sich Urtheile erlauben."

Alles prüfen, ja freilich, wer das könnte! Zunächst versteht sich, daß Eines Mannes Rede keine Rede ist, man soll sie hören alle Beede. Wo aber eine Partei sich in Schweigen hüllt, bleibt es schwer zu untersuchen, wer recht hat. Das eben ist der Nutzen von freimüthigen, nicht allzu rücksichtsvollen Berichten, wie der von Dr. Wangemann unzweifelhaft ist; für die Würdigung der verschiedenen Missionsarbeiter und der christlichen Parteien, denen sie an-

*) Kleine Missionsbibliothek von Dr. G. E. Burkhardt, Ergänzungsheft II: Afrika. Bielefeld und Leipzig 1868.

gehören, reicht deren eigenes Zeugniß nicht hin. Wer nach der Wahrheit trachtet, hört gern, wie sich dieses und jenes Christenwerk einem Fremden auch beim bloßen Vorbeireisen präsentirt, ohne daß er darum allzuviel Gewicht auf dessen momentane Eindrücke legte. Immerhin wird sich ein annäherend richtiges Urtheil nur durch Vergleichung mehrfacher Zeugnisse bilden lassen; daher wir auch dankbar sind für die durch den Briefsteller uns gewordene Berichtigung und Belehrung. Doch machen wir uns an unsern Versuch, der freilich aus bruchstückartigen Berichten zusammengesetzt nicht viel besagen will, jedoch beweisen mag, daß auch der Hermannsburger Mission von der Redaktion in Liebe gedacht wird.

1. Anfang der Mission.

Es war im Januar 1852, daß die Kommissäre der Kapregierung mit den holländischen Bauern, die sich jenseits des Vaalflusses niedergelassen hatten, einen Vertrag schlossen, wodurch diesen das Recht zugesprochen wurde, ihre Angelegenheiten völlig selbständig zu ordnen. Nun enthielt zwar dieser Vertrag einige Bestimmungen, welche die Sclaverei auf dem Gebiet der neuen Republik verboten, aber durchaus keine Sicherung der Rechte der Eingebornen oder der unter ihnen arbeitenden Missionare. Einer der Kommissäre soll sogar zu den Bauern gesagt haben: „mit den Missionaren mögt ihr fahren, wie euch beliebt.“ Damit war in aller Eile ein neuer Staat geschaffen, welcher einigen Tausenden holländischer Bauern die Geschicke von einer Viertelsmillion Schwarzer in die Hand legte, auf einem Gebiet so groß wie Preußen.*)

Das Erste, was diese neu constituirte Transvaal-Republik unternahm, war eine Expedition gegen die längs ihrer Westgrenze angesiedelten Betschuanenstämme, unter welchen die Londoner Missionare Livingstone, Inglis und Edwards sich niedergelassen hatten. Im August 1852 fielen etwa 600 Bauern mit 700 Eingebornen über die friedlichen Stationen her, tödteten oder verjagten die Männer, und führten die Weiber und Kinder sammt allem Vieh als gute

*) Nach der letzten Berechnung mag Transvaal 5152 □Meilen mit 275000 Einwohnern enthalten, von welchen 25500 Weiße sind (1867). Der Zulauf zu den neuentdeckten Diamantfeldern am Vaal wird aber die Bevölkerung bedeutend vermehrt haben.

Beute mit sich heim, nachdem sie die Dörfer zerstört hatten. Einer dieser acht Stämme, die Bakweni, stand unter dem Fürsten Setschele, der 1848 von Livingstone getauft, sich freundlich zu den Engländern gestellt und seine Kinder eben erst (im April 1852) nach Kuruman gesandt hatte, um von Missionar Moffat erzogen zu werden. Es wurde von diesem Christenhäuptling verlangt, daß er sich dem neuen Freistaat unterwerfe und keine englischen Reisenden mehr einlasse; der Weg ins Elfenbeinland sollte allen Fremden versperrt werden. Des Fürsten Weigerung, sich mit alten Freunden zu verfeinden, hatte zur Folge, daß er am Sonntag mit Krieg überzogen wurde. Auf seine Bitte, ihn den Ruhetag feiern zu lassen, ruhte zwar der Kampf bis zum Montag; mit der Morgendämmerung aber begann das Schießen; 60 Bakweni fielen (gegen 35 Bauern), dann wurde die Stadt verbrannt, auch Livingstones Haus (in seiner Abwesenheit) erbrochen und ausgeplündert und die lebende und fahrende Habe mit fortgenommen. Da die andern Stämme alle, ohne Gegenwehr zu versuchen, geflohen waren, schimpften natürlich die Bauern ganz wüthend über Setschele; sie äußerten: „jener verfluchte Doctor (Livingstone) muß sie kämpfen gelehrt haben." Dieser Doctor konnte also nicht zurückkehren, er begann sofort seine Wirksamkeit als Reisender und Wegefinder ins Innere des Kontinents; die Missionare Inglis und Edwards aber wurden „wegen Verbreitung falscher Nachrichten" (über das Sklavereisystem der Bauern) des Landes verbannt.

Die Folgen dieses ersten Auftretens der Transvaalbauern lassen sich leicht übersehen. Zunächst wurde aller Handel mit Waffen und Munition in ihrem Gebiet aufs strengste verboten, außer sofern er ihnen selbst zu gute kam. Eine europäisch bewaffnete Bevölkerung, die sich zu der eingebornen kaum wie 1 zu 10 verhielt, konnte nur unter dieser Bedingung hoffen, das Land zu beherrschen. Zugleich aber sank der Einfluß der Engländer im ganzen Gebiet der Bauern auf den Nullpunkt herab; Setschele reiste zwar nach der Kapstadt, fand aber bei der dortigen Behörde kein Gehör, daher er die Briten zu verachten begann. Nur Moffat, Livingstones Schwiegervater, blieb ihm lieb und ehrwürdig; ihm bahnte der Fürst auch 1854 (und wieder 1857) den Weg zu den Bamanguato in Schoschong und zum Herrn der Matabelen, dem gefürchteten Moselekatsi, wodurch bald eine weitere Ausdehnung der Londoner Missionsthätigkeit ins Innere Afrikas möglich wurde.

Nun aber wandte sich Setschele durch den Präsidenten der Republik, Prätorius, dem er sich unterworfen hatte, an die 30 Tagereisen von ihm entfernten deutschen Missionare des Natallandes, ob nicht von ihnen ein Lehrer für sein verwahrlostes Volk zu gewinnen wäre. Die Bauern hatten gegen Herrnhuter oder ihnen ähnliche deutsche Missionare nichts einzuwenden, weil bei ihnen keinerlei Einmischung in die politischen Verhältnisse ihres Landes zu befürchten war, und Jedermann ihre stille, dem Ganzen förderliche Thätigkeit rühmte. Die Hannoveraner Sendlinge hatten sich in einem wasserreichen Thale von Natal in (Neu-)Hermannsburg 1854 angebaut, Missionare und Kolonisten zumal, und warteten bei ihrer sich stets verstärkenden Zahl sehnlich auf Ruf und Weisung nach neuen Arbeitsfeldern. So machte sich denn nach dem Himmelfarthsfest 1857 der Hermannsburger H. Schröder mit zwei Brüdern auf den langen Weg, der ihn (10. Juli) zuerst zu dem Häuptling Moiloi führte, bei welchem Inglis früher gewohnt hatte; sie kamen dann an Edwards verwüsteter Station Mabotsa und an Livingstones völlig verödetem Wohnort Kolobeng vorbei, und erreichten Setscheles neue Stadt Litayane am 16. Juli.

Setschele machte ihnen einen angenehmen Eindruck. Er wird als ein etwa 35jähriger sehr beredter und gewandter Mann beschrieben, der seinen Stamm gut zu beherrschen wußte, obleich er unter demselben als Christ ziemlich allein stand. Ehrenwerth war besonders, daß er sich der Vielehe enthielt und eifrig predigte. Die Eingebornen nennen sich Bakweni (von ihrem heiligen Thier, dem kweni oder Alligator); etliche Bakaa wohnen unter ihnen. Das ganze Volk der Betschuanen (Batschuana „die Gleichen") obgleich in viele Stämme getheilt, redet doch — bis an den Zambesi hinauf — eine und dieselbe Sprache, freilich in vielerlei Dialekten; im Vergleich mit den stammverwandten Kaffern der Ostküste zeigen sie sich weicher und fürs Evangelium zugänglicher. Doch hatte die neue Mission vom Anfang an in Setscheles einflußreichem Bruder Khosalinzi einen entschlossenen Gegner; einmal war er ein Hauptregenmacher, der für die alten Bräuche eiferte, die Zauberei und die Beschneidungsfeierlichkeiten aufrecht erhielt; und gegen die Deutschen hegte er schon darum Vorurtheile, weil sie vom Osten her, durch der Bauern Gebiet herübergekommen waren.

Schon beim Eintritt in ihre neue Station Litayane fügte es

sich, daß die Hermannsburger Missionare mit dem alten Moffat zusammentrafen, der gerade zu Moselekatsi reiste und über die unerwartete Ankunft neuer Sendboten erfreut zu sein schien, ihnen auch zur Erlernung der Sprache die nöthigste Anweisung gab. Doch regte sich frühe ein gewisses Mißtrauen zwischen den Deutschen und den Londonern, indem diese, von jenen um Bücher angegangen, sie lange warten ließen; „daher man nicht weiß, wie man zu ihnen steht." Doch konnte auch der Krieg, der zwischen den Bauern und den Batlapi am Kuruman ausbrach, die Zögerung verschuldet haben. Erklärlich ist, daß die Londoner auf dieses Gebiet als ein ihnen durch schreiendes Unrecht entrissenes blickten; von ihren Verhandlungen mit den Deutschen erfahren wir vorerst nichts.

Je mehr diese letzteren sich in die neuen Verhältnisse einlebten, desto lauter tönte ihnen als Hauptklage Setscheles das Verlangen nach Schießpulver in Ohr und Herz. „Alles schreit nach Pulver." Das Völklein war dessen insbesondere während einer Lungenseuche seines Viehs sehr bedürftig, denn wovon sollte es leben, als von der Jagd. Schröder sah sich endlich veranlaßt, den holländischen Präsidenten zu fragen, ob er dem Fürsten nicht jährlich ein gewisses Quantum für diesen Zweck durchlassen wolle; und die Bitte wurde gewährt: 200 Pfund Pulver und 400 Pfund Blei wurden ihm geschickt mit der Zusage, daß er in Zukunft immer mit solchen Bedürfnissen durch die Brüder sollte versehen werden.

Um Ostern 1858 durfte Schröder bereits zwei Erwachsene und zwei Kinder (von Setschele und einem andern Christen) taufen, und hatte an 200 Zuhörer in der Kirche beisammen, wenn nicht gerade eine Dürre die Bewohner zerstreute. Die Gemeinde wuchs rascher als auf den Kaffernstationen; namentlich wirkte mächtig die Erhörung von Gebeten, wenn z. B. an einem Sonntag um Regen gefleht wurde und derselbe schon in der nächsten Woche das Land erfrischte.

Die wacker aufblühende Mission wurde (15. Juni 1858) durch die Missionare Bakeberg, Schulenburg und Zimmermann verstärkt, welche mit zwei Kolonisten und europäischen Geschenken an Setschele in Litayane eintrafen. Man machte sich nun an die Aufführung eines gemauerten Hauses und konnte die Anlegung neuer Stationen unternehmen. Eine, Linokana, erstand im Osten bei dem obgenannten Häuptling der Baharutsi, Moiloi; eine andere im Norden unter den Bamanguato in Schoschong.

Letztere verdient eine besondere Erwähnung. Ueber die Bamanguato herrschte Sekhomi, der Oheim eines 16jährigen Prinzen Matsching, der von Moselekatsi in die Gefangenschaft geführt worden war. Er wäre vielleicht besser dort geblieben, allein Moffat brachte den greisen Eroberer dahin, den jungen Thronerben loszugeben, dem nun Setschele die Herrschaft über den Nachbarstamm zu verschaffen suchte. Allein der Prinz zeigte sich dafür so untauglich, daß Setschele selbst ihn bekriegen und Sekhomi wieder einsetzen mußte.*) Bei dieser Gelegenheit lernte Sekhomi den Werth christlicher Lehrer kennen, und sandte seinen Sohn südwärts, die Hermannsburger um einen Missionar zu bitten. Somit ließ sich Schulenburg in Schoschong nieder, einer schönen Oase in der Wüste, auch Letschojo (Auferstehung) genannt, bereits jenseits des Wendekreises gelegen, und fand bald Eingang unter den 40000 dort angesiedelten Betschuanen.

So dehnte sich das Werk fröhlich aus. Unter den Bakuena aber mehrte sich das Reich Gottes zusehends, so daß die Arbeiter (September 1859) sich gesegnet fühlten „über Bitten und Verstehen". Dazu hatte auch der Hunger beigetragen, welcher wohl 200 Menschen wegraffte, während nun 33 Getaufte, von den Lehrern gekleidet, die Gemeinde bildeten, und Verfolgungen nur von etlichen Frauen zu erleiden waren, die um der Vielweiberei willen ihre Männer zu verlassen sich gedrungen fühlten. Setschele heißt noch immer „ein gar lieber Mann", der meist nach der Predigt noch eine Rede an sein Volk hält, daß es doch ganz sich dem Herrn ergeben möge. Auch die Schulen machten befriedigende Fortschritte; nur das Rechnen fiel den Kindern schwer; wer es hoch brachte, konnte bis auf 100 zählen. Die Früchte der Mission schienen hier entschieden schneller zu reifen als unter den Kaffern, und von dem männerreichen Hermannsburg konnte man steten Nachschub von Schnittern erwarten.

2. Die Hemmung.

Leider trat eine Störung ein, nicht von heidnischer oder englischer Seite, sondern durch ein inneres Zerwürfniß. Die traurigen Vorgänge zu schildern, ist einem Fernstehenden geradezu unmöglich;

*) Später, wie wir sehen werden, kam Matsching wieder empor und bewies sich als Freund der Mission.

er muß sich begnügen, den Verlauf zunächst an der Hand der gedruckten Berichte zu verfolgen.

Der selige Harms sandte als Superintendent der Mission den durch 19jährigen Missionsdienst unter den Dajaken Borneos bewährten Dr. Hardeland nach Südafrika, wo derselbe 29. October 1859 in der Kapstadt landete. Mit seltener Regierungsgabe ausgerüstet, tüchtig und energisch, obwohl von Krankheit vielfach gedrückt (da er denn die körperlichen Leiden durch entbehrungsvolle Reisen im unwirthlichen Lande zu bekämpfen versuchte) übernahm er die ganze Leitung der bereits über vier weite Kreise ausgedehnten Mission. Er wollte auch die Betschuana-Stationen besuchen, etliche Brüder aber schrieben ihm, er brauche sich nicht zu bemühen, sie gedächten freie Leute zu bleiben. Vater Harms war tief verwundet, schrieb und warnte. Allein ein Unstern hieng über der Korrespondenz, es giengen wohl Briefe verloren, Schulenburg erklärte sich (Aug. 1860) bereit, zur Kindespflicht zurückzukehren, fand aber bei einigen andern kein Gehör, worauf er sich nach Europa auf den Weg machte, noch immer mit sich kämpfend, ob die unumschränkte Herrschaft eines Superintendenten nicht doch zu römisch wäre. Erst im März 1863 trat er wieder in die lang vermißte Gemeinschaft ein, während Bakeberg und Zimmermann in der Trennung beharrten, sich aber bereit erklärten, ihre beiden Stationen zu räumen. Harms trauerte lang und tief über „vier abgefallene Söhne, die in Gefahr stehen, geistlich zu verderben".

Doch Hardeland machte sich endlich auf den Weg zu den Betschuanastationen, wo die Verhältnisse mittlerweile in große Verwirrung gerathen waren. Vom Mai bis zum 21. Aug. 63 währte diese Reise, als deren Resultat er berichtete: Setschele, sehr erzürnt über Schulenburg und Bakeberg, habe die Londoner Missionare eingeladen, wieder zu ihm zu kommen, die ihm auch zu willfahren gedächten. Der Fürst habe Litavane gegen eine entferntere (wasserreichere) Station vertauscht und wolle gerade Sekhomi bekriegen. „Da schien es nun christliche Liebe und Billigkeit, sowie auch Klugheit und Vorsicht zu erfordern, den Londoner Brüdern das Feld zu überlassen. Unsere Abtrünnigen hatten uns keine Stationen mehr zu übergeben, sondern nur ein paar elende Lehmhütten; sie hatten von Setschele den Abschied erhalten." Hardeland beschloß also mit der Regierung in Prätoria zu verhandeln, die vor sechs Jahren die Brüder berufen

hatte, und fragte sie, ob sie die Engländer zuließe. Die Antwort lautete: nach den mit Livingstone gemachten Erfahrungen werde man nie zugeben, daß englische Missionare sich dort niederließen; die Deutschen sollen nur fortfahren. So versprach denn Hardeland, bald möglichst vier Missionare zu senden, und die Regierung machte sich anheischig, bei Setschele denselben Eingang verschaffen.

Ein weiteres Bedenken wog mit bei dem Superintendenten, daß nämlich die Missionare im Betschuanenlande so leicht Handelsjuden werden. „Auch für unsere Abtrünnigen ist dies Handeln und Erwerben für sich die Hauptursache ihres Abfalls geworden, darum haben sie keinen über sich haben wollen, der solchem Unwesen ein Ende machte." Nach Abordnung der neuen Betschuana Missionare (1. October 1863) gab Dr. Hardeland sein Amt an Miss. Hohls ab, da ihm die Kraft zur weiteren Führung desselben versagte. —

So ungefähr sieht sich die Sache nach des sel. Harms Schilderung an. Daraus entnahm nun das Missions-Magazin (1869 S. 167) die Angabe „daß diese Hermannsburger sich gerade darum von ihrer Gesellschaft trennten, um auch Freiheit zum Handelsbetrieb zu bekommen."

Hier aber tritt mein Briefsteller kräftig auf. „Daran zweifle ich nicht, daß Sie glauben die volle Wahrheit zu schreiben, aber Sie fühlen sich doch sehr unsicher. (Wahr!) Gesetzt es wäre wie Sie schreiben, dann würde es Ihnen doch etwas zu leicht, um des Einen willen alle Hermannsb. Missionare zu blamiren. (War nicht beabsichtigt.) Man konnte dagegen erwarten, daß Sie sich jedes Urtheils enthalten würden über Personen, die nicht gehört worden; die aus Rücksicht und Pietät gegen ihre Gesellschaft die unwahren Darstellungen jener Berichte, aus denen Sie geschöpft, schweigend ertrugen. Sie sind also ganz falsch berichtet worden, es sei schriftlich oder mündlich. Jene Hermannsburger Missionare trennten sich überhaupt nicht von ihrer Gesellschaft, mithin auch nicht um des von Ihnen angegebenen Zweckes willen. Sie wurden ohne vorhergehende Ermahnung und Belehrung wider Willen und Erwarten ausgeschlossen, wie Sie aus dem Nachfolgenden erkennen werden.

„Die Missionare der Aussendungen von 1853 und 1857 waren auf Statuten verpflichtet; im Jahr 1858 wurden diese aufgehoben und ein Superintendent gesandt mit einer Machtvollkommenheit, die selbst der Direction hier in Afrika keine andere Macht übrig ließ,

als ihn zurückzurufen. Wenigstens uns im Betschuanenlande war von der neuen Ordnung der Dinge nichts bekannt; und wurden wir sehr überrascht durch einen Brief dieses Superintendenten, datirt October 1858 (wohl 1859) von der Kapstadt, auf der Reise nach seinem neuen Wirkungskreise. In diesem Briefe gab er uns eine Reihe von Anordnungen, betreffend die Ernennung eines Vorstehers unseres Kreises, das Kassenwesen, die Kirchenzucht und Correspondenz. Er verbot uns, selbst an unsere Angehörige etwas zu schreiben, was dem Einzelnen und Ganzen nicht zur Ehre gereiche: und fügte hinzu: 'Anathema und Ausschluß aber den Klatschern nach Haus!' Ueber solche Verordnungen erschraken wir, und da wir nichts wußten über die Person des Superintendenten noch über dessen Instruktion, da auch Br. Schröder die ihm gewordene Ernennung zum (Kreis-) Vorsteher zunächst glaubte ablehnen zu müssen, so schrieben wir einen Protest an den Gemeindevorstand in Hermannsburg in Natal, dem statutenmäßig die äußere Leitung der Missionsangelegenheiten zustand: daß derselbe uns inzwischen in unsrer Stellung zu ihm belassen möge; und einen an Dr. H., ihn bittend: 'sich um uns nicht zu bemühen bis dahin, daß wir uns von Haus aus eine Declaration erbeten haben.' Im Februar 1859 (wohl 1860) erhielt Dr. H. diesen Protest und schloß uns sofort (als 'Rotte Korah' u. s. w.) aus; das Vorenthalten jeglicher Unterstützung sollte uns durch Hunger zwingen. Ja wie ein Papst sprach er den Bann über uns aus und verlangte von seinen Untergebenen, uns als Verbannte, Verfluchte zu behandeln. Auf alle Bitten, diese unchristlichen Schimpfnamen zurück zu nehmen um der Liebe Christi willen, und Einem von uns zu erlauben nach Hermannsburg (in Natal) zu kommen, um sich wo möglich bei ihm Ueberzeugung zu holen, antwortete er: 'Sie dürfen kommen, aber nur die Aufnahme eines Verbannten wird Ihnen zu Theil. Ihr Gott ist nicht der unsere ꝛc.'

„Später machte er eine Reise angeblich nach unsern Stationen, kehrte jedoch fünf Tagereisen von der nächsten Station entfernt um und berichtete nach Deutschland: 'jene drei Stationen sind nur drei elende Lehmhütten'. Hatte er sie gesehen? Wir Missionare des Betschuanenlandes freuten uns innig seines Kommens, und hatten uns fest entschlossen, ihn nicht zu lassen, bis er segne. Dergleichen hat er viel nach Haus berichtet, was alles für baare Münze durch-

gieng. Und dieser Mann ist Ihr Gewährsmann, über uns mit ruhigem Gewissen so zu schreiben, wie Sie gethan? Sie haben sich, ohne es zu wollen, eines großen Unrechts schuldig gemacht. Oder sind Sie der Meinung, daß wir schuldig waren, alle christliche Ehre zu verläugnen und uns einem Menschen vor die Füße zu werfen, oder uns als baar alles Verstandes hinzulegen, um Hungers zu sterben? Unmöglich! Aus obigen Gründen schwiegen wir und arbeiteten fort im Vertrauen auf Gott, der uns auch nicht beschämt und Alles wieder zum Besten gewendet hat."

Dem unparteiischen Leser wird klar sein, daß die Ausgetretenen oder Ausgeschlossenen Manches für sich zu sagen haben. Dr. Graul schrieb über diese Ausscheidung: „Es ist das nichts Neues. Etwas Neues würde es viel eher sein, wenn hier einmal die Aufrichtung einer straffen Missionsleitung an Ort und Stelle ohne allen Bruch und Riß unter den Missionaren gelungen wäre." Damit hat er wohl angedeutet, was jedem Sachkundigen sich aufdringen wird, daß auf dem evangelischen Missionsgebiet so gut wie im Kolonialleben ein patriarchalisches Regiment sich nicht in die Länge fortsetzen läßt, wenn die betreffenden Arbeiter es auch in der Heimat völlig gewohnt waren. Aber nicht nur als schwer ausführbar, auch als unräthlich dürfte sich eine allzustraffe Missionsleitung erweisen. Wenn z. B. der sel. Harms verordnete, der Superintendent habe die Taufkandidaten vor ihrer Taufe erst zu prüfen, oder durch einen Bevollmächtigten prüfen zu lassen, so scheint uns das eine übertriebene Vorsicht. Der theure erfahrungsreiche Hohls, dem ein solcher Auftrag zu Theil wurde, schreibt darüber (1863): „Es liegt auf der Hand: der Bruder, welcher die Taufkandidaten herangezogen hat, kennt seine Leute besser, als der Superintendent sie durch eine einmalige Prüfung kennen lernen kann; das aufrichtige Verlangen nach dem Heil kann dieser dabei gar nicht erfahren. Nichts destoweniger bleibt diese Prüfung nützlich und heilsam, schon für den Missionar, der selbst nur wünschen kann, daß seiner Subjectivität in allem amtlichen Thun soviel Riegel als möglich vorgeschoben werden; dann für den Taufkandidaten und für die Gemeinde, in die er tritt ꝛc." Ich möchte das vom Missionar Gesagte beschränken. Es gibt ja Missionare, die das Zügeln brauchen können, deren Subjectivität möglichst viel Riegel vorgeschoben werden sollten; doch scheinen sie die kleinere Zahl. Die Mehrzahl könnte Sporn und Lockung zu möglichst freiem und

selbstthätigem Wirken brauchen. Wenn in irgend einer Sphäre christlicher Thätigkeit ein frisches, ungehemmtes Schaffen der gottgeheiligten Persönlichkeit wohl angebracht ist, so ist das auf dem Missionsfelde der Fall. Der sel. Harms selbst möchte davon ein leuchtendes Beispiel sein.

Während man demnach den Protest der Missionare recht erklärlich und entschuldbar finden mag, dürfte doch kaum bezweifelt werden, daß ein Unterlassen desselben und geduldiges Zuwarten noch vorzüglicher gewesen wäre. Auf die Frage: Ist der Missionar schuldig „alle christliche Ehre zu verläugnen"? diene die Gegenfrage: Warum sollte ers nicht thun um seines Werkes willen? Je freier er ist, desto leichter kann er sich auch in eine unbequeme Regierungsform schicken; je fröhlicher sein Glaube, desto kurzlebiger scheint ihm eine sich heute aufdrängende Beschränkung oder Prüfung. Wie schnell ändern sich doch die Zustände namentlich im Vorpostendienst der Mission! Und wenn die andern Brüder in drei Kreisen, ein Hohls, Filter ꝛc. sich bücken konnten und an der Superintendenz nicht schwer trugen, warum sich und das anvertraute Werk unberechenbaren Wechseln aussetzen und Fragen in Erwägung ziehen, die so weit reichen wie die des Anschlusses an andere Missionen, deutsche oder gar englische, die der Verstärkung oder des Ersatzes durch irgendwelche Nachfolger? Der Blick auf das, was seinen Pflegbefohlenen frommt, wird wenigstens dem älteren Missionar über viele Anstöße hinüberhelfen, welche dem jüngeren im Augenblick unübersteiglich scheinen mögen.

Doch wir schreiten weiter. Gewiß haben die ausgeschlossenen Arbeiter sich durch harte Zeiten durchgekämpft, haben ärmlich gewohnt und knapp gelebt, auch bei den südafrikanischen Potentaten an Einfluß sichtlich eingebüßt in diesen vier Prüfungsjahren. Die nähere Schilderung aber der Art und Weise, wie sie sich dennoch durchbrachten, bleibt uns verborgen; wenn sie sich durch Handel ernährten, verargen wirs ihnen nicht, und wenn sie auch Pulver und Blei verkauft hätten, so bedauern wir zwar den bösen Schein, dem sie sich aussetzten, sehen sie aber darum nicht als Handelsjuden an. War doch Setschele für den Bezug dieser Waaren auf ihren Beistand angewiesen! Immerhin bleibt die bedauerliche Thatsache einer mehrjährigen Hemmung der aufblühenden Mission.

(Schluß folgt.)

Missions-Zeitung.

Tod des Königs von Laos.

Wie in Laos 1867 eine amerikanische Mission gegründet, frühe durch Bekehrungen erfreut, aber schon im September 1869 durch Hinrichtung zweier Neugetauften geprüft wurde, haben wir (Miss. Mag. 1870, S. 170 ff.) kurz erzählt. Die Missionare in Tschiengmai waren erst sehr bestürzt und rüsteten sich auf einen, bei den Launen des greisen Königs sehr möglichen, schnellen Abschied von diesem Leben. Allein der König zauderte; erst wollte er die beiden Unterthanen wegen tadelnswerthen Ungehorsams in Erfüllung ihrer Pflichten getödtet haben, dann gestand er, daß er um ihres Religionswechsels willen ihre Hinrichtung verfügt habe, und drohte jedem seiner Untergebenen, der ihrem Beispiel folgen würde, mit dem gleichen Schicksal. Die Anwesenheit der Missionare müsse er vielleicht mit Rücksicht auf seinen Oberherrn, den König von Siam, ertragen; aber daß sie unter seinem Volke proselytiren, werde er nun und nimmer zugeben.

Nach einiger Zeit mäßigte sich sein Groll so weit, daß die Missionare wieder jeden Tag Besuche von vielen Laos bekamen, denen sie das Evangelium frei verkündigten. Von den Getauften theilten sie übrigens Vorsichts halber nichts mit, als die erfreuliche Nachricht, daß trotz der heißen Prüfung, so viel sie wissen, keiner abgefallen sei. Es wurde in Amerika viel für sie gebetet.

Nun begab es sich, daß der König nach alter Sitte seinen alle drei Jahren zu wiederholenden Staatsbesuch in Bangkok, der Hauptstadt von Siam, abstatten mußte. Er schied mit dem Befehl, daß niemand „die fremde Religion lernen" dürfe, und daß die Christen hingerichtet werden sollten, wenn sie es wagten, die Wohnung des Missionars zu betreten.

Die Siam Regierung, vom amerikanischen Consul, General Partridge, — ohne Zuthun der Missionare — beeinflußt, beschloß sodann (März 1870), da der greise Fürst sehr betagt und allem Anschein nach dem Tode nahe sei, solle sein Schwiegersohn, der Maha Uparat, d. h. Großregent oder zweiter König des Schutzstaates Laos werden, während der Krankheit des alten Königs die Regierung führen und im Fall seines Todes den Thron besteigen. Diesem Uparat wurde sofort die amerikanische Mission zu besonderem Schutze empfohlen und die feste Erwartung ausgesprochen, daß die Missionare keiner ähnlichen Verfolgung mehr ausgesetzt werden, wie sie im September 1869 über sie verhängt worden sei.

Waren sie schon durch diesen Beschluß überaus getröstet, da ihnen der Uparat als ein sehr wohlgesinnter, milder Herr bekannt war, so wurde ihnen im Juni das Herz noch leichter, als die Nachricht vom Tode des greisen Fürsten eintraf. Derselbe hatte sich schwer krank auf den Rückweg begeben, und fuhr

(Mai 1870) in seinem Boote den Menam hinauf. Er erreichte noch seine Grenzstadt Raheng, konnte aber die Bewegung des Ruderns nicht mehr ertragen und ließ sich daher von einem andern Boot ins Schlepptau nehmen. Nach drei weiteren Tagereisen hatte er ausgelitten, 29. Juni; am 2. Juli zog sein vergoldeter, sitzend eingesargter Leichnam im neuen Palaste ein, den er sich vor einem Jahre am Gestade des Flusses erbaut hatte.

Nun folgt ihm sein Schwiegersohn, der stete Freund der Mission seit ihrem Anfang, und die Missionare hoffen, daß er der Taufe irgend welcher Unterthanen keinerlei Schwierigkeiten in den Weg legen wird. Der erste Bekehrte, Nan Inta, war auch der erste Christ, der nach zehn heißen Monaten die Missionare wieder zu besuchen wagte. Ein anderer, der alte Noi Kanta, scheint leider kalt geworden zu sein. Ein Missionsarzt soll in möglichster Bälde die Hände der beiden Sendboten in Tschiengmai stärken.

Wie hatte der verstorbene Fürst gelacht und gespottet, als Jesus vor ihm „König der Könige" genannt wurde! Nun ist es manchem Laosmann merklich klar geworden, daß die Könige der Erde besser daran thun, sich mit dem gehöhnten Jesus nicht zu messen.

In Madagaskar

scheint der Zudrang zu den Kirchen und Schulen unvermindert fortzugehen. Vom Hofe wird eine Anzahl Schulbücher zur Erlernung des Englischen gedruckt; die Königin empfängt selbst auch Unterricht in der Sprache ihrer Missionare. Ein Gesetz über das neue Schulsystem wird nächstens erlassen werden; dem überall fühlbaren Mangel an Lehrern abzuhelfen, braucht längere Zeit. In einer der neuerstehenden Gemeinden versah der (ungetaufte) Gouverneur das Amt des Pastors, obwohl er 12 Frauen hatte, bis der Missionar ihm das Unpassende dieser Einrichtung vorstellte, worauf er versprach, die angemaßte Würde niederzulegen, zugleich aber auch 11 seiner Frauen zu entlassen. Neben den Howas ist es jetzt besonders der große, bisher gedrückte und vernachläßigte Stamm der Betsileo, der dem Christenthum in Masse zufällt. Auch Erstlinge vom Stamm der Sakalawas sind bereits getauft. Auf 150,000 Seelen beläuft sich nun die Zahl derer, die sich zum Christenthum bekennen.

Die Mission der amerikanischen Presbyterianer

ist derzeit in frischem Aufschwung begriffen, seit sich die alte und die neue Kirche durch Heilung der im Jahr 1838 entstandenen Spaltung wieder vereinigt haben. Sie hat bereits dem American board den Vorsprung abgewonnen in der Zahl neuer Missionare, die sie auszusenden vermag. In Folge dieses Umschwungs hat sie von dem board die Pflege einiger Missionsgebiete übernommen: vom 1. Sept. 1870 an gehören die syrische, die Gabun- und etliche Indianer-Missionen der presbyterianischen Kirche an.

Berichtigung.

Im Schlußartikel über Missionar Hebich im Dezemberheft 1870 heißt es Seite 493, Zeile 7 ff: „Merkwürdig war es Hebich selbst, welchen Verlauf es „mit dem in Basel angefachten Feuer nahm; die Methodisten errichteten daselbst „alsbald eine Station und sammelten die Erweckten in ihre Gemeinschaft."

Dieser Satz ist nicht völlig den Thatsachen entsprechend. Allerdings sind die Methodisten nach Hebichs erstem Aufenthalt in Basel dahin gekommen, haben auch später eine Kapelle gebaut. Aber das ist nicht der Fall, daß sie die von Hebich Erweckten gesammelt, also gleichsam seine Arbeit fortgesetzt haben. Hebichs entschiedenste Anhänger blieben den Methodisten fern. Bei seinen spätern mehrmaligen Besuchen in Basel hat er die ihm theuern Kreise oft versammelt und erbaut, und diese Kreise halten nicht zu den Methodisten. Diese letztern haben, wie z. B. in Stuttgart, auch eine Anzahl Leute angezogen, die an ihrer Predigtweise und ihren Einrichtungen Gefallen fanden, aber was Hebich geweckt, ist in größern kirchlichen Kreisen zum Salz geworden. — —

Indem ich diese von maßgebender Stelle herrührende Berichtigung dankbar einrücke, bemerke ich nur, daß die gerügte Darstellung des Sachverhalts auf einem im „Apologeten" von Cincinnati erschienenen Bremerbriefe beruht, welcher dem sel. Hebich mitgetheilt, ihm zwar einige charakteristische Aeußerungen, aber keine Bestreitung der aufgestellten Behauptung entlockte.

Bücherschau.

Lebensbilder aus der Heidenmission. 1. Bd. Jane Edkins, ein Missionsleben. Aus dem Englischen. Gütersloh, bei C. Bertelsmann 1871.

Ein Auszug aus den Briefen, welche Frau Edkins von China geschrieben hat, erschien bereits im Miss. Mag. 1864, S. 369 ff., eingeleitet durch eine Lebensskizze. Nun wird uns das ganze englische Werk, dem jene Schilderungen entnommen waren, in deutschem Gewande geboten, und die liebenswürdige Schreiberin vermag es, jeden der Leser, der sich für jenes weite, jetzt gerade schwer bedrohte Missionsgebiet interessirt, lebhaft ins chinesische Treiben zu versetzen. Die Verdeutschung freilich, will uns scheinen, hätte da und dort durch größere Freiheit gewonnen; Redensarten wie S. 48: „Wenn so viele Freunde dahin gehen, bekommt der Himmel nicht das Gefühl der Heimat?" wollen uns wenigstens nicht anheimeln. Auch möchten wir den Wunsch nicht zurückhalten, daß in den künftigen Bänden der „Lebensbilder" dem Geschmack des deutschen Publikums,

der sich von der jenseits des Kanals beliebten Ausführlichkeit mehr und mehr abwendet, so weit Rechnung getragen werde, daß minder erhebliche Mittheilungen mehr zusammengedrängt erscheinen, damit das wirklich Bedeutende sich stärker hervorhebe. Wahr aber bleibt: „Die Briefe der Jane Edkins legen ein so köstliches Zeugniß der vollkommensten Hingabe an die Mission an den Tag, daß sie vorzüglich geeignet sind, zur Nacheiferung anzuregen."

Jogi Surappen, der Zemindar von Kilkotei. Eine Bekehrungsgeschichte aus dem Gebiete der evang.-luth. Missionsstation zu Tritschinapalli, erzählt von Miss. R. Handmann. Leipzig, Verlag der ev. luth. Mission und J. Naumann. Preis 5 Sgr.

Eine lebensvolle Erzählung von der allmählichen Umwandlung eines begabten, proceßsüchtigen Gutsbesitzers, der erst im Gefängniß zu Madura mit Muhammedanern, dann mit Christen zusammentrifft, endlich von der Bergpredigt überwältigt, dem Heidenthum und Kastenstolze entsagt, und selbst noch suchend, andere zum Suchen der Wahrheit anleitet, zuletzt aber frei geworden, gründlichen Unterricht findet, bis er durchs Gesetz dem Gesetze stirbt und sich das Herz durch den Glauben reinigen läßt. Der Reinertrag dieses trefflichen Büchleins soll zum Kirchenbau in Tritschinapalli einige Bausteine beitragen.

Roberto dei Nobili und **C. F. Schwartz**, zwei Missionare in Ostindien. Von J. Pauli. Nürnberg, G. Löhe. Preis 30 kr.

Eine Zusammenstellung von zwei Beispielen falscher und wahrer Missionspraxis wollte der Verfasser seinen Glaubensbrüdern geben, nicht gerade neue oder erschöpfende Lebensbeschreibungen von den bedeutenden Männern, mit denen sich seine Schrift beschäftigt. Bedauern wird er mit andern Biographen des sel. Schwartz, daß er das nächstgenannte Buch noch nicht benützen konnte.

Miss. Chr. Fr. Schwartz. Sein Leben und Wirken aus Briefen des halleschen Missionsarchivs von Dr. W. Germann. Erlangen, A. Deichert. 1870.

Der durch seine grundlegenden Arbeiten über Ziegenbalg und Plütschau, sowie über Fabricius bereits rühmlichst bekannte

Verfasser hat sich nun das große Verdienst erworben, dem zweifelsohne bedeutendsten Missionar der deutschen Kirche ein würdiges Denkmal zu setzen. Hatten wir bisher unsre Kenntniß vom Leben dieses großen Mannes nur aus den halleschen und englischen Missionsberichten, Pearsons Biographie, W. Taylors Memoiren und Fengers Geschichte der trankebarischen Mission, etwa mit Beigabe einer zusehends trüber laufenden Tradition der Tamilkirche zu schöpfen, so öffnet sich uns hier der gesammte Quellenreichthum des halleschen Archivs, und läßt uns Schwartz in seiner ganzen vielseitigen Bedeutung viel genauer erkennen, als dies bisher möglich war. Man bedauert nur, daß der gründliche Forscher nicht auch noch das Herrnhuter Archiv benützen durfte, um durch Vergleichung der Berichte aus der 40jährigen Arbeit der Brüdermissionare in Trankebar seine Darstellung zu einer den Gegenstand völlig erschöpfenden zu machen. Für gewöhnliche Leser freilich mag eben der Reichthum dieser Schrift etwas Ueberwältigendes haben; sie werden bald sich in Einzelheiten verwickelt finden, die ihnen wenig Bedeutendes bieten, bald werden sie manches Erhebliche, bereits sonstwo Gedruckte am rechten Orte vermissen. Jedem aber, der sich eingehend mit der Mission beschäftigt, wird sich dieses Buch als ein unentbehrlicher Schatz erweisen, wenn ihm auch in der Behandlung, welche der trefflich zusammengebrachte und gesichtete Stoff gefunden hat, manches eingestreute Urtheil minder einleuchten sollte. Es ist nicht blos ein Leben des Mustermissionars, das uns geboten wird, sondern eine Schilderung fast der gesammten Missionsthätigkeit, die während eines halben Jahrhunderts um den Namen Schwartz sich gruppirt.

Die Missionsgeschichte der alten Kirche in Cultur- und Lebensbildern aus dem Heidenthum und Christenthum. Von G. Leonhardi. 1r Bd. zweite völlig umgearbeitete Auflage. Leipzig, E. Bredt. 18 Sgr. netto.

Durch Ueberarbeitung der „Erzählungen aus der Missionsgeschichte der alten Kirche" ist dem Verfasser ein neues Werk gelungen, eine zusammenhängende Schilderung der ältesten Missionsarbeit, von den Aposteln bis herab auf Columba. Freilich fließen hier die Quellen manchmal so dünn, daß ohne Uebergreifen in andere Gebiete (wie Märtyrergeschichten ꝛc.) die Erzählung gar zu dürf-

tig und abgebrochen ausgefallen wäre. Diesem „Aufgang des Lichts" durch die Heilsthaten und ihre Verkündigung wird als erster Theil „die Finsterniß des Heidenthums" vorangeschickt: 1) das älteste Heidenthum (etwas unhistorisch durch Brahma und Buddha eingeleitet), 2) das Heidenthum in Hellas und Rom (mit Recht am ausführlichsten behandelt), 3) das germanische, 4) das Vorchristliche im Heidenthum.

Im Verlage der Züllchower Anstalten erschienen und sind bei direkter Bestellung unter der Adresse des Vorsteher G. Jahn in Züllchow bei Stettin für den auf die volle Hälfte herabgesetzten Preis zu beziehen:

Biblische Bilder zum Ausschneiden und Zusammensetzen.

Nach Motiven der Bibel in Bildern von Jul. Schnorr von Carolsfeld. Entworfen, ergänzt und gezeichnet von Prof. F. Schubert in Berlin. I. Section: Das Leben der Erzväter. 14 fein kolorirte und auf Kartons gezogene Tafeln, sammt einem Textbuche mit 25 feinen Holzschnitten, als Anweisungen zur Aufstellung, und 40 Stück Holzklötzen mit Blechfalzen zum Einschieben der ausgeschnittenen Figuren, incl. Verpackung sonst 4 Thlr., jetzt 2 Thlr.

Ueber den pädagogischen Werth sowohl als über den künstlerischen dieses Unternehmens sind dem Herausgeber die anerkennendsten Beurtheilungen zugegangen, zum Theil von den kompetentesten Stellen. Statt jeder anderen Anpreisung beschränken wir uns auf den Auszug aus einem Briefe der vollgültigsten Autorität, des Altmeisters Schnorr von Carolsfeld selbst. Derselbe schreibt an den Herausgeber: „Ihre gütige Sendung hat mich nun in die Lage versetzt, Ihr schönes Unternehmen ganz übersehen zu können. Ich bin überzeugt, daß durch diese Behandlung der biblischen Bilder, welche die Kinder zu Mitwirkenden bei der Gestaltung derselben erhebt, ihre Absicht, welche Sie in dem Vorworte zum Textbuche aussprechen, auf das Beste erreicht werden wird, und ich freue mich, einen so schönen Antheil an der Wohlthat, welche Sie der Jugend erweisen, nehmen zu dürfen. Möge der Herr das Werk segnen an der Kinderwelt, der Sie es weihen."

Lith. Anst. v. W. Mengev, Stuttgart

Die Hermannsburger Mission im Betschuanenlande.

Schluß.

3. Das Verhältniß zu den Londoner Missionaren.

Es ist bereits erwähnt worden, wie durch die leidige Trennung der vier Betschuana-Missionare von ihrer Gesellschaft die Verhältnisse ihrer Stationen in solche Verwirrung geriethen, daß der Superintendent der Hermannsburger Mission es im Jahr 1863 für das rathsamste hielt, diese herabgekommenen Vorposten den Londonern zurückzugeben, falls diese im Stande wären, sie weiter fortzuführen. Es hat sich nun so gefügt, daß die beiden Stationen, welche bei den Häuptlingen der Bamanguats (Sekhomi) und der Bakuena (Setschele) errichtet waren, in die Hände dieser Engländer übergiengen, in einer Weise, die den deutschen Arbeitern nicht genehm war.

Versuchen wir in diese Wirren einen Einblick zu gewinnen. Das Miss. Mag. (1869, S. 167) erzählt nach Anleitung von Dr. Wangemann (Ein Reisejahr in Südafrika, S. 471), wie derselbe auf einer Hermannsburger Station in Transvaal „Nachrichten hörte, geeignet, eine Missionscelebrität zu vernichten. Der Hermannsburger war nämlich durch den Einfluß der Londoner aus der Nähe des halbherzigen Häuptlings Setschele verdrängt worden, der ihn zuerst zu sich eingeladen hatte. Bei dieser Gelegenheit wird nun den Londonern der Vorwurf gemacht, sie wissen durch Handel, auch mit Pulver und Blei, ganze Stämme stark zu beeinflussen. Namentlich sei Moffat ein Meister in solchem Handel, und eine Ladung Elfenbein habe ihn zum reichen Mann gemacht, wie er denn überhaupt verstanden habe, Mission mit Handelsgeschäften und Politik zu vereinigen, vieles Lumpengesindel zu taufen und sehr anziehende Berichte zu schreiben. Uebrigens genieße er ein fast unbegrenztes An-

sehen unter den Stämmen im Innern, und der jüngere Moffat sei ein sehr ehrenwerther Missionar."

Darüber erlaubte sich das Miss. Mag. folgende Kritik: „Wer aber bedenkt, daß eben diese Hermannsburger sich gerade darum von ihrer Gesellschaft trennten, um auch Freiheit zum Handelsbetrieb zu bekommen, wird in diese Nachricht einiges Mißtrauen setzen. Moffat hat jetzt seine 50 Jahre Missionsarbeit hinter sich, er hat seine Söhne und Töchter für die Missionssache herangezogen, hat die Bibel ins Setschuana übersetzt und wieder und wieder revidirt, er sitzt noch dort am Kuruman unter seinen Schwarzen und arbeitet unverdrossen an dem 'Lumpengesindel' weiter. Alles das gehörig in Betracht gezogen, hätte der Berichterstatter, der selbst den alten Moffat nie zu Gesicht bekam, vielleicht besser gethan, das Abziehen dieses Heiligenscheins einer andern Hand zu überlassen."

Dazu bemerkt nun der Briefsteller: „Wir Hermannsburger Missionare des Betschuanalandes bedauern sämmtlich, daß der l. Herr Dr. Wangemann sich erlaubte, ihm aus Liebe und Vertrauen gemachte Mittheilungen zu veröffentlichen. Daß Sie sich daran stoßen, befremdet uns nicht, aber daß Sie über den betreffenden Hermannsburger Missionar und dessen frühere Mitbrüder so geschrieben haben, als geschehen ist, sieht Ihnen und Ihrem Blatt so unähnlich, daß wir uns überzeugt halten, daß Sie über jene Missionare gänzlich in Irrthum verkehren. Daher erlauben Sie mir, Ihnen das Folgende mitzutheilen.

„Herr Moffat selbst, der jetzt in England ist, wirds bezeugen, daß alle Hermannsburger Missionare, so viele mit ihm in Berührung gekommen, ihm alle Ehre und Liebe bewiesen haben, die ihm gebührt. Er verdient auch, daß wir jüngere Missionare ihm Pietät beweisen. Weit über 40 (jetzt 53) Jahre hat er ununterbrochen unter den Heiden am Reiche Gottes gearbeitet, ein besonderes Verdienst sich erworben durch die Uebersetzung der Bibel und christlichen Schriften ins Setlaping, auch für den Gesang hat er vieles gethan. Ich ehre ihn für alles dieses von Herzen. Der Herr schenke ihm in seinem Vaterlande noch viele Freude und endlich einen sanften seligen Heimgang!

„Aber bei alledem: Hr. Moffat ist ein Mensch wie andere. Wie andere Christen wird auch er viele Mängel an sich selbst erblicken, die auch in seinem Berufsleben sich geltend machten. Davon aber

scheinen Sie nichts hören zu wollen. Weil er eine Missionscelebrität ist, muß Niemand eine Meinung über ihn aussprechen, die den Glanz dieser Celebrität abschwächen könnte. Das wird von Ihnen ohne weiteres als Lästerung verurtheilt. Sie mögen wohl Hrn. Dr. Wangemanns Urtheil über Hrn. Moffat für lieblos halten, aber letzteren ohne Untersuchung auf Kosten Anderer rein waschen zu wollen, ist ebenso lieblos und ungerecht dazu. Dr. Wangemann ist gewiß ein lieber Christ, der es treu meint, dergleichen nicht aus der Luft greift, noch aus den Fingern saugt, auch nicht ein Narr, der alles glaubt und nachspricht; spricht er einen Tadel aus, so geschieht es gewiß in Aufrichtigkeit, gegründeter Ueberzeugung und mit der Intention, dadurch zu nützen. Um aber den Hrn. Dr. zu umgehen, muß nicht er die Schuld haben, daß er dies oder jenes schreibt, sondern ein Anderer, hier ein Hermannsburger Missionar. Um nun wieder dessen Schuld zu begründen, sind Ihnen gelegen die einseitigen Berichte eines Mannes, dessen Berichte — das sage ich in voller Ueberzeugung — die Probe nicht bestehen können.

„Aber Dr. Wangemanns Antipathie gegen Hrn. Moffat und die Londoner überhaupt datirt sich gar nicht von der Mittheilung jenes Hermannsburger Missionars; er brachte seine Abneigung schon mit. Ob aber die Londoner und selbst den so werthen Hrn. Moffat der ihnen gemachte Vorwurf nicht trifft, dafür ist doch die Missionscelebrität keine Bürgschaft. Wer, wie Sie selbst sagen, Missionare einer andern Gesellschaft aus ihrem rechtmäßigen Arbeitsfelde *verdrängt*, ist zu mehrerem fähig. Dies Verdrängen ist Faktum und bewerkstelligt durch Intriguen und andere schlechte Mittel (die zweite Station, die sie uns auf diese Weise geraubt, ist bei den Bamanguato). Als nun leider unsere Gesellschaft diese Stationen den Londonern förmlich abtrat, giengen letztere Verpflichtungen ein, von denen dieselben auch nicht Einen Buchstaben erfüllten; sie machen es mit andern gerade so, wie es die Wesleyaner mit ihnen in der Südsee gemacht haben. Und an dem allen ist die 'Missionscelebrität' mit schuldig. Sie hätten auch erst alles prüfen und untersuchen sollen ꝛc. — Was den Charakter der Getauften Moffats angeht, so stimmt was Dr. Wangemann sagt, genau mit dessen eigenen bittern Klagen."

Was von dem Gesagten mir gilt, kann ich leicht einstecken, außer dem wunderlichen Vorwurf, daß ich jede abweichende Meinung

über einen berühmten Missionar „ohne weiteres als Lästerung verurtheile". Dasjenige Maaß von Anerkennung und Pietät, das der Briefsteller einem solchen zollt, genügt auch mir. Eine eingehende, ja scharfe Kritik von Moffats oder sonst eines Mannes Person und Wirken hätte ich mit Freuden begrüßt und mit Interesse gelesen; was mich an Dr. Wangemanns gewiß beachtenswerther Mittheilung störte, war, daß er damit gleichsam im Vorübergehen einen jedenfalls bedeutenden Mann aburtheilte, den er nicht gesehen hatte. Daß der Nimbus, der diesen oder jenen Menschennamen umschwebt, im Interesse der Wahrheit falle, muß jedem nüchternen Jünger anliegen; ein solcher wird aber den Wunsch aussprechen dürfen, daß wer sich der Aufgabe dieses Abziehens und Abwägens unterzieht, seines Berufs zu diesem Werke recht gewiß werde. Ob das Bezweifeln dieses Berufs an einem gewissenhaften Beobachter, der aber doch nur die Kläger gehört hat, lieblos und ungerecht sei, darüber mögen Andere richten!

Um was es sich aber zunächst bei vorliegendem Versuch handelt, ist die Frage: steht das „Faktum" des Briefstellers so fest, daß nämlich die Londoner ihre deutschen Brüder „aus ihrem rechtmäßigen Arbeitsfelde verdrängt", ihnen zwei Stationen „geraubt" haben? Da ich mir nicht einbilde, diese Fragen endgiltig zu beantworten, kann ich nur die Berichte beider Parteien neben einanderstellen und ohne Anspruch auf irgend welche Infallibilität etliche Schlüsse zu ziehen versuchen.

Hören wir erst die Londoner, welche auf diesem Gebiet die unbezweifelten Wegebrecher waren! Moffat hatte sich 1821 neben Hamilton am Kuruman eingestellt, um die Arbeit unter dem Betschuanenstamme der Batlapi („der vom Fisch") zu theilen. Vor sich sah er noch völlig umnachtete Länder und versuchte von seinem Vorposten aus denselben sein Licht leuchten zu lassen, besuchte Baharutsen und Barolongen, und endlich (1829) den greulichen Tyrannen des Innern, den gefürchteten Moselekatsi. Nachdem er das Neue Testament übersetzt und in Europa gedruckt hatte, kehrte er nach Kuruman zurück und bemühte sich, von da mit seinen Freunden, Söhnen und Schwiegersöhnen ins Innere vorzudringen. Unter den letzteren war es besonders Livingstone, der von dem Drang nach Ausbreitung des Christenthums und europäischer Civilisation immer weiter nach dem Norden, an den See Ngami u. s. w. getrieben wurde.

Nun aber besetzten die holländischen Bauern das Betschuanenland, drängten Moselekatsi in den ferneren Norden und suchten den Londonern die Straße dahin zu versperren, indem sie 1852 deren vorgeschobene Missionsstationen in der oben besprochenen Weise (S. 33 ff.) vernichteten. Es war aber zugleich auch auf die Kurumanstation abgesehen, welche die Grundlage aller Missionsunternehmungen ins Innere bildete, wie denn Moffat, nachdem er die Uebersetzung auch des Alten Testaments vollendet hatte, bereits 1857 wieder einmal zu Moselekatsi vorgedrungen war. Im Jahr 1858 forderte der Staatscourant, das öffentliche Blatt der Transvaal-Bauern zu einer Expedition gegen die Batlapi am Kuruman auf und sprach die Hoffnung aus, daß die Weißen mit diesen „unverbesserlichen Wilden" so aufräumen werden, „daß eine zukünftige Geschichte derselben entbehrlich werde." Die Kapregierung verstand sehr gut, daß die Absicht der Bauern dahin gehe, Moffat und Comp. zu verjagen und den Rest der Batlapi zu Sklaven zu machen. Schon waren die neuen vier Missionare für die projektirte Zambesi Mission in Kuruman angelangt; sie erhielten von der Republik den officiellen Bescheid, ohne ihre Erlaubniß dürfen dieselben nicht nach Norden reisen. Nun wurde am Kuruman viel gebetet, zugleich aber auch der Gouvernenr des Kaps, Sir G. Grey um seine Vermittlung angegangen. Er erinnerte die Bauern an die Bestimmung des Vertrags vom Jahr 1852, welcher britischen Unterthanen das Reisen nach Norden zusicherte, und trat so entschieden auf, daß der Angriff auf Kuruman unterlassen und den Missionaren die Reise gestattet wurde. Ohne Moffats Einfluß wären zweifelsohne die Batlapi verloren gewesen.

Im Juli 1859 zogen jene Missionare unter Moffats Führung unbehelligt ins Innere und gründeten (Dezember) die neue Station Nyati bei Moselekatsi. Moffat glaubte den greisen Despoten für ein friedliches Leben gewonnen zu haben; er täuschte sich aber. Die Matebele fuhren fort zu rauben und zu kriegen, und die Missionare arbeiteten scheinbar fruchtlos, bis nach sieben Jahren Miss. Thomas die Tochter des Königs heilte und dadurch die Erlaubniß zur Predigt des Evangeliums erzwang. Der alte Heidenfürst aber starb am 6. September 1868, und nach einem kurzen Thronstreit (Juni 1869) scheint nun sein Sohn Lupengula eine mildere, dem

Reiche Gottes dienlichere Regierungsweise unter den Matebelen einzuführen.*)

Trauriger gieng es mit der Mission zu den noch nördlicheren Makololos. Die Missionsfamilien wurden durch Fieber aufgerieben; Price allein kehrte mit dem nachrückenden Mackenzie zurück, ohne die Hoffnung auf einen neuen Angriff aufzugeben. Daher wurden nun noch mehr als zuvor die Plätze von Setschele und Sekhomi als verbindende Mittelglieder zwischen Kuruman und den neuen oder gehofften Nordstationen der Londoner angesehen, was ein Blick auf die Karte begreiflich macht.

Freilich waren hier mittlerweile die Hermannsburger eingetreten. Allein Schulenburg, der bei Sekhomi unter den Bamanguato gewirkt hatte, blieb nach seinem Besuch in Deutschland bei den Freunden in Natal, daher die Station (Nov. 1861) leer stand und die Londoner keinerlei Hinderniß sahen, einen der zwei Makololo Missionare dort zu stationiren, damit er im Blick auf weitere Ausbreitung des Werks unter den Matabelen gleich zur Hand sei. Mackenzie blieb also bei Sekhomi und freute sich dessen, was die Hermannsburger unter den Bamanguato, Wesleyaner unter den nahen Barolong gewirkt hatten.

Doch blieb sein Blick auf die Oeffnungen im Norden gerichtet. Im Juli 1862 hatte er sich überzeugt, daß die Deutschen bei den Bamanguato fortzuarbeiten gedächten, daher er seine Thätigkeit daselbst als eine zeitweilige betrachtete; neben ihm stand Price, der indeß Moffats Tochter geheirathet hatte und zu Moselekatsi ziehen wollte, von ihm aber nicht angenommen wurde. Beide kündigten sich nun bei den Makololo an. Allein die Missionsleitung rieth ihnen entschieden ab, sich mit Weib und Kindern in diese ungewisse Ferne zu begeben. So blieben sie vorerst bei dem Bamanguatofürsten.

Hören wir, was sie von diesem Völklein zu berichten haben. Im März 1863 wurde dasselbe unerwartet schnell von den Matebele überfallen, und Sekhomi suchte Rath in Zauber und Wahrsagen, während alles auf die Berge flüchtete. Sehr gut aber hielt

*) Eben kommt aus Natal die Nachricht, daß der langvermißte ältere Sohn und rechtmäßige Erbe des Tyrannen als Gärtner und Stallknecht bei einem englischen Beamten Shepstone im Kafferlande aufgefunden worden sei. Daraus mag denn leicht ein weiterer Thronstreit sich entwickeln.

sich sein Sohn Khami, „den Schulenburg getauft hatte, ein vielversprechender junger Mann," der den Matebele so tapfer widerstand, daß sie sich bald zurückzogen. Etliche Monate später stattete Mackenzie den Matebele Missionaren einen Besuch ab, der ihn darüber völlig aufklärte, daß unter diesem Volke noch keine zweite Station eröffnet werden könne. Er blieb also in der Bamanguato-Residenz Schoschong, die geschickt gelegen den zweimonatlangen Weg zwischen Kuruman und Nyati in zwei Hälften theilt, und übernahm 1865, wie es scheint, die ganze Station durch einen Vertrag mit den Deutschen. Dankbar und nur lobend erwähnt er die wirksame Thätigkeit der letzteren, als welche Khami und seinem Bruder zu christlicher Erkenntniß und wahrem Glauben verholfen haben; während der Vater Sekhomi leider in seiner Feindschaft gegen die Mission und jeglichen Fortschritt sich so verrannte, daß er zuletzt verjagt wurde.*) Doch nicht Khami, sondern der oben erwähnte (S. 37) Matsching ist es jetzt, der an der Spitze der Regierung steht; auch er scheint durch die Deutschen gebildet zu sein, läßt die Missionare frei gewähren, und wohnte Januar 1868 sammt Khami und dessen Bruder der Eröffnung einer schönen Kirche bei.

Weniger anerkennend gegen die Deutschen lauten die Berichte von Miss. Price, der sich im Juni 1866 auf vielfache Bitten des von Livingstone getauften Setschele nach dessen Residenz auf dem grünen Hügel Logageng (Lohaheng) begeben hatte. Er fand dort, daß ein neuer Nachschub von hannoverschen Missionaren eingetroffen war, deren Superintendent Hohls in Setscheles Namen Moffat um seine Entscheidung bat, ob er einen Missionar senden werde; wenn nicht, sei er, Hohls, bereit, einen herzusetzen. Setschele nun empfieng Price mit großer Zuvorkommenheit, die Leute strömten zur Kirche und wollten durchaus einen „Londoner" Lehrer. Daher befahl der Fürst, für Price eine Hütte zu bauen, und dieser entschloß sich zu bleiben und die Bakuena zu unterrichten, bis die

*) Auch der Reisende Dr. G. Fritsch („Drei Jahre in Südafrika") war frappirt von dem Contrast zwischen dem „unheimlichen Galgengesicht" des tückischen Sekhomi und der „wahrhaft edlen" Erscheinung seines Sohnes Kama. Er nennt letzteren einen „so fein organisirten Menschen", daß sich ein Europäer nicht schämen dürfte, ihn Freund zu nennen. Gewiß ein schlagendes Zeugniß für die Geduldsarbeit Schulenburgs unter den Bamanguato.

Direction der Missionsgesellschaft ihre Verfügung getroffen haben werde. Price findet bald: Setschele habe noch zu lernen, daß er nur König und nicht zugleich Prophet sei, wozu seine lutherischen Lehrer ihn gemacht haben; auch daß er am Engländer keinen Beichtvater besitze wie den, an welchen er sich bisher gewöhnt hatte, dem er nur am Freitag seine groben Sünden beichten durfte, um sofort die Absolution und am folgenden Sonntag das Abendmahl zu empfangen. In die Gemeinde mochte Price lange Niemand aufnehmen, obwohl er einige wenige für würdig hielt; die Mehrzahl schien ihm von den Sakramenten viel zu hoch zu denken, als daß er ihr recht traute. Dennoch wurde das Volk anhänglich an ihn, nachdem sein Gebet um Regen (Weihnachten 1867) Erhörung gefunden hatte; im Lauf des Jahres 1868 nahm er dann auch die ersten 19 Glieder in die Kirche auf und feierte das h. Abendmahl mit ihnen, während er 30 andere noch warten ließ, bis sie ihre Ansichten von den Sakramenten und der Kirche herabstimmten. Obwohl Setschele fortfuhr denselben getheilten Sinn zu beweisen, den er bisher geoffenbart, steuerte er doch 1869 in einer Hungerzeit 12 Pf. St zum Bau eines Schulhauses bei, an welchem andere sich mit ihrer Arbeit, oder durch die Gabe von Ochsen, Ziegen, Hennen, Straußenfedern, Tabak und Silbergeld betheiligten. Jedenfalls lernen nun viele lesen und helfen richtige Erkenntniß im ganzen Stamm ausbreiten. Soweit gehen die Mittheilungen der Londoner. —

Die Hermannsburger Berichte geben folgende Darstellung des Sachverhalts. Als der Missionsvorsteher Behrens mit drei weiteren Sendboten (Dezember 1863) im Betschuanalande eintraf, um die wichtige Mission in diesem Lande zu erneuen (die ungefähr 130 Getaufte zählte, während von den Kaffern in Natal erst 60 getauft waren), stieß er bei Setschele in Litayane auf keinen fühlbaren Widerstand. Die Station stand verwaist, da Schröder kürzlich gestorben war; doch wohnten noch zwei Missionswittwen daselbst neben dem (ausgeschlossenen) Br. Bakeberg. Aber der überwiegende Einfluß des bekannten Khosilinzi (S. 35) setzte es in einer Volksversammlung durch, daß die Deutschen zurückgewiesen und englische Missionare eingeladen wurden, ein Beschluß, für welchen Price von Schoshong aus stark gewirkt haben soll. Die Deutschen wurden so unbarmherzig gedrängt, daß sie schon am nächsten Morgen insgesammt abziehen mußten. Sie trösteten sich mit der theuer erkauften

Einsicht, daß es eine sehr ungesunde Thalschlucht sei, aus der sie jetzt erlöst werden.*)

Nun sollte der neue Missionar Kaiser in Begleitung des älteren Zimmermann versuchen, was sich bei Sekhomi und Schoschong ausrichten lasse, von dem ja sein Lehrer Schulenburg fortgezogen war. Es ließ sich hier anfänglich besser an. Sekhomi selbst, noch mehr seine getauften Söhne Khami und Khamanyane sahen als rechtmäßigen Nachfolger Schulenburgs den Deutschen an und wünschten, daß Price weiter ziehe; doch sollte noch etwas zugewartet werden, bis sich eine doppelte Kriegsgefahr, die von Moselekatsi wie von Setschele drohe, verzogen hätte. Mit dieser Nachricht geräth nun aber die Erwähnung der Bamanguato Station in völliges Stocken, und die gedruckten Hermannsburger Berichte lassen höchstens vermuthen, daß eine Ausbreitung in dem dürren Westen des Landes nicht weiter betrieben worden sei, weil nun im Osten sich eine Thüre um die andere aufthat.

Nur einmal noch, im Herbst 1865, wird eine Bitte der Häupt-

---

*) Am 17. Juli 1863 hatte der wesleyanische Miss. Ludorf auf einer Missionsreise diese Station besucht und wurde von einem der ausgeschlossenen Hermannsburger um Arznei angegangen. Er fand ihr Haus in einer Mulde, gesättigt von stagnirendem Wasser, „aus dem die Sonne beständig Fiebermiasmen ausbrütet, welche der Lage wegen kein Windhauch je vertreiben kann. Arme Leute! Sie haben binnen 2 Jahren 9 Glieder der Missionsfamilie hinter ihrem Hause begraben (und Ludorf bestattete am 3. Sept. das zehnte). Wenn nicht krank, predigen sie am Sonntag den Bakuena." Ludorf durchschaute Setschele, der ihm einen schönen Brief geschrieben, schon damals und schalt ihn tüchtig aus wegen seiner Kinderzucht, daß er seine Töchter an Heiden zu Weibern verkaufe und seine Söhne Branntwein trinken lasse, wegen seiner Nachgiebigkeit gegen die mächtige Heidenpartei, die er — auch am Sonntag — Beschneidungs- und Tanzfeste feiern lasse, und wegen der Doppelzüngigkeit, mit der er die Deutschen behandle, die um seines Volkes willen ihr Leben drangeben. „Wie bedaure ich diese lieben Leute, deren Sprachkenntniß sie noch nicht befähigt, diese Falschheit zu ergründen; denn wie viele Jahre braucht es, auch nachdem man die Sprache inne hat, die Herzen zu erkennen." Diese Schätzung von Setscheles Charakter empfiehlt sich, alles betrachtet, weit mehr als die von Miss. Bakeberg dem Dr. Wangemann gegebene: „Setschele sei, nachdem er der Pflege der Hermannsburger entzogen, von den Engländern aber zwei Jahre lang ohne Pflege belassen sei, in einem bedenklichen Maße in heidnisches Wesen zurückgefallen." (Dr. Wangemann S. 472.) Er war wohl nie was Rechtes, und die Hermannsburger brauchen die Trennung von ihm kaum zu bedauern.

linge Setschele und Moselele*) laut, die Deutschen möchten sich doch wieder in Verbindung mit ihnen setzen, da sie — die Häuptlinge — keine andern Missionare bekommen könnten. Es scheint, als ob um diese Zeit die Hermannsburger über dergleichen Rufe der Häuptlinge soweit ins Klare gekommen seien, daß sie ihnen keinen besonderen Werth zuschrieben, sofern den Betschuanenfürsten wohl daran liegt, für allerhand Zwecke einen Missionar bei sich zu haben, die Landesmode aber voraussetzt, daß es Häuptlingen zieme, nur „halb zu lernen" (wie das Sprichwort lautet), d. h. den Bruch mit den alten Sitten möglichst weit hinauszuziehen. Irgendwie wurde der Einladung keine Folge gegeben. —

Daß es den deutschen Sendboten schwer wurde, zwei Posten, die sie mit der ersten Missionslust bearbeitet hatten, aufzugeben, können wir wohl mitfühlen. Dieselben scheinen aber nach dem wiederholt ausgesprochenen Wunsche ihrer Oberleitung abgetreten worden zu sein, daher die Beschuldigung eines Stationenraubs befremdlich lautet. Wenn sodann die Bedingungen des Vertrags — von denen keine in die Oeffentlichkeit drang — nicht gehalten wurden, so dürfte daran mehr die Persönlichkeit des Hrn. Price, der allerdings gegen die Hermannsburger Methode entschiedene Abneigung kundgibt, schuldig sein, als die Londoner im Ganzen oder Moffat insbesondere. Mackenzie wenigstens gilt auch bei den Deutschen (nach Dr. Wangemann) für „eine höchst ehrenwerthe Persönlichkeit", der wir also „Intriguen und andere schlechte Mittel" nicht zur Last legen möchten, wenn er sich jetzt auch im Besitz einer vormals deutschen Station befindet.

Die englischen Missionare sind nunmehr aus dem Transvaal vertrieben und haben sich dafür der Verkehrsstraße bemächtigt, die an dessen Westgrenze hin ins Innere führt. Ist es aber nicht billig, daß sie eine solche Straße haben, auf der sie ihre schon vor vierzig Jahren angeknüpfte Verbindung mit den Matebelen aufrecht erhalten und ihrem fortwährenden Drange zum weiteren Vorrücken ins Innere von Südafrika folgen können? Die Hermannsburger sind ja auch in einen Theil der Londoner Ernte eingetreten, der

*) Wahrscheinlich ein Häuptling der Bakhatla, etwa eine Meile seitwärts von Setschele angesiedelt, und von Ludorf als ein Thor beschrieben, was auch sein Name Mosielele bedeute.

ihnen nicht streitig gemacht wird (bei den Baharutsi, von denen sogleich erzählt wird); warum sollten sie nicht ihrerseits ein Stück Arbeit in fremde Hände legen können mit dem Vertrauen, daß Gott erhalten und fortführen werde, was Er an den Seelen gewirkt hat. Leidig ist freilich, daß Deutsche und Engländer, Lutheraner und Reformirte einander nicht schneller verstehen, einander nicht fröhlicher in die Hände arbeiten, und wo Irrungen störend eintreten, den Fehler sogleich der ganzen gegenüberstehenden Körperschaft zur Last legen, statt ihn möglichst auf Individuen zu beschränken.

Gewiß ist es eine Aufgabe für die deutschen Missionare, sich auch mit den englischen, unterschiedlichen Namens und Glaubens, auf den rechten Fuß zu stellen. Ein erfahrener Hermannsburger schreibt einmal (1864): „Ich habe in meinem Leben Einen Engländer gesehen, der nicht stolz war auf seine große Nation. Der geringste Engländer dünkt sich ein Ausbund in der Herablassung zu sein, wenn er mit einem Deutschen ein freundliches Wort gesprochen hat." Das lautet nicht sehr erbaulich aus einer mit englischen Missionaren reich besetzten Colonie. Es steht übrigens zu hoffen, daß nunmehr hierin eine Veränderung eingetreten ist, da in Neuhermannsburg für die höhere Bildung auch der britischen Jugend Erkleckliches gethan wird und die Leistungen dieser Schule Anklang finden. Die „Hannoveraner" haben vielleicht schon jetzt über mangelnde Anerkennung seitens der Engländer von Natal sich nicht mehr zu beklagen; so wird auch eine Annäherung der britischen Missionare nicht ausbleiben.

Aber verbergen darf man sich nicht, daß von beiden Seiten Einiges zu überwinden sein wird, um zur Ehre des gemeinsamen Herrn ein gedeihliches Zusammenwirken möglich zu machen. Steht nicht dem Deutschen die Versuchung nahe, der englischen Manier Manches übel zu nehmen, was nicht gerade so böse gemeint ist? und ebenso vielleicht die andere, dem Gerede von „weggeschickten oder entlaufenen" Schwarzen und antienglischen Bauern ein offeneres Ohr zu leihen, als sich mit der vollen Gerechtigkeit verträgt? Letzteres nämlich in Bezug auf die Anklage (bei Dr. Wangemann): „Die Londoner wiegelten die Schwarzen gegen die Bauern auf." Dergleichen Reden circuliren natürlich im Transvaal unbeanstandet, und einem Präsidenten Prätorius nimmt man es nicht übel, wenn er (H. Missbl. 1864, S. 142) von seinem Standpunkt aus Hohls

versichert: „er wünsche herzlich, es möchte allen Betschuanenstämmen das Evangelium gepredigt werden; nur dürften die Missionare die Eingebornen nicht zum Morden und zum Aufstande anstacheln, wie die englischen das gewöhnlich thäten, was er aber bei Deutschen nicht befürchte." Es ist gewiß ein unberechenbarer Vortheil, daß die Deutschen in einem Staate vom Alter und Kaliber des transvaalschen sich alles Lehrens von Menschenrechten besonnen enthalten; dem Standpunkt aber, welchen die außertransvaalschen Londoner einnehmen, dürften jene immerhin noch gerechtere Würdigung entgegenbringen.

Auf der andern Seite werden sich freilich auch die englischen Missionare zu neuen Anstrengungen aufgefordert sehen, wenn (September 1868) von Bethanien geklagt wird: „90 Neue Testamente haben wir vom alten Moffat bekommen, aber wir hatten auf drei unsrer Stationen mehr als 100 Personen, die schon längst getauft waren und noch kein Neues Testament hatten, eben weil keine zu bekommen waren. Es ist wirklich eine Noth, daß man nicht so viel Bibeln von den Engländern bekommen kann als begehrt werden. Von Gesangbüchern will ich gar nicht sprechen (da wird durch Zusammenstellung eines lutherischen Gesangbuchs nachgeholfen werden); aber wegen der Bibel werden wir wohl unsere Plage behalten." Allerdings sollten die deutschen Missionare von der britischen Bibelgesellschaft ihren vollen Bedarf von Setschuana Bibeln rechtzeitig erhalten; doch sollten sie darum nicht am guten Willen ihrer Londoner Brüder verzagen und sich einem unnöthigen Pessimismus ergeben. Daß Moffat selbst erst im Herbst 1868 einen stärkeren Vorrath von solchen Neuen Testamenten aus London zugesandt erhielt und sich auch um der „hannöverschen Missionare" willen freute, daß ihm endlich damit eine lange quälende Sorge abgenommen worden sei, ersehen wir aus den englischen Berichten.*) Es schreitet ja Alles auf dem Missionsgebiet viel langsamer voran in Betreff des Revidirens, Druckens und Versendens von Büchern, als daß man immer glauben könnte, es gehe dabei ganz mit rechten Dingen zu, wie das bei Br. Schröder schon anfangs (S. 36) Bedenken erregte. Aber besser scheint es doch, auch in diesen Angelegenheiten nichts Arges zu denken.

*) 63d Report Brit. for. Bibl. Soc. 1867. p. 265 ff. 65th Rep. B. f. Bibl. Soc. 1869. p. 285.

Natürlich werden nun die Hermannsburger sich auch an der Revision der Setschuana Bibel betheiligen, wie das die Berliner bei der Kafirschen Uebersetzung thun. Wir hören bereits,*) daß „die Hannoveraner" mit einigen orthographischen Aenderungen, welche die Londoner für die neue Ausgabe der heil. Schrift vorgeschlagen hatten, nicht übereinstimmten und nöthigenfalls eine eigene Bibelübersetzung zu unternehmen gedachten. Auf etliche ihrer Wünsche seien dann die Londoner eingegangen; und die Bibelgesellschaft hoffte, die Rathschläge der Mäßigung und gegenseitiger Nachgiebigkeit werden den Sieg davon tragen und ein harmonisches Zusammenwirken der verschiedenen Parteien ermöglichen, da zwei Uebersetzungen der Bibel in der gleichen Sprache zu drucken doch kaum wünschenswerth wäre. Ein Brief vom Januar 1870 stelle auch bereits in Aussicht, daß die kleine Wolke, die aufgestiegen sei, noch glücklich verweht werde. Hoffen wir denn, daß die deutschen Brüder unverdrossen ihr Möglichstes dazu beitragen, daß Moffats Bibelübersetzung, die ihnen vielleicht blos als „Setlapi" erscheint, während die Bibelgesellschaft sie „Setschuana" betitelt, durch Milderung des dialektischen Gepräges und Berücksichtigung des Sprachgebrauchs der übrigen Stämme, eine wirkliche Setschuana Bibel werde, ein Heiligthum, um das die ganze, vielgetheilte Nation sich schaare, soweit sie von der Botschaft des Heils erfaßt wird. Der Blick auf ein solches Ziel sollte doch sich kräftig genug erweisen, um allerhand schmerzliche Erinnerungen und Empfindlichkeiten zu unterdrücken und ein schönes Stück gemeinsamer Arbeit bei aller Verschiedenheit der Ansichten zu ermöglichen.

4. Die Stationen des Moriko-Distrikts.

Seitdem die Betschuanenmission von Hermannsburg im Dezember 1863 erneuert wurde, hat sich immer mehr herausgestellt, daß die westlichen Betschuanen fürs Evangelium viel unempfänglicher sind, als die im Innern von Transvaal ansäßigen. Der Grund davon ist hauptsächlich in dem großen Unterschiede der Behandlung zu suchen, die ihnen von den Herrschern des Landes, den Bauern, widerfährt.

*) 66th Rep. Bibl. Soc. 1870. p. 259.

Während nämlich die Holländer in ihrem Gebiete einen „furchtbaren Druck“ auf die Schwarzen ausüben, wie z. B. da und dort jeder Bauer seine „Arbeitskaffern“ hat, die ihm die Hälfte aller Arbeitstage zu frohnen verpflichtet sind,*) wird es mit den Häuptlingen im Westen des Landes anders gehalten. Ihnen sind jährliche Abgaben auferlegt (für jede Hütte 6⅔ Thaler), und wenn sie diese richtig bezahlen, erfreuen sie und ihre Angehörigen sich im Uebrigen einer unbeschränkten Freiheit. In dieser leben sie gedankenlos weiter, wenig bekümmert um das Wort des Missionars; während dagegen dieser auf die gedrückten Arbeitskaffern bald den Eindruck macht, ihr einziger Freund und Wohlthäter zu sein. In Folge dieses durchgreifenden Unterschieds sind die älteren Stationen im Westen viel langsamer aufgeblüht, als die später errichteten, aber doppelt zahlreichen Arbeitsplätze im Osten.

1. Linokana „kleine Flüsse“ heißt die gesunde Hauptstation des Westens, in einem freundlichen Thale gelegen, neben Moilois Residenz. Die dort eng beisammen wohnenden 5000 Baharutsi treiben ziemlich starken Ackerbau und verstehen sich darauf, durch Wasserleitungen ihn auszudehnen und zu sichern; viele aber leben umherstreifend von Viehzucht und Jagd, gerben die Felle und verkaufen solche, soweit sie sich nicht drein kleiden ꝛc., nebst Straußenfedern, an die immer häufiger einkehrenden Händler. Die regelmäßige Arbeit wird meistens von Weibern verrichtet. Als Jensen die Station von Zimmermann übernahm, fand er etwa 40 Getaufte, von denen 11, nicht gerade die besten, aus Londoner Stationen hergekommen waren; und eine von Moiloi protegirte Schule mit 28 Kindern, deren Zahl bald auf 100 stieg, wozu noch 20 Erwachsene kamen. Der alte Häuptling, obgleich noch Heide, zeigte sich fortwährend freundlich, suchte auch selbst noch mit Hilfe der Brille lesen zu lernen und besuchte die Gottesdienste regelmäßig; da saß dann immer neben ihm seine Lieblingsfrau, die jüngeren von seinen neun Gattinnen sandte er sogar in die Schule. Natürlich trieb er auch seine Leute zum Hören und Lernen an, und ließ denen, die am Sonntag arbeiteten, die Hacke wegnehmen. Die Predigten hielt anfangs der von Schröder getaufte Moremi, bis Jensen sie selbst übernehmen konnte. Bald durfte dieser fünf Erwachsene taufen

*) Dr. Wangemann, Reisejahr. S. 472 ff.

(November 1864), denen andere nachfolgten, meist Weiber (die überhaupt den trägen Männern im Lernen oft vorauseilten), bis im Jahr 1868 die Zahl der Gemeindeglieder auf 70 gestiegen war. Geklagt wird nur, daß diese sich nicht genug von den Heiden sondern und dadurch verderblichen Einflüßen ausgesetzt sind.

2. In Limao, zwei Tagereisen von Linokana, wohnten nahe beieinander zwei Häuptlinge, Manhope und Makhosi, die 1864 den Vorsteher Behrens dringend um Missionare angiengen und solchen ein Haus zu bauen sich anheischig machten. Darauf zog Miss. Lohann zu Manhope, wohnte erst in einer Hütte und baute sich dann selbst ein bescheidenes Pfahlhaus; aber diese Baharutsi zeigten sich so hart, daß in drei Jahren nur eine Seele gewonnen wurde, diese jedoch echt wie Gold. Die Station ist durch neue Missionare verstärkt worden und steht jetzt unter Tönsings Leitung, scheint aber wenig Früchte zu bieten. Erwähnt sei noch, daß hier der Missionar von einer Reise zurückgekehrt, seine ganze Bibliothek von Termiten verspeist fand.

3. Eine Stunde weiter liegt Pataletschopa, Makhosis Stadt, bei dem 1865 der erfahrene Schulenburg unter ganz ungeschlachtem Volk seine Thätigkeit begann; die Baharutsi kamen anfangs wohl zahlreich zur Kirche, konnten sich aber nicht leicht ins stille Hören finden, sondern lärmten während der Predigt fort. Noch jetzt ist dies der „wüsteste Vorposten", wo das Heidenthum in ungebrochener Kraft steht; etwa 20 Seelen aber aus den wenigen regelmäßigen Kirchgängern konnten s. 1867 getauft werden. Es hält schwer, die Getauften von heidnischen Bräuchen loszumachen; und die Schule will nicht recht gedeihen. Um so mehr legt sich Schulenburg — in Gemeinschaft mit einigen der im Osten ansäßigen Brüder — auf literarische Arbeiten, wie z. B. ein Setschuana Gesangbuch zu Stande kam.

4. Kolobeng ist der Name einer weiteren Station, die 1867 bei dem jungen Häuptling Thobega durch den neu eingetretenen Miss. Hansen errichtet wurde. Sie scheint nur 1½ Stunden von der letztgenannten entfernt zu liegen und nach dem vorbeifließenden Flusse benannt zu sein, sicherlich einem andern, als den die Karte bei Livingstones früherer Station Kolobeng aufweist.

5. Notoan, die jüngste Station, hat ihren Namen vielleicht auch von einem Flüßchen; ihre Gründung scheint ins Jahr 1868

zu fallen, da dieser Moriko-Kreis von den östlichen Stationen förmlich abgetrennt wurde und an Schulenburg einen eigenen Superintendenten erhielt.

5. Der Magaliesberg-Distrikt.

Etwa fünf Tagereisen vom Moriko entfernt wohnen um den Limpopo oder Krokodilfluß im Norden der Magaliesberge die Bamagale, welche dem Superintendent Hohls am 5. Juli 1864 den größten Freudentag seines Missionslebens bereiteten. Es waren Leute, hungrig und durstig nach Gottes Wort, das ihrer 20, setschuanisch oder holländisch, ziemlich fertig lasen; der fromme bescheidene Bauer Malan hatte Hohls Aufmerksamkeit auf sie gelenkt. Aus diesem Stamm war nämlich vor Jahren ein Jüngling im Krieg fortgeführt worden, der bei einem englischen Missionar an der Algoa-Bai Unterricht und Taufe fand. Um 1860 hatte dieser „David" sich zu seinem Volk zurückgewendet und sie fünf Monate unterrichtet; nachdem er dann auch anderen die gute Botschaft zugetragen, kam er wieder und brachte eine Bibel, aus der er ihnen viel vorlas und erzählte, ehe er nochmals weiter gieng; und noch ein drittes mal war er eingekehrt, mit ganzen Trachten erbettelter Bücher, die er vertheilte, und hatte eine Gemeinde gesammelt, die unter eigenen Aeltesten sich in geordneten Gottesdiensten erbaute, die Vielweiberei abschaffte und endlich ein kleines Kirchlein erbaute. Hier waren nun die Leutlein außer sich vor Freude, als sie hörten, daß sie einen Missionar bekommen sollten.

1. Mit hohen Freudensprüngen wurde am 29. November 1864 Behrens empfangen und mußte gleich Andacht halten; er hatte im Nu alle mitgebrachten Setschuana-Bücher verkauft und konnte gleich mit 30 Erwachsenen den Taufunterricht beginnen und am 5. Februar 1865 ihrer 20 in die Kirche aufnehmen (mit 22 Kindern). Damit war die Station Bethanien, die gesegnetste der gesammten Hermannsburger Mission gegründet; auch ein neues Dorf mit geregelten Straßen wurde schnell in Angriff genommen und die Schule füllte sich mit 43 Kindern.

An diesem blühenden Lustgarten in der Mission erquickte sich Hohls auf jeder seiner Rundreisen; so schnelle und so reife Früchte wie hier wollten sich sonst nirgends zeigen, daher es ihm nicht zu

verdenken ist, wenn er für die Schwarzen ein Hörigkeitsverhältniß der von englischen Christen so frischweg gepredigten Vollfreiheit vorzieht, die Leute streng zur Arbeit anhält, ja weggelaufene Dienstboten den Bauern wieder zustellt, alles, damit dem Evangelium kein Schandfleck angehängt werde.

Das Missionsblatt des Jahres 1866 geht noch weiter, es kann die Bauern von Transvaal „in ihrer reichen Gottesfurcht und deutschem Sinne" geradezu die Vorarbeiter der Mission nennen. Wie sei doch da schon die Macht des Heidenthums gebrochen, mit welcher Freude nehmen sie die Brüder auf, mit welcher Liebe unterstützen sie die Brüder! — Doch zeigen die weiteren Berichte eben dieser Brüder, daß den Bauern auch nicht weit zu trauen war, obwohl selbst die rohsten von ihnen, im ersten Erstaunen über die Gefügigkeit der Hermannsburger gelegentlich äußern konnten: alle Missionare sind Schurken (weil sie die Schwarzen zum „Aufstand" anleiten), nur die deutschen sind ehrliche Kerle! Allein bald müssen sich die Missionare gestehen, daß denn doch der Druck der Bauern und ihrer Frohndienste schwerer auf den Leuten laste als selbst der Hunger, daß namentlich die Schwarzen ihre Behandlung Seitens der Weißen fortdauernd als ein Unrecht empfinden, in Folge dessen es ihnen fast erlaubt scheint zu lügen und unendlich schwer fällt, die Bauern wirklich zu lieben. Wie wäre das auch zu erschwingen, wenn das dienstbare Volk sich zu begnügen hat mit dem, was der Bauer als Bezahlung gibt, und wo er nichts gibt, es auch gut sein lassen muß? „Mit der Rechtspflege," verlautet einmal, „geht es wunderlich in diesem Land; für einen Kaffer gibt es hier kein Recht als eine Tracht Schläge." Behrens hat solchen Schlägen — Unschuldigen, auf die Erde gelegten, aus Leibeskräften mit dem dicken Riemen aufgemessen — „zähneknirschend" zugesehen. So ists denn auch mit der Erlaubniß zum Lernen, welche im Allgemeinen den Schwarzen gegeben wird, nur gar zu häufig im Einzelnen schlecht bestellt; eine geheime Opposition gegen die Hebung ihrer Arbeiter, auch mittelst der vorsichtigsten Seelenpflege, ist bei vielen Bauern tief gewurzelt, und verkümmert oder vorenthält dem Schwarzen die Gelegenheiten zum Unterricht, beraubt ihn auch des Sonntags. Im Blick auf diese Mängel weiß ein erfahrener Missionsmann kaum zu entscheiden, ob nicht am Ende die freiere Stellung

der Betschuanen im Westen verglichen mit der Leibeigenschaft der Magaliesanwohner das vorzüglichere wäre.

Dr. Wangemann, dessen Missionsstationen besonders im nordöstlichen Kreise von Transvaal liegen, sieht wohl auch, wie die Dienstbarkeit unter den Bauern dem Evangelium den Weg bereitet hat; ebenso fand er recht fromme und ehrliche Leute unter ihnen. Aber viele derselben klagten frei über ihre mörderischen Landsleute in Zoutpansberg, die ohne irgend welches Bedenken Kommandos aussenden, um Vieh oder Kinder zu rauben und die Alten, die sich zur Wehr setzen, zu ermorden. Hier hat man den Schwarzen die Gewehre abverlangt, um sie dann kaltblütig niederzumetzeln; dort, bei Makapaansport, einen ganzen Stamm in seiner Höhle durch Feuer erstickt. Und im Allgemeinen bestimmt der — englischen Principien doch ziemlich abholde — Reisende den Charakter der Bauern dahin, daß sie gesetzliche Institutionen, auch nur von solcher Strenge, daß die Kaffern gegen Mord, Kinderraub und Erpressung gesichert würden, einmal nicht ertragen können; wo dennoch solche zur Herrschaft kämen, würden die Bauern anspannen und weiter ins Innere ziehen.

Unter solchen Verhältnissen ist es natürlich von großer Wichtigkeit, wenn eine Mission ihr eigenes Grundstück erwirbt, und ihre Leute darauf wie in einem deutschen Dorfe heranziehen kann zu neuen Sitten und Einrichtungen, zu festem Besitz und voller Selbständigkeit. Das gelang in Bethanien durch Kauf von Privaten und Schenkung der Regierung: eine neue hübsche Kirche wurde 1867 erbaut, wobei Alt und Jung mithalfen; eine Weihnachtsbescherung in der Kirche, ein Missionsfest am Tage des Hermannsburger Jahresfestes, Anläufe der Bekehrten zur Ausbreitung des Gottesreiches unter den Fernstehenden, gedeihliches irdisches Fortkommen, feste Gemeindeordnungen mit einsichtigen Wächtern und Richtern, Taufen von 60 Seelen des Jahrs — diese und andere Zeichen eines fröhlichen Wachsthums folgten sich nach einander. Und wenn die Bethanier in den Krieg ziehen mußten, wie im Frühjahr 1868, so hielten sie sich nicht nur tapfer gegen die Feinde, sondern setzten auch Morgens und Abends ihre Andachten zur Verwunderung der Bauern, die anfangs gegen solche Neuerung murrten, regelmäßig fort. Welche Freude, als die Männer alle gesund aus dem Feldzug nach Hause kamen, wo indeß viel für sie gebetet worden war! Hatten die Bauern sich verwundert, daß schon diese Geschöpfe, die

Männer im Felde, so schön singen konnten, wie gar anders schallte es vollends in der Schule: „da geht der vierstimmige Gesang wie wenn das Wasser dahinrauscht!"

Von allerhand Nöthen, innern wie äußern, Verfolgungen der Feinde, Mißwachs ꝛc. blieb selbstverständlich auch diese Perle der Stationen nicht verschont. Wenn dem ungeachtet der ganze Magaliesberg-Distrikt im Januar 1870 bereits seine 701 Gemeindeglieder und 97 Taufbewerber zählte, so scheint nach den früheren Verhältnissen zu urtheilen, wohl die Hälfte dieser Früchte auf Bethanien erwachsen zu sein; die gutgebauten, nett geweißten Wohnhäuser der christlichen Betschuanen mögen die Zahl 70 bereits überstiegen haben, denn von allerhand Orten meldeten sich die Angeregten zur Uebersiedlung auf die wohlberathene Kolonie.

2. Etwa sechs Stunden östlich von Bethanien liegt jenseits des Limpopo die Station Matlare, die Miss. Kaiser im Jahr 1865 gründete und deren Namen „grüne Blätter" durch rasches hoffnungsreiches Wachsthum sich bewahrheiten sollte. Bald hatte er neun Seelen getauft (Februar 1866) und durfte täglich viele unterrichten, von denen (im Juli) 15 und wieder (im December) 16 zur kleinen Gemeinde hinzugethan werden konnten. Zugleich baute er sich ein Haus, da das Wohnen in der bienenkorbähnlichen Hütte Sommers fast unerträglich wurde. An der Erbauung einer vorläufigen Kirche halfen ihm bereits zwei neue Brüder; denn im Jahr 1866 wurden die Betschuanenstationen, die bis dahin von sechs Missionaren betrieben worden waren, durch 12 nachrückende verstärkt. Leider ist der Boden, auf dem die Station steht, nicht Eigenthum der Mission; und da der Grundbesitzer mit dem Volke ziemlich hart verfährt, suchen die Wilden, ja auch Getaufte, die Kaiser sonst nur Freude bereiteten, sich möglichst davon zu machen, was die Aussicht auf weiteren bedeutenden Zuwachs in trauriger Weise stört. Das Jahr 1869 verlief ohne Meldungen zum Taufunterricht, Dürre und Heuschreckenschwärme vermehrten die trübe Stimmung; doch kamen die Heiden im Jahr 1870 wieder näher, während freilich der äußere Bestand der ganzen Gemeinde (von 103 Seelen) durch den in Anregung gebrachten Verkauf des Grundstücks noch ernstlicher bedroht wurde.

3. Noch weiter im Osten von Bethanien*) wurde Januar 1867

*) Auf der Karte sind diese und die folgenden Stationen nur nach ungefähren Schlüssen aus unbestimmten Angaben der Tagereisen ꝛc. verzeichnet.

bei dem Häuptling Makhapan die Station Tshuan („Gleichen") errichtet, welche Miss. Bakeberg bezog. Der Häuptling schien Gottes Wort lieb zu gewinnen, und der sonntägliche Gottesdienst wurde fleissig besucht. Elf Männer und Jünglinge konnten (12. Sept. 1868) getauft werden, ein wirkliches Salz unter dem dort wohnenden grossen Haufen; und in der Nähe schien bei dem zahlreichen Völklein des Häuptlings Ramogobetle sich bereits auch die Lernlust zu regen. Ein Kirchlein war bald errichtet und im Jahr 1869 die Gemeinde auf 40 Seelen angewachsen. Zum Hausbau gab der Häuptling dem Missionar so viel Arbeitsleute, als derselbe nur haben wollte, lieh ihm ohne Bezahlung Leute zu Botensendungen und ging im Lernen und Kirchenbesuch mit gutem Beispiel voran. Jeder Bauer aber hat unter Makhapans Volk „seine besondern Arbeitskafern, die ihm die Hälfte aller Arbeitstage zu arbeiten verpflichtet sind" (Dr. W.).

4. Nördlich von Bethanien (etwa 1½ Tagereisen weit) erstand im Juni 1867 die Station Likhatlen („Zusammenfluß") unter Miss. Lehmann bei einem Häuptling Ramakok, der schon 1861 sich geneigt zur Aufnahme von Missionaren zeigte, falls es die Bauern erlauben würden. Das Grundstück, auf welchem sein Volk wohnt, gehört einem Bauern, welchem dasselbe abzukaufen die Dorfgemeinschaft ernstlich bemüht ist. Damit wäre das Aeussere der Station gesichert; den Anfang des geistlichen „Zusammenflusses" machte ein herangezogener hoffnungsvoller Jüngling Johannes, der (Aug. 1868) als Erstling die Taufe empfieng, aber schon nach einem Jahre selig entschlief. Sich ihm zuzugesellen hatten bei dem grossen Widerstande der Verwandten vorerst nur Wenige Lust.

5. Kana unter dem jungen Miss. Wenhold zählte bald viele Lernbegierige, von denen im August 1868 die ersten 10 die Taufe erhielten und eine Gemeinde zu bilden anfiengen, die sich in einem Jahre auf 55 Seelen vermehrte. Aber einen festen Boden hat die selbe noch nicht gewonnen, denn der Missionar hatte sich 1867 auf einem Grundstück angesiedelt, das ein frommredender Bauer erst fürs Volk mit dessen Vieh anzukaufen sich den Schein gab, während er nachher vor dem Gericht beschwor, das Volk habe ihm Vieh geschenkt, über 200 Stück, damit er für sich selbst einen plants kaufe. Jedermann spottet darüber, allein offen tritt ihm Niemand entgegen — er ist ja Feldkornett! Die Gemeinde aber verlangt ihr Vieh

zurück und die Sendlinge werden ihn verklagen — unerhört! Solche himmelschreiende Ungerechtigkeiten gehören einmal ins Leben eines Transvaal Missionars.

6. Saron erstand bei Rustenburg auf den Ruf eines Häuptlings Mogate (Mokhatla), der lange keine Lehrer wollte, aber im Februar 1866 sich endlich einen Hermannsburger gefallen ließ. Mit der Taufe von vier Erwachsenen und fünf Kindern begann hier die Sammlung einer Gemeinde, welche unter Penzhorns Leitung schnelle Fortschritte machte. Schon 1868 blühten in diesem „Blumenthal" 25 Gerechtigkeitspflanzen und versprachen rasche Vermehrung, als ein dem Grundstück drohender Verkauf den Bestand der Gemeinde in Frage stellte. Da zeigte sich jedoch der Ausweg, daß der Häuptling mit seinem und seines Volkes Vieh, Korn, Fellen ꝛc. sowie mit einem Wagen der Missionare den Boden für sein Volk und die Mission anzukaufen sich entschloß. Der Getauften waren es (1869) bereits 53.

7. In der Nähe liegt Para (Leporro?), wo Miss. Fuls im April 1869 eine Station anlegte, um Manchen, die unter großem Druck in Saron die Gnadenmittel suchten, dieselben noch näher zu bringen. Mit aller Macht wollten die Bauern, die fast stets angetrunken sind, sie vom Taufunterricht ferne halten, umsonst! schon am 22. August wurden 16 Erwachsene in die Gemeinde aufgenommen, die sich rascher Zunahme erfreut, obgleich gerade die treusten von ihren Herren blutig geschlagen werden.

8. Zwei Tagereisen nordwestwärts von Saron liegt Emmaus, von Rabe im Jahr 1867 beim Häuptling Mabalane angelegt; den Erstling taufte er 28. Februar 1869. Es scheint ein sehr trockener Platz zu sein mitten im Wildfeld gelegen, da sich an den wenigen Wasserplätzen viel Fleisch, aber wenig Brod gewinnen läßt, und der rechte Hunger nach Gottes Wort erst noch kommen muß.

9. Thabusa, ein Häuptling, reich an Vieh, wohnt gerade in der Mitte zwischen Saron und Emmaus und hat Juli 1868 Miss. Springhorn aufgenommen, der mit seiner Hilfe sich dort anbaute, aber weil der Boden für das viele Vieh nicht ausreicht, auf weitere Ortswechsel sich gefaßt halten muß. Auch hier ist das Heilsverlangen gering; zur Taufe meldeten sich erst fünf Seelen (im J. 1869).

10. Rüstenburg (Ruheburg) heißt die Bauernstadt dieses Landestheils, in welcher die Hermannsburger seit 1864 wiederholt

einkehrten, auch an Sonntagen gelegentlich den Betschuana-Arbeitsleuten predigten, doch um der mächtigen Missionsfeinde willen kaum an eine Niederlassung denken durften. Der Aufenthalt von sechs Kaufleuten, dem Landdrost und seinem Schreiber, sowie von zwei Predigern macht das Dorf zu einem der ansehnlichen im Lande. Nachdem sich in Bethanien und anderswo der Segen der Mission geoffenbart hatte, wurde endlich auch hier ein Missionar begehrt, und der bewährte Zimmermann übernahm (December 1866) die schwierige Aufgabe. Er konnte täglich 20 und mehr Schüler unterrichten, bekam auch vom Staat einen Bauplatz für seine Kirche bewilligt; die Gemeinde jedoch (30 Seelen im Jahr 1870, wovon nur sechs am Abendmahl theilnehmen und blos ein Paar in christlicher Ehe lebt) vermehrt sich langsam und hat mit sehr ungünstigen Verhältnissen zu kämpfen, die den Tauf- und Communionsunterricht fast unmöglich machen. „Die Eingebornen befinden sich noch immer in einer Stellung im Staat, die deren Entwicklung — milde gesagt — gänzlich hemmt. Eine Reform muß und wird eintreten, ob auf dem Wege des Gesetzes oder der Gewalt, müssen wir abwarten." Ein Missionsarzt Dr. Kochendorf (oder Kochendörfer) theilt sich seit Juli 1868 mit Miss. Zimmermann in die Arbeit und hat genug und mehr als genug zu thun, wenn es auch mit der Bezahlung Seitens der Bauern nicht glänzend steht.

11. Mosetla ist der Name der jüngsten Station, wohl in der Nachbarschaft von Tschuan gelegen, nicht fern von der Berliner Station Tlale. Miss. Hasselblatt hat 1870 die Führung derselben übernommen.

Was diese Stationen an Aufwand von Kraft und Gesundheit, von Glauben und Geduld bereits gekostet haben, läßt sich nicht leicht überschlagen. Ehrenvoll aber für die deutsche Missionsweise fällt auch die Kassenrechnung aus. Die ganze südafrikanische Mission der Hermannsburger Mission, mit 56 Sendboten, hat in einem der letzten Jahre sich mit einer Ausgabe von 3600 Pf. St. durchgeschlagen.

Ueber allen Zweifel erhaben ist die Thatsache, daß ein Streben nach Verbesserung ihres Zustandes, nach Bildung und höherem Wohlbefinden bei den Betschuanen weithin erwacht ist und daß sie in den Missionaren die einzigen Kanäle begrüßen, durch welche ihrem dürren Lande die Lebenswasser zugeleitet werden können.

Was von den Londonern, Wesleyanern, Hermannsburgern, Berlinern, auch von Sendboten der kapschen Kirche unter ihnen gewirkt wird, mag wohl erst ein kleiner Anfang der neuen Zeit genannt werden; sicherlich aber bringt es dem jungen Staate mehr Heil als alle Diamanten, die man jetzt am Vaal ausgräbt. Noch einmal aber kommen wir auf jenen David zurück, auf dessen Vorarbeit die gedeihliche Station Bethanien und alles, was im Rüstenburger-Distrikt erreicht wurde, doch im Grunde sich erbaute. Als im Dezember 1866 Behrens mit 12 neuen Missionaren aus Hermannsburg über den Vaalfluß setzte und in Potscherfstrom bei dem deutschen Miss. Ludorf einkehrte, (der erst mit den Parisern, dann mit den Wesleyanern in Dienstverband getreten war), da fand sich auch der alte schwarze David ein, die große Gesellschaft zu begrüßen. „Der alte, liebe Mann konnte gar nicht Worte genug finden, um seine Freude auszudrücken, darüber, daß 12 junge Missionare ins Land kämen, den Heiden das Evangelium zu verkündigen. Er sprang in seiner Herzensfreude, wie ein fröhlich Kind um den schön geschmückten Weihnachtsbaum herumspringt."

Ich schreibe dies am Christabend; und während ich mich mit Brüdern aller Farben vor der Krippe niederwerfe, in der uns Friede auf Erden und an den Menschen ein Wohlgefallen beschceert worden ist, und dankend der Ungenannten gedenke, die einst auch unsern Voreltern die erste Botschaft von jenem Kindlein brachten, sehe ich in diesem David, der keine größere Freude kennt, als die Ankunft von Heilsboten, den Vertreter und Stimmführer des werdenden Betschuanavolkes und schäme mich, wenn ich auf ihn schaue. Wie vielerlei sind bei uns die Bedenken, die Kritiken, die Vorurtheile und Nebengedanken, welche ebenso einer kindlichen fröhlichen Aufnahme des so reichlich verkündigten Worts, wie einer einfältigen Lust an seiner Weiterverkündigung und Ausbreitung im Wege stehen! Nicht so unser David — er mag eine „etwas eng reformirte Anschauung haben", wahrscheinlich auch Methodist oder Independent heißen; aber so groß ist das Elend seines Volkes und so tief fühlt er es mit, daß er an jenem Dezembertage um das Duzend lutherischer Missionare herumtanzt ohne eine Spur von konfessionellen Wenn und Aber! Freuen wir uns einfältig mit ihm, daß in Hermannsburg ein noch immer frisch quellender Born für das dürre Südafrika entsprungen ist, und wünschen wir ihm und allen

anderen gesunden Brunnen reichen Segen von oben, bis alle die bettelarmen und siechen Betschuanenstämme von seinem Lebenswasser getränkt, erfrischt und gestärkt zu einem Volke genesen und zusammenwachsen, das zum Heile seiner Nachbarn die Erfahrung bethätigt: Geben ist seliger als Nehmen!

William Chalmers Burns.

Fortsetzung.

5. Weitere Evangelisten-Dienste.

Einer der wohlthuendsten, herzerhebendsten Züge in Burns Leben ist es gewiß, daß wir darin auch nicht der leisesten Spur von Eifersucht und Mißgunst von Seiten treuer, aber minder auffallend gesegneter Mitarbeiter im Weinberg des Herrn begegnen. Es spricht das gleich laut für die Gnade, die beiden Theilen wurde, vom eigenen, armen Ich hinweg nur auf Sein großes Werk zu blicken. „Sie sind dieser Gemeinde als eine Gebetserhörung geschenkt worden, und eine solche Gabe ist, wie ich glaube, immer gesegnet," hatte M'Cheyne scheidend zu seinem jungen Stellvertreter gesagt. Und dieser schrieb seinerseits bei der Rückkehr des älteren Freundes in sein Tagebuch: „Ich erhielt einen Brief vom theuren M'Cheyne, dessen freudiger Ton über das Werk des Herrn, wie mir scheint, von einem großen Sieg der göttlichen Gnade über die natürliche Eifersucht des menschlichen Herzens zeugt. O Herr, ich preise dich dafür von ganzer Seele und bitte dich, daß wenn dein lieber Diener, der Hirte dieser Gemeinde, ihr wieder geschenkt wird, Du ihn noch hundertmal mehr ehren wollest durch Gewinnung von Seelen für Christus, als es mir durch deine unaussprechliche und königliche Gnade zu Theil wurde." Als M'Cheyne dann in Dundee anlangte, ergossen sie zuerst ihre Herzen in gemeinsamem Gebet vor dem Herrn, dann giengen sie mit einander in die Abendversammlung, in deren Leitung sie sich brüderlich theilten.

Da M'Cheyne mit ziemlich angegriffener Gesundheit zurückkam, bat er Burns, ihm bei der Pflege der Gemeinde auch künftig noch zur Seite zu stehen, was dieser mit Freude in der Weise that, daß

er daneben auch an andern Orten gastweise das Evangelium verkündete, wozu es an Einladungen nicht fehlte. Nachdem er einmal unter fühlbarem Beistand des Herrn für seinen Freund Hamilton gepredigt hatte, machte er sich auf den Weg nach Perth, wo ein andrer Freund, J. Milne, seine seelsorgerliche Wirksamkeit kaum erst begonnen hatte. Dort sollte auch Burns selbst für die nächste Zeit sein Hauptarbeitsfeld finden, denn derselbe Segen, den der Herr in Kilsyth und Dundee auf seinen Dienst gelegt hatte, begleitete auch hier sein Zeugniß. Mit wahrhaft bewundernswürdiger Selbstlosigkeit sah sich dadurch der gleichfalls reichbegabte Milne die kaum begonnene Arbeit an seiner Gemeinde gleichsam aus der Hand genommen. Wenn nur des Meisters Scheunen sich füllten, fragte er nicht darnach, ob seine eigene oder des Freundes Sichel die Garben schnitt. Ein Herz und Eine Seele mit Burns, und bei mancher sonstigen Verschiedenheit ihm an Einfalt und Hingebung im Dienste Christi gleich, stand er ihm in jenen denkwürdigen Tagen nur von dem Einen Gedanken beseelt zur Seite, vereint den Kampf fürs Reich zu kämpfen. Welchen Eindruck neben Burns gewaltiger Predigt auch diese liebliche Eintracht machte, deutet folgender Brief einer Dame an, der durch die frische Schilderung jener Gnadenstunden zugleich zum Beweis dienen mag, wie unauslöschlich sie sich den davon wirklich ergriffenen Seelen einprägten.

„In einem Gasthof zu Rom lasen wir in den Spalten einer englischen Zeitung erstmals den Namen William Burns. Der betreffende Artikel war eine bittre, höhnische Karrikatur. Einige Wochen darauf kehrten wir nach Schottland zurück, ohne in der Zwischenzeit Gelegenheit gehabt zu haben, eine evangelische Kirche zu besuchen. Noch voll von all den Mummereien des römischen Kultus, die die Person Gregors XVI umgaben, wurden wir in Perth eingeladen, einem für einen engern Kreis von Hörern bestimmten Vortrag von Burns beizuwohnen, und die dreißig Jahre, die seitdem verflossen sind, haben die dort empfangenen Eindrücke in mir nur vertieft, statt sie zu verwischen. Er sprach nach Off. 19 von dem Sturz des Antichrists und dem Hallelujah, das von den Erlösten erschallen wird, wenn sie den Rauch seiner Qual aufsteigen sehen. Er rief den Unbekehrten zu, auch über ihre Verdammniß müsse einst dasselbe Amen, Hallelujah! ertönen, wenn sie fortfahren, Jesum zu verwerfen. Er lud die mit Sünden Beladenen ein, zu Golgathas

Quell zu kommen und sich da rein zu waschen. Er warnte diejenigen, die sich bekehrt dünken und doch ungöttlich wandeln, sich nicht länger der Welt gleich zu stellen und dadurch ihre weißen Kleider wieder zu beflecken. Er hielt den Gläubigen die Freude des Hochzeitsmahls des Lammes vor, und sagte dabei: 'Diese heiligen Genüsse sind nicht so fern, wie die Welt es meint. Der geringste der Erlösten kann bezeugen, daß er schon etwas von ihrer unaussprechlichen Süßigkeit gekostet hat. Obgleich in den Herzen Vieler den Wogen der Trübsal und Versuchung entquollen, die wild brausend an ihre Seelen heranstürmten, sind diese seligen Erstlingserfahrungen dennoch ein wirklicher Vorschmack des ewigen Lebens. Der Wonne, die einst unsre Vereinigung mit Jesus krönen wird, darf kein Verderber mit dem vertrocknenden Mehlthau seiner eisigen Hand störend nahen; keine grausame Trennung wird uns von unsrem Glück oder unser Glück von uns scheiden. Ein paar Tage der Reinigung noch in dem frei quellenden Borne hier; noch ein paar Tage der Thränen über Sünde und Leid — und ihr werdet plötzlich in der Stadt unsres Gottes erwachen, um für immer mit Immanuel in dem oberen Heiligthum zu wandeln. Hier ist die Gesellschaft klein, dort wird sie unzählig sein. Tausendmal Tausend sind der Stimmen und Harfen, aber sie geben nur Einen Klang. Hallelujah! heißt der Grundton des ewigen Lieds, und Immanuel der Eine Name auf allen Lippen . . . Es ist jetzt bald eine Stunde, daß ich anfieng mit euch zu sprechen; wenige Sekunden noch und sie wird entflohen sein, um vor dem Richterstuhl Zeugniß abzulegen. Wird sie die Unterwerfung eines Sünders, die Rückkehr eines verlorenen Sohnes, die Aufnahme eines Kindes ins Vaterhaus zu verkünden haben?' — Die nun folgende Besprechung mit einzelnen Heilsbegierigen dauerte 1—2 Stunden, und manche Last wurde dabei auf das Lamm Gottes abgeladen, das der Welt Sünde trägt. Diese Versammlungen für einen engeren Kreis schon angefaßter Seelen fanden wöchentlich dreimal statt; Abends öffnete sich dann die Kirche den aus Stadt und Land herbeiströmenden Schaaren. Schon eine Stunde vor dem Anfang des Gottesdienstes waren da alle Bänke besetzt. Gewöhnlich herrschte in der versammelten Menge Stille, und viele Häupter waren zum Gebet gebeugt. Auch die Kanzeltreppe füllte sich so, daß dem Prediger nur mit Mühe der Weg gebahnt werden konnte. Der erst kürzlich zum Pastor der Gemeinde bestellte John Milne

theilte meistens die Kanzel mit dem Redner. Ich erinnere mich besonders eines tief ergreifenden Abends, an dem auch James Hamilton, dem für dießmal die Kanzel angeboten war, neben ihnen saß. Jetzt könnte man denken, derselbe Wagen habe sie alle Drei heimgeholt*).

„'Kein Kreuz, keine Krone!' war die Losung, auf die Burns seine Leute warb. 'Leiden ist unser Reichsgesetz'. — 'Je größere Opfer für Christus, desto mehr Antheil an seiner Freude.' — 'Entsagt dem Weinglas, dem Tanz, dem Gesang, wenn ihr aus Seinen Freudenströmen trinken, an Kanaans Strand vor Wonne hüpfen, in das ewige Hallelujah mit einstimmen wollt!' . . .

„'Das Sehnen meines Herzens wäre es, bevor ich sterbe, rings um die Welt zu gehen, und jeder Kreatur wenigstens Eine evangelische Einladung ins Ohr zu rufen,' konnte er äußern. Für diejenigen, die lang im Dunkeln gelassen wurden, war er voll inniger Theilnahme; wem der Herr viel von seinem Sündenelend offenbare, äußerte er, den setze Er oft auch auch hoch in der Schule Christi.

„Auf allen Wegen zur Stadt sah man jeden Abend Häuflein von Landleuten daherkommen. Manche kehrten in der Nacht fröhlich heim, indem sie zum erstenmal in ihrem Leben das neue Lied anstimmten; Andre giengen schweren Schritts, einen Pfeil im Herzen weg; noch Andre brachten aus der Stadt die Nachricht mit, daß Freunde sich zum Herrn gewandt, Wirthe ihre Schilder abgenommen und die Polizeidiener kaum noch Arbeit haben."

Bei aller Arbeit in Perth selbst, fand Burns indeß immer noch Zeit, auch ringsum in den benachbarten Dörfern zu predigen. Die Verkündigung des Worts war ihm nicht Pflicht, sondern süße Freude, und man konnte ihm keine größere Liebe erweisen, ihn nicht zu herzlicherem Dank verpflichten, als wenn man ihm dazu Gelegenheit gab. Auch im Privatverkehr war er unermüdlich, von seinem Herrn zu zeugen. Landstraßen und Hecken, Flußdampfer, Wirthshäuser, Marktplätze, ja sogar Lasterhöhlen erschienen ihm — so gut wie überfüllte Kirchen — geeignete Plätze, um als ein Botschafter an

*) Die im Leben so innig verbundenen Freunde vollendeten nur wenige Wochen nacheinander einen verhältnißmäßig kurzen, aber an Ewigkeitsfrüchten reichen Lauf.

Christi statt verirrte Sünder hereinzurufen ins Reich des Lichts, und er durfte dabei manch wunderbare Ermuthigung erfahren. So sieht er einmal Abends beim Nachhausegehen etliche Männer und Weiber hinter einem Wirthshaus zusammen spaßen. „Ihr macht da Arbeit für den Tag des Gerichts!" ruft er ihnen zu. Alle rennen davon; nur ein einziger junger Mann bleibt erschüttert stehen. Er gibt sich als den Sohn des Wirthes zu erkennen, und Burns fragt ihn, ob er wohl eintreten dürfe, um zu beten? Es wird ihm gestattet, und die gedrängt volle Wirthsstube wird zum Betsaal. Alle Anwesenden versprechen Burns beim Gehen, künftig zur Kirche zu kommen, und nach 14 Tagen schließt der Wirth seine Schenke und gibt den Verkauf geistiger Getränke auf.

Ende März fühlte Burns sein Evangelistenamt in Perth beendet, obgleich die dort entstandene Bewegung noch keineswegs im Abnehmen war. Einen für das eigentliche Hirtenamt trefflich ausgerüsteten Seelsorger hatte die Gemeinde ja an seinem Freund Milne; er selbst aber erkannte immer deutlicher bloß bahnbrechenden Pionierdienst als seinen speciellen Beruf. Sünder zur Buße zu rufen und schlafende Gewissen aufzurütteln, und sobald dieß geschehen, mit der Predigt des Worts weiterzuziehen, das war's, wozu ihn sein brennendes Verlangen, möglichst viele Seelen dem Verderben zu entreißen, schon in der Heimat, und später unter den Heiden trieb. So finden wir ihn also in den nächsten 3—4 Jahren als freiwilligen Reiseprediger, für dessen Unterhalt seine jeweiligen Hörer so reichlich sorgen, daß er stets noch zum Geben übrig hat, bald da bald dort in den verschiedenartigsten Umgebungen immer mit demselben Eifer bemüht, Leute für seinen Herrn zu werben.

Seine zweite Heimat, das „granitne" Aberdeen, ist es, wo er zunächst nach Perth einen längern Aufenthalt zu machen gedenkt. Auch hier wird ihm die herzliche Mitwirkung mehrerer gläubiger Prediger zu Theil. Dreimal predigt er jeden Sonntag in verschiedenen Kirchen der Stadt; dreimal bringt er an jedem Wochentage durch Gebetsversammlungen für schon angefaßte Seelen und durch allgemeine, für den großen Haufen berechnete Ansprachen einem kleineren oder größeren Kreise das Wort Gottes nahe. Zur hohen Freude der Einen und zum Aerger und Hohn der Andern, wächst auch hier die Spannung und Bewegung unter seinen Zuhörern gleich der heranwogenden Meeresfluth, und alle seine freien Augen-

blicke werden von Leuten in Anspruch genommen, die durch sein Zeugniß aufgeschreckt, ein neues Leben beginnen möchten. Um mit seiner Einladung zum großen Hochzeitsmahl auch die Aermsten und Elendesten zu erreichen, denen er auf keinem andern Wege nahe zu kommen weiß, fängt er hier die Straßenpredigt an. Es ist das noch etwas so durchaus Neues, so ganz gegen alles Herkommen Verstoßendes, daß selbst seine innigsten Freunde Anstoß dran nehmen (von der Geistlichkeit der Stadt billigt es blos Einer), die Wirkungen sind aber der Art, daß im Lager der Gläubigen die Stimmen der Tadler bald verstummen. Mitten in der angestrengtesten Arbeit, die auch die Kaserne erreichte, fühlt Burns jedoch eine körperliche und geistige Abspannung eintreten, die ihn zwingt, sich eine Zeitlang der fieberischen Aufregung des Stadtlebens und seiner Stadtwirksamkeit zu entziehen.

Ein Krankheitsanfall hält ihn, nachdem er Aberdeen verlassen, in einem Freundeshause fest; dann gehts hinaus ins schottische Hochland. Wie fühlt er sich doch gleich daheim in dieser hehren Gebirgswelt, deren stille Majestät auch den Volkscharakter gleichsam zu überschatten scheint! Wie wohl ists ihm, wenn er am Ufer eines von den Bergen herabrauschenden Bachs oder in einem stillen Gehölz an ihrem Abhang einsam seine Kniee vor Gott beugen kann! Wie sehnt er sich im Schloß Burleigh im Angesicht von Königin Mary's Insel Lochleven und den ihr gegenüberliegenden Lomonds, wo die Covenanter sich vor ihren Verfolgern bargen, wenigstens nach einem Märtyrersherzen, wenn ihm nicht ein Märtyrertod und eine Märtyrerkrone beschieden ist! Wie lebt nach der dumpfen Atmosphäre der Stadt auch der Leib neu auf in der reinen stärkenden Luft und sabbatlichen Ruhe! Denn die Arbeit, die er hier trifft, dünkt Burns lauter Erholung. Merkwürdiger Weise darf er auch hier selbst von solchen Geistlichen, von denen er es am wenigsten erwartet hätte, mitunter große Freundlichkeit erfahren, so daß sie ihm nicht nur ihre Kanzeln zur Verfügung stellen, sondern auch ihre Häuser gastlich öffnen. So schüttelt ihm z. B. der älteste Geistliche der Landeskirche, ein 91jähriger Greis, der sein Leben lang zur Partei „der Gemäßigten" gehört hat, nach seiner Gastpredigt mit herzlichem Dank die Hand und ladet ihn zur Wiederkehr ein; ein andrer bittet ihn sogar, sich während seines Aufenthalts ganz als den Pfarrer der Gemeinde zu betrachten. Am liebsten aber spricht Burns im

Freien zu der sich um ihn schaarenden Menge, die feierlich und schweigend, wie die Berge rings umher, an seinen Lippen hängt. Wie Johannes der Täufer, läßt er da seinen Bußruf erschallen und warnt die Tausende, die herbeiströmmen, vor dem zukünftigen Zorn. Gleich dem Täufer steht er auch, losgerissen von allen Familienbanden, einsam in der Wildniß da. — Nirgends wohl waren die heiligen Eindrücke, die sein Zeugniß hinterließ, tiefer als hier; nirgends unter seinen Zuhörern die Neigung zu einer ungesunden, nervöser Aufregung geringer.

Anders bei seiner Rückkehr nach Aberdeen, wo er im Herbst die im Frühling unterbrochene Arbeit wieder aufnimmt. Dort werden in den täglichen Abendversammlungen die Gefühlsäußerungen mitunter so laut und stürmisch, die um ihre Seligkeit Bekümmerten wollen so gar nicht von der Stelle weichen, daß Burns sich zuweilen nicht anders zu helfen weiß, als das Zusammensein bis tief in die Nacht hinein zu verlängern. Die Presse erhebt darüber ihr Geschrei, bringt einseitige und theilweise unwahre Berichte über manche der stattgefundenen Scenen, und als nach zweimonatlichem Aufenthalt Burns sich eben zur Abreise anschickt, fühlt das Presbyterium der Stadt sich zu genauer Untersuchung der an die Oeffentlichkeit gezogenen Vorgänge verpflichtet.

Nicht nur Leute, die sich von jeder Aeußerung religiöser Gefühle verächtlich abwandten und sie für die Raserei hinverrückter Thoren erklärten, erhoben nämlich in jener Zeit ihre Stimmen gegen Burns; auch solche, welche die tiefsten inneren Kämpfe vollkommen zu würdigen wußten, konnten sich fragen, ob eine von so viel Geräusch begleitete religiöse Ergriffenheit auch reeller Art sei und dauernde Frucht verspreche? Es wurde wiederholt das Bedenken ausgesprochen, eine so fortgesetzte Gefühlsaufregung möchte eher geeignet sein, einen kräftigen Anlauf zu einem neuen Leben zu hindern als zu fördern, indem sie kein ruhiges Nachdenken zulasse und Gefahr laufe, schließlich nur in eine um so tiefere Apathie umzuschlagen. Obgleich übernatürlichen und göttlichen Ursprungs, pflege die Gnade doch den physischen und moralischen Gesetzen unsrer Natur gemäß zu wirken, und alles, was diesen Gesetzen mehr oder weniger zuwiderlaufe, müsse in eben dem Grad ihre Arbeit hindern oder schwächen. Die Grundlage dieser Gesetze aber sei das gesunde Gleichgewicht der in uns gelegten Kräfte des Verstandes, des Ge-

wissens und Gefühls, und jede zu ausschließliche Herrschaft einer derselben wirke nothwendig störend auf die andern. Ueberdieß scheinen die durch Burns erweckten Gefühle mehr die der Furcht, als die der Liebe oder Pflicht zu sein, und drohen darum um so mehr, ohne befriedigende Nachwirkung wieder zu verrauschen.

Unläugbar war an diesen Einwendungen etwas Wahres; doch vielleicht nicht so viel, als diejenigen, welche sie vorbrachten, zu glauben geneigt waren. Nicht als hätte die gewaltige Predigt, die allnächtlich fast wie eine Stimme aus dem Jenseits zu der versammelten Menge sprach, zu tiefe Gefühle geweckt; denn wie könnte die Ergriffenheit von Dingen wie der Zorn und die Liebe Gottes je zu groß, wie die Sorge für's ewige Leben je zu ernst sein? Mag die Welt sie immerhin Schwärmerei und Verrücktheit heißen; welcher lebendige Christ wird sich nicht von Herzen ein immer reicheres Maß davon wünschen? Aber ohne das Herz weniger in Anspruch zu nehmen, hätte daneben mehr gethan werden dürfen, das Urtheil zu klären, das Gewissen zu entwickeln, den Willen zu stählen. Treffend paßt jedoch hieher eine Bemerkung des sel. Präsident Edwards: „Daß sich in dieses Werk Gottes viele aus unsrer Schwachheit, Kurzsichtigkeit und Verderbniß entspringende Irrthümer und Auswüchse mischten, macht es nicht weniger herrlich. Unsre Thorheiten und Sünden dienen in gewissem Sinn nur dazu, es noch größer erscheinen zu lassen. Die göttliche Gnade und Macht strahlt um so heller neben dem, was zu gleicher Zeit von der Schwachheit der irdischen Gefäße zu Tage tritt. Es ist Gottes Wohlgefallen, zugleich mit der Größe seiner Macht und dem Reichthum seiner Gnade auch die Schwachheit und Unwürdigkeit derer zu offenbaren, an denen und durch die sie sich verherrlichen will, und ich zweifle nicht, daß manches, was hienieden Etliche verstimmt und gegen dieses Werk einnimmt, den Lobgesang der Engel über die Vollgiltigkeit der Erlösung durch Christum und die Herrlichkeit der göttlichen Allgenugsamkeit erhöht."

Trotz Allem, was sich von menschlicher Unreinigkeit in jene ungeheure Bewegung der Gemüther mischte, erwies sich dieselbe in der That dennoch in den Augen aller Vorurtheilsfreien als ein großes Gotteswerk, das seinen Ursprung einem wirklichen Lebenshauch aus der Höhe verdankte. Seelen, in denen ein aufrichtiges Verlangen nach dem lebendigen Gott erwacht war, fanden bald, was sie such-

ten, und damit die süße Ruhe, die allein alles Schwanken und Bangen des Herzes ewig stillt; diejenigen, die wenigstens zu einem gewissen Ernst gebracht wurden, sanken entweder bald wieder in den vorigen Schlummer zurück, oder aber lernten sie den Blick zu Dem erheben, dessen Anschauen allein das Auge wacker erhält, und in dem nicht nur ewiges Leben, sondern auch unaussprechlicher Friede zu finden ist. Für solche endlich, bei denen nur eine Erregung der natürlichen Gefühle stattfand, lag in den Sorgen dieser Welt und den Anforderungen des alltäglichen Lebens genug Ablenkung von einer ungesunden Steigerung der Empfindungen. Auch darf nicht übersehen werden, daß Burns Arbeit damals hauptsächlich einer Schichte der menschlichen Gesellschaft galt, in der es ungemein schwer ist, irgend einen über die leiblichen Bedürfnisse hinausreichenden Gedanken, irgend eine Sorge für ewige Dinge zu wecken, und deren tiefere Seiten man weit mehr durch das Herz als durch den Kopf zu erreichen suchen muß. Gesetzt auch, jene rauhen, ungebrochenen Bewohner der Albionstraße und der Kaserne, die beim Gedanken an Gott und die Ewigkeit laut zu weinen anfiengen, seien nie über diese Thränen und dieses Schluchzen hinausgewachsen; gesetzt, es habe sich ihnen nur ein vorübergehender Blick in eine höhere Welt erschlossen und sie seien dann in die vorige Nacht zurückgesunken, so erhob die Gemüthsverfassung, die sie zu solchen Thränen befähigte, sie doch schon weit über ihre frühere sittliche Erniedrigung und Stumpfheit und brachte sie dem Reiche Gottes um einige Stufen näher.

Als die vorhin erwähnte Untersuchung stattfand, waren diese Resultate zwar in Aberdeen selbst noch nicht zu überblicken, allein sie wurden auf Befragen von den Orten aus bezeugt, an denen Burns früher gewirkt hatte, und auch die genaue Erkundigung der in feindseligem Sinn an die Oeffentlichkeit gezogenen Vorfälle konnte der Hauptsache nach nur zu seiner Rechtfertigung dienen. —

Fast lauter noch als in Aberdeen glaubte Burns seine Stimme unter der tief versunkenen Fabrikbevölkerung von Newcastle erheben zu müssen. Hier fühlte er sich recht in eine Burg Satans versetzt, und so mächtig er auch in die Posaune stieß, wollte doch keiner der Schläfer erwachen. Da soll an einem Sonntag eine lärmende Vergnügungspartei stattfinden. Burns hört davon und eifert dagegen in einem großgedruckten Plakat, das er an alle Straßenecken ankleben läßt und mit seinem Namen unterzeichnet. Alle Welt fängt

nun an, von dem fremden Prediger zu sprechen, und die Tagesblätter ziehen mit bittern Anklagen gegen ihn los. Eben das ist's was er gewollt; wenn man nur wenigstens einmal sich herbei läßt, ihm Gehör zu schenken, kümmert's ihn nicht, daß man ihn zunächst widerstrebend hört. Unter dem Ingrimm der Feinde und den Zweifeln und Bedenklichkeiten der Freunde geht er ruhig seinen Weg fort. Er vertauscht die leeren Kirchen mit den wimmelnden Straßen, den Kais und den freien Plätzen, und spricht da bald in zusammenhängender Rede, bald unterbrochen von kecken Gegnern, die er feurig widerlegt. Es werden ihm dabei zwar einzelne Ermuthigungen zu Theil; einen allgemeineren und durchgreifenden Eindruck aber scheint sein Zeugniß nicht zu machen; vielmehr sieht es aus, als schwinde die erweckte Theilnahme wieder mit der Erregung über die durch jenes Straßenplakat geschleuderte Bombe. Schon fangen er selbst und seine Freunde an zu glauben, in Newcastle sei seine Sendung entschieden mißglückt, da sagt er noch eine Straßenpredigt in der Nähe eines Gasthofs an, in dem ein Mittagessen von 1000 Gedecken stattfinden soll. Er findet da Haufen von Leuten, die mit lüsternem Blick sich bemühen, ein wenig zu den Fenstern des Festsaals hineinzugucken, und andre, die sich damit begnügen, auf den Anfang der Tafelmusik zu warten. Das öffnet ihm den Mund weit zu der Einladung, die er zu überbringen hat, und obgleich zuerst ein Stein gegen ihn fliegt, obgleich einzelne Stimmen lärmend rufen: „Weg mit ihm!" und während des Gebets von den Gegnern ein abscheuliches Gelächter erhoben wird, endet die mehrstündige Versammlung in tiefem Ernst mit volltönendem, wahrhaft erhebendem Gesang. Noch entschiedenere und feierlichere Eindrücke darf er bei einigen späteren Versammlungen gewahren, und so muß er auch von Newcastle nicht scheiden, ohne mit seliger Wonne die Nähe des Herrn empfunden zu haben, nachdem er sich erst ärmer und elender fühlen gelernt hat, als je zuvor. —

Mag ihn auch sein Liebeseifer öfters über die rechten Grenzen hinausgetrieben haben, so ist sein aufrichtiges Verlangen doch nur, um Jesu willen Allen Alles zu werden; und so lernt er im hochgebildeten Edinburgh, wohin er sich nach einer Predigtreise durchs nördliche England zu längerem Aufenthalt begiebt, schnell wieder in ganz andern Bahnen dem Einen großen Ziele nachzujagen. Sein Freund, M. Stuart, hat ihn gebeten, dort eine Zeitlang seine Stelle

an der St. Lukas Kirche zu versehen, und so ist er wie in Dundee nun wieder einmal zum regelmäßigen Seelsorgeramt berufen, das er am 14. November 1841 antritt. „Immer bereit," lautet das Familien-Motto der Burns, und diesem Motto getreu, macht sich William alsbald ans Werk. Er beginnt Sonntag Vormittags eine Reihe Vorträge über den Römer-, Dienstag Abends eine über den Jakobusbrief; Montag Abends erklärt er in einer Frauenstunde die Wunder Jesu und in einer etwas späteren Jünglingsstunde seine Gleichnisse; Samstag Nachmittags hält er eine Kinderstunde. Damit noch nicht zufrieden, sucht er auch den Studenten nahezukommen. Er beginnt in seiner Wohnung ein griechisches Privatkolleg und übernimmt jeden Samstag Morgen bei der Gebetsversammlung des Studenten-Missionsvereins einen Vortrag über irgend einen das Reich Gottes betreffenden Gegenstand. Er ladet sie zu sich ein, geht voll theilnehmender Liebe auf ihre Kämpfe ein und wird denen, die den Weg nach Zion suchen, ein lieber Führer. Nicht nur junge Theologen, sondern Studenten jeder Fakultät drängen sich um ihn, und der ungewöhnliche Segen, der seine öffentliche Wirksamkeit begleitet, bleibt Keinem ein Räthsel, der Gelegenheit gehabt hat, durch Privatverkehr einen Eindruck von seinem Wandel mit Gott zu empfangen. Da sind aber noch die Kasernen, das Gefängniß, das Magdalenenstift und andre Rettungsanstalten; wie könnte er es lassen, auch in ihnen sein Netz auszuwerfen? Er macht Besuche, theilt Traktate aus, hält Vorträge und ladet die Soldaten wenigstens zu Straßenpredigten ein. In jeder noch so tief gefallenen Seele sieht er einen verlorenen Edelstein, der vielleicht einmal in Immanuels Krone prangen soll, ein unsterbliches Wesen, dessen Bruder noch Jesus, dessen Erbe der Himmel werden kann; wie sollte ihm das Herz nicht gegen sie wallen?

Von Edinburgh aus wird ihm auch in Leith eine weite Thüre geöffnet, und wenn er es da mit Matrosen zu thun hat, sind alle seine Bilder und Ausdrücke so ganz dem Seeleben und der Schiffssprache entnommen, daß man glauben könnte, er habe sein Leben auf dem Meer verbracht. — „Der Herr schenkte mir in dem Einen Winter in Leith Frühling, Sommer und Herbst," äußerte Burns später einmal in Beziehung auf die Früchte, die er dort sehen durfte.

Am 13. März 1842 setzte sich der erste Sonntagszug auf der Eisenbahn von Edinburgh nach Glasgow in Bewegung. Burns

war von dieser „Sabbatsschändung" tief erschüttert, da er den von Gott uns geschenkten Ruhetag entschieden mehr in alttestamentlichem, als in evangelischem Sinn auffaßte. Ein Christ, der sein ganzes Leben rückhaltslos dem Herrn geweiht hat, mag ja für seine eigene Person füglich alle einzelnen Tage desselben gleich halten, was Burns nicht that; in der Bedeutung aber, die Letzterer der Heilighaltung des Sonntags für das Wohl eines Landes beilegte, irrte er sich doch schwerlich. Er hatte im Verein mit vielen Andern gegen das einbrechende Aergerniß gezeugt, gebetet, und da es ihm nicht gelungen war, es abzuwenden, beschlossen, diesem Sieg des Fürsten dieser Welt gegenüber nun auch das Panier Christi recht hoch zu erheben. So finden wir ihn denn von da an neben allen seinen sonstigen geistlichen Verrichtungen jeden Sonntag zweimal zu der Stunde, da der Zug geht und kommt, noch draußen am Bahnhof, wo er als ein auf der Bresche stehender Soldat mit seiner gewaltigen Stimme gegen alles gottlose Wesen donnert. Seine Amtsbrüder freuen sich seines Löwenmuthes und wünschen sich nur körperliche Kraft, ihm zur Seite zu stehen. Er selbst meint, wenn dadurch auch keine Seelen gewonnen werden, so sei es an sich schon der Mühe werth, für ein solches Zeugniß vom Herrn zu leben und zu sterben. Acht bis neun Stunden kann er so Sonntags Hunderten und Tausenden das Wort Gottes verkünden und sich doch dabei — wirklich ein Wunder und Zeichen für Alle — Montags so frisch und wohl fühlen, wie an jedem andern Tag.

In seiner Bekümmerniß um sein geliebtes Schottland veranstaltet er auch noch besondere Gebetsversammlungen an verschiedenen Wochentagen, und bei all dem sind seine Predigten nie tiefer, nie vielseitiger, nie lebendiger gewesen. Eine heilige Sammlung herrscht in der überfüllten Kirche, jedes Haupt beugt sich im Gefühl von Gottes Gegenwart. Wer mit Vorurtheilen kam, geht beschämt, geschlagen weg. Nicht dem Sturmwind und Platzregen gleich, sondern als sanfter, stiller Thau läßt sich der Geist Gottes auf die Gemeinde nieder, Früchte wirkend, die sich erst drüben ganz werden überschauen lassen.

Fast unglaublich scheint es, daß Burns während seines bis zum September 1842 dauernden Wirkens in Edinburgh auch noch Zeit zu vier Predigtreisen fand, von denen die zwei letzten im August und September wieder dem schottischen Hochland galten. Nur mit

Staunen kann man namentlich lesen, was er unter seinen lieben Hochländern mit Reiten, Gehen und Predigen leistete. „Er drängte die Arbeit von Jahren in Monate, die von Monaten in Wochen, die von Wochen in Tage zusammen. Oft war es ihm, als hätte er vielleicht seine Hütte bald abzulegen; darum eilte er, das Werk Dessen zu thun, der ihn gesandt hatte.“ —

Es kam jetzt die Zeit, da sich in der schottischen Kirche die große Spaltung vollzog, die zur Gründung der aus ihrem unzweifelhaft lebendigeren Theil bestehenden „freien Kirche“ führte. Zwischen Vater und Onkel schritt Burns in jenem feierlichen Zug der sich von der Staatskirche lossagenden Geistlichen mit hochgehobenem Herzen auf den Versammlungssaal zu, wo dieser Glaubensakt sich vollziehen sollte. Er bekam dabei den tiefen Eindruck, daß das Werk vom Herrn sei, aber bei seinem weiteren Ausbau mitzuhelfen, fühlte er sich nicht berufen. Lebendige Steine zum Tempel des Herrn herbeizuschaffen, war seine Sache; ihre Ineinanderfügung überließ er Andern. Da nun bei dem in weiten Kreisen neu erwachten religiösen Leben Schottlands die Organisation und Pflege desselben mehr in den Vordergrund trat, als das Bedürfniß nach einer mahnenden Weckstimme, fand seine specielle Gabe gerade in jenen Tagen weniger Raum, und so folgte er im April 1844 freudig einem von Dublin erhaltenen Rufe.

Auf dem Platz am Zollhause, wo Pater Matthew den Mäßigkeitsverein gestiftet hatte, sucht er da einen Abend um den andern ein Samenkorn evangelischer Wahrheit unter den bigotten irischen Pöbel zu werfen. Man verlacht, verhöhnt ihn und erhebt lärmenden Widerspruch; oft werden seine Kleider zerissen, zuweilen geht auch der Stuhl, worauf er steht, in Stücke. Wiederholt nimmt der Tumult so zu, daß er aufhören muß; aber nie wird der unermüdliche Prediger ärgerlich; nie verliert er auch nur einen Augenblick seine Selbstbeherrschung. Unter dem tobenden Haufen steht er so fröhlich, so friedevoll da, daß seine Verfolger gestehen müssen: „Er ist ein guter Mann; wir können ihn nicht zornig machen.“ Manchmal wollen die Rädelsführer ihn von seinem Stuhl herunterreißen und auf die Straße werfen, allein er hat immer eine Leibwache von drei jungen Männern bei sich, die ihn dann in ihren Armen auffangen, und wenn der Sturm vorüber ist, macht er so ruhig fort, als ob nichts vorgefallen wäre. Einmal war die Menge so

aufgeregt, daß die Polizei ihn ersuchte innezuhalten, und nach einem weiteren Redeversuch sogar darauf bestand, er dürfe nicht am Ufer hin gehen, sonst stehe sie nicht für sein Leben; „steigen Sie ins Fährboot." — Aber ich kanns nicht bezahlen. — „Es kostet nur einen Kreuzer." — Ich habe nicht einen Kreuzer. — Hier haben Sie einen, sagte der gutmüthige Polizeidiener. Burns steigt ein, hält den halfpenny in die Höhe und ruft dem Haufen am Ufer zu: „Seht da, Freunde, ich habe freie Ueberfahrt bekommen. So könnt ihr ein freies Evangelium, freie Vergebung aller eurer Sünden und freie Ueberfahrt ins Himmelreich haben, alles umsonst und ohne Geld." Und damit wendet er sich ruhig an seine Mitpassagiere. — Er bereitet hier durch allzu keckes Auftreten seinen Freunden manche Noth und darf im Ganzen kaum einen Erfolg seiner Arbeit sehen. Auch die evangelische Gemeinde des Freundes, der ihn eingeladen, findet sich nach dem ihm vorausgegangenen Ruf in ihren Erwartungen etwas getäuscht; vielleicht weil er zu wenig Zeit zur Vorbereitung auf seine Predigten verwendet und hierüber keinen Rath annimmt. Daß er aber dennoch nicht ganz umsonst sich mühte, erhellt aus allerhand Spuren.

„Ich sah Burns nur einmal in Dublin," erzählt z. B. ein geachteter Prediger. „Als Student bemerkte ich im Vorbeigehen einen, wie es schien, sehr aufgeregten Haufen am Zollhaus. Ich blieb stehen und hörte zu. Es war, wie ich nachher erfuhr, Burns, der zu ihm zu sprechen versuchte. Mir ist, ich sehe ihn noch. Welch seltsame Ruhe in seinen Worten! Welche Sanftmuth allen Herausforderungen des Pöbels gegenüber! Er wurde überschrieen, herumgestoßen, beschimpft, aber seine offene Bibel in der Hand blieb er unbeweglich stehen und antwortete auf jeden Angriff: 'Aber hört mich nur; hört, was Gott in seinem heiligen Worte sagt.' Er sprach nach Joh. 10 vom guten Hirten und der Thüre zum Schafstall. Zu Zeiten horchten die Umstehenden schweigend, und Einer von ihnen wenigstens vergaß beim Hinweggehen griechische Jamben und mathematische Probleme, und war nur von dem Einen Gedanken erfüllt: 'Dieser Fremde besitzt einen Frieden und ein Lebenselement, wovon ich noch nichts weiß.' Das nächstemal sah ich ihn auf seinem kurzen Besuch von China und habe nie vergessen können, wie er in den Waggon stieg mit dem ruhigen Abschiedsworte: So, jetzt nach China!"

9. Rückblicke.

Nach einem Monat schon verließ Burns Dublin und kehrte nach Schottland zurück, aber nur um von da aus sein nächstes Arbeitsfeld in einem andern Welttheil zu finden. Ehe wir ihn dorthin begleiten, ist es vielleicht nicht unpassend, seiner bisher geschilderten Wirksamkeit in der Heimat noch einige Worte über deren Endresultate sowohl, als über seine eigenen Herzenserfahrungen während derselben beizufügen.

Gerade ein Jahr nach der Erweckung in Dundee berichtete M'Cheyne in Erwiederung auf die von Aberdeen aus an ihn ergangenen Anfragen unter anderem:

„Während des Verlaufs dieses Gotteswerkes sind nicht nur viele Personen gründlich bekehrt worden, sondern es hat auch eine große Wirkung auf die Masse der Bevölkerung stattgefunden .... Selbst die Weltförmigsten müssen jetzt gestehen, daß es etwas wie Bekehrung gibt. Der Sonntag wird mit mehr Ehrfurcht begangen, und es scheint allgemein ein größerer Ernst zu herrschen als früher. Ich kann grobe Sünden jetzt rügen und den Leichtsinnigen Achtung gebieten, wie ich es sonst nicht konnte .... Von den vielen kleinen Gebetsvereinen geht ein ungemein wohlthuender Einfluß aus. Im Hause Gottes herrscht weit mehr Andacht, und den Versammelten jetzt zu predigen, ist etwas ganz anderes als ehedem. Jeder Prediger von geistlicher Erfahrung muß fühlen, daß viele betende Herzen in der Gemeinde sind. Als ich hieherkam, fand ich es unmöglich, lokale Sonntagsschulen einzurichten; neuestens habe ich ohne große Mühe deren 19 zu Stande gebracht, die fleißig besucht werden und mit guten Lehrkräften bedient sind“ ....

In Aberdeen selbst aber schrieb bei der Nachricht von Burns Tode, also 29 Jahre später, der an dem dortigen Seminar der freien Kirche wirkende Doktor der Theologie David Brown: „Nach Allem, was ich höre, scheint die zur Zeit des theuren Burns hier stattgefundene Erweckung in Beziehung auf ihre bleibenden Früchte allen ähnlichen Bewegungen zu gleichen. Mit andern Worten: was nur religiöse Aufregung war, legte sich allmählich wieder, und die bloß scheinbaren Bekehrungen endeten in einzelnen Fällen traurig, in andern mit der Besserung des äußern Lebenswandels. Um aber genauer zu sprechen: der Geistliche, in dessen Gemeinde Burns vor-

zugsweise wirkte, sagt mir, daß von 80 jungen Mädchen, die derselbe in die volle Gemeinschaft der Kirche aufnahm, seiner festen Ueberzeugung nach die Hälfte entschieden gut ausschlug, und daß bei der andern Hälfte, die seine Hoffnungen nicht erfüllte, in den meisten Fällen Heirathen mit ungeistlichen Männern daran Schuld waren ... Von zwei Personen, bei denen ich gleichfalls Erkundigungen über die Nachwirkungen von seinen Predigten einzog, antwortete mir die eine: 'Gewiß sieht man noch immer Früchte seiner Arbeit, und es erfreute immer die Herzen derer, die ihn einst persönlich gehört und Segen durch ihn empfangen hatten, wenn sie von Zeit zu Zeit Berichte über seine Arbeit in China zu lesen bekamen.' Und die andere: 'Mit Freuden bezeuge ich die Fortdauer des vor bald 30 Jahren durch Burns begonnenen Gnadenwerks. Ich übernahm damals mit einigen Andern im eigenen Zimmer die Leitung von wöchentlichen Versammlungen für durch ihn erweckte junge Mädchen. Meine Klasse dauerte etwa drei Jahre fort. Die, welche sie bildeten, sind nun sehr zerstreut, aber ich habe am Sterbebett von einigen von ihnen stehen dürfen, und ihr Ende war Friede, bei Einer Triumph. Ich habe Andere Jahre lang schwere Prüfungen mit christlicher Ergebung und Geduld ertragen sehen. Noch andre, die in die Welt zurückfielen, verlor ich aus den Augen. Erst die Ewigkeit wird alle Früchte seiner hingebenden Arbeit hier ans Licht bringen. Die Nachricht von seinem Tode hat viele Herzen mit Trauer erfüllt.'"

Trotz dieser Zeugnisse über ihre Früchte hätten wir aber nicht nur in die Art und Weise, wie der Herr jene Gnadenstunden für Andere vorbereitete, sondern auch in Burns eigene Führung einen sehr unvollkommenen Einblick, wenn wir uns nicht mit den Stunden innerer Dürre und tiefer Demüthigungen vertraut machen wollten, die in seinem Leben gewöhnlich den reichsten Segnungen vorangiengen. Burns konnte je länger je mehr nur von dem sprechen, wovon sein Herz augenblicklich überfloß. Die bloße Darstellung theoretischer Ueberzeugungen oder die Wiederholung älterer Herzenserfahrungen schien ihm fast Lüge und Betrug; darum war er im strengsten Sinn des Worts ein Instrument, das nur einen Ton gab, wenn der Geist Gottes darein blies. Entweder mußte er mittheilen, was ihm gerade jetzt von himmlischem Feuer geschenkt wurde, oder aber ganz schweigen; denn die Verkündigung erkannter und geglaubter Wahrheiten ohne einen Lebensfunken aus dem obern Heiligthum war ihm keine Bot-

schaft Gottes an das Herz der Sünder. Daher auch eine außerordentliche Verschiedenheit in der Kraft und Freudigkeit seines Zeugnisses. „Ich hätte in jener Stunde um die ganze Welt nicht sprechen können; mir war, als stünde die ganze Zeit über der Widersacher zu meiner Rechten, und als widerspreche eine Stimme in meinem Innern alsbald jedem Beweis, den ich aus dem Worte Gottes vorbringen wollte," äußerte er einmal nach einer besonders demüthigenden Erfahrung gegen einen Freund. Ein andres Mal war es ihm, als müsse die ganze Versammlung die Falschheit und Heuchelei seines Herzens in seinen Augen lesen, während sein Mund mechanisch Worte ausspreche, deren Kraft und Leben er selbst nicht fühle. Er glich mehr den Propheten des alten Bundes, die von Zeit zu Zeit wie der Geist sie ihnen eingab, die ihnen gewordene Botschaft oder „Last" zu verkünden hatten, als den Priestern, denen es oblag, die Gesetze des Herrn allezeit zu lehren, auch wenn sie selbst die ganze Süßigkeit derselben nicht immer fühlten. Eben darum stand er, wie er das in der Folge selbst erkannte, in mancher Beziehung als ein Sonderling da, dessen Beispiel für Andere keineswegs maßgebend sein konnte. Wer weiß aber, wie viel reichere Gnadenmittheilungen und Gnadenerfahrungen es vielleicht in der Christenheit gäbe, wenn sich in ihr mehr solcher von aller eigenen Weisheit und Gerechtigkeit leere Gefässe fänden, wie Burns? Ebenso lehrreich für Andre, als charakteristisch für ihn ist in dieser Beziehung sein, wie man deutlich fühlt, Zeile um Zeile im Angesicht Gottes geschriebenes Tagebuch, aus dem hier einige um so berechtigtere Auszüge folgen mögen, als Burns eigene Mittheilungen über sein späteres Leben sparsam sind.

6. Okt. 1839. „Ich stand nach acht Uhr auf und fühlte mich trotz der unausgesetzten Anstrengungen des gestrigen Samstags sehr gestärkt; so wunderbar erfrischt mich der Herr durch erquickenden Schlaf. Ich predigte Vormittags mit viel Freiheit, aber ohne ein besonders tiefes Gefühl der Wahrheit über Röm. 3, 20 ff. Nachmittags sprach ich unter weit mehr Beistand über 1 Joh. 1, 3 und konnte kühnere Griffe in die Wahrheit und die Gewissen thun. Die Versammlung schien sehr bewegt ..... Abends predigte ich über Hiob 33, 23 ff., und namentlich als ich vom 'Hinunterfahren ins Verderben' hätte sprechen sollen, war ich so vom Herrn verlassen, daß ich mich ganz kurz und trocken fassen mußte; aber als ich auf seine Liebe und Gnade kam, wurde mir ein überwältigender Eindruck

von seinem herrlichen Erbarmen geschenkt. Die Thränen traten mir in die Augen, und es war mir gegeben, mit einiger Innigkeit sowohl die Wahrheit darzulegen, als auch die Anwendung davon aufs Herz zu machen. Ich konnte dem Herrn nur danken, daß Er mich vor zu viel Grauen bewahrte und mir vielleicht eine Botschaft der Liebe für einige seiner Widersacher gab. Die Kirche war gedrängt voll, und Hunderte mußten draußen stehen oder umkehren.

10. Okt. „Betete viel mit l. Brüdern, war aber zu wenig mit dem Herrn allein, theils aus Mangel an Zeit, theils weil ich nach den ununterbrochenen Anstrengungen der vorhergehenden Tage eine gewisse Abspannung fühlte. So betrat ich die Kanzel mit dem drückenden Gefühl des Alleinstehens und mit viel Unglauben, was beides zusammenwirkte, reichliche Mittheilungen von Geisteskräften zu hindern. Blieb daher auch ziemlich leer, und obgleich beim Eingangsgebet, nachdem ich mich lang durch die Wolken durchzukämpfen gesucht hatte, die meiner Seele das Licht vom Angesicht des Herrn verbargen, ich durch ein paar Blicke von dem zur Rechten des Vaters erhöhten Immanuel erquickt wurde, mußte ich doch bei der Predigt über Jes. 54, 5 mich fast ganz auf die Erklärung der Schriftlehre beschränken und bekam keine Freiheit, die Gewissen zu wecken und die Sicheren aufzuschrecken. . . . .

(Edinburgh), 16. Okt. „Diesen Morgen besuchte ich das unter der Leitung meines theuren M'Dougall stehende Waisenhaus. Als ich auf das Känzelchen trat und die lieben Waisen so reinlich gekleidet vor mir sah, und dann den 103. Psalm zu lesen begann, wurde ich bei den Worten: 'Wie sich ein Vater über Kinder erbarmt' ganz übernommen von Theilnahme für diese lieben Kleinen in ihrem Waisenstand, und von dankbarem Staunen über die Liebe Gottes, die sich ihrer so freundlich annimmt. Schon beim Gebet gieng mir das Herz auf; noch mehr aber schmolz es mir, als ich über 2 Kor. 8, 9 zu ihnen sprach und ihnen einige Geschichten erzählte; ich glaube wirklich, es brannte mir in der Liebe Christi gegen sie. Mehrere der Knaben und Mädchen weinten und giengen, als ich sie verabschiedete, nur ungern und mit Thränen weg. O Herr, gedenke du jedes Einzelnen dieser theuren Kinder! . . . .

1. Nov. „Ich brachte den ganzen Morgen allein mit dem Herrn zu, und durfte dabei mehr, als es mir seit einiger Zeit zu Theil wurde, von seiner gnadenreichen Gegenwart erfahren. Ach, um

allwöchentlich einen Tag solch stiller Einkehr bei Ihm! Um 1 Uhr predigte ich vor einer aus dem Edinburgher Adel bestehenden Versammlung. Ich wurde hoch über jede bewußte Menschengefälligkeit und Menschenfurcht hinausgehoben und fühlte, als ich über Jes. 42, 21 sprach, weit mehr, als es mir in letzter Zeit geschenkt war, von der Nähe des h. Geistes, der meine Seele mit der Erkenntniß Christi erleuchtete und mein Herz durch einen Blick in seine Liebe schmolz.....

(Perth), 10. Jan. 1840. „Wollte Abends über Röm. 5, 1 sprechen, war aber so voll Selbstgefälligkeit, Hochmuth und geistlicher Blindheit, daß ich bald aufhören mußte und mich gedrungen fühlte, den Leuten zu sagen, ich spüre schon seit einigen Tagen, daß wenn wir uns nicht unter die gewaltige Hand Gottes demüthigen, und sie nicht von ihrem abgöttischen Vertrauen zu menschlichen Werkzeugen lassen, sein Werk keinen Fortgang haben könne.....

11. Jan. „Ich war heute den größten Theil des Tags allein, um mich vor dem Herrn zu demüthigen, und fieng an, durch seine Gnade zu merken, wie weit ich von der Zerknirschung über meine Sünden abgekommen bin, die ich einst empfand. Ja, ich bin in der That aufs Schlüpfrige gesetzt. Demüthige mich, o Herr, und laß mich nicht in die Schlingen des Teufels fallen!.....

12. Jan. „Konnte Nachmittags mit einiger Zerschlagenheit des Herzens und vom Herrn getröstet über Röm. 12, 1 predigen. Abends sprach ich nach Eph. 4, 30 über das Amt des h. Geistes. Es war eine feierliche Stunde und eine ungeheure Versammlung. Der Herr schenkte mir große Freiheit, besonders als ich in die Sünder drang, sie möchten doch den h. Geist Gottes nicht betrüben.....

10. Febr. „Der Königin Hochzeitstag. Da auf den Abend ein großes Feuerwerk veranstaltet war, erwarteten wir kaum, eine volle Kirche zu finden. Wir trafen indeß alle Bänke gefüllt, die nachrückenden mußten stehen. Ich sprach nach dem 45. Psalm von der Herrlichkeit Immanuels und dem Glück der Braut des Lammes, um dann auf die göttliche Einladung zu kommen: 'Höre, Tochter, schaue darauf und neige deine Ohren' u. s. w. Fühlte den Herrn sehr nahe und gewann aus der ganzen Haltung der Anwesenden die feste Zuversicht, daß Einige, wo nicht Viele, sich hier nach Hos. 2 für immer im Glauben dem Herrn vertrauten, und daß, während wir Briten die Hochzeit unsrer geliebten Königin feierten, unter den Engeln Freude war über Sünder, die sich dem Lamme verlobten.

10. März. „Allein, um Briefe zu schreiben, besonders an die jungen Leute in Miß Haldanes Schule. Während ich von Jesus als dem Stellvertreter der Sünder schrieb, erhielt ich einen Blick in die Herrlichkeit dieses Geheimnisses, der Alles, was ich je erfuhr, weit übertraf, und Thränen die Fülle stürzten mir aus den Augen. . .

22. März. „Stand diesen Morgen dem Leibe nach gesund auf, aber mit einem tiefen Gefühl von geistlichem Tod, und wie mir das oft begegnet, furchtbar angefochten von Zweifeln an jeder geoffenbarten Wahrheit. Ich predigte über Matth. 11, 2 f. mit wenig innerer Freiheit, da ich noch immer mit Unglauben zu kämpfen hatte. Nachdem ich aber die Bibel zugemacht hatte und mit ein paar Worten der Ermahnung schließen wollte, schenkte mir der Herr den Sieg über den Unglauben, und der Zustand der Unbekehrten trat mir so lebendig vor die Seele, daß ich mich mit großem Ernst an ihre Gewissen wenden und sie von ganzem Herzen bitten konnte, sich doch aus ihrem Todesschlaf aufzuraffen und zu Jesus zu fliehen. Sah Thränen über die Wangen von einigen bejahrten Männern rollen und fühlte, daß der Herr in Wahrheit zugegen war. Unser Zusammensein dauerte vierthalb Stunden. . . . .

1. April. „Heute trat ich mein 26. Lebensjahr an. Ich möchte hinfort für den Herrn Jesum wirken, als hätte ich bisher noch rein nichts in seinem Dienst gethan. Möge Er selbst mich dazu geschickt machen! Brachte den Morgen allein und fastend zu. Ich bin der Zuversicht, daß der Herr mir nahe war, obgleich ich mich nicht in der für einen solchen Tag geziemenden Stimmung befand. Ich darfs ja kaum wagen, Gottes Wege mit mir zu überdenken; sie versenken meine Seele in Staunen. In der Ewigkeit erst werde ich sie recht ergründen, bewundern und preisen können. . . . .

(Aberdeen), 26. April. „Diesen Morgen predigte ich vor einer ungeheuren Versammlung, hauptsächlich Männern, über die Bereitwilligkeit Jesu, die ärgsten Sünder gleich dem Schächer am Kreuze anzunehmen. Ich hatte ein tieferes Gefühl von der Nähe des Herrn, als bei irgend einer früheren Gelegenheit in Aberdeen, und kämpfte hart, der ewigen Verdammniß Seelen zu entreißen. Um 8 Uhr begaben wir uns in die Nordkirche, wo Wilson predigte. Als er geendet, blieben wir mit einer dicht gedrängten Schaar noch eine weitere Stunde zu Ermahnung, Gebet und Lob Gottes versammelt. Dann entließen wir die Leute; aber Viele waren so ergriffen, daß sie durch-

aus nicht gehen wollten, daher kehrte ich mit Murray wieder zu ihnen zurück. Wir hielten noch eine Ansprache an die etwa 400 Zurückgebliebenen und entließen sie dann nach Gebet und Gesang etwa um 10 Uhr. Nachdem ich mich mit Mühe durch die Menge hindurchgedrängt hatte, gieng ich noch in die Albionstraße hinab und sprach da in einem Schulzimmer zu ungefähr 70 der ärmsten und verwahrlosteſten Leute dieses verkommenen Distrikts. Sie waren allem Anschein nach sehr ernst und aufmerksam. Wir trennten uns um 11 Uhr. Obgleich dieß ein Tag ungewöhnlicher Arbeit war, war ich, dem Herr sei Dank! doch nicht ermattet, sondern fühlte mich auf dem Heimweg so stark als je.....

28. April. „Heute Abend sprach ich am Fuß des Kasernenbergs zu einer ungeheuren Versammlung, die Schaaren des schlimmsten Theils der Stadtbevölkerung in sich schloß. Ich war heiser, und die Lokalität wegen der Nähe der Landstraße sehr ungünstig; trotz all' dieser Mißstände aber waren die Anwesenden so gespannt aufmerksam, daß ich auf Dienstag Abend wieder eine Versammlung am gleichen Platz ansagte, obgleich ich mir vorgenommen hatte, Aberdeen an jenem Nachmittag zu verlassen. Heute Nachmittag hatte ich auch in der Kaserne eine Versammlung mit etwa 30 Soldaten. Sie schienen sehr bewegt, und Einige von ihnen weinten, als ich weggieng.

30. April. „Diesen Nachmittag war ich wieder in der Kaserne, und nachher predigte ich am Fuß des Bergs einer unabsehbaren Menge. Ich hatte mir vorgenommen, die Bekehrung zu meinem Thema zu machen, aber während des Eingangsgebets wurde ich auf Matth. 11, 28 gelenkt und predigte nun darüber mit mehr göttlichem Beistand als vielleicht je zuvor. Gegen das Ende hin namentlich weinten Viele laut. Mir war, als müsse ich sie aus dem offenen Höllenrachen retten; außer am Sonntag Abend hatte ich dieses Gefühl nie in der Weise gehabt. Um dem Gedränge zu entgehen, schlich ich mich in die Kaserne, und nachdem ich dort ein wenig in der Stille auf- und abgegangen, redete ich einige der Soldaten an und sprach mit ihnen von Jesus. Dann hatte ich mit Vielen von ihnen noch eine letzte Gebetsstunde; denn am folgenden Dienstag sollte das Regiment versetzt werden. Es war ein liebliches Zusammensein und ein herzbeweglicher Abschied voll Hoffnung der Wiedervereinigung vor dem Thron des Lammes.....

(Auf dem Hochland), 14. Aug. „Auf meiner gestrigen Wan-

derung war ich die meiste Zeit über in einem so todten Seelenzustand, daß ich mich recht in der Tiefe halten mußte und es nicht wagen konnte, meinen Mund im Namen des Herrn zu öffnen. Abends hatte ich in Iverarnan, wo ich übernachtete, mit etwa 20 Personen, meist Männern, eine Versammlung in dem Zollgebäude neben dem Wirthshaus. Sie schienen mir sehr ergriffen. Der Wirth kam mir nicht sehr erfreut vor, als ich ihm meinen Plan mittheilte, jene Versammlung zu halten; er hatte viel Schriftkenntniß, aber seine Geschäftslust schien mir stärker als seine Theologie. Heute Morgen reiste ich weiter, frühstückte mit zwei jungen Herrn, die auf einem Ausflug zum Fischen begriffen waren. Sie schienen meinen schwarzen Rock und meine weiße Halsbinde mit argwöhnischen Blicken zu messen und wußten es so einzurichten, daß ich vor ihnen zu frühstücken anfieng, wie ich glaube, um zu verhüten, daß ich ein lautes Tischgebet spreche. Im Weggehen sagte ich: 'Ich bin auch ein Fischer.' Sie sahen ernst darein, und Einer von ihnen meinte: 'Wohl ein Menschenfischer.' — 'Ja', erwiederte ich, 'aber gleich andern Fischern habe ich oft über schlechte Tage zu klagen.' Sie lächelten und wir schieden. Abends erstieg ich den Berg und betete um die Ausgießung des h. Geistes. Ich hatte jedoch im Glauben zu wandeln und nicht im Fühlen.....

16. Aug. „Eine Versammlung von wohl 1500 Personen fand sich, obgleich das Wetter nicht günstig war, vor meinem Predigtzelt ein. Ich hielt eine Ansprache, aber mit wenig Beistand von Oben, und sagte den Leuten endlich, ich habe keine Botschaft vom Herrn für sie erhalten; ich gebe jedoch deßhalb die Hoffnung nicht auf, unter ihnen noch einen Segen zu empfangen, da ich im Allgemeinen finde, daß wenn der Herr die Absicht hat, seinen Geist auszugießen, Er es zuerst dem Prediger und den Zuhörern zum Bewußtsein zu bringen pflegt, daß sie selbst nichts thun können. Abends kamen wir in der Kirche zusammen, die 500 Plätze zum Sitzen hat. Sie war überfüllt, und ich predigte mit weit mehr Beistand über den unfruchtbaren Feigenbaum. Viele der Anwesenden waren in Thränen und weinten laut, als wir sie entließen.

17. Aug. „Wir versammelten uns um 12 Uhr in der Kirche, die trotz des stürmischen Wetters gedrängt voll war. Ich sprach nach dem 51. und 32. Psalm, besonders über das Bekennen der Sünden, und die Zuhörer schienen dabei sehr ergriffen. Nach mir

betrat Hr. Campbell die Kanzel und hielt in gälischer Sprache eine kurze, ernste Rede, während deren die Bewegung noch viel sichtbarer wurde. Als der Segen gesprochen war, blieben Viele an ihren Plätzen, und Einige fiengen an zu rufen, sie seien verloren u. s. w. Wir sprachen darum noch länger mit ihnen und vereinigten uns im Gebet; gegen 5 Uhr hielten wir es dann für besser, sie allein zu lassen, da wir um 6 Uhr einen zweiten Gottesdienst halten wollten....

21. Aug. „Durch des Herrn Fügung hat der Pfarrer der todten Gemeinde von Breadalbane seine Zustimmung gegeben, daß ich heute um 12 Uhr in seiner Kirche predigen sollte, und so giengen wir hin. Diesen Morgen fühlte ich mich innerlich so leer, daß es mir unmöglich schien, zu sprechen; im stillen Gebet empfing ich jedoch, ehe ich das Pfarrhaus verließ, die Hoffnung eines guten Tags.... Mein Text war Matth. 18, 3; mein Thema die Bekehrung. Ich durfte bei dem Versuch, aufs innerste Mark der menschlichen Seele einzudringen, einen göttlichen Beistand erfahren, wie bisher nur in seltenen Fällen. Zwei gottlose Leute hielten es scheints nicht aus und verließen ihre Plätze; viele Andere, darunter die stärksten Männer, waren in Thränen. Nachdem ich den Segen gesprochen, setzte ich mich, wie gewöhnlich, noch eine Weile zum stillen Gebet hin; aber zu meinem Erstaunen hörte ich Niemand fortgehen. Nachdem ich eine volle Minute gewartet hatte, stand ich wieder auf und sah die ganze Versammlung dastehen oder sitzen, viele thränende Augen auf die Kanzel geheftet. Es war ein feierlicher Augenblick. Ich fragte die Leute, ob sie auf Jesus warten? Dann betete ich wieder, wobei die tiefste Andacht herrschte, sprach noch einige Worte über einen Psalm, den wir sangen, und entließ sie dann. Wir speisten im Pfarrhaus, wo Alle sehr ernst waren, und eilte dann fort, um Abends 6 Uhr noch eine Versammlung zu halten. Auf dem Weg überholten wir einige Männer und Weiber, die nach ihren Thränen, ihrer ernsten Haltung und ihrem eisernen Händedruck zu schließen sehr ergriffen waren. Viele kamen auch unter ihre Hausthüre und grüßten uns mit sichtbarem Interesse. Abends noch eine anderthalbstündige Versammlung mit 100 Personen. Preis dem Lamme!

„Später machte ich noch einen Bergspaziergang. Die Gegend war prachtvoll, aber der Gedanke an die wunderbaren Thaten Gottes, die ich im Lauf der zu Ende gehenden Woche unter den armen Bewohnern dieses herrlichen Stücks seiner Schöpfung hatte schauen

dürfen, verdrängte beinahe den Gedanken an alle irdische Schönheit. Fast war es mir, als hätte ich nicht eine Woche, sondern einen Monat hier durchlebt, so außerordentliche und so rasch auf einanderfolgende Ereignisse waren an mir vorübergegangen; — eine Auferstehung von den Todten, so plötzlich und folgenreich, wie die Auferstehung am jüngsten Tag. Als ich dann allein zu Hause war, fühlte ich sehr, wie nöthig mir ein zerschlagenes und dankbares Herz ist. Hr. Campbell sagte mir von einigen berüchtigten Sündern seiner Gemeinde, die ihm von Herzen bußfertig zu sein schienen.

23. Aug. „Diesen Morgen fuhr ich mit Hunderten von Leuten über den See, um auf der von dem frommen M'Kenzie bedienten Missionsstation Ardeonaig zu predigen. Das Zelt war am Bergabhang hinter dem Pfarrhaus aufgeschlagen. Eine ungeheure Versammlung, die kaum unter 3000 Personen gezählt haben kann, war aus weitem Umkreis zusammengeströmt. M'Kenzie fieng um 11 Uhr in gälischer Sprache an. Um 1 Uhr nahm ich das Wort, um über Ez. 33, 11 zu sprechen. Ich fühlte, daß sich mein Herz in großem Stolz vor Gott erhob, und obgleich es mir geschenkt wurde, dieß so weit zu überwinden, daß ich keck und stark von dem 'bösen Wesen' der Menschen sprechen konnte, von dem sie sich bekehren müssen, wußte ich nichts mit der Offenbarung von Gottes Liebe zu machen, die in den Worten liegt: 'So wahr als ich lebe, spricht der Herr, Herr' u. s. w. Ich hielt inne und betete mit der Versammlung um mehr göttlichen Beistand, mußte aber dennoch schnell abbrechen, da ich nichts hätte vorbringen können, was diese herrlichen Worte in den Augen der Hörer nicht entweiht und verkleinert hätte. Ich kam um 4 Uhr nach Hause, recht niedergedrückt durch die Eitelkeit, den Stolz und die Selbstsucht meines verzweifelt bösen Herzens, was mich auf die Kniee trieb. Der Herr ließ sich sehr gnädig finden und ich bekam ein süßes Angeld, daß Er Abends in der Kirche in unsrer Mitte sein werde. Um 6 Uhr kamen wir dort zusammen. Ich nahm nicht einen vorher bestimmten Text, sondern fühlte mich getrieben, über den Psalm zu sprechen, den wir singen wollten. Dabei erhielt ich eine solche Freudigkeit, daß Gemeinde und Prediger innig gerührt waren von der Liebe Jesu. Nachdem wir zusammen gebetet hatten, machte ich noch einige weitere Bemerkungen, die gleichfalls die Herzen zu treffen schienen. Als wir uns trennten, weinten Einige laut.....

25. Aug. „Vor unsrer gestrigen Abendversammlung stand ich unter dem tiefen Gefühl meiner Untüchtigkeit, irgend etwas zur Ehre des Herrn zu sagen, aber so groß meine Noth, so groß war auch seine Hilfe. Ich predigte über Luk. 16, 16. Ich glaube, ich habe auf der Kanzel noch nie ein treueres Zeugniß über die drei Punkte abgelegt, daß wer in das Reich Gottes eindringt 1. sein ganzes Herz auf Jesum stellt, 2. allem entsagt, was ihn an ganzer Nachfolge hindert, 3. sich durch den Widerstand seiner Feinde durchkämpft. Es war sehr wenig sichtbare Rührung unter den Zuhörern wahrzunehmen; aber der fühlbarste Ernst und die gespannteste Aufmerksamkeit, fast als ob der Schleier, der uns die Ewigkeit verhüllt, gelüftet wäre, und sündige Augen schaudernd deren große Realitäten schauten. Nach 9 Uhr zogen wir uns zurück, nachdem wir die Leute ermahnt hatten, direkt nach Hause zu gehen und da den Herrn zu suchen. Heute sagt mir Hr. Campbell, daß eine Viertelsmeile von der Kirche an jedes einsame Plätzchen von Leuten besetzt war, die ihre Herzen vor Gott ausschütteten. Er scheint nach Allem, was er heute sah und hörte, zu glauben, daß der gestrige Abend zu unsren gesegnetsten Stunden gehörte. Demüthige mich, o guter Hirte, und sei du über Alles erhoben!

28. Aug. „Fühlte unterwegs in furchtbarem Grade die Macht der Verderbniß meines Herzens; gieng an die Felsen des Flußufers, wo meine Stimme sich im Rauschen des Wassers verlor und schrie laut zum Herrn um Hilfe. Ich glaube, Er hörte mich, obgleich ich leider weder zu dieser noch zu irgend einer andern Stunde mich Ihm so nahen konnte, wie früher; denn ich komme mehr als Pfarrer, denn als Sünder zu Ihm. Herr hilf mir! ..... Ich konnte kaum glauben, daß es mir möglich sein werde, Abends die angesagte Versammlung zu halten; auf dem Weg dorthin empfand ich aber eine Beugung, die mich mit Hoffnung erfüllte. Das Haus war gedrängt voll, und Viele standen außen an den Fenstern. Ich sprach über Joh. 10, 27 und meine verschlossenen Lippen öffneten sich wieder zu meinem eigenen Erstaunen. Die Anwesenden waren tief ergriffen und gerührt. Es war unsre letzte Versammlung, und ich weiß, daß Viele mir gern zum Abschied die Hand geschüttelt hätten, durfte aber zu meiner Freude sehen, daß sie so von göttlichen Dingen erfüllt waren, daß nur Wenige es thaten und Alle in feierlichem

Schweigen nach Hause eilten. Ich glaube wirklich, ich habe nie einen so wohlthuenden Abschied erlebt. Dem Herrn sei Dank!....

Newcastle, 26. Sept. „Um 5 Uhr machte ich mich auf den Weg zur Predigt, kraftlos, ja ein Wurm und kein Mensch. Wenn ich nur wahrhaft gedemüthigt wäre; so aber bin ich todt, und das ist Alles. Ich konnte mich für keinen Text entscheiden; jede Hoffnungsthüre schien mir verschlossen; ich wußte, daß Gott, und Er allein, mir aus der Noth helfen konnte. Ich fand schon Viele versammelt und in kurzer Zeit war die Menschenmenge größer, als an irgend einem der vorhergehenden Tage. Ich gedachte über die Worte zu predigen: 'Dieweil wir denn einen großen Hohenpriester haben' u. s. w., aber als ich nach dem Gebet meine Bibel aufschlug, fiel mein Auge auf Off. 20, 15 und ich entschied mich für die letztere Stelle mit einem dämmernden Hoffnungsschimmer, daß es dem Herrn abermals gefallen werde, durch meine unreinen Lippen zu reden. Ich begann mit den hehren Worten: 'Und ich sahe einen großen weißen Stuhl, und den, der darauf saß' und sprach mit immer wachsendem Gefühl von der Gegenwart Gottes, der Auferstehung der Todten und der jedes Einzelnen, um vor den Schranken des jüngsten Gerichts zu erscheinen. Dann trat ich meinen Zuhörern noch näher, und es wurde mir in einer mir hier ganz neuen Weise geschenkt, offen von den Sünden der Stadt, ihrer Abscheulichkeit, ihren zerstörenden Wirkungen und grauenhaften Folgen zu sprechen. Auch drang ich in großer Seelenangst in die Sünder, doch jetzt gleich zu Jesus zu kommen und es nicht auch nur auf die nächste Stunde zu verschieben, die nicht uns, sondern Gott gehöre. Ich war so bewegt, daß ich die Kanzel hätte in Stücke schlagen können, und die Versammlung schien ganz mit mir zu fühlen. Es war eine ergreifende Scene! Durch die flockigen Wolken glänzte da und dort ein heller Stern, und die Sichel des Mondes goß ein mattes Licht über die stille Welt um uns her, während wir dem Tod entgegeneilende Geschöpfe die vor uns liegende Ewigkeit betrachteten und der Erscheinung des Menschensohnes in den Wolken entgegenschauten, uns selbst im Geist vor seinen Richterstuhl stellend und uns fragend, ob wir mit Ihm in den Himmel erhoben oder von ihm werden in die Hölle hinabgestoßen werden. Ich hoffe, daß Einigen die Augen aufgiengen über das schreckliche Loos der Verdammten und sie sich anschickten, Zuflucht zu suchen vor dem Zorn Gottes. Ich glaube,

daß Einige gerettet wurden, und zweifle nicht, daß Gott wahrhaftig in unsrer Mitte war. Vor 9 Uhr endeten wir, und da wir so lange im Freien geblieben waren, hielten wir für besser, uns sogleich ins Kämmerlein zurückzuziehen und nicht, wie verabredet, noch in die Kirche zu gehen. Nachdem ich einige Minuten zu Hause war, kamen jedoch zwei Freunde von der Kirche her, um mir zu sagen, dieselbe sei fast ganz angefüllt von Leuten, die im Freien nicht dabei gewesen seien und schon seit 7 Uhr auf mich warten. So hatte ich mich also im Namen des Herrn nochmals auf den Weg zu machen. Sprach wieder über denselben Gegenstand, aber entfernt nicht mit dem gleichen Bewußtsein göttlichen Naheseins. Nach einem feierlichen Zusammensein kamen wir gegen 10 Uhr nach Hause ...

Dublin, 13. April 1844. „Heute nahm ich mir einen Ruhetag, mit Ausnahme einer Gebetsversammlung um 12 Uhr, wobei ich Jes. 43 las und etwas von der Nähe des Herrn spürte. Das Wetter war naß, so daß ich weniger ungern eine öffentliche Arbeit auf morgen verschob. Abends schwebte mir aufs Neue mehr die trübe Seite meiner hiesigen Aussichten vor, als sei da gar nichts zu machen; aber jetzt hat mich Gottes untrügliches Wort wieder aufgerichtet. Ich komme eben von der Hausandacht her, wobei Hebr. 7, 18—28 gelesen wurde. Ich bekam einen Eindruck von der hoheprieſterlichen Herrlichkeit Jesu, fühlte im Gebet etwas von seinem Reichthum und habe nun neue Hoffnung für diese arme Stadt. Ich bemerkte auch, daß in den Herzen etlicher Kinder Gottes, die Anfangs daran verzweifelten, daß irgend etwas ausgerichtet werden könnte, sich jetzt Hoffnung regt. Gestern Abend sagte ich zu denen, die uns störten, ich wisse wohl, daß kein Mensch die Zunge, dieses unruhige Uebel voll tödtlichen Giftes, zähmen könne; wir wollen aber beten, daß Gott das Wort an ihnen erfülle, daß Er das Toben der Völker stille. Sie schienen betroffen; und ich fuhr fort: Ich will Euch Alle noch ganz ruhig machen, ehe ich Euch verlasse. Nichts verschafft uns so viel Eingang, als Freude und Liebe und Friede, und die fühlte ich inmitten dieser armen Auswürflinge reichlich in mein Herz ausgegossen. Viele der Auswandrer, die mir Morgens fluchten, hiengen Abends an meinen Lippen. Ein armes Weib sagte: 'O, ich sehe eine Thräne des Erbarmens in seinem Auge'. Wenn sie laut wurden, erinnerte ich: 'Jetzt wird der Polizeidiener kommen und uns auseinander gehen heißen', und plötzlich waren sie wieder so still und ruhig, wie der Fluß neben uns."

(Fortsetzung folgt.)

Lith. Anst. v. W. Manges, Stuttgt

Wm. B. Burns.

Negerschulen in den Vereinigten Staaten.

Es ist in diesen Blättern schon früher einmal die wirklich erhebende Opferfreudigkeit erwähnt worden, mit der vor etlichen Jahren noch mitten im Gewühl des blutigen Bürgerkriegs die Regierung und die christliche Vereinsthätigkeit in Nordamerika sich der geistigen und leiblichen Bedürfnisse der Neger anzunehmen begann, obgleich trotz ihrer Verwerfung der Sklaverei die Nordstaaten bis dahin kaum mit weniger Verachtung auf das arme Geschlecht Hams herabgeblickt hatten, als die des Südens. (Miss. Mag. 1864, S. 258 ff.). Was bisher für die Bildung der Schwarzen gewirkt worden ist, kann nur sehr unvollständig zusammengestellt werden, weil diese Thätigkeit, gemäß dem ganzen Charakter amerikanischer Unternehmungen, sich in eine Masse von Vereinen zersplittert hat, die bald von lokalen, bald von denominationellen (kirchlichen) Gesichtspunkten beherrscht werden und ihre Resultate in hunderten von Berichten ohne Berücksichtigung der übrigen in sehr kleinfügigen Bruchstücken mittheilen. Ein Artikel der Revue des deux Mondes vom 15. September 1869 gibt uns nun einige neuere Mittheilungen an die Hand, in die sich die vereinzelten Nachrichten ergänzend einreihen lassen.

Die 9 Millionen Dollar, die der Kongreß für die befreiten Sklaven bewilligte, waren ein lautes Zeugniß, daß die Staatsklugheit ebensowohl wie die christliche Liebe die gebieterische Pflicht erkannt hatte, all die durch Lincolns Dekret am 1. Januar 1863 mündig erklärten, und durch den Sieg des Nordens (1865) emancipirten Schwarzen, die der Mehrzahl nach doch noch durchaus unmündige Kinder waren, zu christlich gesitteten Menschen und nütz-

lichen Bürgern heranzubilden zu suchen. Denn, wie der bekannte Beecher sagt: „Emancipation ist ein Wort der Lüge und des Hohns, wenn sie Menschen nur frei sein läßt wie die Thiere des Feldes."

Als eben so unabweisbar war dadurch auch die andere Pflicht anerkannt, den durch ihre Befreiung vom Joch der Sklaverei zugleich heimatlos Gewordenen Obdach und Verdienst, den in die Armee Eingetretenen und im Kampf um ihre Menschenrechte Verwundeten Pflege und Unterstützung zu verschaffen. In welcher Weise und mit welchem Erfolg die arbeitsfähigen Kräfte verwendet wurden, haben wir bereits ausführlich berichtet; über die Kranken und Verwundeten sei hier im Vorübergehen bemerkt, daß in den Jahren 1861—66 ihrer 400,000 in 48 Spitälern verpflegt wurden; wovon 20,000 ihren Wunden und den Folgen der überstandenen Mühsale erlagen. Und nun zu den früher nur flüchtig berührten Schulen.

Sobald die Befehlshaber der Unionstruppen anfiengen, entlaufene Sklaven in das Heer einzureihen, sorgten sie auch für deren Unterricht. Sherman in Georgien, Banks in Louisiana und Howard in Tennessee entfalteten jeder in seinem Theil die ihm für die Kriegsgeschäfte eigene Energie auch in der menschenfreundlichen Berathung seiner Schwarzen. Den Feldkaplanen wurde die Aufgabe, dieselben in der christlichen Heils- und Sittenlehre, sowie im Lesen und Schreiben zu unterrichten, und am Schlusse des Krieges hatten (unter 186,000 Negertruppen) nicht weniger als 40,000 einstige Sklaven in diesen Regimentsschulen lesen und schreiben gelernt. — Selbstverständlich ist ein Feldlager und sind die Märsche einer vorrückenden Armee nicht Ort und Zeit, den Schulunterricht mit besonderem Erfolg zu pflegen; um so größer darf daher gewiß der hier erzielte genannt werden. Das Gesetz, das in den Südstaaten einst bei Todesstrafe verbot, einen Sklaven lesen und schreiben zu lehren, gehörte nun zu den zerbrochenen Fesseln, und in jede neu eroberte Stadt rückte alsbald eine friedliche Phalanx von Lehrern und Lehrerinnen nach, um den Hunger nach Unterricht zu stillen, der sich überall kund gab. Ein instinktmäßiges Gefühl ließ sogleich Alt und Jung die Erwerbung der ihnen seither versagten Kenntnisse als die erste Bedingung wahrer Freiheit und Selbständigkeit betrachten, und wirklich rührend war die Begierde, mit der Greise, Männer, Weiber und Kinder sich zur Schule drängten.

Von allen Seiten strömten für diese Gaben der verschiedensten Art zusammen.

Der Menschenfreund Peabody allein bestimmte für diesen Zweck eine Summe von 2 Millionen Dollar. Schon im zweiten Jahr des Krieges waren 1500 Schulen für die befreite farbige Bevölkerung ins Leben getreten, zu Anfang der Jahres 1868 waren es ihrer 4000 geworden. Und dennoch, was war all das unter einer Seelenzahl von 4 Millionen! Trotz aller Schenkungen, trotz aller Anstrengungen der sich in ihrem Dienst der Liebe verzehrenden Lehrer und Lehrerinnen, blieben noch immer Massen von Schwarzen und Farbigen ausgeschlossen von der ihnen zugedachten Wohlthat.

Militär- und Civilbevollmächtigte legten sich darum nun auf die Errichtung von Normalschulen, deren Zöglinge ihre neu erworbene Fertigkeiten in Lesen, Schreiben und Rechnen sogleich wieder Andern beibringen mußten, und am Schluß des Jahres 1868 ließen schon in 1500 Schulen schwarze Lehrer ihr Lichtlein leuchten Die Schenkung Peabodys wurde hauptsächlich für diesen Zweck, die Gründung von Lehrerseminarien verwendet.

Nur Ein Beispiel von dem Werth, den die frei erklärten Neger alsbald auf eine tüchtige Schulbildung ihrer Kinder legten. In Louisiana konnten durch eine von den Einwohnern entrichtete Abgabe im Jahr 1863 schon Schulen für 50,000 Farbige unterhalten werden. Gebieterische Rücksichten veranlaßten in der Folge die Aufhebung dieser Taxe; die befreiten Neger aber ließen sich dadurch nicht entmuthigen, sondern boten dem Staat einen besondern Beitrag zum Unterricht ihrer Kinder an, obgleich sie gleich allen andern Einwohnern auch an der Steuer für die Schulen der Weißen mitzahlten, von denen ihre eigenen Kinder ausgeschlossen waren. Nicht lange, und die einstige Sklavenbevölkerung hatte ihre Industrie- und Normal-, ihre Kinder-, Erwachsenen- und Mädchenschulen, 300,000 schwarze Männer, Frauen und Kinder genossen die Segnungen des Unterrichts; Sparkassen und Mäßigkeitsgesellschaften waren wie durch einen Zauberschlag erstanden.

Seit 1867 besteht auch in Raleigh, der Hauptstadt Nord-Karolinas, eine nur von Farbigen redigirte wöchentliche Zeitschrift, der Republikaner. Ein anderes Blatt, der Christian Recorder, setzte sich zum Ziel, den Farbigen die Wiedervereinigung mit Familiengliedern zu erleichtern; jede Nummer war voll von Nachfragen

nach Eltern, Geschwistern und Kindern, welche erst die Sklaverei oder später der Krieg von einander getrennt hatten. Kaum macht man sich einen Begriff von der Begierde, mit welcher die Schwarzen diese Notizen lasen und weiter verbreiteten. Farbige Kolporteure durchziehen bereits alle Staaten mit ihren Schulbüchern, Tractaten und Zeitschriften.

Selbst die Plantagenbesitzer des Südens, die der Eröffnung der ersten Schulen mit bitterem Ingrimm zusahen und sich ihr nach Kräften widersetzten, fangen jetzt an, ihre wohlthätige Wirkungen zu schätzen und den Unterschied zu fühlen, der zwischen der durch Härte und Grausamkeit erzwungenen Arbeit roher, unwissender, widerspänstiger Sklaven und den freiwilligen Dienstleistungen sittlich und geistig gehobener Menschen besteht. Noch ist zwar nicht allenthalben in der Union das tief gewurzelte Rassen-Vorurtheil überwunden, aber ein erfreulicher Fortschritt darin ist doch unverkennbar gemacht. Schon zieht man z. B. die Schwarzen den irischen Einwanderern, jener Plage der großen Städte, weit vor; farbige Dienstboten gelten als die besten, die zu bekommen sind; in den Werkstätten rühmt man ihren Fleiß und ihre Ehrlichkeit; zu eigenem Wohlstand Gelangte leiten hin und wieder mit viel Geschick und Umsicht größere industrielle oder landwirthschaftliche Unternehmungen; selbst anerkannt tüchtige Aerzte und Rechtsgelehrte sind schon aus der einstigen Sklavenbevölkerung hervorgegangen. So hat denn Tennessee 1867 den Anfang gemacht, ein umfassendes System von Primärschulen einzuführen, aus welchen jeder Farbenunterschied verbannt ist; dieß geschah nachdem man drei Jahre die guten Erfolge der Freedmen's schools genau beobachtet hatte. Dasselbe System wurde sodann im Bundesdistrikt Columbia adoptirt.

Hier, nämlich in der Hauptstadt Washington war es, daß 1861 die ersten Schulen für farbige Kinder ins Leben traten. Es bestehen jetzt dort für sie Lehranstalten der verschiedensten Art; selbst zu einer Universität läßt General Howard, der berühmte Vorstand des Centralbüreaus für befreite Negersklaven (Freedmen's bureau), jetzt geräumige Bauten herstellen.

„Ich war noch voll der frischesten Erinnerungen an die blühenden Unterrichtsanstalten des Ostens, als ich die Negerschulen in Washington besuchte," erzählt der Franzose Hippeau, „somit mußte es mir leicht werden, den Unterschied in der geistigen Begabung der

beiden Rassen zu beurtheilen, wenn überhaupt ein solcher bestand. Ich fand aber keinen, und alle Lehrer und Lehrerinnen, bei denen ich mich befragte, waren derselben Ansicht wie ich. Die unwiderleglichsten Beweise hiefür liefern auch die Jahresberichte eines Mannes, dessen Name aufs ehrenvollste mit dem durch das (Freedmen's) Büreau vollbrachten Emanzipationswerk verknüpft ist; ich meine M. Z. W. Alverd, den Direktor der in den Südstaaten gegründeten Schulen. In einer Anstalt, die im Ganzen 400 Schüler und Schülerinnen zählt, folgte ich dem ganzen Lehrplan von der Klasse für fünfjährige Kinder an bis hinauf zu den Oberklassen, deren Zöglinge in wissenschaftlichen Fächern, in Geschichte und Literatur unterrichtet werden. Dieselbe Methode hat allenthalben gleich befriedigende Resultate geliefert. Die jungen Negerinnen namentlich schienen die Erklärungen des Lehrers mit erstaunlicher Schnelligkeit zu fassen; einige von ihnen drückten sich mit überraschender Leichtigkeit aus. Im Rechnen und in der Algebra wurden die Aufgaben mit auffallender Genauigkeit gelöst. Die Lehrerin ließ die für jenen Tag gemachten Aufsätze vorlesen. Ein 14jähriges Mädchen gab den ihrigen zum Besten; das Thema war die symbolische Bedeutung der Blumen. Eine Andere las eine recht nette Beschreibung eines mit einigen befreundeten Familien veranstalten Ausflugs aufs Land vor, und es wird in Frankreich wohl kaum irgend ein Töchterpensionat geben, dessen Zöglinge so ausdrucksvoll und anmuthig vorzulesen verstehen. Es ist das eine Gabe, die bei uns vernachläßigt wird, während man sie in den Schulen der Vereinigten Staaten aufs sorgfältigste pflegt. — Noch eine größere Ueberraschung wartete indeß meiner und derer, die mit mir die Anstalt besuchten. Der Lehrer rief nämlich einen 16jährigen Jüngling auf, seine Arbeit vorzulesen. Er that es mit wirklichem Talent. Als er geendet hatte, erhob sich einer seiner Mitschüler und versicherte, John habe ihnen den Abend vorher ein Gedicht hergesagt, das viel schöner sei, als sein heutiger Aufsatz; es wäre schade, wenn man es ihn nicht wiederholen ließe. John weigerte sich zuerst, gab aber auf meine Bitte doch endlich dem Wunsch seiner Kameraden nach. Man hörte ihm in fast feierlicher Stille zu. Es waren etwa 150 Verse, in denen er seine Lebensgeschichte erzählte. Sein Vater, seine Mutter und seine Schwester hatten vor dem Krieg in der Negerhütte eines reichen Pflanzers in Virginien gelebt. Da wurde eines Tages seine

Schwester geholt, um an einen Herrn verkauft zu werden, der sie mit sich in den Westen nahm; die Mutter starb vor Kummer, der Vater verfluchte die Grausamkeit, die ihn von seiner Tochter getrennt hatte, und wurde mißhandelt; auch der Dichter selbst, damals ein zehnjähriger Knabe, bekam Schläge, weil er weinte, als man ihm die Schwester wegnahm. Plötzlich ertönte im Lande der Sklaven der Ruf: Freiheit! 'Ich war frei,' fuhr nun der junge Schwarze fort: 'Frei konnte ich mich ergehen, frei das Licht der Sonne schauen, frei mein tägliches Brod verdienen, frei so viel lernen wie meine Gebieter, frei im Buche Gottes lesen!' In dieser Art machte er weiter, bis er von Thränen übermannt seine Erzählung abbrechen mußte, die uns Alle tief bewegt hatte."

Auch in eine andre Anstalt, in der weiße und farbige Schüler und Schülerinnen in friedlichem Wetteifer neben einander die Lehrsäle füllen, führt uns Hippeau. Sie befindet sich in dem von drei frommen Predigern gegründeten und nach dem unvergeßlichen Pfarrer des Steinthals genannten Dorf Oberlin, das 1833 aus einigen Blockhäusern, einem Pfarrhaus und einem hölzernen Schullokal für etwa 30 Kinder bestand, und heute 5000 Einwohner und eine Erziehungsanstalt besitzt, die 7 geräumige Gebäude, 20 Professoren und 1134 Zöglinge zählt und über ein Kapital von 160,000 Dollar verfügt. „Eine für unser Gefühl schwer begreifliche, ja fast verletzende Eigenthümlichkeit dieser Anstalt ist es, daß junge Mädchen und Jünglinge vom 15. bis 18. Jahr hier im gleichen Hause, in den gleichen Schulzimmern ganz den gleichen Unterricht empfangen. Bei der mit der Gründung des Dorfes fast zusammenfallenden Eröffnung der Anstalt konnten unmöglich schon die nöthigen Einrichtungen vorhanden sein, um die Zöglinge, wie das jetzt häufig geschieht, in Familienpensionen unterzubringen, somit mußte man seine Zuflucht zum System der Schlafsäle nehmen. In getrennten Gebäuden wurden solche für die verschiedenen Geschlechter hergestellt; die Jünglinge durften aber am gleichen Tisch mit ihren Studiengenossinnen speisen, wie diese ihrerseits zu den Abends in den Lehrsälen stattfindenden Vorlesungen und wissenschaftlichen Besprechungen Zutritt hatten. Dieselbe Ungezwungenheit und Freiheit des Verkehrs waltet noch heute, nicht nur bei Tisch und in den Schulzimmern, sondern auch im Gesellschaftszimmer und auf Spaziergängen; nur für die Religionsstunden und Andachten findet eine Trennung statt."

Auf die ernsten Bedenken, die sich gegen dieses System erheben lassen, entgegnen die Lehrer und Lehrerinnen der Anstalt einstimmig, daß ihnen die Vortheile desselben die Nachtheile weit zu überwiegen scheinen. Was etwa auf Grund der verschiedenen Begabung und der zarteren körperlichen Organisation des weiblichen Geschlechts gegen den gemeinsamen Lehrplan eingewendet werden kann, widerlegen sie durch die Thatsache, daß sich allerdings sowohl unter männlichen als weiblichen Zöglingen eine große Verschiedenheit der Begabung zeige, aber nur in der Weise, daß in beiden Geschlechtern, und zwar so ziemlich im gleichen Verhältniß hoffnungsvollere und minder hoffnungsvolle Schüler zu finden seien; was aber die Gesundheit betreffe, so komme bei den seit 34 Jahren aus der Anstalt ins Leben hinausgetretenen Zöglingen unter den Männern ein Todesfall auf 9½, unter den Frauen einer auf 12. — Auf die weitere Einwendung, die verschiedene Bestimmung beider Geschlechter lasse es doch als naturgemäß erscheinen, daß jedes von ihnen in specieller Weise auf seinen besondern Beruf vorbereitet werde, wird entgegnet: es sei nicht Zweck der Anstalt, ihren Zöglingen irgend eine besondere Fachbildung zu geben, sondern sie mit den allgemein menschlichen Kenntnissen auszurüsten, die geeignet seien, das Herz zu veredeln und den Geist zu bilden; warum die dem innern Menschen gebotene Nahrung nicht die gleiche Wirkung haben sollte wie die leibliche, die für beide Geschlechter ja auch dieselbe sei, ohne daß diese darum ihre Eigenthümlichkeit verlieren? — Ein abermaliges Nein erhalten wir als Antwort auf die weitere Frage, ob bei so vielen täglichen Berührungen die jungen Mädchen nicht in Gefahr seien, etwas von männlicher Derbheit und Ungebundenheit der Umgangsformen anzunehmen, und den Jünglingen nicht die entgegengesetzte Versuchung drohe, in ein weichliches, tändelndes Wesen zu versinken? „Die Erfahrung lehrt uns auch hievon das Gegentheil," wird uns gesagt. „Der Umgang mit der weiblichen Jugend entwickelt in der männlichen Edelmuth und Ritterlichkeit; der mit der männlichen befördert bei den jungen Mädchen weit mehr die Entfaltung der ihnen angebornen Zartheit und Anmuth, als völlige Abgeschlossenheit im Kreise ihrer Mitschülerinnen es zu thun pflegt. Aus der Abgeschiedenheit ausnahmsweiser Stellungen gehen Amazonen hervor; im Zusammenleben entwickeln sich die geselligen Tugenden." — Mit derselben Bestimmtheit widerlegt man

in Oberlin die gewichtigste aller Einwendungen, ob mit dem dort eingeführten System nicht eine sehr nahe liegende Versuchung zu sittlichen Verirrungen verknüpft sei.

„Die gegenseitige Anziehungskraft beider Geschlechter äußert sich weit stärker, wo jedes seine besondere Welt für sich hat und das andere nur durch die Traumgestalten seiner Phantasie kennt, als wo man sich täglich sieht; romanhafte Gefühle erwachen viel schneller, wo man außerhalb der gewöhnlichen Verhältnisse des Lebens steht, als wo man unter einem Dach sich geschwisterlich denselben Beschäftigungen widmet," versichert man uns. „Natürlich ist von Seiten des Vorstehers und der Vorsteherin, sowie von Seiten der Lehrer und Lehrerinnen Wachsamkeit nöthig, aber im Allgemeinen finden sich die Zöglinge leicht in die Hausordnung und Jünglinge und junge Mädchen spornen einander gegenseitig an zur Beobachtung der Schicklichkeit und des Anstands. Kommen unter den neu Eingetretenen zuweilen auch einige Ueberschreitungen der Ordnung vor, so wird es in den Vereinigten Staaten doch keine zweite Stadt geben, in der bei Tag und Nacht mehr Stille und Ruhe auf den Straßen herrscht, als in Oberlin, und von den 2—300 Schülerinnen der Oberklassen hat sich durchschnittlich in fünf Jahren nur Eine gefunden, die sich durch ihr Verhalten die Ausweisung aus der Anstalt zuzog."

Diese auf vieljährige Erfahrung gestützten und darum gewiß nicht schlechthin zu verwerfenden Ansichten verlieren viel von dem uns Befremdenden, wenn wir die Verhältnisse ins Auge fassen, aus denen sich die heutige englisch-amerikanische Gesellschaft entwickelte. — Die Einwanderer sahen sich von einer Masse herrlicher, zum Anbau einladender Ländereien umgeben und zerstreuten sich in kleinen Häuflein über dieselben. Natürlich machte sich in jedem solchen Gemeinwesen auch alsbald das Bedürfniß nach einer Schule für die heranwachsenden Kleinen geltend. Lehrer waren schwer zu bekommen, somit fiel diese Aufgabe den zum Unterrichten befähigten Frauen und Töchtern zu. Knaben und Mädchen zu trennen, war bei der kleinen Zahl der Schulkinder kein Grund vorhanden; waren es doch überdieß mehrfach Geschwister, deren Verhältniß sich nur um so schöner gestaltete, wenn Eines dem Andern bei seinen Hausaufgaben nachhelfen konnte! Bei diesem gemeinsamen Unterricht nun zeigten sich die Mädchen den Knaben an Fleiß und Begabung

nicht nur völlig ebenbürtig, sondern sie hatten vor diesen auch den Vortheil voraus, daß sie ungestört noch etliche weitere Jahre aufs Lernen verwenden konnten, wenn der 14—15jährige Junge die Schule verlassen mußte, um im praktischen Leben seine Kraft zu üben. So kam es, daß die Frauen sich durchschnittlich eine umfassendere und gründlichere Bildung anzueignen vermochten als die Männer, ein Umstand, der gewiß nicht ohne Einfluß auf die Achtung blieb, die das weibliche Geschlecht in den Vereinigten Staaten mehr als in irgend einem andern Lande der Erde genießt. Dank dem Schutze der öffentlichen Sitte, unter dem es dort allenthalben steht, hatten in der Folge dann auch größere gemischte Lehranstalten, wie sie fast in allen Städten bestehen, und eine so eigenthümliche Einrichtung wie das Seminar in Oberlin weit nicht die Unzuträglichkeiten, die — fast mit Beschämung müssen wir es bekennen — ein derartiges Unternehmen bei uns mit sich brächte.

Doch sehen wir uns nun etwas genauer um in dem so heimisch klingenden und uns dennoch so durchaus amerikanisch anmuthenden Dorfe. Das schönste der verschiedenen Anstaltsgebäude ist die Ladies-Halle. Es enthält Schlafsäle für 100 junge Mädchen und einen Speisesaal mit 200 Gedecken. Die nach ihrem Stifter benannte Tappans-Halle ist zur Aufnahme von 100 Jünglingen eingerichtet und enthält überdieß ein Lese- und etliche Lernzimmer. Im obern Stockwerk des Betsaals sind Räumlichkeiten zu theologischen Besprechungen und ein großer Empfangssaal. Vier Bibliotheken mit etwa 10,000 Bänden stehen den Zöglingen zur Verfügung. Die Voranstalt bereitet ihre Schüler nicht nur auf die unsern Gymnasien entsprechenden Oberklassen, sondern auch auf den Lehrerberuf und den Eintritt ins Geschäftsleben vor. Sie ist es, welche bei weitem die meisten Zöglinge zählt, und in der ein großer Theil der in der Union angestellten Lehrer seine Bildung empfängt. Neben den Gymnasialklassen läuft sodann eine Kunst-, eine Ackerbau- und eine Normalschule für Lehrer her. Auch ein unter der Leitung eines früher am Conservatorium in Leipzig angestellten Lehrers stehende Musikschule gehört mit zu diesen Anstalten.

„Die Voranstalt," so erzählt uns Hippeau, „umfaßt 484 Jünglinge und in einer besonderen Abtheilung 294 junge Mädchen. Der allgemeine vierjährige Gymnasialkurs zählt unter seinen 117 Zöglingen 9 Mädchen; der gleichfalls vierjährige klassische Special-

kurs für Mädchen wird von 190 Schülerinnen benützt. Unter den Letzteren sah ich auch 14 farbige Mädchen, die ihren weißen Mitschülerinnen in nichts nachstanden. In einer gemischten griechischen Klasse von 27 Zöglingen hörte ich unter der Leitung der 25jährigen Tochter eines der Professoren ein farbiges Mädchen mit großer Genauigkeit ein Kapitel aus dem ersten Buche des Thucydides übersetzen."

„Genug!" ruft hier vielleicht mancher unsrer Leser in stolzer Entrüstung über die weiße Professorin und ihre farbige Schülerin, indem sich ihm neben die ganze Widerlichkeit der Halb- und Vielwisserei unwillkürlich auch noch das lächerliche Zerrbild einer jener emanzipirten Amerikanerinnen stellt, die ihre Stimme öffentlich sogar schon für die politische Gleichberechtigung der Frauen erhoben. Gewiß ist eine Ausdehnung des Lehrstoffs, die nothwendig zu einer nicht zu läugnenden Oberflächlichkeit führen muß, mehr oder weniger die Schattenseite aller amerikanischen Anstalten; doch hören wir Hippeaus Bericht bis zum Schluß.

„Die Professoren in Oberlin sind der festen Ueberzeugung, daß in der geistigen Begabung ihrer weißen und schwarzen Zöglinge kein Unterschied stattfindet. Der Vorsteher erklärte sogar den Schülern einmal in einer seiner Ansprachen, daß in Beziehung auf Sprachbegabung und Sinn für Literatur ihre schwarzen Studiengenossen in der Anstalt nicht ihresgleichen haben. — Etwa der fünfte Theil der Bewohner Oberlins besteht aus Schwarzen, da dieses Städtchen vielleicht einer der Punkte der Union ist, an welchen die früher gegen sie gehegten Vorurtheile die geringsten Spuren zurückgelassen haben. Einer der Professoren versicherte mich, die Farbigen seien sogar die friedlichsten, geordnetsten und strebsamsten Bürger. Im geselligen wie im geschäftlichen Verkehr mischen sie sich unter die Weißen, ohne daß einer der beiden Theile sich darüber zu beklagen hätte. Ganz so unbefangen wie in einem Omnibus oder einer Restauration setzt man sich jetzt auch in einer Gemeinderaths- oder Erziehungskommittee-Sitzung neben einen farbigen Mitbürger."

Soviel über die in Oberlin an den Negern gemachten Erfahrungen. Nun aber auch noch ein Wort über die weißen Zöglinge der Anstalt, für deren Charakterbildung von Anfang an auch dadurch gesorgt war, daß die Aeltern die Jüngern zu überwachen und ihnen bei ihren Arbeiten behilflich zu sein hatten. Während des Kriegs entfalteten sie einen solchen Patriotismus, daß 1861 von

den 166 Zöglingen der Gymnasialklassen 100 als Freiwillige in die Armee eintraten. Aus der philosophischen und theologischen Abtheilung folgten sogleich 41 Lincolns Ruf zu den Fahnen. Sie kämpften in mehreren Schlachten mit und zeichneten sich ebenso sehr durch ihren religiösen Sinn als durch ihren Muth aus. Viele von ihnen wurden verwundet oder getödtet. In den an andern Orten gebildeten Regimentern befanden sich 850 frühere Zöglinge der Anstalt, die während der ganzen Zeit ihres Bestehens von nicht weniger als 15000 Schülern und Schülerinnen benützt wurde.

Endlich auch noch eine kurze Bemerkung über das neue Recht auf Achtung, das sich Hunderte amerikanischer Frauen in jenen blutigen Tagen des Bürgerkriegs erwarben. Als eine große Zahl von Lehrern zu den Fahnen eilte und den Tod fürs Vaterland starb, traten Lehrerinnen mit großem Erfolg in die in den Schulen entstandenen Lücken. Als Seuchen und die Geschütze der Feinde ihre ernste Arbeit begannen, folgte eine Schaar von Frauen und Jungfrauen den Kriegern aufs Schlachtfeld und in die Lazarethe nach, um der Verwundeten und Kranken zu warten. Als endlich den Sklaven der Südstaaten der Tag der Freiheit anbrach und immer neue, immer dringendere Bedürfnisse nach Leuten entstanden, sich dieser Armen anzunehmen, waren es großentheils wieder Frauen, die ihre Heimat verließen, um umgeben von der Mißgunst und den Vorurtheilen der weißen Bevölkerung sich dem Unterricht der schwarzen und farbigen Jugend zu widmen. Wiederholt ist in den Schulberichten von Lehrern (teachers) die Rede; dringt man aber tiefer in die Einzelheiten ein, so entdeckt man bald, daß in $^4/_5$ aller Fälle das englische Wort mit Lehrerin übersetzt werden muß. Und zwar sind es weitaus in den meisten Fällen Frauen und Töchter aus den besten Familien des Nordens, welche seit dem Bürgerkriege sich der schweren Aufgabe gewidmet haben, die vernachläßigte farbige Jugend des Südens zu bilden. —

Betrachten wir nun die verschiedenen Mittel, durch welche die Lehrkräfte angeworben und geleitet werden. Hier steht in erster Linie das schon erwähnte Freedmen's Bureau, das ausnahmsweise von der Unionsregierung im Jahr 1861 gegründet wurde, während sonst dieselbe von allen Schulfragen sich grundsätzlich fern hält und deren Lösung den einzelnen Staaten überläßt. Der erste Versuch wurde an den vielen farbigen Flüchtlingen gemacht, die sich Hilfe suchend in den

Lagern der Nordarmeen einfanden. Nun stellte sich aber heraus — und es ist das nicht der geringste Schaden, welchen die Sklaverei ihren Vertheidigern zugefügt hat — daß in den Sklavenstaaten überhaupt kein allgemeines Schulgesetz, keine umfassende Organisation von Bildungsanstalten auch nur für die weiße Jugend je zu Stande gekommen war. Als der Fortschritt des Kriegs die Nördlinger tiefer in die Südstaaten eindringen ließ, zeigte sich, daß nirgends ein System bestand, an welches man neue Schulen oder Klassen hätte anfügen können. Somit mußte Alles neu geschaffen werden.

Der tüchtige, ebenso umsichtige als energische General Howard, welcher die Sorge für die Befreiten übernahm, wurde sich bald klar über die beiden Aufgaben, welche ihm vorlagen, um den Farbigen zu der gewünschten Selbständigkeit zu verhelfen. Die erste bestand in der Organisation einträglicher Arbeit, mittlerweile auch in der Ernährung der Hungernden. Er hat noch im Jahr 1866, also nach dem Kriege, über vier Millionen täglicher Rationen vertheilt und 170,000 Personen ärztliche Pflege verschafft. Er fand z. B. im Distrikt Columbia 6000 arbeitslose Schwarze; diese mußte er nach den Orten transportiren, wo ihrer angemessene Beschäftigung wartete. — Die zweite Aufgabe umfaßte die Sorge für die Schulbildung der farbigen Jugend. Dazu verwendete er die Lehrkräfte, die sich ihm besonders aus Neuengland darboten, in manigfaltigster Weise. Wo die kirchlichen Gemeinschaften Schulen gründeten, begnügte er sich, im Verhältniß zu deren Kostenaufwand nachhaltige Geldhilfe zu leisten und deren Verwendung zu überwachen. Wo aber sonst Niemand bereit war, das Werk in Angriff zu nehmen, gründete er selbst Schulen und sorgte für ihre Beaufsichtigung, so daß schon im Jahr 1867 über 200,000 Kinder lesen gelernt hatten.*) Dabei ist abgesehen von der großen Zahl der Erwachsenen, welche von den Lehrern und Lehrerinnen in Nachtschulen unterrichtet wurden.

Denn das ist der Vertrauen erweckendste Zug in diesem System der Schulbildung, daß die Lehrer und besonders die Lehrerinnen sich nicht begnügten, gerade die anbefohlene Stundenzahl des Schulunterrichts einzuhalten, sondern mit der Begeisterung derjenigen Freiwillig-

*) Im Jahr 1867 unterhielt das Freedmen's Bureau 1486 Schulen in 17 Staaten mit 82,000 (im 2. Halbjahr mit 95,987) Schülern; 1868 waren es 1831 Schulen mit 104,327 Schülern.

keit, die sie zum harten Dienste vermocht hatte, sich mit aller Kraft dem vorliegenden Nothstande widmeten und gar viele unbezahlte Arbeit übernahmen. Romantisches fand sich im verwüsteten Süden nichts vor, sondern nur saure Mühe an gar verwilderten, oft mehr als halbnackten Kindern, unter den Erwachsenen großes Elend und davon bedingte Stumpfheit, seitens der Weißen Argwohn und Haß. Die massenhafte Einwanderung der Lehrerinnen aus dem Norden wurde da und dort in den gemeinsten Ausdrücken besprochen und der Verachtung aller Patrioten preisgegeben. Dennoch zeigte sich bald, daß auch in den Südlingern ein Umschwung sich vorbereitete und die schwere Lektion des Kriegs nicht unbeachtet an den Besseren vorübergegangen war. Wittwen aus guten Familien, durch den Krieg verarmt, freuten sich der Gelegenheit, mit der eigenen Bildung ihren früheren Sklaven zu dienen. Der Sohn eines Senators in Georgia übernahm freudig eine Lehrerstelle, obwohl von dem Tage an keiner seiner früheren Bekannten ihn mehr zu kennen schien. Immer entschiedener offenbarte sichs, daß nur die wirklich werthvollen Lehrkräfte festgehalten werden konnten; hatten welche, von irgend einer flüchtigen Begeisterung getrieben, sich zu dem harten Dienste angeboten, so wichen sie bald vor dem Ernst der Aufgabe zurück.

Ueber die Schwarzen und die Art und Weise, wie sie die angebotenen Bildungsmittel aufnahmen, lassen sich nach beiden Seiten hin verschiedene Stimmen hören. Einmal wird ziemlich allgemein beklagt, daß sie noch ungeduldig gegen allen Schein des Zwangs seien, wohl gern etwas lernen möchten, aber ohne große Ausdauer und Anstrengung zu beweisen. Es sind Ausnahmen, wenn die Kinder ihre Lehrerin bitten, auch in der Vakanzzeit bei ihnen auszuharren; „zur Schule zu kommen, sei für sie der beste Feiertag". Oder wenn eine Schülerin erst ihre Großmutter mitbringt, und dann, als die Alte ausgeschlossen werden muß, sie fort und fort zu Hause unterrichtet, bis sie berichten kann, Großmama lese jetzt besser als sie selbst. Viele freilich sind genöthigt, wieder und wieder die Schule zu verlassen, um sich durch Arbeit ein Kleidungsstück zu erwerben; andere aber bleiben auch ohne genügenden Grund aus, der bloßen Abwechslung halber. Mit der Zeit aber bessert sich der regelmäßige Schulbesuch; die Lehrer können z. B. berichten, Schlägereien haben jetzt gänzlich aufgehört, und die einst so hitzigen Worthändel seien im Verschwinden begriffen; die Kinder zeigen sich geordnet und

fleißig; wenn gleich glänzende Begabung selten sei, gehören einige der Besten zu den ganz schwarzen; die Schulen selbst aber werden allmählich alle zu Normalschulen, indem die Kinder, nachdem sie etwas Tüchtiges gelernt, überall Gelegenheit finden, ihre Kenntnisse andern mitzutheilen und namentlich eine Unmasse von ABC-Büchern in Umlauf setzen.

Wie sehr die farbige Bevölkerung sich nach Bildung sehnt, läßt sich besonders aus den finanziellen Verhältnissen des Freedmen's Bureau entnehmen. Dasselbe bezahlte z. B. in einem Halbjahre (1867) 180,247 Doll. für seine Schulen, bezog aber die dafür nöthigen Mittel aus drei Quellen: die Farbigen selbst trugen 65,319 Doll. bei, das bureau 67,208 Doll , den Rest die Lokalvereine, welche die regelmäßige Beaufsichtigung unternommen hatten. Im nächsten Halbjahre (1868) war der Beitrag der Farbigen auf 95,860 Doll. gestiegen, ein Wachsthum, welches genügt, um die Werthschätzung der Schulen seitens derer, welchen sie zu gut kommen, außer allen Zweifel zu stellen. Von 1200 Schulen (1867) waren 333 in den Stand gesetzt, sich selbst zu unterhalten, in 290 wurden die Kosten wenigstens theilweise von den Farbigen bestritten; von den Lehrern und Lehrerinnen waren 972 weiße, bereits 458 farbige. Durch ein übereiltes Versprechen, das ein Lokalverein gegeben hatte, ließen sich Schwarze in Maryland bewegen, 20 Schulhäuser zu bauen. Im Jahr 1868 standen diese vollendet da; die Lehrer aber waren leider noch nicht aufzutreiben.

Von den Privatvereinen verhält sich der eine „American freedmen's Union Commission" unter dem Oberrichter Chase gleichgiltig gegen religiöse Bildung. Er unterhielt (1867) 301 Schulen mit 773 Lehrern und 70000 Schülern mit einem Aufwand v. 280,768 Doll. — Dagegen setzte sich eine andere Gesellschaft, die American Missionary Association vor, evangelisches Christenthum zu lehren ohne die konfessionellen Unterschiede zu betonen; Henry Ward Beecher's Kirche in Newyork ward ihr Mittelpunkt. Mit ¼ Mill. Dollar unterhielt dieser Missionsverein schon im Jahr 1865 seine 320 Lehrer im Süden, die in Tagschulen und Sonntagsschulen Unterricht gaben; und zwar ordnete er je fünf Schulen eine Bibelfrau bei, welche von Haus zu Haus gehen und ein gemeinfaßliches praktisches Christenthum lehren sollte; während über je 20 Schulen ein tüchtiger Pastor gesetzt ward zur Beaufsichtigung und Berathung der Lehrer und zur

Heranbildung von farbigen Predigern. Dieser Verein übt eine weit verzweigte Thätigkeit; im Jahr 1867 war seine Arbeiterzahl auf 508 Missionare und Lehrer gestiegen, die 56000 Kinder unterrichteten. Einer seiner Hülfsvereine besteht aus farbigen Frauen in Ohio, welche ihm neulich (1869) 90000 Dollars übersandten, um die Waisenkinder in den Carolinen und Georgia mit Schuhen und Strümpfen zu versehen. —

Schwerer zu übersehen, aber zunehmend wichtiger ist die Thätigkeit, welche die einzelnen Kirchengemeinschaften der Union auf die Bildung der Neger ausüben. Die Synoden des Südens verhielten sich zunächst ablehnend gegen den Gedanken, Farbige als vollberechtigte Geistliche zuzulassen; noch im Jahr 1866 beschlossen die südlichen Presbyterianer, nur Hilfsprediger (exhorters) aus den Farbigen zu nehmen. Nachdem aber in wenigen Jahren die unterdrückte Bevölkerung einen bedeutenden Werth für Staatsmänner und Politiker aller Art erhalten hatte, da ihr mit einem Male alle politischen Rechte eingeräumt wurden und Farbige in allen Geschwornengerichten saßen, in die staatlichen Körperschaften Vertreter wählten und selbst den Eintritt in solche erlangten, sahen sich die Neger bald von gewissenlosen Wühlern umworben und umschmeichelt, die große Summen aufboten, um sie für Parteizwecke zu beeinflussen und zu gewinnen; und da die Neger äußerst religiös disponirt sind, konnten solche Leute ihren Zweck kaum anders erreichen, als indem sie irgend ein politisches Evangelium predigten, unter schauerlichster Anwendung und Verdrehung von Bibelstellen. Die Kirchen wurden dadurch geweckt, ihrer Aufgabe nicht zu vergessen, und allmählich entspann sich ein wirklicher Wetteifer — heiliger und unheiliger Art — einmal den Schwarzen das unverfälschte Evangelium mitzutheilen statt jenes Gemisches von Menschenlehren, dann aber auch, den übrigen Denominationen den Rang abzulaufen durch Proselytirung der möglichst großen Zahl von Farbigen. So folgte auf die massenhafte Einwanderung von Lehrern fast eine ebenso große Invasion von Predigern aus dem Norden.

Der Neger ist tief religiös und sehr gutmüthig; er haßt seine alten Zwingherrn nicht, bleibt ihnen anhänglich und beklagt ihre tiefe Verarmung, während er seinesgleichen in der Noth gern hilfreich beispringt und für jedes Wort der Liebe empfänglich ist. Ungläubige Reisende sind schon zu Thränen gerührt worden, wenn sie

in einer farbigen Kirche den Gesang der versammelten Tausende hörten, etwa in der größten aller Afrikanergemeinden, der von Richmond, welche über 3000 Glieder zählt. Im Allgemeinen aber liebt ers mehr, seine Landsleute zu hören als die gebildeteren weißen Prediger; und nur allmählich kommt er zu der Erkenntniß, daß diese denn doch durchschnittlich ihm Besseres zu bieten haben, als die farbigen Geistlichen. Diese waren oft die schlechtesten, wenn auch die begabtesten „Hände" der Plantagen; Leute, welche die alte Negermoral, ausgedrückt in dem Sprüchlein: „Was meinem Herrn gehört, ist mein, und was mir gehört, ist ganz mein eigen," nicht nur nicht vorsichtig schonten, sondern aufs pfiffigste für ihre eigenen Zwecke ausbeuteten. Methodisten und Baptisten sinds, die weitaus den meisten Eingang im Süden haben. Ein weißer Baptistenmissionar aber, der Texas durchreiste, urtheilt von 300 schwarzen Predigern seiner Gemeinschaft, die er dort traf, daß fast keiner darunter sei, der nicht ebensoviel schade als nütze. In den meisten Kirchen findet sich keine nüchterne Predigt; in vielen wird nur abwechslungsweise gesungen und gebetet, und wo eine Ermahnung dazu kommt, ist sie so erwecklicher, aufregender Art, daß der bis Mitternacht fortgehende Lärm zuletzt unter Krämpfen, Angstschreien und Jubelrufen schließt, die dem Zuschauer den Eindruck beibringen, als sei er plötzlich ins Herz von Afrika versetzt. Alle frommen Neger haben von Träumen, Gesichten und Offenbarungen zu reden; glücklich die, welche — den früheren Gesetzen zum Trotz — ihre Bibel zu lesen wenigstens den Anfang gemacht haben.

Den Alten nun ist nicht anders beizukommen, als durch ihre eigenen Prediger. Daher erkennen alle Kirchen die Nothwendigkeit, die redlichen unter diesen noch nothdürftig mit einem entsprechenden Maaß von Bibelkenntniß auszustatten und ihnen in möglichster Schnelligkeit einen Nachwuchs von gründlich gebildeten Geistlichen an die Seite zu stellen. Die Sache hat Eile. Denn die Emancipation scheint nach einer Seite hin das religiöse Gefühl der Neger mächtig zu beeinträchtigen und ihn weltlicher, selbstsüchtiger zu machen. Früher hatte er keinerlei Aussicht für dieses Leben, alle seine Hoffnungen concentrirten sich auf den Zustand nach dem Tod; hebben (heaven, Himmel) und das himmlische Jerusalem mit seinen goldenen Gassen und den Lebensbäumen war sein einziger Trost. Jetzt dagegen fängt er an sich als einen Freien zu fühlen, der es noch hier unten

zu etwas bringen kann, und er sucht aus allen Kräften seine Lage zu verbessern. Er fängt an zu erwerben und benützt die Sparkassen in ausgedehntestem Maßstab. Da drängen sich nun viele Jünglinge und Jungfrauen zu den Normalschulen, die überall erstehen und ihre begabtesten Zöglinge an Predigerseminare abgeben. In einem früheren Jahre hat das Bureau für Normalschulen 165,000 Dollars ausgegeben; jetzt stehen die meisten unter der Leitung bestimmter Kirchengemeinschaften, welche in diesen Anstalten den wahren Nerv ihrer künftigen Wirksamkeit gefunden haben. So eröffneten die Baptisten (1867) in Augusta und in Louisiana theologische Schulen, ebenso die Bischöflichen in Raleigh, die Methodisten an drei Orten. Als ein Sklavenhändler in Richmond seiner schwarzen Frau, die ihm nie angetraut, aber eine ausgezeichnete Christin war, sein ganzes Vermögen hinterließ, gab sie das große Magazin, das als Sklavenbehälter gedient hatte, ihrer Kirchengemeinschaft zur Verwandlung in ein Predigerseminar. In Oxford aber (Pennsylvania) erhob sich die durch besondere Gaben ausgestattete Lincoln-Universität, die im Jahr 1867 bereits 90 farbige Studenten zählte*).

Ebenso bemüht sich Rom, die farbige Jugend mit allen seinen großen Mitteln an sich zu fesseln, und feuert dadurch den Wetteifer der protestantischen Gemeinschaften unablässig an. Daher hat sich jetzt (1870) die innere Mission der Baptisten zu dem Beschluß gedrängt gesehen, in jedem der südlichen Staaten ein Predigerseminar zu gründen, zum Besten der Freedmen, ohne daß weiße Zöglinge ausgeschlossen würden; eine halbe Million Dollar wird auf Ausführung dieses Plans verwendet. Da die andern Kirchengemeinschaften in diesem Wettstreit nicht zurückbleiben dürfen, steht zu erwarten, daß binnen kürzester Zeit strebsamen Negerjünglingen die Benützung höherer Bildungsstätten überall ermöglicht, ja eine Wahl unter denselben dargeboten sein wird.

Noch eine Wirkung der überstandenen großen Krise macht sich in der Union sehr bemerklich. Nachdem über der Sklavenfrage die meisten Kirchengemeinschaften sich zersplittert hatten, geht nun ein Zug zur Wiedervereinigung durch nicht wenige derselben. Einen

*) Einem dieser Studenten gelang es in einer einzigen — freilich nach amerikanischer Sitte sehr langen — Vakanz 80 Erwachsenen in der Nähe von Richmond das Lesen beizubringen.

glänzenden Anfang haben die Presbyterianer gemacht, welche ihre im Jahr 1838 bewerkstelligte Trennung in eine „Alte" und eine „Neue Schule" im Jahr 1869 aufhoben und sich im Jahr 1870 zur ersten General Assembly vereinigten. Der Anstoß ist einmal gegeben und andere Gemeinschaften spüren bereits, daß sowohl zur Bewältigung der großen Aufgabe, welche in der Erziehung der vier Millionen farbiger Mitbürger ihnen vorliegt, als auch zur Abwehr des steigenden Einflusses, mit welchem die fest organisirte katholische Kirche auf die vielgespaltenen protestantischen Sekten drückt, eine Zusammenfassung der kleineren Kirchentheile in großartigere Körperschaften zur unabweisbaren Nothwendigkeit geworden ist. Diese Zeitströmung hat bereits auch für die Neger ihre Bedeutung. Dem ununterrichteten Plantagenarbeiter lag wenig am Namen und Charakter der christlichen Gemeinschaft, die ihm zuerst das Evangelium brachte, genug wenn er nur Nachts ein meeting hatte, welches nach der harten Tagesarbeit seine besseren Gefühle einigermaßen anregte und beschäftigte! Jetzt aber beginnen die farbigen Studenten, ja auch intelligente Handwerker und Bauern die Ansprüche ihrer Prediger und ganzer Kirchengemeinschaften mit kritischeren Augen anzuschauen und aus den Formen und Formeln eines engen Sektenlebens nach einer Gemeinde des Herrn zu verlangen, die sowohl den einzelnen „zu rechter Zeit ihre Gebühr" gebe, als auch den imposanten Anblick eines vielumfassenden, wohlgeordneten „großen Hauses" darbiete. An die Missionsarbeit in der Ferne denken vorerst noch wenige der Farbigen, die Nothstände in der Nähe sind noch zu groß, um nicht jede vorhandene Kraft zu absorbiren; doch fehlt es auch nicht an lebendigem Interesse für die Mission in Afrika, dessen Zukunft sicherlich von den kräftig emporstrebenden Kirchen Amerikas in hohem Grade mit bestimmt werden wird.

William Chalmers Burns.

Fortsetzung.

7. Reise nach Canada und Eintritt in den Missionsdienst.

Sechs Jahre waren es nun schon, daß Burns mit der Einwilligung seines Vaters sich der Heidenmission zur Verfügung gestellt hatte. Das Amt, das er in Erwartung eines Rufes nach Indien als M'Cheynes Stellvertreter in Dundee nahm, hatte ihn verhindert, einer im Sommer 1839 an ihn ergangenen Einladung nach Puna (im westl. Indien) zu folgen, und fast um dieselbe Zeit hatte der Herr angefangen, sein Zeugniß in der Heimat in einer Weise zu segnen, daß kein Zweifel darüber walten konnte, wo für jetzt sein Platz sei. Nun aber stand er wieder frei da; seinem eigenen Gefühl nach war seine Arbeit zu Hause gethan. Er hatte diese ganze Zeit über nicht aufgehört, sein Leben als definitiv der Mission geweiht zu betrachten, des entscheidenden Rufes jedoch wartete er noch immer.

Inzwischen war die Kunde von den Erweckungen in Schottland auch nach Canada hinübergedrungen, und hatte da in mancher redlichen Seele ein heißes Verlangen nach einer ähnlichen Wiederbelebung der theilweise in große Lauigkeit versunkenen Gemeinden des britischen Amerikas erregt. Freudig sandte in Folge der an sie ergangenen Bitten um geistliche Handreichung die neu gebildete freie schottische Kirche der Reihe nach mehrere ihrer ausgezeichnetsten Männer als Abgeordnete dorthin. Einer der ersten unter ihnen langte im Frühling 1844 Dr. Robert Burns in Canada an. „Haben Sie Ihren Neffen mitgebracht?“ wurde er da allenthalben mit Begierde gefragt, nnd die dringendsten Einladungen für denselben begleiteten ihn aus Quebec, Montreal, Kingston und Toronto in die Heimat zurück, ja sie eilten ihm theilweise sogar schon schriftlich voraus. Unter diesen Umständen wurde es Burns nicht schwer, zu der innern Gewißheit zu gelangen, der Herr gedenke ihm sein nächstes Arbeitsfeld im Westen anzuweisen.

Am 10. August 1844 schiffte er sich in der Brigg Mary, deren fromme Besitzer ihm freie Hin- und Herreise gewährten, nach Mont-

real ein. Zwei Schillinge waren die ganze Baarschaft, mit der er auszog, er, dessen Jugendtraum einst ein recht schönes Haus und große Reichthümer waren. Und doch, wie unendlich glücklich fühlt er sich dabei als Einer, der nichts hat und doch Alles hat! Wie wohl ist ihm, als einziger Passagier auf der 36tägigen Ueberfahrt nach Quebec so viele jener gesegneten Stunden des stillen Herzensumgangs mit dem Herrn und der Betrachtung seines Worts zu finden, nach denen er sich in so manchen Arbeitswochen vergeblich gesehnt! Wie freut er sich, der empfänglichen Schiffsmannschaft auf der mächtigen Tiefe den noch unergründlicheren Reichthum der in Christo geoffenbarten Liebe Gottes darzulegen und in Gemeinschaft mit ihnen Bitte und Danksagung darzubringen, während das Rauschen des Windes sich in die Stimme des Gebets mischt! Wie gerne verwendet er auch einen Theil seiner Zeit darauf, die Schiffsjungen lesen zu lehren, unter denen ein junger Neger sein Herz besonders gewinnt!

Wunderbar fügt sichs, daß er in Montreal den zwei einzigen Regimentern, mit denen er zu Hause schon in Berührung kam, wieder begegnet. Eine gar süße Botschaft ist's ihm, von den neuen Freunden, die ihn auf dem Schiff in Empfang nehmen, gleich zu hören, daß in jenem 93. Regiment der Bergschotten sich 30 bekehrte Leute befinden, die in der Nähe der Kaserne ein Zimmer gemiethet haben, sich zum Gebet zu versammeln, und auf der Straße zusammengelesene Kinder zu unterrichten. „So etwa mag es im Hause eines Kornelius ausgesehen haben," denkt er, als er zum erstenmal in das mit Männern, Frauen und Kindern gefüllte Lokal tritt, wo man seiner Ankunft wartet; was dabei aber sein Herz besonders erquickt, ist die Wahrnehmung, die er im Gebet eines der Soldaten machen darf, daß man nicht von einem armen menschlichen Werkzeuge, sondern vom Herrn selbst den Segen hofft, der sein Wort begleiten soll.

Aber nicht nur zu diesem Häuflein der Gläubigen, sondern zum ganzen Regiment gewinnt Burns schnell Zutritt, indem er außer den Versammlungen, die er zweimal wöchentlich in der Kaserne hält, auch die Sonntagspredigt für dasselbe in der freien Kirche übernimmt. Den Eindruck, den diese Predigten machten, schildre uns ein militärischer Augenzeuge: „Ich sah einmal, wie Burns jenes Regiment, die nachherigen Helden von Balaklava, aus dem

Gottesdienst entließ. Jeder einzelne Mann war mehr oder weniger bewegt; Einer sah immer ernster aus als der Andre. Lautlos, fast athemlos, wie die Träumenden, kehrten sie heim; auch nach der Parade konnten sie ihr Grauen nicht los werden. Von 30 Mann, die eine Unterabtheilung meiner Compagnie bildeten, wagten es an jenem Sonntag Abend nur fünf, sich mit sichtbar geschlagenem Gewissen an ihren gewöhnlichen Vergnügungsort davon zu stehlen, während die andern 25 in tiefem Sündengefühl über ihren Bibeln saßen." Unerwartet öffnet sich Burns auch noch eine Thüre zum 89. (irischen) Regiment, dem er allwöchentlich einen Vortrag halten darf, und so groß ist bald das allgemeine Vertrauen, das er unter den Soldaten genießt, daß Irländer wie Engländer, Katholiken wie Protestanten ihn in Krankheitsfällen um Besuche bitten und sich seiner Fürbitte empfehlen lassen.

Kasernen, Spitäler und Kirchen sind ihm aber immer noch zu eng für seine Heilsbotschaft an alles Volk. Auch hier in der dick katholischen Stadt, kann er's nicht lassen, auf Straßen und öffentlichen Plätzen seine Zeugenstimme zu erheben. Es kommt dabei wiederholt zu stürmischen Auftritten, doch was kümmerts ihn? „Ich fühle, daß in der Bresche zu stehen meinen eigenen Glauben stärkt, ein Zeugniß zur Ehre Gottes ist und meine Predigt in der Kirche unterstützt, wenn auch sonst nichts dabei herauskommen sollte." Einmal reißt ihm ein tobender Haufe den Hut vom Kopf und einen Flügel seines Rocks, in dem sich seine Taschenbibel befindet, vom Leibe. Ein anderes Mal trifft ihn ein nach ihm geschleuderter Stein ins Gesicht und verwundet ihn ziemlich schwer an der Wange. „Was ists? Was ists?" rufen einige seiner Bergschotten, die sich beim Anblick des herabrieselnden Bluts erschrocken herbeidrängen. „Nur ein kleiner Schmiß im Dienst des Herrn," erwiedert er lächelnd, indem er sich zu einem Arzt führen läßt, der die Wunde zunäht. Sobald das geschehen ist, erscheint er wieder auf seinem vorigen Platz und ruft der Menge zu: „Ich trage die Malzeichen des Herrn Jesu an meinem Leibe." — Zuweilen aber imponirt auch seine Geistesgegenwart den lärmenden Haufen. Einmal ruft, als er gerade, mit Koth beworfen, im dichtesten Gedränge steht, von außen her eine Stimme: „Der Teufel ist todt!" Schallendes Gelächter folgt diesem Witz. Sobald es verstummt, entgegnet aber Burns in ironisch mitleidigem Ton: „Ach, so bist du also ein armes,

vaterloses Kind!" Dießmal lacht man ihm Beifall zu und leiht ihm dann bereitwillig eine Zeitlang das Ohr. — Wieder einmal lehnt er den angebotenen Schutz ab und ruft zuversichtlich: „Niemand wird mir etwas zu Leide thun. Meine Freunde sinds, die ganz unnöthiger Weise Unruhe verursachen. Ich bitte hiemit Alle, still nach Hause zu gehen; und ist Jemand mein Feind, so gebe er mir den Arm, daß wir zusammengehen!" Und wirklich, die Menge zerstreut sich.

Ein anderes Mal machte ein auffallend großer, etwas angetrunkener Mann im äußeren Rande des Zuhörerkreises allerlei spaßhafte Glossen zu Burns Ansprache, um die Lachlust der Menge zu erregen. Dieser aber sieht ihn fest an und sagt: „Du bist groß und stark, aber nicht zu groß für einen Sarg und nicht zu stark für die Würmer! Du bist groß und stark, aber nicht zu groß für das Grab und nicht zu stark für den Tod! Du bist groß und stark, aber bald wirst Du vor dem großen weißen Thron zu erscheinen haben, und wie willst Du vor den Richter des Weltalls hintreten? So groß und stark Du bist, kannst Du dich nicht vor Gott verbergen; Berge und Hügel werden Dich nicht decken, Sein allsehendes Auge ist jetzt auf Dich gerichtet." Es war ein Wort von erschütternder Wirkung auf die ganze Versammlung. Im Nu war der Mann nüchtern. Unwillkührlich schien er sich zu bücken, wie um sich vor jenem furchtbaren Auge zu verstecken, und statt zu spotten hörte er aufmerksam und ehrfurchtsvoll zu.

Nicht nur auf Montreal allein beschränkt sich sein Zeugniß; er durchreist kreuz und quer ganz Ober- und Unter-Canada. Nur selten benützt er dabei die ihm von Freunden angebotenen Fahrgelegenheiten. Wo es irgend thunlich ist, geht er zu Fuß, um unterwegs den Leuten, die auf dem Felde arbeiten, oder den Wanderern, die ihm auf der Straße begegnen, ein Wort zu sagen. Wie mühselig, und darum auch wie ungewöhnlich solche Fußreisen in Canada sind, kann nur ermessen, wer aus eigener Erfahrung die ungeheuren Gegensätze von Hitze und Kälte und die holperigen weiten Wege kennt. Auch auf längeren Reisen, zu denen er die Dampfboote benützte, predigte er Allen, die geneigt waren, ihm zuzuhören. Vorzugsweise pflegte er sich da an die Deck-Passagiere — Einwanderer und ärmere Arbeiter — zu wenden. Die glatte Fläche der majestätischen Seen und der ruhige Lauf der gewaltigen Ströme kamen

ihm dabei trefflich zu statten, und umsichtigere Kapitäne begünstigten seine Evangelisationsbestrebungen durch die Gewährung freier Fahrt. „Der Mann des Buchs," als der er in der Folge in China weit und breit bekannt wurde, war er nicht minder auch in Canada.

Besonders empfänglichen Boden unter den verschiedenen Gruppen von Ansiedlern fand er bei denen aus dem schottischen Hochland, denen zu lieb er das schon zu Hause begonnene Studium des Gälischen wieder aufnahm, wie der Franzosen wegen das des Französischen. In beiden Sprachen leistete er für die kurze Zeit, die er darauf verwandte, Ungewöhnliches. Ueberaus süß klangen natürlich den guten Hochländern in seinem Munde die trauten Laute der Heimat; aber auch wenn er, mehr englische Zuhörer voraussetzend, von seinem Gälisch keinen Gebrauch machte, fühlten sich die Herzen wunderbar zu ihm hingezogen. Hatte in Schottland einmal ein Weiblein, das ihn auf seinen Wanderungen durchs Gebirge predigen hörte, gemeint: „das Englisch des h. Geistes verstehe sie auch," so antwortete hier eine fromme Alte auf die Frage, warum sie denn bei der englischen Predigt geblieben sei: „Ich dachte, es sei ein Gewinn, in das Gebet dieses lieben Pfarrers eingeschlossen zu werden. Und noch was Andres that mir wohl. Er schien besonders gern bei Einem Wort zu verweilen, das er in so mildem Tone sprach, daß mir das Herz ganz warm wurde — salvation (Heil) — was mag das nur heißen?" — „Du rührst mein Herz! Du rührst mein Herz!" rief ihm auch einmal ein armer Blödsinniger nach, in dem er seinerseits mit Rührung einen von Christi Thoren erkannte.

Ueber die Früchte der von Burns ausgestreuten Saat schreibt der Geistliche, der nach seiner Heimkehr die Bedienung jener Schotten übernahm: „Ich fand sie in einer ungemein lieblichen Gemüthsverfassung. In allen Altersklassen, aber namentlich unter den jungen Leuten gab es viele, denen ein zartes Gewissen und ein gedemüthigter Geist anzuspüren war, und die förmlich dürsteten nach dem Wort des Lebens. Der Bezirk von Glengarry, der jetzt acht Pfarrer zählt, hatte damals nur einen, so daß von weiten Entfernungen her Leute zur Predigt zusammenströmten. Manche von ihnen machten sich schon Samstag Abends auf den Weg, um für den Morgengottesdienst doch gewiß da zu sein. Die armen Katholiken, die all das sahen, meinten, ihre protestantischen Nachbarn seien verrückt. In gewissem Sinn war es leicht, jenen hungernden Seelen zu predigen,

denn das Wort des Herrn war damals theuer im Lande. Wo irgend eine Predigt angesagt wurde, war der Platz überfüllt, selbst wenn, wie dieß im Winter zuweilen geschah, solche Versammlungen an verschiedenen Orten die ganze Woche hindurch stattfanden; einige der feurigsten Geister zogen dann wohl auch von Ort zu Ort, um allen anzuwohnen. Alles gewann nach und nach ein anderes Aussehen; eine der alten Sitten und tief eingewurzelten Gewohnheiten nach der andern fiel. Bälle und Neujahrs-Lustbarkeiten, die vorher eine so große Rolle spielten, hörten auf; einige der Hauptmusikanten bei solchen Gelegenheiten warfen eigenhändig ihre Geigen und Dudelsäcke ins Feuer, und statt der Wirthshauslieder hörte man hin und her in den Häusern geistliche Gesänge. Die Zeiten der Abendmahlsfeier glichen jetzt weit mehr denen in der alten Heimat als den dünnen Versammlungen in den Hinterwäldern. Diesen Stand der Dinge schreibe ich nächst Gott hauptsächlich William Burns zu. Wohl haben auch andre tüchtige Männer in Glengarry treu und im Segen gearbeitet, aber Burns Besuch setzte den andern die Krone auf, und der durch sein Wort und seinen Wandel hervorgebrachte Eindruck war tief, durchdringend und bleibend."

Im Umgang mit Katholiken suchte Burns mit großem Takt leeres Wortgezänke und unnöthigen Anstoß zu vermeiden. „Das war der beste Priester, den wir je gehört haben," rühmte ihm einmal ein Häuflein katholischer Canadier nach, dem er französisch gepredigt hatte. Auch für sein Verhältniß zu ihnen ist gewiß das Zeugniß bezeichnend, das ein evangelischer Geistlicher, der in jener Zeit viel um ihn war, ihm gibt: „Er schien immer von dem Gefühl beseelt, daß er etwas für Gott, für seine eigene Seele, für die Seelen Andrer und für die Ewigkeit zu thun habe. Seine Unterhaltung war die eines Mannes von vielseitigen Kentnissen, der dieselben zum besten Zweck wohl zu nützen verstand. Er war von liebenswürdiger Gemüthsart und innigem Gefühl, und dabei von klarem Urtheil, großer Festigkeit, Vorsicht und Geduld — lauter wesentliche Eigenschaften zur richtigen Behandlung unvernünftiger Leute und schwieriger Fragen. Er glaubte sich nicht bevollmächtigt zu irgend einer geistlichen Verrichtung, wenn er nicht ein bestimmtes Gefühl des göttlichen Beistands hatte. Ich sah ihn darüber manchmal in großer Noth: einen direkten Auftrag von oben wünschend und erflehend, und doch zweifelhaft, ob es seine Pflicht sei, vorwärts zu

gehen oder zu schweigen, wie einst Moses bat: 'Wo nicht dein Angesicht gehet, so führe uns nicht von dannen hinauf'." —

Als nach zweijährigem Aufenthalt in Canada Burns am 15. September 1846 wieder in Glasgow eintraf, stand er zwar noch in kräftiger Gesundheit; die ungeheuren Strapazen aber, denen er sich ausgesetzt hatte, waren nicht spurlos an ihm vorübergegangen. Der helle Klang seiner ungewöhnlich vollen Stimme war dahin, sein Geist und Gemüth etwas ermattet; bereits hatten auch seine Züge einen alternden Ausdruck angenommen, der ihn nie mehr ganz verließ. Man sah, er hatte sich gelitten als ein guter Streiter Jesu Christi, und die Zeichen davon begleiteten ihn mehr oder weniger bis zum Grab.

Mit erneutem Ernst mußte jetzt, da die erste Jugendkraft bereits verzehrt war, sich ihm die Frage aufdrängen, wo er denn endlich seine definitive Bestimmung finden solle, ob in der Heimat oder draußen unter den Heiden? Rief der Herr ihn wirklich zu diesen, so schien es hohe Zeit, nicht länger mit dem Eintritt in den Missionsdienst zu zögern. Um darüber ins Klare zu kommen, erkundigte er sich, ob die Committee der freien Kirche überhaupt noch an seine Aussendung denke? Wieder wurde ihm dazu alle Bereitwilligkeit erklärt, aber wieder war gerade in diesem Augenblick keine Station zu besetzen und kein Geld zur Gründung einer neuen vorhanden.

Eben jetzt aber suchte die englisch presbyterianische Missionsgesellschaft, deren Committee J. Hamilton vorstand, einen zu ihrem ersten Sendboten nach China geeigneten Mann. Ihre Aufmerksamkeit wurde auf Burns gelenkt und Hamilton erhielt den Auftrag, ihm darüber zu schreiben. Lächelnd empfieng dieser mit der Anfrage auch den Brief einer Edinburger Freundin, der ihn daran erinnerte, daß er in einer Ansprache an den dortigen Studenten-Missionsverein einmal gesagt habe: wenn ein junger Mann sich dem Herrn zur Verfügung stelle, dürfe er Ihm in Betreff seines künftigen Arbeitsfeldes keine Bedingungen machen, müsse vielmehr bereit sein, sich irgend wohin senden zu lassen, sogar nach China. Burns wußte sich auf jenes Wort nicht sogleich zu besinnen; er las aber die betreffende Ansprache nach, und wirklich da stand's: „sogar nach China!"

Für ihn war das kein Schreckenswort, denn mit der rückhaltlosesten Hingabe an seinen Herrn hatte er längst vollen Ernst ge-

macht. — Alsbald legte er die gälischen Studien, in die er gerade vertieft war, weg und fieng das Chinesische an; erst nach ernstem, anhaltendem Gebet und reiflicher Berathung mit einsichtsvollen Freunden erlangte er aber endlich die volle Freudigkeit zu dem entscheidenden Ja. Inzwischen jedoch waren der Committee so entmuthigende Berichte über die Aussichten einer Mission in China zugekommen, daß sie auf dem Punkte stand, ihren schon seit zwei Jahren bewegten Plan wieder fallen zu lassen und sich lieber ein indisches Arbeitsfeld zu erwählen. So langsam aber in Burns die Gewißheit seiner Bestimmung für China gereift war, so unerschütterlich fest stand sie ihm jetzt. Alle Schwierigkeiten verdoppelten nur seinen Muth, und entschlossen, falls die englischen Presbyterianer verzagt von dem zuerst ins Auge gefaßten Gebiet absteben sollten, seinerseits den Verband mit ihnen als gelöst zu betrachten, brach er (April 1847) nach Sunderland auf, wo die eben versammelte Synode darüber berieth.

Am ersten Märzsonntag schon hatte er im Gedanken, daß es wohl das letzte Mal hienieden sein könnte, in Kilsyth mit den geliebten Eltern das h. Abendmahl gefeiert. Als er jetzt auf dem Wege nach Sunderland das Vaterhaus verließ, war nur eine ältere Schwester anwesend. Lange verharrte William allein im Gebet im Studierzimmer; als er herauskam, drückte er der Schwester schweigend die Hand und blickte ernst im Hause umher, wie um Abschied zu nehmen. Seine kleine Reisetasche in der Hand und seinen Plaid am Arm, trat er in die Vorhalle. Hier sah er die Schwester nochmals bedeutungsvoll an, hieng seinen Shawl an die Wand und nahm dafür den der Mutter mit fort. Ueberwältigt von dem Gefühl, daß er nicht wiederkehren werde, blickte die Schwester ihm nach; dann trat sie ihrerseits ins Studierzimmer, um da ihr Herz vor Gott auszuschütten. Hier fiel ihr Auge in der aufgeschlagenen Bibel auf die Worte: „Ach, daß du den Himmel zerrissest und führest herab, daß die Berge vor dir zerflössen" (Jes. 64). Im Wohnzimmer fand sie sein gälisches Testament sammt Psalter auf dem Bücherbrett sorgfältig in die Reihe gestellt, zum Zeichen, daß er damit fertig sei. Jetzt wußte sie's, daß er stummen Abschied genommen hatte von der Heimat.

Noch ehe Burns seine Stimme in Sunderland erheben konnte, hatte zu seiner Freude die Synode sich schon für China entschieden.

Gefragt, wann er bereit sei zu gehen, antwortete er entschlossen: „morgen". Gleich der folgende Tag wurde denn auch zwar nicht zu seiner Aussendung, aber doch zu seiner Ordination bestimmt. Verschiedene Umstände kamen zusammen, dieselbe ungemein feierlich zu machen und die Theilnahme für China mächtig zu beleben. War es doch das Presbyterium von Newcastle, das einzige englische, in dessen Bereich Burns schon gearbeitet hatte, das ihm die Ordination ertheilte! Und der Sohn eines Aeltesten in Newcastle, der edle Morrison war ja der Bahnbrecher der evangelischen Mission in China geworden. Burns Vetter aber, Professor W. Chalmers, der die Predigt übernahm, war in Malakka, dem Mittelpunkt der frühesten chinesischen Missionsbestrebungen, geboren und getauft worden. — Tiefe Rührung herrschte in der gedrängt vollen Kirche, namentlich auch während der von wahrhaft apostolischem Geist getragenen Ansprache Dr. Patersons.

Nach Lucä 9, 61 f. wollte Burns jetzt, da er zum Dienst unter den Heiden geweiht war, als ein allezeit bereiter Kriegsmann auch unverzüglich aufbrechen. Den Seinen hatte er ja ohne Worte bereits Lebewohl gesagt, als er Schottland verließ. Die Jahreszeit indessen stand seiner sofortigen Einschiffung im Wege, so blieb ihm noch Zeit, die englisch presbyterianischen Gemeinden in Liverpool, Manchester, Birmingham, Brighton, London und andern Orten zu besuchen. Unerwartet schnell kam schließlich am 9. Juni der Tag der Einschiffung. Sein Bruder Islay, der ihm nach England nachgereist war, begleitete ihn nach Portsmouth und an Bord. Sie schlossen sich in eine Kabine ein und erquickten sich da zusammen an Gottes Wort. Nachdem William das hohenpriesterliche Gebet gelesen hatte, schlug er 2 Tim. 4 auf. Langsam las er dieses Kapitel mit allerlei lieblichen Zwischenbemerkungen, und den 18. Vers bat er seinen Brüdern und Freunden als Abschiedsgruß zu überbringen. Dann schwieg er eine Weile, ehe er fortfuhr: „Weiter heißt es — grüße Priscam — u. s. w., das mußt du für mich thun, denn ich konnte nicht schreiben;" und damit brach er in einen Strom von Thränen aus. Nachmittags fieng er doch noch einen Brief an die heißgeliebte Mutter an, aber es wollte nicht gehen. Wie er zum Abschied mit dem Bruder gebetet hatte und wieder und wieder an dessen Halse hieng, rief er aus: „O, ist es nicht herrlich, ist es nicht wunderbare Gnade, so, und um eines solchen Werkes willen zu

scheiden?“ Seine letzten Worte waren: „Gedenke unsrer Eltern.“ — Als das Boot, das Islay ans Ufer zurückbrachte, vom Schiff abstieß, rief er ihm noch nach und deutete auf seine emporgehaltene Bibel als das unvergängliche Vereinigungsband bei aller äußern Trennung und das Einzige in der Welt, was des Lebens werth sei. So blieb er stehen, so lange das Auge des Bruders ihn noch zu erkennen vermochte. Gegen Mitternacht schrieb er der Mutter:

„An Bord der Mary Bannatyne, 9. Juni 1847.

.....Islay war fast den ganzen Tag mit mir an Bord und verließ uns Abends. Mein Herz war in jenen Stunden zu voll, um etwas zu Papier zu bringen, und so wollte ich ihm alle Nachrichten überlassen; seit er aber fort ist, fällt mir ein, daß ich vielleicht doch dem Lootsen noch einige Zeilen mitgeben könnte, was zu versuchen ich mir jedenfalls zur Pflicht machen will. Ich bin durch das Schiffsleben jetzt in einen neuen Pflichten- und Prüfungskreis eingetreten. , Es wird viel Treue und Weisheit erfordern, in diesen Verhältnissen ein Zeuge für den Herrn zu sein, und ich bin sowohl in dieser Beziehung als im Blick auf meine weitere Bestimmung inbrünstiger, gläubiger Fürbitte sehr bedürftig. Vergiß uns nicht. Möchten Alle, die mit uns reisen, ein Eigenthum Jesu werden! Wir haben schon Kajüten-Gottesdienst angefangen und ich hoffe, wir werden jeden Morgen und Abend so fortmachen können. Es war mir von großem Werth, Islay bis zuletzt bei mir haben zu dürfen. Möge diese Trennung um des Evangeliums willen uns Beiden zum Segen werden! Ach, welche Gnade offenbart sich doch in solch einer Trennung! Warum ziehe ich nicht, wie so Viele, im Dienste Mammons von dannen? Warum werde ich nicht, wie so Manche, als ein selbst in den Augen der Welt zu Lande unbrauchbarer Mensch auf die See geschickt? Wer hat dich vorgezogen? O, was ists doch um ein Leben unter dem vollen Einfluß von Jesu überströmender Liebe! Christus unser Leben und Sterben unser Gewinn! Ich weiß, daß ich da bin, wo Gottes gnädiger Wille mich haben will, und ich möchte mit dem ganzen Volk des Herrn in die Bitte einstimmen: 'Dein Wille geschehe auf Erden, wie im Himmel.' Aller Welt Ende sollen sich noch zu Ihm kehren und alle Kindeskinder Ihn preisen; denn das Reich ist des Herrn, und Er ist der Herrscher unter den Völkern. Auf sein Kleid und auf seine Hüfte hat Er geschrieben: Ein König aller Könige und ein Herr

aller Herren. — Er aber, der Gott des Friedens, heilige euch durch und durch, und euer Geist ganz, sammt Seele und Leib müsse behalten werden unsträflich auf die Zukunft unsres Herrn Jesu Christi. Getreu ist der, der euch rufet, welcher wird es auch thun. Liebe Brüder, betet für uns. Grüßet alle Brüder. Dieß, theuerste Mutter, schreibt dir in Eile dein dich zärtlich liebender Sohn."

Die Gelegenheit, das Wort Gottes zu verkünden, bot sich Burns nicht so reichlich dar, wie er Anfangs gehofft; nach längerer Unterbrechung wurde er dazu von einem der Passagiere in Folge eines schweren Sturmes wieder aufgefordert, den sie am 8. November in der Nähe der Insel Luzon zu bestehen hatten. Die Matrosen im Vorderkastell zu besuchen, wurde ihm nicht mehr gestattet. Dankbar erkannte er indeß schon das an, daß er während der langen Seereise in der sittlichen Atmosphäre, die ihn umgab, eine merkliche Veränderung zum Bessern spüren durfte. Am 13. November 1847 langte die Mary Bannatyne nach fünfmonatlicher Fahrt glücklich in Hongkong an.

Wie anders war es doch hier seit 40 Jahren geworden! Verstohlen eingeschmuggelt landete damals der jugendliche Morrison im nahen Makao an der ungastlichen Küste, die zu betreten England keinem Missionar gestattete. Kein Europäer bot dem einsamen Fremdling ein Obdach, kein christlicher Freund hieß ihn willkommen. Ohne von irgend einer Seite her ein ermunterndes Wort zu hören, saß er Tag für Tag in einem kellerartigen Waarenmagazin, das er sich gemiethet, über dem Studium der räthselhaften Sprache, an deren Erlernung sich kaum je ein Engländer gewagt hatte. Die Lampe, bei deren Schein er studierte, hinter einen dicken Band versteckend, und nur selten sich unter den argwöhnischen Eingebornen zeigend, vollendete er innerhalb zehn Jahren die Riesenarbeit, ein Wörterbuch der chinesischen Sprache in sechs Quartbänden zum Druck zu befördern. Drei Jahre darauf genoß er das Glück, seine Bibel-Uebersetzung fertig zu bringen, während sein ihm 1813 nachgesandter gleicheifriger Mitarbeiter Milne des Mißtrauens der chinesischen Behörden wegen sich bald hatte nach Malakka zurückziehen müssen, von wo aus er durch Presse, Schulen und Hausbesuche unter den dort wohnhaften Chinesen auf ihr noch unzugängliches Heimatland zu wirken suchte.

Fünfundzwanzig Jahre waren verstrichen, seit Milne, und drei-

zehn, seit Morrison sein Tagewerk hienieden beendet hatte. Nicht heimlich, sondern frei öffentlich landete jetzt Burns auf der England gehörigen Insel Hongkong, wohin seit 1843 das anglo-chinesische Kollegium und die ganze bis dahin in Malakka betriebene Mission verlegt ist. Brüder aus zwei Welttheilen, die da in herzlicher Eintracht zusammenwirkten, begrüßten freudig den neuen Mitarbeiter und ein Häuflein bekehrter Chinesen gab Zeugniß von der auch hier erprobten Gotteskraft des Evangeliums. Auch durch den Postdampfer aus der Heimat gekommene Nachrichten erwarteten ihn schon. War all das nicht Grund genug zu herzlichem Dank gegen Gott und muthigem Vorwärtsschreiten?

(Fortsetzung folgt).

Bücherschau.

Williamson's Reisen in Nordchina, der Mandschurei und Ostmongolei ꝛc. 2 Bde. London 1870.

Alexander Williamson ist ein Agent der schottischen Bibelgesellschaft, welcher zur Verbreitung der h. Schriften und anderer nützlichen, auch wissenschaftlicher Bücher in dem nördlichen China, der Mandschurei und bis nach Korea hinüber sich Jahrelang umtrieb auf einem von wohl 58 Millionen Menschen bewohnten Gebiete. Der Mann, den eine solche Arbeit erforderte und auch erhielt, ist kein gewöhnlicher Prediger; der Geist christlicher Selbstaufopferung wohnt hier in einem Leibe, dem die stinkendsten, von Insektenschwärmen heimgesuchtesten Nachtherbergen, die schauerlichsten Sumpf- und Bergstraßen, ja alle Wechsel des Wetters nichts anhaben; allezeit gut gelaunt, schnell besonnen, geduldig und muthig zugleich, den hohen Zweck seiner Aufgabe mehr im Herzen als auf den Lippen tragend, fährt er auf der Deichsel seines zweirädrigen Bibelkarrens durch die unwegsamsten Theile des himmlischen Reichs. Denn darin unterscheidet er sich scharf von dem Reiseprediger, daß während der letztere sichs angelegen sein läßt, seine Besuche zu wiederholen, um die früher gemachten Eindrücke zu verstärken oder zu vertiefen, der Bibelverbreiter immer neue Plätze aufsuchen muß, wenn er etwas ausrichten will. Wieder und wieder findet er, daß seine Waare kaum begehrt

wird; der Grund ist jedesmal, daß der Ort schon früher besucht worden war.

Mit dem Volke tritt er in den innigsten Verkehr und weiß seine Denk- und Handlungsweise anmuthig zu schildern. Zuerst lassen sie den Europäer ziemlich theilnahmlos, diese Chinesen mit ihrem kühlen, durch Opium gedämpften und verdumpften Verstandesleben. Leer an eigentlichen Gedanken, beseelt von der unüberwindlichen Gewißheit, daß Alles am besten in statu quo zu belassen sei, voll stiller Verachtung für die rührigen, neugierigen Barbaren des Westens, kleine Ziele beharrlich auf krummen Wegen verfolgend, so stellt sich ihm die große Masse der Nation dar, bis er durch die abstoßende Oberfläche etwas tiefer in ihr inneres Leben eindringt.

An Grundgedanken, welche dies Leben bewegen, fehlt es den Chinesen nicht. Unläugbar und aller Achtung werth ist einmal die Ehre, welche allenthalben den Eltern angethan wird; nicht unpassend hat ein Missionar sich schon dahin ausgesprochen: wenn man die früheren Weltreiche alle und ihre Umwälzungen mit den Geschicken des chinesischen vergleiche, falle dem Beobachter von selbst in die Augen, wie sich in des letzteren Beständigkeit die Wahrheit der Verheißung erprobe, welche dem vierten Gebot angehängt sei. Ein „langes Leben auf Erden" sei jedenfalls dem chinesischen Volke beschieden, weil es Vater und Mutter zu ehren sich angelegen sein lasse.

Ebenso stark ist der Glaube an den Whangti, den Kaiser oder Vater des ganzen Reichs. Zwei Kaiser auf Erden scheinen dem Chinesen ebenso möglich wie zwei Sonnen am Himmel. Zwar mag ein anderer als der zufällig regierende Whangti die rechte Sonne für das Blumenland sein, aber jedenfalls ist nur einer im Stande, es richtig zu bescheinen. So hält trotz aller Revolutionen das viel durchwühlte Reich doch wunderbar zusammen, während der Ausländer beständig glaubt: jetzt, jetzt fällts auseinander und bricht in Stücke.

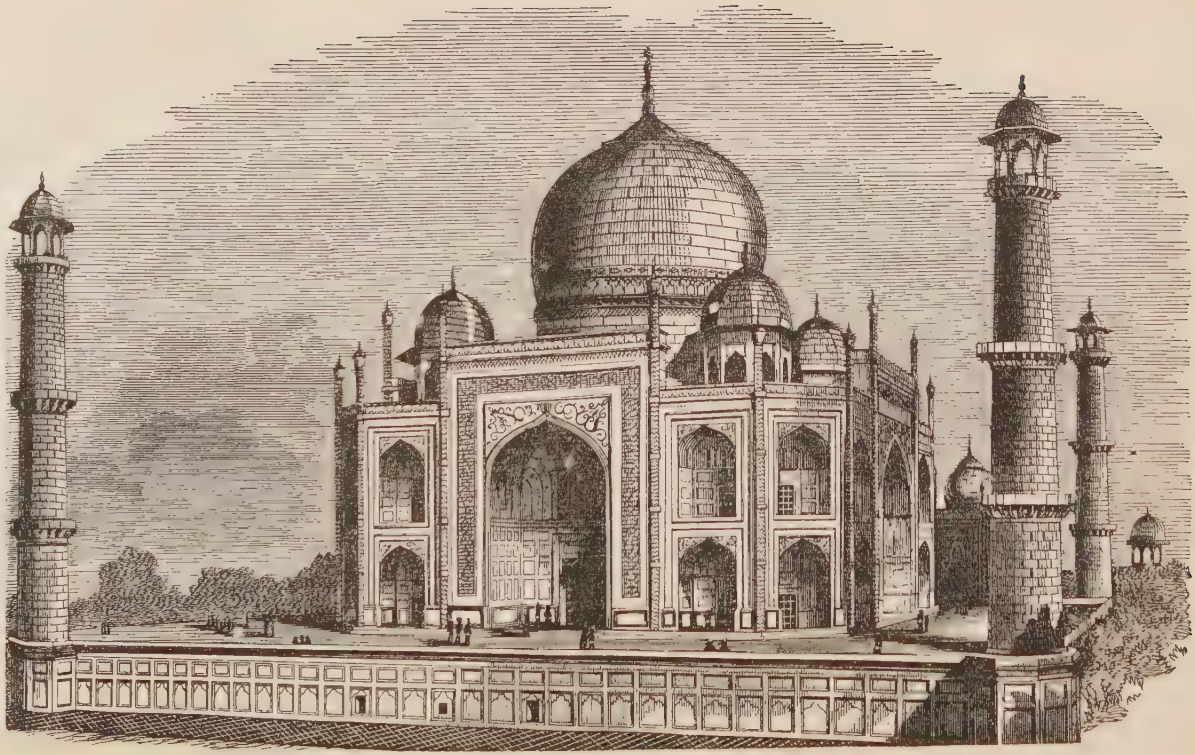
Wiederum eine andere Form der den Eltern gezollten Verehrung offenbart sich in dem allgemeinen Ahnenkultus, in Verbindung mit dem Fungschui. Wir haben schon so ausführlich von demselben gehandelt, daß wir hier nur Williamsons Totaleindruck einrücken, wie er nämlich im Begrüßen, Verehren und Begleiten der Ahnengeister den tiefstgefühlten und gedankenvollsten Ausdruck chinesischen Lebens sieht. Von selbst versteht sich, daß eine völlig ungangbare Straße

nicht reparirt werden darf, wenn die Vorväter sie gut genug gefunden haben und das Glück auf dieser Bahn in ihre Häuser eingedrungen ist. „So machtens unsre Ahnen, und so ziemt sichs für uns," bleibt ein Beweisgrund, der auch die schwierigsten Fragen erledigt.

Zu der alle Volksschichten durchdringenden Apathie kommt aber noch ein mächtiges Lügensystem, das den Christen zu dem Ausruf veranlaßt: Kann auch die Lüge ein Volk regieren?! Wie unendlich erscheint da die Aufgabe der christlichen Sendboten, die bei Hunderten von Millionen erst ein Gewissen zu wecken haben. Besonders mächtig tritt die Lüge im Munde der Gelehrten auf, bei welchen der Fremdenhaß zu einer wirklichen Religion ausgebildet worden ist. Ohne den Einfluß der Gelehrten läßt der Chinese den Fremden, ob er Kaufmann oder Missionar sei, mit derselben Gleichgiltigkeit passiren. Wo aber die Gelehrten zum heiligen Krieg aufrufen, wird das Volk zur Hyäne.

Williamson rechnet auch die katholischen Missionen zu den vorwiegend nützlichen Elementen im Lande. Nicht selten hat er zu seiner Freude gefunden, daß die Priester unter allen Umhüllungen doch Christum und seine Versöhnung lehren; nur beklagt er, daß sie zu wenig für die Erleuchtung und Hebung des Volkes leisten. Sie gründen Schulen, deren eingeborne Lehrer die Kinder im Katechismus und in Handwerken unterrichten; von neuen Büchern, die sie verfaßten, von lebenskräftigem Einwirken auf die Massen, von gründlichen Sprachstudien oder wirklichem Predigen ist nirgends die Rede.

Vielleicht aber überschätzt der Verfasser den Nutzen seiner eigenen Thätigkeit. Er hat allerwärts viele Bücher verkauft, und es steht zu erwarten, daß der Chinese auch liest, wofür er sein Geld ausgegeben hat. Aber eine Anregung, wie sie den Taipings durch oberflächliche Bekanntschaft mit dem Evangelium zu Theil wurde, kann dem nachdenklichen Christen nicht genügen; er freut sich, wenn der Mohr die Propheten liest, doch wünscht er sehnlichst, daß demselben bald ein Philippus begegne.



Das Tadsch Mahal in Agra.

Soldatenleben in Indien.

Der letzte Vicekönig Indiens, Lord Lawrence, wurde kürzlich veranlaßt, auf einem Missionsfest in Highbury sich über die Aussichten der christlichen Religion in Indien auszusprechen. Der erfahrungsreiche Staatsmann, der auf eine fast 40jährige Laufbahn im Dienste der Compagnie und seiner Königin zurückblickt, hat sich bei dieser Gelegenheit nicht geschämt zu bekennen: „Ich glaube, daß, wie vielerlei Wohlthaten auch das englische Volk jenem Lande erwiesen hat, die Missionare doch mehr ausgerichtet haben, als alle andern Einflüsse zusammen."

Was diese andern Einflüsse (agencies) alle sein mögen, ist nicht leicht zu beschreiben; sie umfassen selbstverständlich das ganze Ergebniß der Geschichte einer hochbegabten und betriebsamen christlichen Nation, welche in den innigsten Verkehr mit einem bis dahin träumenden, mehr leidenden als thätigen Volke des Morgenlandes versetzt, ihm alles mittheilt, was sie selbst besitzt, ihre Künste und Wissenschaften, ihre socialen und politischen Erfahrungen, vor allem aber ihre Jünglinge, Männer und Frauen. Für die Wiedergeburt des türkischen Reiches wird Vieles versucht, manches auch geleistet; Eisenbahnen und Telegraphen, europäische Waffen und Schiffe, etwas Taktik, Medicin und andere Wissenschaften lassen sich allgemach einführen; dennoch geht das Urtheil aller Einsichtsvollen dahin, daß ohne ein neues Personal von Beamten höhern und niedern Ranges keine der unternommenen Reformen wirkliche Wurzel schlägt, daher der kranke Mann wohl Recepte um Recepte verbraucht, aber um kein Haar gesünder wird.

Ganz anders steht es Gottlob mit den Aussichten Indiens. Hier evangelisirt unzweifelhaft der Staat durch seine culturverbreitende Thätigkeit bereits fast ebenso wirksam, als die Kirche durch die eigentliche

Mission. Wer aber daraus schließen wollte, so dürfte ja die Mission bald entbehrlich werden, würde doch einen gewaltigen Fehlschluß machen; denn wie viel fehlt noch zu der wahren Christlichkeit der Kaufleute, Pflanzer, Beamten und Offiziere, welche deren Aufgabe zu übernehmen hätten!

Einstweilen aber danken wir Gott, daß die Christianisirung der Weißen in Indien binnen der letzten zwei Menschenalter solche Fortschritte gemacht hat, daß nun ein großer Theil derselben die Mission in ihrem Wirken ebenso entschieden unterstützt, als er früher derselben entgegengearbeitet hat. Daß dieser Umschwung durch die Mission stattgefunden hat, nicht unabhängig von ihr, läßt sich durch eine lange Kette von Beweisen darthun; dem oben angeführten Ausspruch von Lord Lawrence liegen selbstverständlich auch solche Erfahrungen von der Einwirkung der Missionare auf die angloindische Gesellschaft zu Grunde. Ein sprechendes Beispiel aber von dem Einfluß, welchen die Mission auf die zahlreichste Klasse englischer Einwanderer in Indien, auf das Militär ausübt, bietet uns die Autobiographie eines indischen Offiziers*). Lassen wir uns von ihm ins indische Soldatenleben ein wenig einführen, in welchem er seine 23 besten Jahre zugebracht hat! Es ist ein grundehrlicher und praktischer Christ, der uns erzählen möge, wie die Mission ihm und wie er ihr gedient hat.

1. Conran's Jugend.

Einer angloindischen Familie entsprungen, war unser Henry gar frühe in alle Geheimnisse indischen Lebens eingeweiht worden. Nicht nur hatte der Vater seine 22 Jahre in Indien gedient, auch der Großvater war Glied des Generalstabs von Warren Hastings und ein einflußreicher Beförderer des Systems „religiöser Neutralität", d. h. der Unterstützung des Heidenthums (traditional policy) gewesen, und der Urgroßvater schon hatte die Franzosen in Südindien bekämpft. Geboren im Jahr 1813 wuchs Henry, trotz der militärischen Zucht des Vaters, als das einzige Herrensöhnlein in der Dorfschule zu einem übermüthigen, wilden Jungen heran, der doch für das ver-

*) Autobiography of an Indian officer. By Major H. M. Conran. London, Morgan & Chase.

achtete, ja verfolgte Methodistenhäuflein im Dorfe eine gewisse Ehrfurcht hegte. Er gerieth frühe in die Gesellschaft eines berüchtigten Wilderers, den nur seines Vaters Fürbitte der Strafe der Transportation entzog; 30 Jahre später traf der aus Indien zurückgekehrte Offizier den armen Greis noch auf denselben schlimmen Wegen, die Bauern noch gleich todt für alles Leben aus Gott; doch durfte er später eine Erweckung daselbst erleben.

Henry sollte eigentlich Geistlicher werden, wenigstens wünschten das seine hochkirchlichen Verwandten; ihm leuchtete eine militärische Laufbahn in Indien besser ein. In den höheren Schulen, die er nun durchlief, zeichnete er sich nur durch Streiche aus, welche manchen Ortswechsel nöthig machten; daneben sog er begierig die schlimmste Nahrung aus Räubergeschichten, Romanen und sceptischen Schriften ein. Eines Tages bemächtigte er sich einer Doppelflinte, trotz des väterlichen Verbots, und hatte eben eine Drossel von ihrem Nest weggeschossen, als er seines Vaters Stimme hörte und die Büchse in einem Reisigbüschel zu verstecken suchte. Da gieng der Schuß los und trieb ihm die Ladung durch die rechte Hand, während einige Schrote seinem Bruder in die Augengegend fuhren. Man wollte erst die Hand amputiren, was aber der Vater als erfahrener Veteran nicht zugab; wäre es geschehen, so war der Traum des Soldatenlebens mit einem Male zu Ende. Nach Monaten eines schmerzlichen Krankenlagers trat Henry 16jährig ins indische Kadettencollegium Addiscombe ein, wo er sich beim Exerciren sehr zusammen nehmen mußte, um die übel zugerichtete Hand nicht zu verrathen, im Uebrigen aber zwischen Sadducäismus und Pharisäismus hin und her schwankte und sich durch allerhand Ordnungswidrigkeiten einen Namen machte.

Am Schlusse seiner zwei Studienjahre wurde er der Artillerie zugetheilt. Ein feierliches Examen, dem auch der bengalische Reformer Rammohan Ray anwohnte, brachte ihm noch wegen irgend einer Impertinenz einen tüchtigen Rüffel ein, der die Zuschauer bedeutend erheiterte. Dann gab er sich mit den andern Studenten den üblichen Ausgelassenheiten hin, ehe er (August 1832) sich nach Indien einschiffte.

Doch ließ er sich noch von seiner Mutter eine Bibel kaufen, die erste, die er überhaupt hatte; sie sollte neben seinen unglaubigen Büchern eine Stelle finden, um ihren Besitzer als einen vielseitigen

Denker zu charakterisiren. Von allen seinen Büchern brachte er sie nach 23 Jahren — mehrfach umgebunden — allein nach Hause zurück. Als leidenschaftlicher Zeichner und Maler hatte er gewöhnlich in der Kirche zu Addiscombe sein Gebetbuch nur dazu gebraucht, Porträte der um ihn hersitzenden Freunde aufzunehmen. Doch einmal fiel sein Auge auf den 91. Psalm, der ihn nicht nur tief ergriff, sondern ihm für den Moment einen wonnevollen Blick in Gottes Herz eröffnete. Diese religiöse Erfahrung lebte neu auf, als das mit Pulver und Kohlen beladene Schiff 36 Stunden lang mit Feuer zu kämpfen hatte; doch bald war wieder alles vergessen, und Leichtsinn und Thorheit herrschten wie zuvor in dem umgetriebenen Herzen.

Hören wir ihn, wie er sich selbst schildert bei der Landung in Kalkutta. „Hier war ich nun, ein 19jähriger Jüngling, der die höchsten Vortheile eines christlichen Landes genossen hatte; erzogen in guter Gesellschaft mit allen ihren Mitteln für wissenschaftliche und sociale Bildung; berufen ins thätige Leben einzutreten, aber ohne die Anfangsgründe des Christenthums und sittlich schlimmer als viele Heiden; dazu erfüllt von dem Hochmuth europäischen Vorrangs und von gründlicher Verachtung aller Missions- und Humanitätsbestrebungen, sofern sie darauf abzielten, Eingeborne zum gleichen Niveau mit uns selbst zu erheben. Ich hatte mich nun mit bengalischen Kandidaten zu messen und mußte bald mit Scham unten ansitzen. In späteren Jahren sollte ich mich noch glücklich preisen, von Individuen der verachteten Rasse mir zeigen zu lassen, wie man sündenfrei wird, und mußte ihnen vor allen meine Erkenntniß des Heils in Christo verdanken. Keiner meiner Landsleute hat je mich persönlich über den Zustand meiner Seele angeredet, bis es später einmal der edle Knecht Christi, Bischof Corrie, in Kalkutta that. Ich aber fand unter den eingebornen Christen ein religiöses Leben, ganz stark genug, um es mit meiner Feindschaft gegen die Wahrheit aufzunehmen; sehr verschieden von meinen Landsleuten, waren sie oft gerüstet, mein Herz anzufassen, und wie ich mich auch wand und drehte, rückten sie mit den mächtigsten Wahrheiten mir so lange auf den Leib, bis mein Gewissen erwachte und meine Lügenausflüchte verweht waren. Ich wurde genöthigt, sie in diesem Stücke meinem vielgepriesenen Volke überlegen zu finden, und erkannte, daß das indische Christenthum einer der Bäume geworden

war, 'die da Frucht tragen und ihren eigenen Samen bei sich selbst haben'. Statt, wie ich mich gerühmt hatte, nach Indien zu kommen, um die Eingebornen 'aufzuklären', stand ich nun auf der Bühne, da meine Vorfahren sich ihren Ruhm erworben hatten, von verachteten Bengalis die Elemente des Glaubens erlernend."

2. In Bengalen.

Als Henry am 22. Dezember 1832 in Kalkutta landete, war die erste Nachricht, die ihm zukam, die vom Tode seines ältesten Bruders, eines bengalischen Offiziers. Doch fühlte er sich darum nicht allein; an jungen Freunden und Gesinnungsgenossen war in der heitern und genußsüchtigen Hauptstadt Indiens kein Mangel.

Allein bald hatte er sich in das Hauptquartier der bengalischen Artillerie, das etwa zwei Stunden weiter stromaufwärts gelegene Dumdum zu begeben, wo Oberst Powney sein Kommandeur wurde; ein christlicher Offizier, der viele seiner jungen Leute zu fassen und zu fesseln wußte, bis sie mit ihm ihr Vergnügen nicht in der Weltlust, sondern im gemeinsamen Wandel auf dem schmalen Pfade fanden. Hier nun fühlte sich Henry sehr einsam; was blieb ihm übrig, als mit den sechs oder sieben Hausgenossen nothgedrungen mit anzustehen und den regelmäßigen Hausandachten Morgens und Abends beizuwohnen! Ein Trost wars, daß es an Gelegenheiten, die Hauptstadt zu besuchen, bei sceptischen Freunden und Spöttern sich zu erholen und ihre Bücher zu entlehnen, doch nicht fehlte.

Eines Tags hört er von einer großen Versammlung in Kalkutta, da irgend eine politische Frage verhandelt werden sollte. Er findet sich auf dem Rathhaus ein und sieht zu seiner Verwunderung einen Schwarzen auf der Tribüne, der mit großer Kraft für die Abschaffung der Wittwenverbrennung (Sati) redet, und mit christlichen Anschauungen so wenig zurückhält, daß er vielmehr seine stärksten Motive aus diesen schöpft und die ganze glänzende Versammlung damit erfüllt und bezaubert. „Ich verließ diese Versammlung," bekennt der junge Offizier, „mit beklommenem Herzen, wußte kaum, ob ich auf den Füßen oder auf dem Kopf stehe; konnte mir nur wenig Rechenschaft geben von dem, was ich gehört, und doch hatte der Vorgang, dem ich beigewohnt, mir alle meine Ansichten umgekehrt."

„Bald darauf kam dieser Schwarze, Krischna Mohan Banerdschi,

ein durch Dr. Duff bekehrter Brahmane (jetzt Professor in Kalkutta), begleitet von einem befreundeten Bengalen nach Dumdum, die Offiziere zu besuchen, bei denen ich wohnte. Unverweilt redete er auch mir ins Gewissen und bezeugte die Wahrheit in Jesu; am meisten aber gewann sein jüngerer Freund mein Herz, ein überaus einnehmender Jüngling, der in der feinsten, lieblichsten Weise mich in ein Gespräch über meinen Seelenzustand verwickelte. Er muß sich schön verwundert haben, unter dem Gewande hochtönender Christlichkeit einen so ausgemachten Heiden zu entdecken."

Nun war das Gewissen geweckt; eine Krankheit, die Folge von Ausschweifungen, half den hochgewachsenen Stolz brechen, der sich noch immer gegen Herzensgebet und Bibellesen wehrte; Todesfurcht überwand endlich alle Bedenken. Einmal in der Nacht stand Henry von seinem Bett auf, fiel auf seine Kniee und rief Gott an, ihm dem Sünder gnädig zu sein; er sei bereit, ein neues Leben zu führen. Das Gebet wurde erhört, und auch die leibliche Gesundheit kehrte einigermaßen zurück.

Aber es blieb noch Jahre lang ein harter Kampf mit dem alten Herzen auszufechten, ehe wahrer Friede eintrat. Die schlechten Bücher mußten vernichtet, frühere Kameraden gewarnt werden; schwer ward es schon empfunden, das gewohnte Schelten und Fluchen gegen die schwarze Dienerschaft völlig zu lassen. Manchmal gieng Henry in ein kleines Bethaus, das etliche verachtete Soldaten hinter der Kaserne erbaut hatten, um sich daselbst täglich zu Gebet und Lesen zu vereinigen; zu Zeiten fand er dort Trost und Hoffnung, dann aber war alles wieder dunkel um ihn her. Er fastete viel, gab das geliebte Malen auf, verleugnete sich im Reiten und Jagen, wie im Durst nach weltlichem Wissen und berufmäßiger Tüchtigkeit; er ließ sich confirmiren, um am h. Abendmahl theil zu nehmen: nichts wollte ihm zu wirklichem Glück verhelfen. Zugleich litt er freilich auch unter der unerwiederten Neigung zu einer jungen Dame.

Doch endlich fand er das Geheimniß der Rechtfertigung durch den Glauben; und der Spruch: Wir wissen, daß wir aus dem Tode in das Leben gekommen sind, denn wir lieben die Brüder — erfüllte ihn mit frischer Hoffnung, sofern er im täglichen Verkehr mit den niedrigsten der schwarzen Brüder erfahren durfte, daß er ihrer jeden liebe, der sich wirklich als ein Jünger Christi zeige.

Bald freilich war mit der Ueberwindung der Scrupel das

frühere Selbstgefühl wieder aufgelebt; das Fasten und Verleugnen früherer Erheiterungen schien doch zu weit getrieben worden zu sein; so galt es den Leuten zu zeigen, Religiosität verlange nicht, daß man sich selbst elend mache. Als er einmal von einer „Erweckung" in Newyork hörte, schloß er rasch, das heiße die Sache übertreiben, und nannte die übereifrigen „allzugerecht". Darin bestärkte ihn ein Kaplan, der an einer großen Offizierstafel neben ihn zu sitzen kam und zu solchen Charakteren wie Brainerd und Martyn wohlweise den Kopf schüttelte. Henry entschied sich, von beiderlei Extremen fern zu bleiben und ein (judicious) besonnener Christ zu sein.

Ein Quackmittel, das ihm damals von einem Freunde empfohlen wurde, that für einige Zeit so wunderbare Wirkung, daß die alte Lebenslust wieder erwachte, und er endlich auf den Gedanken gerieth, alle Krankheit an Menschen und Vieh damit zu heilen. Er gewöhnte sich daran in solchem Grade, daß er Tausende von Gulden dafür ausgab und der geschwächten Natur mit immer reichlicherem Zuschuß von Wein und Bier nachhelfen mußte. Der erste Feldzug war nöthig, ihn von diesem Abweg zurückzubringen.

Ein anderer Trost des unbeweibten Soldaten hatte auch für Conran einen großen Reiz: Wer keine Kinder um sich hat, behilft sich dort gern mit einem Schoßhündchen oder deß etwas. In den fünf Jahren, die Henry in Dumdum zubrachte, hat er sich eine Reihe von Lieblingsthieren herangezogen; doch keines war ihm theurer geworden, als ein Fischotter, den allmählich die ganze Garnison kannte und liebte. Wohin Conran gieng und ritt, folgte ihm der Otter nach; trotz seines unbehilflichen Ganges that derselbe es einem leichttrabenden Pferde gleich, fürchtete sich vor keiner Artilleriesalve und kehrte aus den tiefen Wassergräben des Forts auf den ersten Pfiff zu seinem Herrn zurück, froh, wenn ihn dieser bei seinem massiven Schwanz packte und in Teich oder Graben warf. Aber ein alter Freund, der von Assam zurückkam, begegnete dem Otter vor Dumdum, seine Hunde warfen sich auf ihn und machten ihm den Garaus, was der Offizier Abends an der Offizierstafel mit großem Gusto erzählte. „Aller Augen wandten sich auf mich, und Jedermann sympathisirte mit mir; es war für mich ein gewaltiger Schlag, der mich lehrte, meine besten Gefühle nicht mehr an Thiere zu verschwenden."

Zu den Eingebornen fühlte er sich mehr und mehr hingezogen.

Jener Bekehrte von Dr. Duff, der Jüngling, der ihm so theuer geworden war, stattete ihm einmal einen Besuch ab und wurde herzlich empfangen. Aber nun fuhren der Oberst und andere Offiziere vor. Conran schämte sich, auf Vertraulichkeit mit Bengalis ertappt zu werden, und wies den Schwarzen ins Nebenzimmer; er wurde von den Eingetretenen in ein interessantes Gespräch gezogen und vergaß seinen eingesperrter Freund, bis diesem die Zeit zu lange ward und er — zu Conrans Entsetzen — heraustrat, sich mit unaffektirter Höflichkeit zu den Offizieren setzte, und so taktvoll in die Unterredung eingriff, daß er auf Alle den besten Eindruck machte. „Ich fühlte mich nicht wenig gedemüthigt, lernte aber dabei eine neue Lektion."

Ein andrer schwarzer Christ zog Conran's Aufmerksamkeit auf sich. Es war ein geringer Madrasi, bekehrt durch Dr. Carey und lange als Katechist verwendet, der sich aber nun durch seiner Hände Arbeit ernährte und ohne Bezahlung Christum zu verkündigen fortfuhr. Einmal traf ihn der Offizier, wie er seinen 8—10 Dienstboten predigte, und lud ihn zu sich ins Zimmer ein. Da fand er nun einen einfachen Christen, der trotz Verfolgung und Banden sich in ferne, übelverschrieene Dörfer mit seiner Botschaft wagte, in Choleraseuchen die Kranken alle besuchte, und ein so tadelloses Leben führte, daß er dem gesammten Volke als ein wahrer Gottesbote erschien. Auch vor dem Offizier zeigte er keinerlei Scheu, sondern stellte ihm mächtig die Anforderungen der Ewigkeit ins Licht. Ja wenn Conran noch hie und da seinem Zorn die Zügel schießen ließ und die Knechte schlug, konnten diese nach Karl Subrao senden, daß er ihrem Herrn die nöthigen Vorstellungen mache. „Sein demüthiges und doch würdiges Auftreten trieb jedesmal den bösen Geist aus; bis ans Ende behielt er solche Gewalt über mich, daß ich ihm keinen Wunsch abschlagen konnte und seine Besuche mich immer erfrischten. Wie beneidete ich ihn um seine vornehmste Gabe, den Berge versetzenden Glauben!"

Conran durfte zehn Jahre später dem alten Mann seinen Dank bezahlen. Er wohnte damals an einem finstern Ort in Centralindien und berief einen eingebornen Christen zu sich, um die vernachlässigten Mischlinge, die armen Trommler und Pfeifer zu berathen, die meist nur die Laster der beiderlei Vorfahren geerbt haben. Unter diesen befand sich dort auch ein ganz Schwarzer, der schon nach ei-

nigen solchen Bet- und Lesestunden auffallend in sich zu gehen schien. Conran interessirte sich für den Mann und fragte ihm seine Lebensgeschichte ab. Es war ein verlorener Sohn, der sich weit von des Vaters Haus verirrt hatte, jetzt aber sein ganzes Wanderleben tief bereute und hinfort Gott zu leben entschlossen war. Wie wunderbar aber war des Offiziers Herz bewegt, als der junge Mann seines Vaters Namen nannte: es war kein anderer als sein alter Freund Karl Subrao! Welche Freude, wie nun der Verlorene buchstäblich das Wort erfüllte: „er machte sich auf und gieng zu seinem Vater."

Der krankhafte Zustand Conran's hielt ihn, so lange er in Dumdum weilte, von freiem Verkehr mit Seinesgleichen ab; doch hatte er je und je die Pulvermühlen in Ischapur zu besuchen, wo er bei seinem Oberst Powney die freundlichste Aufnahme fand. Ischapur liegt etwa sechs Stunden nördlich von Dumdum in der Nähe von des Generalgouverneurs reizender Residenz Barrakpur. Hier konnte er auf einsamen Gängen seine Lust an Naturschönheiten befriedigen. An einem Sonntag fuhr er auch über den Hauptfluß und besah sich die niedliche dänische Colonie Sirampur. Dort fand er ein freundliches Gebäude, aus dem ihm Gesang entgegenschallte; er trat ein und setzte sich neben der Thüre nieder, froh, der Sonnenhitze etwas zu entrinnen. Eine Patriarchengestalt stand vor ihm, es war der greise Dr. Marshman, der ihm Worte des Trostes ins Herz sprechen sollte, die noch lange in demselben nachklangen. Es war das erstemal, daß er ein Bethaus der verachteten und gemiedenen Dissenters betreten hatte, und er mußte sich sagen, daß auch bei ihnen Christus und sein Geist zu finden seien.

Den tiefsten Eindruck aber machte auf ihn ein anderer Dissenter, Miss. Groves von Bagdad, den der Oberst auf der Durchreise einlud, einen Abend unter seinen Offizieren zuzubringen. „Nie zuvor sah ich die Zier der Heiligkeit so ausgesprochen als in diesem Knechte Gottes. Seine ganze Unterhaltung und seine merkwürdigen Erlebnisse schienen mir die Wirklichkeit der Religion so nahe zu bringen, als könnte er mir alles offenbaren, was in meinem Herzen war, während seine ganze bezaubernde Art die umsitzenden, weltbeschäftigten Beamten so fesselte, daß sie bis tief in die Nacht festgebannt auf ihren Stühlen blieben. Eine neue Aussicht eröffnete sich vor meiner

umgejagten Seele: eine Hoffnung höherer wahrhaft evangelischer Gottseligkeit im Dienste meiner Nebenmenschen." Das war im J. 1834.

Seither merkte Conran, was alles durch christlichen Umgang zu gewinnen sei und machte sich die damals in Kalkutta reichlich vorhandenen Gelegenheiten endlich zu Nutze. Im Verkehr mit Männern wie Corrie, Wilson, Dealtry thaten sich ihm neue Schätze christlicher Erkenntniß und Anregung auf, und glaubige Damen, wie die höchste der damaligen indischen Gesellschaft, Lady Bentinck, nahmen sich auch der armen Subalternoffiziere in gewinnendster Weise an und übten einen unsagbaren sittlichenden Einfluß auf Jung und Alt.

Die Bedeutung des weiblichen Einflusses ruft nun bei Conran eine Expectoration hervor, die beachtet zu werden verdient. „Ich meine, Männer haben jetzt das Ihrige gethan, Indien für England zu erobern; unsere Frauen sollten es nunmehr für Christum gewinnen. Nicht blos Missionare, auch Offiziere brauchen wahre Gehilfinnen; ich weiß von Kameraden zu sagen, die für ihre Erfolge im Kampfe des Lebens ihren Gattinnen zu danken haben; und einer unserer ersten Feldherrn hat anerkannt, daß er die Siege seines Regiments weniger seinem Verdienste zu verdanken habe, als der Liebesarbeit seiner Frau unter den Weibern und Kindern seiner Krieger. Soll unsere Armee in Indien von dem Fluch befreit werden, der einst in 10 Jahren je ein Geschlecht wegraffte*), so brauchen wir nicht blos mehr Geistliche, Bibelleser und Schulmeister, sondern die entsprechende Zahl von Frauen für die Soldaten, ob sie nun in Häusern oder Kasernen zu wohnen haben. Unter dem jetzigen, die Ehe verbietenden System bleiben unsere Militärstationen Mittelpunkte der Unzucht, in denen nur Pest und Meuterei aufkeimen; das Blut der armen Kindlein schreit aus dem Boden zum Himmel. Die Vollendung der Eisenbahnen durch die Länge und Breite des Landes macht es der Regierung möglich, diesen Schandfleck mit einer Auslage zu beseitigen, welche sich durch die verbesserte Gesundheit und Tüchtigkeit ihrer Truppen bald hereinbringen läßt; dann würde die Kaserne den Heiden ein Vorbild des Christenthums nach seiner socialen Wirkung darstellen."

Conran versuchte, sich mit den Unteroffizieren auf einen ver-

*) Die jährliche Sterblichkeit der europäischen Truppen in Indien belief sich früher auf 70 in 1000, gegen 5 in England und 8 in Jamaika.

traulicheren Fuß zu stellen, ohne daß es ihm recht gelingen wollte. Doch seufzte er nach der wahren Gemeinschaft mit Menschen aller Klassen, wie sie der Geist Christi einmal verlangt. Eines Morgens brachte er, trotz aller Einreden der Kameraden, einen aufgefischten Juden an die gemeinsame Frühstückstafel „als geliebt um der Väter willen". Wieder und wieder flog eine Pulvermühle, einmal auch das Pulvermagazin in die Luft; das diente wenigstens die Furcht vor dem Tode zu bannen, die ihn bis dahin von allen Kirchhöfen und Spitälern möglichst ferne gehalten hatte.

In Ischapur wars, daß er einmal von der Veranda des Obersten, die auf den Fluß hinausschaute, einem gewaltigen Nordweststurm zusah, welcher über die weite Ebene herfegte. Eben wirds Nacht, ein Blitz entzündet plötzlich die nächste Cocospalme; da dringen Jammerstimmen vom Fluß herauf. Beim Licht der Blitze erkennt man ein Boot, das am Sinken ist. Die Offiziere eilen nach Rettungskähnen; Conran findet einen kleinen Nachen, in welchem er sich rasch hinausrudert, um sich im nächsten Augenblick mitten im Aufruhr der Elemente zu finden, von Sturm und Fluth dahingerissen. Doch bald ließ der Wind nach, die rettenden Fahrzeuge eilten dem gesunkenen zu Hilfe und erlösten die aufs Blätterdach geflüchteten Männer aus ihrer gefährlichen Lage. Die Frauen im Innern des Boots waren bereits ertrunken. Unter den Geretteten aber befand sich der alte Knecht eines Missionars, der seine bengalische Bibel als den besten Schatz krampfhaft festhielt.

3. In Agra.

Nach einem ungewöhnlicher Weise auf fünf Jahre ausgedehnten Aufenthalt in Dumdum sollte Conran endlich in Begleitung von 13 jungen Offizieren und einer Anzahl Rekruten den Marsch nach Nordwesten antreten. Am 1. November 1837 begann derselbe und währte bis in den Februar, eine heiße Probe für das junge Christenthum des Offiziers, der mit zwei gleich unerfahrenen Brüdern nun zeigen sollte, wie es ihnen gelingen werde, vor den übrigen durch Wort und That Christum zu bekennen; sie lief nicht ohne heftige Zusammenstöße, eine Herausforderung und ein Ehrengericht ab, und offenbarte dem Anfänger in mehr als einer Beziehung die Schwäche seines Glaubenslebens.

Conran aber machte hier eine besonders schmerzliche Erfahrung. Er hatte ein neues Maaß von Selbstvertrauen gewonnen, das ihn eines Abends bewog, mit einem Kameraden ans Ufer des Damuda schießen zu gehen. Auf dem Wege kam er an einem kleinen Häuflein Soldaten vorbei, die abseits im Busch sich zu Lesen und Beten vereinigt hatten; eine Begegnung, die ihm doch seine Beschäftigung als vergleichungsweise unnütz erscheinen ließ. Doch widerstand er der leisen Mahnung und fand nach Sonnenuntergang wilde Enten an einem düstern Morast, der mit dem Fluß in Verbindung stand. Er schoß einen der Vögel, und da dieser ins Wasser fiel, stürzte sich der schwarze Junge, der sie begleitete, ins Wasser, um ihn zu holen. Mit kräftigem Schwimmen hatte er ihn bald erreicht, und kehrte zum Ufer zurück, als er sichtlich erlahmte, plötzlich aufschrie und unterſank. „Wir waren," erzählt Conran, „völlig bestürzt, und als der Arme wieder und wieder mit demselben Todesschrei auftauchte, fanden wir uns an allen Gliedern gelähmt: keiner von uns konnte schwimmen und menschliche Wohnungen waren nirgends zu entdecken. Hilflos rief ich meinem Begleiter zu: laß uns um Rettung beten; da knieten wir denn am Ufer, und das erstemal in meinem Leben betete ich in Gegenwart eines Andern, betete, flehte in Angst und Verzweiflung, während des Knaben Stimme immer schwächer über die Wasserfläche herüberdrang, bis tiefe nächtliche Stille uns umgab. Wie schrecklich war doch dieser Ort!"

Ins Lager zurückgeeilt, suchten die Offiziere, jetzt von den Verwandten des Ertrunkenen begleitet, nach dem Leichnam. Erst am nächsten Tag wurde er in Wasserpflanzen verstrickt gefunden, mit einer schweren Menge Rupies im Gürtel. Der Kamerad aber, der dort mit Conran gebetet hatte, fand gleichfalls seinen Tod im Wasser; er wurde etliche Jahre nachher, als er am irischen Gestade mit seiner Braut lustwandelte, von einer riesigen Welle ins Meer gerollt. Conran gieng fortan nie mehr auf die Jagd.

Der lange Marsch ermattete seine Seele. Erst in Benares hörte er wieder von den Missionaren eine Predigt, und in Allahabad gelang es ihm, am h. Abendmahl Theil zu nehmen. „Des Herrn Wort war theuer in derselbigen Zeit; der Anblick eines Kirchthurms versetzte uns in wahres Entzücken, und der Besuch eines Glaubigen bereitete unsern Seelen ein Festmahl." Da wars denn eine Lust, in Kanpur 20—30 Offiziere und Damen zu finden, die regelmäßig

in ihren Häusern zur Anbetung Gottes zusammenkamen und das Werk fortführten, das ein frommer Kaplan White, bis er um seiner Treue willen fortgeschickt wurde, in der lasterhaften Station Jahrelang mit großem Eifer betrieben hatte.

Der weitere Marsch führte durchs Doab, das eben von einer fürchterlichen Hungersnoth niedergeworfen, ein weites Todtenfeld geworden war. Hunde und Wölfe lebten so lange von menschlichen Leichnamen, daß sie sich erkühnten, am hellen Mittag Müttern ihre Kinder aus den Armen zu reißen. Tiefgebeugt, ein völliger Hypochondrist, langte Conran endlich (Februar 1838) in Agra an.

Hier lebte er dann wieder auf in der Gemeinschaft von fröhlichen Christen, die Abends zusammen Thee tranken und unter Gebet und Bibellesen noch eine bis zwei Stunden ihre Erfahrungen einfältig austauschten. Zwar rief nun eben der afghanische Krieg fast alle Regimenter nach der Westgrenze ab, aber sie wurden durch neue ersetzt, und jetzt eben rückte das 34 N. J. Regiment („des Bischofs eigenes" genannt) mit dem vielgeschmähten Capitän Wheler ein. Schon das erste Zusammentreffen mit dem wackern Manne bezeichnete eine Epoche im innern Leben Conran's; es ward ihm, als würde er von den Todten auferweckt, und volle zwei Jahre vergiengen nun in der innigsten Gemeinschaft mit diesem außergewöhnlichen Zeugen Christi.

Conran hat das Leben desselben beschrieben.*) Stephan Wheler (1802–1865) hatte 12 Jahre in der indischen Armee gedient und sich nur um Gelderwerb und Flötenblasen bekümmert, als der Herr ihm in schwerer Krankheit das Gewissen rührte. Auf vielen Umwegen hat er sich zurecht zu finden gesucht, ehe ihm die Gerechtigkeit Christi aufgieng; dann aber wurde er ein Bibelmann und bekannte seinen Herrn so eifrig vor den Offizieren seines als besonders gottlos verschrieenen Regiments, daß die Meisten mit ihm den neuen Weg einschlugen. Noch hieng er sehr an seinen Ersparnissen; allein die Handelskrisis des Jahres 1832 verschlang dieselben, wie die Kapitalien vieler andern. Als die Nachricht eintraf, schnitt sich der Regimentsarzt den Hals ab, Wheler aber dankte Gott und fühlte sich so erleichtert und gehoben, daß er auf der Stelle gelobte, kein Geld mehr anzulegen, und um desto leichter zu marschiren,

*) Memoir of Colonel Wheler, by Major H. M. Conran. London 1866.

auch seine Flöte zerbrach. Im Jahr 1835 begann er sich in Fattehgarh der verwahrlosten Namenchristen und seines heidnischen Gesindes anzunehmen, gieng auch mit seiner Hindustani-Bibel auf den Bazar und predigte Christum täglich vor der heidnischen und muhammedanischen Volksmenge. Als sodann auf die Predigt das Gericht folgte, der Himmel wie Erz wurde und zwei Jahre ohne Säen oder Ernten dahinrollten, nährte er Tausende von Hungernden und sammelte Hunderte von Waisenkindern um sich, welche später den Grundstock der amerikanischen Mission in Fattehgarh bildeten. Miss. Wilson war nämlich gerade von Amerika nach Indien gekommen und fand an den ihm übergebenen Kinder ein reiches Arbeitsfeld.

Dasselbe Werk führte Wheler in der Hauptstadt Agra fort, indem er nicht blos den Engländern predigte und die beiden Missionen der Station (die kirchliche und die baptistische) unterstützte, sodann einen Missionshilfsverein gründete, um durch eingeborne Gehilfen die umliegenden 600 Dörfer zu evangelisiren, sondern selbst auch verwahrloste schwarze Kinder um sich versammelte und fleißig unterrichtete, ja an jedem Sonntag den Bettlern der Stadt ein Mahl gab, nachdem er ihnen erst das Himmelsbrod gereicht hatte. Er war es, der mit dem hochbegabten, schulenstiftenden Thomason, dem spätern Gouverneur des Nordwestens, die Seele der christlichen Thätigkeit in Agra bildete und unsern Landsleuten, Pfander und Hörnle, die Hunderte von Waisen übergab, aus welchen das christliche Dorf Sikandra hervorwuchs.

Ein ungemein reges Leben erwachte in der ganzen Station. Wenn Conran sah, wie Wheler keinen Menschen, Offizier oder Soldat, schwarz oder weiß, an sich vorübergehen ließ, ohne ihm einen Pfeil aus Gottes Wort zuzusenden, so schämte er sich seiner bisherigen Trägheit und Rücksichtsnehmerei und gelobte seinem Herrn, hinfort die Uebertreter seine Wege lehren zu wollen, daß sich die Sünder zu ihm bekehren. Falsche Scham hatte ihn bisher gehindert, vor Andern auch nur zu beten; mußte er Sonntags einmal die Kirchengebete öffentlich lesen (was in Ermanglung eines Geistlichen öfters geschah), so trug er jedesmal ein Fieber davon. Einmal besuchte er einen kranken Soldaten und gerieth mit ihm in eine ziemlich ernste Unterhaltung; als er scheiden wollte und der Kranke flehend fragte: Sie verlassen mich doch nicht ohne Gebet? kniete er zwar nieder, brachte aber nur die Worte heraus: Ach Herr, erlöse

mich von Stolz und Einbildung! worauf er mit einem Vaterunser schloß und beschämt davon eilte. Nach Jahren erst gelang es ihm, und zwar zunächst in Hindustani, mit schwarzen Kindern und Trommlern aus dem Herzen zu beten.

Aber den versammelten Soldaten gute Predigten vorzulesen, ließ er sich willig finden, nachdem Wheler den Anfang gemacht hatte; und einmal, da er ein Blatt des malanschen Traktats verloren hatte, so daß das Lesen bei der wichtigen Frage: Wie selig werden? plötzlich zu Ende gieng, gelang es ihm auch unter stillem Seufzen zu Gott, eine befriedigende Antwort zu finden und zu geben.

Nachdem Conran seinen ersten Feldzug gegen ein rebellisches Fort bestanden und dabei einige neue Erfahrungen gesammelt hatte, wie das Glaubensleben in die oft so unerwarteten Tagesgeschäfte einzuführen sei, giengen seine und Whelers Wege auseinander. Einen muthigen Knaben aus Whelers Schule führte er mit sich, der Christum so offen bekannte, daß er von Heiden und Muhammedanern beständig verfolgt wurde, aber seinen himmlischen Herrn doch nicht verleugnete und den irdischen in den dichtesten Kugelregen begleitete, ohne vor irgend einer Gefahr zurückzuschrecken. Diesen Prem Sukh (Liebefroh) hofft er mit andern reifen Früchten von Whelers Wirksamkeit vor Gottes Thron wieder zu finden. —

Noch ist zu erwähnen, daß Wheler um diese Zeit mit den Behörden in Conflikt gerieth. Es war zwar nicht mehr die Zeit, da Offiziere den Götzen Namens der Regierung Geschenke zu überbringen und durch Ueberlassung der Regimentsmusik oder durch Artillerieſalven heidnische Feste zu verherrlichen hatten, — das feste Auftreten von General Maitland, der um dieser Unziemlichkeiten willen das Commando der Madras-Armee aufgab, hatte diesem Bunde mit falschen Religionen bereits den Todesstoß versetzt. Immerhin aber wurde den Offizieren, die nach Kabul giengen, bei Strafe der Entlassung verboten, Bibeln oder Traktate zu verbreiten oder im Gespräch mit Afghanen über das Christenthum zu reden, was freilich die festeren Christen nicht hinderte, ihren Herrn auch jenseits des Indus ehrlich zu bekennen. Und den Sipahis zu predigen, wie Wheler that, galt weithin für mehr als ein Verbrechen, sofern es als ein nie mehr gut zu machender Fehler angesehen wurde.

An einem der großen Heidenfeste — wohl der Waffenlustration im Herbst — kamen die Sipahioffiziere des 34 N. J. wie sonst zu

ihrem commandirenden Offizier, der dießmal Major Wheler war, und baten um die übliche Ueberlassung der Musikbande, Fahnen, Zelte und Munition für das Fest. Der Major bewies ihnen die Unzulässigkeit dieser Forderung in so freundlicher Weise, daß sie sich befriedigt erklärten und ihren neuen Commandeur nur um so mehr achteten. Aber die christlichen Offiziere konnten ihm diese Auflehnung gegen den alten Brauch nicht vergeben; sie griffen ihn erst in Zeitungsartikeln an als einen Kreuzfahrer gegen die Landesreligion, und die ganze Presse von Kalkutta, den Friend of India ausgenommen, fiel über den gefährlichen Sonderling her.

Die Regierung forderte nun den Gouverneur des Nordwestens, Robertson und seinen Sekretär Thomason auf, über Whelers Missionswirksamkeit zu berichten. Er wurde demnach eingeladen, sich darüber zu erklären, wie weit er sich in die religiösen Angelegenheiten der Sipahis einlasse, wer seine Helfershelfer seien, und wie weit von einem Erfolg solcher Bemühungen die Rede sein könne ꝛc. Der Major schrieb eine ebenso besonnene als muthvolle Erklärung seines bisherigen Verfahrens, und ließ von der Freiheit, die er in Anspruch nahm, sich nur soweit abbringen, daß er versprach, weder innerhalb der Wohnräume eines Sipahiregiments, noch irgendwo in seiner Uniform als Prediger aufzutreten. Ein wenig hatte er für diese Offenheit zu leiden, sofern alsbald ein Oberst über ihn gesetzt, d. h. ihm selbst das Commando des Regiments entzogen wurde. Viele Offiziere aber, die bisher scheu zurückgehalten hatten, schöpften aus diesem Vorfall neuen Muth und strengten sich an, Gottes Wort mehr zu Ehren zu bringen. Zur Erinnerung aber an diese gesegnete Zeit, wie zur Fortführung des angefangenen Werks wurde nun die erste protestantische Kirche in Agra gebaut, die noch den Namen „Wheler's Kapelle“ trägt.

Agra ist berühmt durch das schönste Bauwerk muhammedanischer Architekten, das Tadsch Mahal oder „die Krone der Paläste“, worauf der Kaiser Schah Dschehan über sieben Millionen Rupies verwendet haben soll, um seiner Lieblingsgattin ein würdiges Grabmal herzustellen. Oft schon hatten christliche Freunde, Soldaten und Kinder sich in den wundersamen Räumen versammelt und, gelockt durch das wunderbare Echo, Lieder zum Preise ihres Heilandes darin erschallen lassen. Es war Zeit, daß endlich ein Bau für christlichen Gottesdienst den stolzen Muselmanen zeige, wie nunmehr

auch die Kirche in den Residenzen ihrer Großmogule feste Wurzeln zu schlagen beginne. Dem Zusammenwirken aber von Militär- und Civilbeamten mit den Missionaren ist es vornehmlich zu danken, daß in den folgenden Jahren das Missionswerk in Agra einen fröhlichen Aufschwung nahm, und auch im Rebellionsjahr 1857 die Probe bestand.

(Schluß folgt.)

William Chalmers Burns.

Fortsetzung.

8. In Hongkong und Kanton.

Wie ein Lauffeuer hatte der Ruf: „China offen!“ sich durch die Christenheit verbreitet, als in Folge des schmachvollen Opiumkriegs im Jahr 1842 durch den Vertrag von Nanking außer Kanton auch noch die Häfen von Amoy, Futschau, Ningpo und Schanghai sich dem Verkehr mit den Fremden erschlossen. Ein brennendes Verlangen, dem fluchwürdigen Gift, dessen Einfuhr sie nicht hindern konnten, in dem Wort des Lebens das Heilmittel auch gegen die tiefsten Schäden nachzusenden, hatte alle Seelen ergriffen, die noch ein Gefühl hatten für die Ehre ihres Herrn und das Wohl ihrer Mitmenschen. So kam es, daß nicht nur die meisten der schon bestehenden Missionsgesellschaften alsbald ihre Vertreter nach China sandten, sondern in England, Amerika und Deutschland sich auch besondre Vereine, deren es schließlich nicht weniger als 25 geworden sind, speciell für die Evangelisirung Chinas bildeten. Vier Jahre, nachdem der Zaun gefallen war, der das festverschlossene Reich der Mitte von der übrigen Welt schied, waren schon 50 evangelische Missionare darin thätig oder auf dem Wege dorthin.

Hongkong war vorerst das Hauptquartier fast aller dieser Arbeiter. Hier fand auch Burns, der als der erste Sendbote der Presbyterianer nachkam, freundliche Aufnahme bei einer hart neben dem Missionsgehöfte der Londoner Brüder wohnenden englischen

Familie. Während er von da aus alsbald anfieng, eine Anzahl in Hongkong ansäßiger Presbyterianer, die seiner Ankunft mit Verlangen entgegen gesehen hatten, geistlich zu bedienen, warf er sich zugleich mit der ganzen Wucht seines Wesens auf die Erlernung der Sprache. Er hatte schon unterwegs sich viel mit derselben beschäftigt, aber seinem eigenen Gefühl nach nur unbefriedigende Fortschritte darin gemacht. Die Erfahrung so vieler Anderer, daß trotz Morrisons Vorarbeiten das Chinesische noch immer eine der härtesten Aufgaben ist, an denen die Ausdauer eines Mannes sich üben kann, blieb auch ihm nicht erspart; doch half ihm sein Muth und seine Treue schnell ihre ersten Schrecken überwinden. Um sein Ohr zu üben, besuchte er von Anfang an täglich den Gottesdienst, der von eingebornen Christen in der Londoner Missionskapelle gehalten wurde. Dann gab er seinem Knechtlein und einem andern Knaben englische Stunden, um sich dafür von ihnen mit ihrem Chinesisch bedienen zu lassen. Schon versuchte er sich auch im Sprechen; manchmal nur zum schalkhaften Lächeln seiner jungen Lehrer, manchmal aber auch so, daß sie ihn wirklich verstanden. Um Jesu willen war er entschlossen, den Chinesen ein Chinese zu werden; darum mußte auch ihre seltsame Zunge samt ihrer ganzen Lebens-, Anschauungs- und Ausdrucksweise sein eigen werden, und so las, schrieb, hörte, sprach, sang und betete er chinesisch, so gut oder schlecht es gieng. Tief in die Nacht hinein konnte man ihn oft laut in seiner chinesischen Bibel lesen und in gebrochenen Sätzen sein Herz in der fremden Sprache vor Gott ausschütten hören.

Wie trefflich ihn bei diesem Eifer seine angeborne Sprachbegabung unterstützte, läßt sich daraus ermessen, daß schon im Dezember ein Dr. Morrison, mit dem er die Ueberfahrt gemacht und dessen Töchterlein er auf dem Schiff unterrichtet hatte, ihn einladen konnte, drei chinesische Verbrecher im Gefängniß zu besuchen, die wegen Mords zum Tod verurtheilt waren und in ihrer Noth nach christlichem Unterricht verlangten. Da wegen der Abwesenheit des Gouverneurs die Vollstreckung des Urtheils sich verzog, besuchte Burns sie eine Zeitlang täglich, zuweilen allein, zuweilen in Begleitung des eingebornen Predigers Tschin-Sin. „Es ist ermuthigend," schrieb er darüber am Schluß des Jahrs seiner Mutter, „schon jetzt wenigstens in einigen Worten auf das Lamm Gottes hinweisen zu können, das der Welt Sünde trägt." Und in seinem Tagebuch

bemerkt er: „Sie gaben sich augenscheinlich Mühe, mein gebrochenes Chinesisch zu verstehen. Ich fühlte, glaube ich, etwas von der Macht der Gnade, indem ich mit ihnen und für sie betete."

Ein charakteristischer Anfang von Burns Missionsthätigkeit! Waren es doch auch daheim und in Canada die Zöllner und Sünder an den Hecken und Zäunen, die verwahrlosten Haufen der Eisenbahn- und Fabrikarbeiter in den großen Städten und die Soldaten unter den Versuchungen des rohen Kasernen- und Wirthshauslebens, denen er mit besondrer Liebe nachgieng. Den Betrübten, den Verlassenen, den Auswürflingen als Bruder zu nahen; sein Herz vorzüglich denen zu öffnen, nach denen sonst Niemand fragte; die 99 Schafe auf der sichern, friedlichen Aue zu lassen, um das in der Wüste Verirrte zu suchen — das war's, worin er seinem himmlischen Meister Schritt für Schritt zu folgen sich bemühte. — Wozu dann warten, bis eine genauere Bekanntschaft mit der Sprache ihm den Vortheil fließender Rede gewährte, wenn er vielleicht stammelnd schon einige Körnlein Wahrheit ausstreuen, einige Funken Licht mittheilen konnte? Stand auch die fremde Zunge noch als ein trennender Wall zwischen ihm und den Seelen, die zu suchen er so fernher gekommen war, warum nicht durch die bereits gemachten Lücken und Ritzen ein wenig zu verkehren suchen? Diese durchaus praktische Art, die Sache anzufassen, trug gewiß wesentlich zu der fast unglaublichen Leichtigkeit bei, mit der Burns in der Folge sich in immer neuen chinesischen Dialekten zurechtfand.

Kein Wunder, daß es ihn bei dieser Gesinnung aus dem freundlichen englischen Kreise bald in die Mitte der Eingebornen zog. Schon im Februar 1848 finden wir ihn daher in einer kleinen Miethwohnung, in der ein früherer Laden die Möglichkeit bietet, eine Schule zu eröffnen. Er lebt da selbst für chinesische Augen in solcher Niedrigkeit, daß als einmal ein aufgeregter Haufe in der Verfolgung eines Diebes begriffen ist, sogleich eine Stimme vor Burns Wohnung ruft: „O, dort braucht ihr ihn nicht zu suchen; da drinnen wohnt nur ein armer Fremder!" Sein von Gützlaff erbetener Sprachlehrer läßt sich herbei, in Verbindung mit ihm eine Schule zu beginnen, und bald stellen sich auch einige Schüler ein. Wie bewegt's ihm doch das Herz, da in der Morgenfrühe die erste Mutter ihm ihr 11jähriges Söhnlein bringt! Nicht lange, so sind 16 Knaben gesammelt, wovon drei ganz bei Burns wohnen. Mit

ihnen, dem Lehrer und zwei Knechten lebt er nun ganz zusammen und bringt lehrend und lernend immer tiefer in die Sprache ein. Wohl gedenkt er in dieser Abgeschiedenheit oft doppelt zärtlich der Lieben daheim, aber einsam fühlt er sich nicht, denn er darf es erfahren, daß der Herr bei ihm ist. Nicht nur kann er mit seinen chinesischen Hausgenossen täglich Morgen- und Abendandacht halten; die auswärtigen Schüler stellen sich zuweilen auch Sonntags ein und lassen sich statt der gewöhnlichen Lektionen dann gerne christlichen Unterricht ertheilen, oder sie kommen freiwillig mit zum chinesischen Gottesdienst in der Londoner Missionskapelle. Hoffend und liebend ruht sein Auge auf seinen bezopften Zöglingen und Nachbarn: „Die Chinesen sind ein verständiges und ansprechendes Volk, und wenn das Evangelium sie erfaßt und seine rettende und erhebende Kraft an ihnen beweist, werden sie in noch andrer Weise ansprechend werden."

Unverdrossen arbeitete so Burns die ersten 14 Monate seines Aufenthaltes in Hongkong fort, bis er sich eine Fertigkeit in der Sprache erworben hatte, die ihn befähigte, seiner Botschaft sich auch in weitern Kreisen zum mindesten verständlich zu entledigen. Vor seinen Blicken lag die dichtbevölkerte Küste; wie lockend winkte doch dieses große Arbeitsfeld zu ihm herüber! Volle Freiheit des Verkehrs mit den Eingebornen war freilich den Fremden erst an den obengenannten fünf Hafenplätzen gestattet, und noch kein evangelischer Missionar hatte sich weit über ihren Bereich hinausgewagt. Es konnten große Schwierigkeiten, es konnte auch Gefahr mit dem Versuch verknüpft sein, das Evangelium an neuen Orten zu verkünden. Aber warum diesen Versuch nicht wagen? Warum nicht an die Thüre pochen, um zu sehen, ob der Herr vielleicht sie öffne?

„Sie haben mir einen dreifachen Eingang gewünscht: in die Sprache, ins Land und in die Herzen," schrieb er seiner Committee. „Der erstere ist mir bereits in ermuthigender Weise geworden; nun bleibt uns durch Gebet und eine Probe darnach zu ringen, daß auch die beiden andern Thüren sich öffnen. Daß ich hiebei sammt denen, zu denen ich hin und wieder geführt werde, besondrer Fürbitte bedürftig bin, brauche ich nicht erst zu sagen. China ist nicht nur ein dem Fremden verbotenes Land; es ist auch ein Land voller Götzen und ohne Sabbat. Wie stark muß da die Macht sein, die allein mir den Weg bahnen und mir Gelingen schenken kann. Aber

Jesus hat gesagt: 'Mir ist alle Gewalt gegeben im Himmel und auf Erden,' und der Vater hat zum Sohn gesagt: 'Heische von mir, so will ich dir die Heiden zum Erbe geben und der Welt Ende zum Eigenthum.' So darf ja wohl der Schwache sprechen: ich bin stark."

Schwach in sich selbst, stark in seinem Gott, zog Burns aufs Festland hinüber. Durch Natur und Gnade vor Andern zum Reiseprediger ausgerüstet, fand er auf seinem Weg wohl manche der Schwierigkeiten und Gefahren, die er sich zum Voraus in Rechnung genommen, aber daneben einen Eingang, den er kaum zu hoffen gewagt hatte. So oft er auch durch Räuber und das Mißtrauen der Behörden bedroht war, fand er bei der Masse des Volks doch den freundlichen Empfang, der seither auch Andern wurde, die sich vertrauend in seine Mitte begaben. Natürlich muß ein Fremder, der sich an Plätze wagt, wo Ausländer eine Seltenheit sind, sich darauf gefaßt machen, von neugierigen Haufen umringt zu werden; zum Geleitsbrief bei solchen diente aber Burns sein herzliches Wohlwollen, seine ruhige Selbstbeherrschung und die Gabe schneller, treffender Antworten. Mit verhältnißmäßig geringen Verlegenheiten und Störungen fand er so seinen Weg von Dorf zu Dorf und selten fehlte es ihm dabei an zahlreichen und wißbegierigen, wenn auch nicht ernster aufmerkenden Zuhörern. Selbst seine persönlichen Entbehrungen und Mühsale waren geringer, als er's erwartet, so daß er bald einen schweren Mantel, den er mitgenommen hatte, nach Hongkong zurückschickte mit der Botschaft: er brauche nicht im Freien zu schlafen. Die Hauptgefahr lag immer in dem auf seine Person so schlecht passenden Volksglauben von den unermeßlichen Reichthümern der Fremden, der bei der Ankunft eines Europäers die ganze Räuberzunft in Aufregung zu versetzen pflegt. Irgend etwas Schimmerndes wie Gold erkannte Burns daher bald als das größte Hinderniß einer unbelästigten Reise, und einen leichten Beutel als die nothwendige Bedingung eines leichten Muths.

Was er während dieser Predigtreisen im götzendienerischen Land am schmerzlichsten vermißte, war der christliche Sonntag. Wenn auch am heiligen Tag der Ruhe statt den süßen Klängen, die denselben in der Heimat verkünden, wieder und wieder nur der Lärm irdischen Getreibes an sein Ohr tönte, war es ihm fast, als sei aus seinem täglichen Leben die Sonne hinweggenommen. „Wie

nöthig ist mir doch die Nähe des Herrn des Sabbats," rief er einmal in einem Brief an die Mutter aus, „daß ich in diesem sabbatlosen Land nicht meine eigene Seele verliere, indem ich die Seelen Anderer zu retten suche! Wäre es nicht meine unerschütterliche Ueberzeugung, daß der Herr mich hieher gesandt hat und daß seine Gnade uns in jeder Lage genügen kann, so wäre ich manchmal überwältigt beim Blick auf den Zustand dieses blinden Volkes und die Gefahr, in der meine eigene Seele durch das Wohnen unter ihm steht. Ich habe von Tag zu Tag manche Zeichen von der leitenden und helfenden Hand des Herrn sehen dürfen; trotzdem kann ich aber nicht sagen, daß mir irgend etwas im Zustand des Volkes klar darauf hinzudeuten scheint, daß der Tag seiner geistlichen Befreiung nahe ist. Früher ist mir wiederholt das süße Loos geworden, in die Arbeit Andrer einzutreten; vielleicht ist es hier meine Aufgabe, zu säen, wo Andre schneiden werden."

Tief schmerzte es ihn, wenn auch seine Landsleute in Hongkong den Tag der Ruhe nicht hielten. Manchmal konnte man ihn da rasch in einen Laden treten sehen, in dem englische Matrosen oder Soldaten ihre Einkäufe besorgten, um ihnen ins Gewissen zu rufen, daß sie hier Zeugen Gottes vor den Heiden seien und darum durch die Mißachtung seiner Gebote eine furchtbare Verantwortung auf sich laden. „Einmal begegnete er mir in großer Aufregung," erzählt einer seiner presbyterianischen Freunde dort. „Kommen Sie mit mir zum Gouverneur!" sagte er hastig. „Am morgenden Sonntag soll das Dampfboot abfahren. Kaufleute und Kommis werden das göttliche Gesetz übertreten und dadurch den Namen des Herrn vor den Heiden verunehren." — „Ich will Sie gern begleiten," entgegnete ich, „aber gewiß wäre es von mehr Nutzen, wenn der englische Kaplan Ihre Vorstellungen beim Gouverneur unterstützte. Lassen Sie uns einmal seine Ansicht hören." Wir giengen hin. Er hieß Burns als einen Bruder willkommen und war gleich bereit, mit ihm zu gehen. „Vor Allem wollen wir aber den göttlichen Segen dazu erflehen." So knieten wir zusammen nieder, dann giengen die Beiden zu Gouverneur Bonham, der sie ungemein höflich empfing und sogleich Befehl gab, die Abfahrt des Dampfers von nun an auf den Samstag zu verlegen."

Von Zeit zu Zeit kehrte Burns nach Hongkong zurück, um sich an der christlichen Gemeinschaft der Brüder zu erquicken. Die Ver-

schiedenheit kirchlicher Formen störte ihn dabei nicht. Wo er in einer Seele etwas vom Bilde Jesu sah, da fühlte er sich Eins mit ihr. Man hat ihm später manchmal eine gewisse Hinneigung zu Baptisten und Darbisten vorgeworfen; mit ebenso viel Recht hätte man ihm aber methodistische, lutherische und sogar anglikanische Gesinnungen zuschreiben können, denn mit Vertretern aller dieser Bekenntnisse wirkte er brüderlich zusammen, wo sich Gelegenheit dazu bot. Sehr innig stand er z. B. in Hongkong mit dem eben erwähnten frommen Kaplan Stanton. Oft konnte man in dessen Wohnung die Beiden in der herzlichsten Eintracht neben einander sitzend einer aus Leuten aller Welttheile gemischten Versammlung die Schrift auslegen hören. Nach solchen Erfrischungstagen giengs dann wieder hinüber aufs Festland, wo er von Dorf zu Dorf durch Vertheilung von Traktaten und Ansprachen an die sich um ihn schaarenden Haufen Seelen für seinen Herrn zu werben suchte. Als er sich erstmals auf den Weg machte, ließ er seinen eingebornen Begleitern völlig freie Hand, an der weitgedehnten Küste den Punkt zur Landung zu wählen, der ihnen am besten dünkte, da er selbst keinen andern Plan hatte, als irgendwie den Heiland der Sünder zu verkünden. Alles Uebrige stellte er kindlich der treuen Leitung Gottes anheim: wo Er eine Thüre zu öffnen schien, verweilte er; wo der Herr vorwärts deutete, eilte er weiter. Sobald er in ein Dorf kam, fieng er an, unter dem Schatten eines Baumes laut in seiner Bibel zu lesen; das zog gewöhnlich schnell einen Haufen Neugieriger herbei, dem er seine Botschaft vortrug. Kam dann die Stunde des Essens, so pflegte irgend einer seiner Zuhörer ihn zu fragen, wo er seine Mahlzeit halten werde, und dankbar nahm er dann an, was ein gastfreier Dorfbewohner ihm vorsetzte; Abends wurde ihm in gleicher Weise eine Herberge angeboten. So gieng es Wochen lang fort, ohne daß er je über Mangel zu klagen hatte. Wohl wurde ihm nur selten der Genuß zu Theil, eine Nacht allein in einem Zimmer zuzubringen; wohl mußte ihm zuweilen auch ein Mattenzelt zum Obdach dienen; wohl wurde er wieder und wieder durch Räuber beunruhigt und einmal der Bote, der ihm Geld von Hongkong bringen sollte, von solchen ausgeplündert; wohl gab es ermüdende Wanderungen über die Berge, aber er durfte ja von seinem Herrn zeugen, und das war einmal die Freude seines Lebens.

Je weiter Burns nach Westen vordrang, desto mißtrauischer

verschlossen sich ihm jedoch die Herzen, obgleich er, um weniger Aufsehen zu erregen, chinesische Kleider trug und sich möglichst als Chinese geberdete; dazu kom die heißfeuchte Jahreszeit, die für den Augenblick die Fortsetzung eines solchen Wanderlebens nicht gestattete.

So kehrte Burns also im Mai 1849 nach Hongkong zurück, wo er die nächsten acht Monate mit einer einzigen kurzen Unterbrechung in Dr. Hirschbergs Spital damit zubrachte, die Kranken und Leidenden, in deren Mitte er lebte, geistlich zu bedienen, während er sich in herzlicher Liebe an allen Zweigen der Thätigkeit seines geschätzten Wirthes betheiligte und im fortgesetzten Sprachstudium statt der Feder mehr und mehr den chinesischen Pinsel führen lernte.

„Ach, wann werden doch die Nationen der Erde, wann werden die vielen Millionen dieser fernen Heiden den Ruf des Sohnes Gottes vernehmen, der sie der Gemeinde hienieden einverleibt, um sie für die obere vorzubereiten!" schrieb er um diese Zeit. „Was für ein Wechsel wird das sein! Möchte uns Gnade geschenkt werden, durch Gebet und Arbeit mitzuhelfen, daß dieser Tag bald komme! Theurer Vater, nicht wahr, Du grüßest mir Alle, die nach mir fragen, und forderst sie auf, immer inbrünstiger zu beten, daß China's Thore sich dem König der Ehren öffnen?"

Noch einmal suchte Burns im November seine Evangelistendienste wieder aufzunehmen. Zögernd, und wie es scheint, ohne ein bestimmtes Gefühl des göttlichen Willens, drang er dießmal noch weiter nach Westen vor, als bisher. Da er die Leute hier entschieden unzugänglicher fand, lag er einmal in der Nacht lange wachend da und prüfte sich, ob er nicht ohne gesandt zu sein, sich selbst in Noth und Gefahr gebracht habe. Während er so sinnt, sieht er plötzlich zwei vermummte Gestalten in seinem Zimmer. Mit geschwärzten Gesichtern nähern sie sich leise seinem Lager und halten ihm die gezückten Schwerter über die Brust. „Braucht keine Gewalt, meine Freunde," sagt Burns ruhig, „und ihr sollt mein ganzes Besitzthum haben." So machen sie sich denn über seine Kleider, seine Bücher, seine Baarschaft her. Einer der Schurken erwischt auch seinen Schleifstein, und da er nicht weiß, wozu derselbe nützen soll, bringt er ihn dem Bestohlenen und läßt sich seinen Gebrauch erklären. Der zeigt ihm geduldig, wie man ein Rasirmesser schleift; dann machen sich die Räuber mit ihrer Beute davon. Wie am andern Morgen der Hausbesitzer kommt, Burns sein Beileid zu bezeugen, erwiedert dieser:

„Arme Bursche! Wir müssen für sie beten.“ Sie hatten buchstäblich Alles genommen; nur eine Reisetasche, die ihnen nichts als werthlose Papiere zu enthalten schien, ließen sie liegen. Glücklicher Weise befanden sich darin noch einige Lappen, woraus er sich eine Art europäischer Kleidung zurecht machte, in der er den Rückweg zur Küste und von dort den nach Hongkong antrat. In seinem Boot versteckt, wartete er da, bis ein Bote aus der Stadt einen Anzug brachte, in dem er sich unter seinen Landsleuten sehen lassen konnte.

Unter diesen hatte sich inzwischen ein tüchtiger Mitarbeiter für Burns gefunden. Ein Dr. Young bot sich für die Mission der englischen Presbyterianer an und wurde vier für kurze, aber reichgesegnete Jahre ein treuer Genosse seiner Leiden und Anstrengungen.

Wo sie die gemeinsame Arbeit finden sollten, war noch nicht entschieden. Die heimische Committee und Dr. Young selbst neigten sich stark Amoy zu; Burns dagegen lagen mehr die dichtbevölkerten Bezirke des Südens im Sinn, denen er sich bei seinen seitherigen herumtastenden Missionsversuchen auf der Hongkong gegenüber liegenden Küste genähert hatte. Er gab zwar der Ansicht der Andern so weit nach, daß er im September 1849 sich zu einer Untersuchungsreise nach Amoy anschickte; als er aber bereits die Passage genommen hatte, warf ihn ein Fieberanfall nieder. Schweigend ließ man nach seiner Wiedergenesung für den Augenblick einen Plan fallen, auf den er nur gegen seine eigene Ueberzeugung eingegangen war. — Der Dialekt von Kanton, jener gewaltigen Metropole des Südens, war der einzige, den er bis jetzt geläufig sprach. Warum sollte er da wenigstens nicht erst den Versuch machen, geduldig an ihre Thore zu pochen, um zu sehen, ob die Botschaft seines Meisters Eingang finde oder nicht? Möglich war es ja immerhin, daß Sein Wille und die wachsende Ueberzeugung der Heimatkirche ihn anderswohin rief, und daß gerade in dieser Stadt für ihn kein Werk zu thun war; aber war es nicht rathsam, darüber zuerst durch anhaltendes Gebet und eine ernste Probe Gewißheit zu erlangen, ehe man von den vielen Millionen in der Nähe sich mit dem Wort des Lebens mehr in die Ferne wandte?

Dieß die Gründe, die Burns entschieden für einen Versuch in Kanton stimmten. Am 28. Februar 1850 schiffte er sich mit Dr. Young dorthin ein. Der Anfang war nicht sehr ermuthigend, und

der Fortgang kaum mehr. Nicht einmal eine Wohnung wollte sich finden; erst nach unendlich ermüdenden Anstrengungen gelang es, für acht Monate in die Miethe eines nach Schottland zurückkehrenden Missionars einzutreten. Nicht viel hoffnungsvoller sah es in geistlicher Beziehung aus. Wohl hatte Burns reichlich Gelegenheit, seinen köstlichen Samen auszustreuen, aber die Wahrheit schien seine Hörer, und sie schienen die Wahrheit nicht zu erfassen. Nur selten kam einer zum zweiten Mal; noch seltener fragte einer der neuen Lehre weiter nach. Oft stieg in Burns sogar der Zweifel auf, ob in ihrem jetzigen Zustand die Chinesen überhaupt nur so tiefer Herzenseindrücke fähig seien, wie er sie anderswo hatte sehen dürfen und wie es ihn so sehnlich verlangte, sie wieder zu schauen; manchmal fragte er sich, ob nicht vielleicht eine lange Vorbereitungszeit und die geduldige Aussaat vieler treuen Arbeiter nöthig sein werde, bis einmal Einer hoffen dürfe, mit Freuden seine Garben zu bringen? Entmuthigen aber ließ er sich dadurch nicht, sondern machte liebend und hoffend fort, ja er fühlte bei dieser aufopferungsvollen, scheinbar unfruchtbaren Arbeit sich so glücklich als je. Als Evangelist zu predigen, nicht zu taufen, gehe er nach China — das hatte er schon bei seiner Ordination angekündigt.

Nichts in Burns Leben ist vielleicht größer und erhebender, als die ruhige, ausdauernde Beharrlichkeit im Gutesthun, die er in den uninteressantesten, prosaischsten Verhältnissen, wo ihn nichts als die Todeskälte heidnischer Apathie umgab, ebensowohl entfaltete, wie inmitten fast ununterbrochener Erfolge und getragen von dem warmen Hauch begeisterter Liebe. Nicht leicht werden demselben Manne zwei so grundverschiedene Lebensaufgaben geworden sein, wie ihm. Wer Burns nur als den feurigen Reiseprediger kannte, der Tausende mit sich fortreißend von Stadt zu Stadt zog, hätte ihn gewiß als den Letzten betrachtet, der nach acht Jahren der höchsten religiösen Anregung sich ein so hoffnungsloses Ziel stecken würde wie das, wofür man damals noch die gründliche Erlernung des Chinesischen hielt; daß er zu diesem Zweck sich unter einem Volk von fremden Sitten niederlassen und dessen Kinder unterrichten würde, um von ihnen die Sprache zu lernen und dann in Kleidung und Sitten so ganz einer der Ihren zu werden, daß zuletzt an entlegeneren Orten die Behörden ihm zuweilen nicht glauben wollten, wenn er sich als Engländer zu erkennen gab.

Dr. Young eilte ihm nach Amoy voraus und schrieb von dort Monat für Monat die ermuthigendsten Berichte voll der dringendsten Einladungen an seinen Freund, er möchte doch nachkommen. Dieser aber zögerte noch immer. Allerdings sah er in Kanton keine weit geöffnete Thüre, aber ebenso wenig glaubte er auch einen bestimmten Fingerzeig zu erkennen, daß Gott hier keine Arbeit für ihn habe; ja, manchmal wollte es ihm sogar scheinen, es leuchte ihm allmählich etwas wie eine erwachende tiefere Theilnahme aus den Zügen seiner Hörer entgegen. Und wie wallte ihm seinerseits das Herz gegen sie! So lange ihm noch die leiseste Hoffnung auf einen Tag kräftiger Gnadenerweisungen unter ihnen blieb, schien es ihm kaum möglich, sich von ihnen loszureißen.

„Wenn Sie aus Kanton keine so ansprechenden Berichte erhalten, wie kürzlich aus Amoy," schrieb er nach Hause, „so müssen Sie die Schuld davon theilweise an Ihrem Korrespondenten suchen, theilweise allerdings vielleicht auch in den Schwierigkeiten dieser überaus wichtigen Station. Sie scheint mir in der That so wichtig und so schwierig, daß ich glaube, kein Sendbote, der nur irgendwie dafür taugt und Muth und Liebe hat, unter ihrer stolzen und argwöhnischen Bevölkerung zu arbeiten, sollte veranlaßt werden, ihr den Rücken zu kehren. Als ich vorigen Dienstag über eine Versammlung von 60 Personen hinschaute, die der Rede eines bekehrten Eingebornen horchten, der vor mir zu ihnen sprach, fragte mein Herz: 'Wie kann ich diese kostbaren Seelen verlassen, um die so Wenige sich kümmern?' Ich kann ihnen jetzt den Weg des Lebens verständlich darlegen, und so lange Gott mir Grund und Boden gibt, auf dem ich stehen und sie um mich versammeln kann, muß ich das thun. Den Erfolg davon überlasse ich getrost Seiner Hand, an der allein es ist, zu segnen und zu retten. Helfen Sie uns, den Kampf in dieser großen heidnischen Stadt durchzuführen, bis ihre Thore sich dem König der Ehren öffnen! Brüder, betet für uns, daß das Wort des Herrn laufe und gepriesen werde."

Die Winke aber, auf die er so lange gewartet hatte, kamen endlich. Seine Wohnung wurde ihm nach Ablauf der acht Monate gekündigt, und alle seine Bemühungen um eine andere waren vergeblich. Damit war ihm der feste Grund unter den Füßen entzogen, worin er bisher noch eine göttliche Weisung zum Bleiben erblickt hatte. Nun zweifelte er nicht mehr, daß der Herr ihn nach

Amoy rufe. Schwierigkeiten im gewöhnlichen Sinn des Worts machten wenig Eindruck auf ihn, sie stählten in ihm vielmehr nur den Entschluß, in der Kraft dessen, vor dem die Berge weichen müssen, zu dem ihm befohlenen Dienst muthig vorwärts zu schreiten; aber die leiseste Andeutung Seines Willens, der bloße Hauch Seiner Stimme war ihm Gebot. Eine solche Willensäußerung glaubte er jetzt klar und deutlich vernommen zu haben, und er rüstete sich, ihr unverzüglich zu folgen. Nach sechszehnmonatlichem Aufenthalt verließ er Kanton im Juni 1851 und langte am 5. Juli in Amoy an.

9. In Amoy.

Obgleich kein Handelsplatz von großer Bedeutung, ist Amoy durch seine Lage und seine leichten Verkehrsmittel ungemein geeignet zu einem Mittelpunkt weitverzweigter Missionsthätigkeit.. Die in diesen Blättern*) schon mehrfach geschilderte romantische Felseninsel bildet gewissermaßen den äußersten, nach Norden vorgeschobenen Vorposten Süd-China's. Ihr gegenüber liegt die große Provinz Fokien, jenes von einer fleißigen, friedliebenden und im Ganzen freundlich gesinnten Bevölkerung wimmelnde Theeland; hinter ihr die herrliche Insel Formosa mit ihren 3 Millionen chinesisch redender Einwohner. Als im März 1850 Dr. Young dort eintraf, hatten bereits englische und amerikanische Sendboten — die Missionare Stronach und Young von der Londoner Gesellschaft, und Talmage und Doty vom amerikanischen Board of Missions — eine Gemeinde von 20 Erwachsenen gesammelt, wovon 8 den Londonern und 12 den Amerikanern angehörten. In herzlicher Eintracht mit ihnen legte Dr. Young alsbald Hand an durch die Eröffnung von zwei Schulen und die Errichtung einer Freiapotheke, in der die Hilfesuchenden von zwei bekehrten Eingebornen auch geistliche Berathung erhielten. Schon war die Zahl seiner Schüler auf 80 gestiegen und ein Heilmittel, das er für Opiumraucher erfunden hatte, um ihnen das Brechen ihrer Sklavenkette zu erleichtern, eine viel begehrte und gern bezahlte Arznei geworden, als Burns nachkam und mit ganzer Kraft sich an die Erlernung der neuen Mundart machte.

So lange er in ihr noch nicht zeugen konnte, that er es wenig-

*) Miss. Mag. 1858, S. 29 ff., 1864, S. 403 ff.

stens in englischer Sprache. Wie hätte er's lassen können, den großen Jesusnamen zu verkünden? Zudem fühlte er tief, wie im Heidenland wohnende Christen einer immer neuen Anregung des innern Lebens bedürftig sind. „Vorigen Sonntag predigte ich über die Worte: Dieweil die Ungerechtigkeit wird überhandnehmen, wird die Liebe in Vielen erkalten," schrieb er seiner Mutter kurz nach seiner Ankunft in Amoy. „Ach, ich habe dabei tief empfunden, wie sehr sie auf meinen eigenen Herzenszustand passen. Wie erschlaffend wirkt doch die tägliche Berührung mit dem Heidenthum, wenn der Herr uns nicht durch Seinen Geist beständig stärkt und erquickt!" — Ungleich mehr noch als ein treuer Diener des Worts müssen natürlich diejenigen, die nur irdische Geschäfte in heidnische Umgebung geführt haben, deren geisttödtendem Einfluß offen stehen; doch zeigt uns Burns durch derartige Bemerkungen auch das Missionsleben von einer Seite, die wir uns in der Heimat gewöhnlich nicht genug vergegenwärtigen. Wir denken uns so leicht den Missionar schon durch die Wahl seines Berufes in eine höhere Sphäre christlichen Lebens versetzt, wohin alle die Gefahren nicht dringen, die unsrer eignen Seele täglich drohen. Vielfach betrachtet man in unsern Tagen die Glaubensboten fast wie in früheren Jahrhunderten die Einsiedler — als Leute, deren Stand an und für sich schon sie zu Männern voll Glaubens und heiligen Geistes machen müsse. Ein großer Irrthum, wie die Missionsgeschichte es vielfach beweist! Es ist recht wohl möglich, an der Ausbreitung des Evangeliums zu arbeiten, und mitten in diesem Beruf am eignen Glaubensleben Schaden zu nehmen; man kann leicht um Jesu willen sich von Heimat und Freunden losreißen, und dennoch im fremden Land wenig vom Geruch Seiner Liebe verbreiten. Es will etwas heißen, einsam hineingestellt zu sein unter Menschen, deren ganzes Dichten und Trachten nur aufs Irdische geht, ohne in ein christliches Angesicht schauen, ohne die Hand eines Bruders drücken, ohne mit andern Jüngern sich im Gebet vereinigen zu können, und zur Stärkung des innern Lebens nur seine Bibel und seinen Gott zu haben, ja zu Zeiten nicht einmal ein Kämmerlein, um in der Stille das Herz vor Ihm auszuschütten. Auch die beste Lampe brennt in schwüler, dumpfer Luft nur trübe, und es bedarf eines besondern Gnadenwunders, wenn Kinder Gottes in Kedars Hütten fröhlich gedeihen sollen.

Dieses Wunder aber durfte Burns erfahren. Bei allen Klagen über sich selbst konnte er fröhlich rühmen: „Der Herr ist treu und steht zu Seiner Verheißung, wie die Wasserbäche am dürren Ort und wie der Schatten eines großen Felsen im trocknen Lande zu sein.“ Und nicht nur in Beziehung auf seine eigene Person konnte er so sprechen; schon nahte die Zeit, da er auch an Andern Gnadenwunder schauen durfte, die zu hoffen er kaum gewagt.

Schneller als er's gedacht, war er mit dem Amoy-Dialekt so weit vertraut, daß er anfangen konnte, auf der Insel selbst und in den benachbarten Orten des Festlands das Evangelium zu verkünden. Bald war er weit umher bekannt als „der Mann des Buchs“, dem selbst die Rebellen nichts anhaben mochten zu einer Zeit, da kein andrer Europäer sich unter sie wagen durfte. Der Herr öffnete immer neue Thüren vor ihm, und wunderbar neigten die Herzen sich ihm zu. Einmal, als er drei Wochen lang ausblieb, begannen seine Brüder besorgt um ihn zu werden; er aber kam frisch und wohlgenährt von einem Stamm zurück, bei dem er solchen Eingang gefunden hatte, daß die Leute ihn gar nicht mehr fortlassen wollten.

Burns Abscheu vor all zu rosigen Schilderungen, wie sie nicht ohne Grund einzelnen Missionaren schon zur Last gelegt wurden, war so groß, daß er in seinen Mittheilungen sich nicht immer bloß auf die nackteste Wahrheit beschränkte, sondern oft auch nur deren Gerippe gab, so daß ein lebendiges Bild seiner Wirksamkeit sich großentheils nur den Berichten Andrer entnehmen läßt. Um so bedeutungsvoller erscheint es darum, wenn er im Mai 1853 über einen Ausflug in das volkreiche Tschangtschau schreibt: „Ich glaube nicht, daß ich seit meiner Ankunft in China eine so gute Zeit und so schöne Gelegenheit gehabt habe, das Wort des Lebens zu verkünden, wie in diesen neun Tagen hier. Meine drei eingebornen Begleiter und ich hatten vollauf zu thun; denn gewöhnlich dauerten unsre (natürlich im Freien gehaltenen) Versammlungen 3—4 Stunden und wurden je länger, je hoffnungsvoller. Sie hätten sich gewiß gefreut, wenn Sie an den beiden letzten Abenden unsres Aufenthalts mich zu dem großen, aufmerksamen Zuhörerkreis hätten sprechen sehen bis der Mond aufgieng. Ich selbst empfand es als ein großes dankenswerthes Vorrecht, nach China gesandt worden zu sein, um das Evangelium Christi zu verkünden, das da ist eine Kraft Gottes, selig zu machen Alle, die daran glauben. Jene Tage fielen gerade

in die Zeit der Versammlung der englischen Synode, und wohl mag da die Verheißung erfüllt worden sein: „Wenn sie noch reden, will ich hören".

Weit mehr noch liegt in dem, was Burns ein Jahr später von Petschuia aus berichten durfte: „Was ich hier sehe, erinnert mich an die früheren Gnadenheimsuchungen zu Hause. So weit meine persönliche Beobachtung reicht, habe ich in China noch keine so vielversprechenden Zeichen vom Kommen des Reiches Gottes gesehen. Die Leute sagen, wir müssen irgend ein Geheimmittel haben, die zu uns Kommenden zu bezaubern. Anders weiß die blinde Welt sich den Eindruck nicht zu erklären, den die Wahrheit auf Etliche macht..... Was wir hier sehen, ist eine große Aufforderung zum Gebet für dieses umnachtete Volk, wie zur unverdrossenen Arbeit unter ihm und zum anbetenden Dank gegen unsern treuen Gott und Herrn. Gegen mich selbst ist Seine Güte so groß und unaufhörlich, daß während meine schottischen Freunde mich vielleicht als einen armen Verbannten betrachten, ich meinerseits mich hier so heimisch fühle, als ich mir's hienieden überhaupt nur wünschen mag."

Ein Gnadenjahr war in der That für das etwa 5000 Einwohner zählende Städtchen Petschuia angebrochen. Wie in den Tagen der Apostel, erwachte ein allgemeines Suchen und Fragen; die Entscheidung einzelner Seelen für den Herrn erweckte Spaltung in den Familien und den bittern Widerspruch, ja den Haß und die Verfolgungssucht der Feinde. Unter all' dem aber offenbarte sich die Seligkeit der ersten Liebe, und zündend pflanzte sich das heilige Feuer von Herz zu Herz und von Dorf zu Dorf fort. Auch in Amoy selbst kehrte um diese Zeit der Herr segnend ein. Es war, als rege sich in der Muttergemeinde ein heiliger Wetteifer mit den jüngeren Sprößlingen. Die Aufmerksamkeit der Hörer in den Missionskapellen wurde ernster, die Zahl der Taufbewerber wuchs; etliche im Suchen der Einen köstlichen Perle von fern hergekommene Gäste halfen mit, die zögernden Schritte derer zu beschleunigen, die den Ruf zuerst vernommen hatten. — Doch diese ganze Erweckung sammt ihren lieblichen Erstlingsfrüchten ist Miss. Mag. 1858 und 1867 bereits so ausführlich erzählt, daß wir hier nicht länger dabei verweilen.

10. Allerlei Reisen. Swatau.

Mitten aus diesen herzerquickenden Erfahrungen heraus, rief eine schmerzliche Pflicht Burns für kurze Zeit aus China ab. Sein Freund Young wurde im Sommer 1854 durch den schnellen Tod seiner trefflichen Gattin körperlich und gemüthlich so tief erschüttert, daß er eines Begleiters in die Heimat bedurfte. Burns war alsbald zu diesem Liebesdienst bereit und sorgte auf der langen Reise mit der hingebendsten Treue für den Kranken und dessen Kindlein samt der chinesischen Wärterin. Den flüchtigen Besuch in der Heimat nützte er natürlich dazu, die bereits auch in Schottland erwachte Theilnahme für die chinesische Mission besonders in den Gemeinden zu schüren, denen er schon früher nahe gestanden war. Ungeheure Menschenmassen strömten herbei, in athemloser Stille der geliebten Stimme zu lauschen, die vor Jahren ihnen das Wort des Lebens verkündet hatte und jetzt sie hinüberführte in das ferne Land, in dem der Redner entschlossen war, im Dienst seines Herrn seine Kraft zu verzehren. Allen, die damals die alte Bekanntschaft mit ihm erneuten, fiel in seinem ganzen Wesen eine Veränderung auf, die eher einen zwanzigjährigen, als einen nur sechsjährigen Zeitraum zu verrathen schien. Schon mischte sich in seine Haare etwas grau; der feurige Ausdruck seines Auges war dem der Milde gewichen; sanfter, liebevoller, mittheilender war er auch im Umgang; man spürte ihm jetzt weniger von der Art des Täufers, dafür aber mehr Jesusähnlichkeit an. Daneben verbarg sichs nicht, wie viel sein Herz in China weilte. Oft floß er im Freundeskreise über von Schilderungen chinesischer Sitten und Zustände und von Erzählungen seiner eignen Erlebnisse, wie man sie in seinen Briefen nie fand, und noch in der Nacht konnte man ihn manchmal laut in seiner chinesischen Bibel lesen hören.

Bei Burns plötzlicher Abreise hatten die amerikanischen Brüder in Hongkong die Pflege der Neubekehrten in Petschuia übernommen; als er im März 1855 — einen Monat, nachdem sein Freund Young seinen Lauf beschloß — in Begleitung eines neuen Mitarbeiters, des wackern Theologen Douglas den Rückweg nach China antrat, wurde Letzterer für das schon gesammelte Gemeinlein bestimmt, während Burns selbst, ganz seiner Neigung entsprechend, den Auftrag erhielt, mit seiner Botschaft an neue Thüren zu pochen. Es

war gerade die Zeit, in der die seltsame, räthselhafte Geschichte der Taipings sich einer Entscheidung nahte. Man hörte über diese Rebellen die widersprechendsten Gerüchte, und in vielen christlichen Kreisen bestand der lebhafte Wunsch, es möchten doch einige der Missionare sich mit ihnen in Verbindung setzen, um ein für allemal über ihren eigentlichen Charakter und die Stellung ihrer Führer zum Christenthum ins Klare zu kommen. So sollte also Burns Nanking, ihr damaliges Hauptquartier, zu erreichen suchen und sehen, ob sich dort etwas für die Sache des Evangeliums thun lasse. Er verbarg sich die mit diesem Unternehmen verknüpften Schwierigkeiten nicht und gab sich keinen sanguinischen Hoffnungen über den etwaigen Erfolg desselben hin; aber er hielt es für seine Pflicht, den Versuch zu machen. Vergeblich suchte er indeß über Schanghai nach Nanking vorzudringen; das Mißtrauen der Mandarinen nöthigte ihn zur Umkehr.

Ungewiß, wohin er sich jetzt zu wenden habe, machte er die nächsten sechs Monate Schanghai zu seinem einstweiligen Wohnort, um von dort aus nach allen Richtungen hin seinen Samen auszustreuen. Die meiste Zeit in seinem Boot zubringend und gemächlich dem vielverzweigten Netz der Flüsse und Kanäle folgend, das sich über diesen Garten China's ausdehnt, theilte er in Begleitung des baptistischen (oder darbystischen) Missionars Taylor in Städten und Dörfern seine Bücher und Traktate aus und suchte auch durch mündliches Zeugniß den Seelen nahe zu kommen. Es ist schon viel erzählt worden von jener herrlichen, von Menschen wimmelnden Reisebene mit ihren Gruppen dunkler Maulbeerbäume und den unzähligen Segeln auf den ruhigen Gewässern; Burns Auge aber ruhte nicht auf all dieser lachenden Schönheit, sein Herz seufzte nur nach den unsterblichen Seelen, die er so ganz den Sorgen dieses zeitlichen Lebens verkauft sah. Wie freute er sich, wenn er ein und das andre Mal nicht nur neugierige Hörer, sondern auf einen gewissen Grad wenigstens auch offne Herzen fand! Mitunter konnte es fast romantische Scenen geben. So kommt er einmal mit Einbruch der Nacht in ein Dörflein von wenigen Häusern. Einen großen Zuhörerkreis erwartet er hier am wenigsten, doch kaum hält das Boot, so dringt ein Getöse wie von einer sich zerstreuenden Menge an sein Ohr. Er hört, es sei da ein ungewöhnlich sittenloses Lustspiel aufgeführt worden, die Leute haben sich aber bereits

verlaufen und es sei zu spät, sie noch zu erreichen. Er eilt mit seinen Begleitern ans Land und trifft da um's Spiel- und Eßhaus her noch eine ziemliche Anzahl beisamnen. Beim bunten Laternenschein redet er sie ernst und liebend an, und wie niedergeschmettert von solcher Botschaft an solchem Ort halten die Leute ihm stille. Er ladet sie ein, im Namen des Heilands der Sünder mit ihm zum lebendigen Gott zu beten, damit er sie von ihren Missethaten reinige und vor der Strafe rette, die sie sich dadurch bereiten. Anfangs hört man einiges Gemurmel; mehr und mehr aber herrscht athemlose Stille.

Allenthalben fand Burns großes Verlangen nach Büchern; ein schon von so vielen Missionaren besetzter Platz wie Schanghai war aber nicht der Ort, den er als seinen bleibenden Wirkungskreis betrachten konnte; zu arbeiten, wo noch kein Andrer gearbeitet hatte, war's ja, wonach sein Herz sich sehnte. Nicht von ungefähr erschien es ihm daher, als im Frühling 1856 ein frommer Kapitän ihm freie Ueberfahrt nach Swatau anbot, und ihm die dortige Gegend als ein vielversprechendes und noch ganz unangebautes Missionsfeld bezeichnete. Nachdem er die Sache sich vor dem Herrn überlegt, gieng er darauf ein und langte nach sechstägiger Fahrt glücklich in der neu emporblühenden Handelsstadt an, die zwar damals dem Verkehr mit den Fremden noch nicht gesetzlich erschlossen war, aber jetzt schon ihn in beschränkter Weise pflog. Zwei Stunden vor der Stadt am Eingang des Hafens liegt nämlich die kleine Doppelinsel, die von Norden wie von Süden kommenden Schiffen bequeme Ankerplätze bietet und bereits den Ausländern offen stand. — Zwischen Hongkong und Amoy etwa in der Mitte gelegen, bildet Swatau den eigentlichen Schlüssel zu den volkreichen Südprovinzen, auf die Burns gleich beim Beginn seiner Missionslaufbahn mit besondrer Liebe sein Auge geworfen hatte. Taylor war auch hier sein Begleiter. Mit unerwarteter Bereitwilligkeit überließ man ihnen eine Miethwohnung, die freilich nur für Leute wie sie paßte. Als der freundliche Kapitän, der die Beiden nach Swatau gebracht hatte, sie in ihrer elenden Herberge mitten unter den verkommensten Leuten aller Klassen besuchte, meinte er: „Aber gewiß könnten Sie doch ein besseres Quartier finden, Herr Burns." Dieser jedoch entgegnete lachend, er sei in dieser Gesellschaft viel vergnügter, als umgeben von allen erdenklichen Bequemlichkeiten; seine sämtlichen Auslagen belaufen sich

auf 25 fl. monatlich! Bald zeigte sich's indeß, daß er einen ungemein harten Boden vor sich hatte. „Die Leute scheinen mir hier wo möglich noch blinder und verknöcherter in Götzendienst und Sünde als an irgend einem andern Platz, an dem ich schon arbeitete, Kanton vielleicht ausgenommen. Obgleich auch die hiesige Bevölkerung sich in den gewöhnlichen Formen chinesischer Civilisation bewegt, läuft in gewissen Beziehungen daneben eine Barbarei her, von der ich in China sonst nirgends etwas sah und hörte. Die Fischer, Bootsleute und Feldarbeiter verrichten Sommers ihre Geschäfte gleich nackten Wilden, und von glaubwürdiger Seite wird mir gesagt, daß innerhalb der letzten 20 Jahre Personen, die in Stammfehden zu Gefangenen gemacht worden waren, nicht nur in Stücke gehauen wurden, sondern daß ihre Feinde sogar ihr Herz kochten und verschlangen. Das ist der Charakter des Heidenthums in diesem Theile des civilisirten Reichs der Mitte. Den allgemeinen Sittenzerfall schreibe ich großentheils den Verheerungen des Opiums zu, denen wir hier auf allen Seiten begegnen. Wann werden doch endlich die, welche die Macht dazu haben, Maßregeln gegen den Opiumhandel ergreifen, der diesem Volk so unbeschreibliches Unheil zufügt und dessen Ueberhandnahme durch seine unmittelbaren, wie durch seine mittelbaren Wirkungen — Armuth und Anarchie — einen Theil dieser Nation von der Erde zu vertilgen droht! Wie verblendet durch die Liebe zum Geld sind doch diejenigen, die sich durch einen solchen Handel zu bereichern suchen! Ach, wie nöthig sind hier zu Lande Boten des Evangeliums und die Macht Gottes, um deren Worte zu begleiten! Wo sind die Freiwilligen für diesen Dienst, und wer ist bereit, ihre Hände in diesem Kampf zu stärken? — Heute Nacht um zwei Uhr sind Räuber bei uns eingedrungen und haben uns Alles genommen, außer den Kleidern, die wir auf dem Leibe tragen; uns selbst thaten sie nichts zu Leide. Das ist eine neue Aufforderung zur Fürbitte und zum Mitleiden mit diesem armen, so tief in Nacht und Sünde versunkenen Volk."

Eben erfreuten Burns die ersten Lichtstrahlen, indem die Bewohner verschiedener Dörfer ihn mit großer Freundlichkeit aufnahmen und sehr nach Büchern verlangten, als er im August 1856 in Tschau-tschau-fu als Fremder erkannt und mit seinen zwei eingebornen Gefährten festgenommen und gefangen gesetzt wurde. Beim Verhör sollte er chinesischer Sitte gemäß niederknieen. Ehrerbietig,

aber fest erklärte er, das könne er nicht; auf ein Knie wolle er sich gerne niederlassen, wie er es vor der Beherrscherin seines Landes, der Königin Viktoria thun würde; beide Kniee aber beuge er nur vor dem König der Könige. Der Magistrat war betroffen und ließ Burns gewähren. Er selbst wurde hierauf in einem Flußboot nach Kanton hinabtransportirt, um dort dem englischen Konsul überliefert zu werden, während man seine beiden Gefährten an Ort und Stelle in Verwahrsam behielt. Fieberkrank langte er nach 31tägiger Fahrt in Kanton an. Die amtliche Urkunde, die den Gefangenen begleitete, ist ein zu charakteristisches chinesisches Aktenstück, um hier nicht einen Platz zu finden:

„Kommissär Yeh an den Konsul Parkes.

„Oberkommissär Yeh, kaiserlicher Gouverneur der beiden Kwang-Provinzen, erläßt folgende Mittheilung an Hr. Parkes, Konsul Ihrer britischen Majestät in Kanton.

„Ich habe vor mir einen Bericht der obersten Civilbehörde des Distrikts Hae-yang in dem Bezirk Tschau-tschau-fu, der folgende Angaben enthält:

„Da es die Pflicht Ihres Dieners ist, mit der Militärbehörde dieser Stadt gemeinsam über deren Sicherheit zu wachen, bemerkten wir, unsres Berufs wartend, in einem auf dem Fluß liegenden Boot plötzlich drei Personen, deren Erscheinung etwas Ungewöhnliches hatte. Wir fanden in ihrem Boot sieben Bände fremder Bücher und drei Stöße Traktate, die wir sofort in Verwahrung nahmen. Sonst hatten sie nichts bei sich. Die Männer selbst hatten rasirte Köpfe, trugen ihr Haar in einen Zopf geflochten und waren chinesisch gekleidet. Das Gesicht des Einen hatte jedoch etwas fremdartiges; auch seine Betonung und Ausdrucksweise glich nicht ganz der der Chinesen. Wir verhörten ihn daher sorgfältig, wobei er angab, sein wirklicher Name sei Pin-wei-lin (William Burns); er sei ein Engländer, 42 Jahre alt, und habe als ein Diener der Lehre Jesu seit einiger Zeit sich damit beschäftigt, seine Nebenmenschen zu guten Thaten zu ermahnen. Im Jahr 1847 habe er seine Heimat verlassen und sei nach China gereist. Zuerst habe er zwei Jahre in Viktoria gewohnt, dann mehr als eines in den fremden Faktoreien in Kanton. Nachher habe er Schanghai, Amoy und andre Plätze besucht und mehrere Jahre dort zugebracht; überall, wo er hingekommen sei, habe er die Sprache der Chinesen erlernt und in ihr

seine Ermahnungen an das Volk gerichtet und die Bücher Jesu erklärt, aber ohne von irgend Jemand die geringste Bezahlung dafür anzunehmen. Im J. 1854 schiffte er sich in Amoy ein, um einen Besuch in seiner Heimat zu machen, und im März 1855 schloß er sich an einen seiner Landsleute an, der in Handelsgeschäften nach Schanghai gieng. 'Ich begleitete ihn dorthin in seinem Schiff', sagte Burns, 'und blieb dort, um christliche Bücher zu vertheilen. Im sechsten Monat dieses Jahrs verließ ich Schanghai auf einem fremden Handelsschiff und segelte nach Swatau. Dort traf ich am zwölften Tage des siebenten Monats mit Lea-yuen und Tschin-a-seum, den beiden Chinesen zusammen, die jetzt mit mir festgenommen worden sind. Ich nahm sie zu Führern, und wir giengen zusammen nach Yenfan. Von dort kamen wir in diese Stadt mit der Absicht, einige unsrer Bücher zu vertheilen. Kaum waren wir jedoch am neunzehnten Tag des siebenten Monats am Ufer angelangt, so sahen wir uns unter Aufsicht gestellt und unsrer Freiheit beraubt. Wir hatten indeß keine andern Absichten, als die hier angegebenen, und ich bezeuge, daß diese Aussagen der strengsten Wahrheit gemäß sind.'

„Dieß ist die Aussage des Missionars William Burns, der zusammen mit seinen sieben Bänden fremder Bücher und seinen drei Stößen Traktate einem Offizier übergeben und in dieses Amtslokale in Verwahrsam gebracht wurde.

„Nachdem ich obigen Bericht geprüft, habe ich, der kaiserliche Kommissär, zu bemerken, daß die Stadt Tschau-tschau-fu nicht zu den dem fremden Handel geöffneten Plätzen gehört und darum nie von Fremden besucht wurde. Ich kann es somit nur als höchst unpassend betrachten, daß William Burns (gesetzt er sei wirklich ein Engländer) seine Kleidung wechselte, seinen Kopf rasirte, die chinesische Tracht annahm und auf so unregelmäßige Art ins Innere eindrang. Und obgleich er bei seinem Verhör durch die Behörde fest behauptete, religiöse Belehrungen und die Vertheilung von Büchern sei sein einziger Zweck und seine einzige Beschäftigung, so darf gewiß mit Recht gefragt werden: Warum verließ William Burns Schanghai, und warum kam er nach Tschau-tschau-fu gerade zu einer Zeit, in der Kiang-nan und andre Provinzen der Schauplatz von Feindseligkeiten sind? Oder kann ein die Sprache China's redender Mensch wirklich ein Engländer sein? Gibt er sich nicht vielleicht nur für einen solchen aus, um irgendwelches Unheil zu stiften?

„Ich habe Befehl gegeben, ihn dem Konsul besagter Nation zu überliefern, damit er in Betreff seiner die Wahrheit ergründe und ihn überwache; zu welchem Ende ich ihm die obigen Einzelheiten zu wissen thue.

„William Burns, sieben Bände fremder Bücher und drei Stöße Traktate begleiten diese Deklaration."

Mit Recht betrachtete Burns in der Folge diese glückliche Lösung seines Abenteuers als einen merkwürdigen Beweis von Gottes väterlicher Leitung, denn seine Verhaftung fand unmittelbar vor jenen blutigen Scenen in Kanton statt, durch welche der grausame Yeh den zweiten chinesischen Krieg heraufbeschwor, zu dem der Zündstoff sich allerdings schon lange angesammelt hatte. Leicht läßt sich da ermessen, was Burns Loos gewesen wäre, wenn er nur kurze Zeit später in die Hände des furchtbaren Mannes gefallen wäre, der gegen ihn sich so überraschend mild bewies. Welcher Verdacht hätte ferner ihn allem Anschein nach billig getroffen, wenn von seinem Versuch, ins Lager der Rebellen vorzudringen, etwas verlautet wäre! Auch darin, daß bei seinem Verhör der Taipings in keiner Weise erwähnt und in Betreff seines Aufenthalts in Schanghai nicht eine einzige Frage an ihn gerichtet wurde, die ihn in Verlegenheit hätte bringen können, erkannte er eine gnädige Führung. Wie nahe jene Gefahr lag, stand ihm auf der langen, beschwerlichen Flußreise lebhaft vor der Seele, und bitter wäre es ihm natürlich gewesen, als ein vermeintlicher Rebell zu leiden, so gerne er auch um des Namens Jesu willen sich zur Verantwortung ziehen ließ. Zum Glück hatte er, die Gefährlichkeit seines Unternehmens erkennend, über jene Reise sogar gegen seine Freunde jede Mittheilung vermieden, die den Weg in eines der Schanghaiblätter finden, und so dieselbe auch den chinesischen Behörden hätte verrathen können.

Am liebsten wäre Burns nun sogleich nach Swatau zurückgekehrt; der englische Bevollmächtigte ließ ihn jedoch wissen, nach der erhaltenen Mittheilung würde er diesen Schritt für unklug und unpassend halten. So blieb er denn eine Weile im Kreise der englischen und amerikanischen Missionare in Kanton, aber lange litt es ihn da nicht; schon die Sorge für seine von den amerikanischen Baptisten in Amoy ausgesandten Begleiter, die er im Gefängniß zurückgelassen hatte, trieb ihn unwiderstehlich nach Swatau. Mit

Schmerz und Freude erfuhr er da, daß die chinesischen Behörden ihnen gegenüber mit einer Härte verfahren waren, die sie sich gegen einen Fremden nicht erlaubt hätten, daß aber die Beiden sich dabei als standhafte Christen bewährt hatten. Sie hatten mit einem einer Schuhsohle ähnlichen Schlegel 40 Backenstreiche erhalten, sich aber gefreut, um Jesu willen Schmach zu leiden, und waren nicht müde geworden, ihren Mitgefangenen von Seiner Liebe zu erzählen. Nach viermonatlicher Haft wurden sie auf Burns Fürsprache endlich in Freiheit gesetzt; der Herr aber schenkte ihnen als Frucht ihres Aufenthalts im Kerker einen ihrer Mitgefangenen.

Zur Zeit ihrer Verhaftung befand sich Taylor eben auf einer Reise nach Schanghai; Burns traf ihn bei seiner eignen Rückkehr nicht wieder, dafür aber fand er einen neuen Mitarbeiter an dem wesleyanischen Dr. De la Porte auf der Doppelinsel. Zwei Tage wöchentlich widmete der Letztere nun der ärztlichen Berathung der Eingebornen, wobei Burns den Dolmetscher machte, während in einem Nebenzimmer zwei bekehrte Chinesen die wartenden Patienten auf den großen Seelenarzt hinwiesen. 40—50 Personen wurden so gewöhnlich an Einem Tag leiblich und geistlich bedient; die übrige Zeit widmete Burns, wie seither, der Verkündigung des Worts. Noch durfte er davon zwar keine greifbaren Früchte sehen, aber ungemein ermuthigend war die allgemeine Freundlichkeit, womit man seine Botschaft aufnahm. Ungestört durch den nun entbrannten Krieg giengen diese Friedenswerke fort, und trotz der geringen Entfernung vom Schauplatz der Feindseligkeiten standen Burns und De la Porte selbst mit den chinesischen Behörden im besten Einvernehmen. Nur zweimal wurde Burns von den politischen Vorgängen jener Tage etwas unmittelbarer berührt: das einemal durch das ehrende Anerbieten Lord Panmures, mit Rang und Gehalt eines Majors die Stelle eines Feldkaplans bei den englischen Streitkräften in jener Gegend zu übernehmen, das andremal durch die Einladung Lord Elgins, an Bord des Furious mit ihm zu speisen. Die Kaplanstelle lehnte Burns ehrerbietig, aber entschieden ab, da ihm in den Augen der Chinesen in Zukunft ein unauslöschlicher Makel hätte ankleben müssen, wenn er eine Zeitlang der Begleiter der in ihr Land einfallenden feindlichen Truppen geworden wäre; die Begegnung mit Lord Elgin benützte er, um demselben mit allem Freimuth seine Ansicht über den Opiumhandel, die Kuli-Ausfuhr

u. dgl. Dinge darzulegen. Vielleicht ist es auch dieser Besprechung zu danken, daß Swatau im Vertrag von Tientsin den Fremden geöffnet wurde. Burns bewahrte dem edlen Mann zeitlebens die größte Hochachtung, wie auch Lord Elgin seinerseits als Generalgouverneur von Indien noch in der freundlichsten Weise mit ihm verkehrte, als er einmal in einer besondern Angelegenheit ihn um seine gütige Vermittlung bat.

Statt Feldkaplan wurde Burns im Januar 1858 eine Weile Werkmeister und Zimmermann. Erschlafft durch die enge, dumpfe Luft seiner Wohnung in Swatau, besuchte er seinen Freund De la Porte in seinem frei gelegenen Hause auf der Doppelinsel. Dieser bewegte bereits den Gedanken an die Rückkehr nach England, der auch zur Ausführung kam; das Haus aber sollte der Mission verbleiben. Da leitete denn Burns nicht nur die nöthigen Ausbesserungen und Veränderungen, sondern legte tüchtig mit Hand an, und das Werk lobte den Meister: bei einem Sturm, der kurz darauf sämmtliche Schiffe auseinanderjagte und die meisten Häuser in Swatau und auf der Doppelinsel schwer beschädigte, war das Gebäude von De la Porte in der ganzen Umgebung das einzige, das dem Toben des Windes Trotz bot.

Lange sollte aber auch Burns eigener Aufenthalt in Swatau nicht mehr dauern, nachdem er zum zweiten Mal einen lieben Gefährten hatte scheiden sehen. Er konnte allein das begonnene Werk nur in sehr beschränkter Weise fortsetzen, und dazu kamen dringende Bitten aus Amoy, er möchte für einige Zeit wenigstens in jene Dörfer der Provinz Fokien zurückkehren, in denen der Herr seinen Dienst so reich gesegnet hatte. Zögernd entschloß er sich dazu auf die Zusage hin, daß der kürzlich dort angelangte Miss. Smith inzwischen seine Stelle in Swatau ausfülle. In den letzten Oktobertagen traf er in Amoy ein und bezog da mit tief bewegtem Herzen das Zimmer des im Juli entschlafenen, im ganzen Missionskreis schmerzlich betrauerten, unvergeßlichen Landsmannes David Sandeman.

11. Alte und neue Wirkungskreise.

Beinahe neun Jahre noch sollte zwar Burns selbst hienieden weilen, allein wir können diese inhaltsreiche Zeit kurz zusammen-

fassen, da von den Segensspuren, die allenthalben die Schritte des unermüdlichen Arbeiters bezeichneten, das Wesentlichste schon Miss. Mag. 1867 erzählt ist. Möglichst unbeachtet von menschlichen Zeugen auf dem weiten chinesischen Ackerfeld immer neue Furchen zu ziehen und sich selbst als lebendiges Samenkorn gewissermaßen darein zu begraben, blieb bis zuletzt das Sehnen seines Herzens. Daneben aber suchte er nirgends eine neue Mission zu gründen, sondern nur Andern den Weg zu bereiten und wo er vor ihm gekommenen Sendboten begegnete, deren Hände zu stärken. „Schickt mir nur keinen Mitarbeiter; ich will der Mitarbeiter Andrer sein," war seine Losung. Durch seine herzliche Demuth und weitherzige Liebe in seltenem Maße geschickt, überall mit Hand anzulegen, wo es eine Lücke auszufüllen, an einem besonders schwachen Punkte nachzuhelfen gab, wirkte er gleich fröhlich mit englischen, amerikanischen und deutschen Brüdern der verschiedensten evangelischen Bekenntnisse zusammen, wie mit denen seiner eigenen Kirche, und gab sich, wo der Herr ihn in ihren Kreis führte, nicht nur rückhaltslos dem so oft entbehrten Genuß christlicher Gemeinschaft hin, sondern wurde den Missionsfamilien auch ein allezeit willkommener Hausfreund voll der herzlichsten Liebe und Theilnahme und unerschöpflicher Geistesfrische und Heiterkeit.*)

Blühend und grünend hatte Burns im Sommer 1854 die Gemeinden um Amoy her verlassen. Sein junger Nachfolger Douglas langte das Jahr darauf gerade noch im rechten Augenblick an, um gleich bei seinem Eintritt in den Missionsdienst an den Segnungen Theil zu nehmen, die drei Jahre hindurch fast ununterbrochen diesem ausnahmsweise begnadigten Gebiet geschenkt wurden. Bald wetteiferten die Tochtergemeinden in Bayay und Tschiobei mit der Mutterkirche in Petschuia, und willigen Herzens wurden in Ermanglung europäischer Lehrer und eingeborner Evangelisten die Neubekehrten selbst Christi Boten unter ihren Landsleuten. Oefters geschah es, daß eine redliche Seele, die nur ein einziges Mal in einer der Gemeinden die göttliche Einladung vernommen hatte, einen Keim des ewigen Lebens mit sich nach Hause trug und rings von

*) Burns hatte auch viel Sinn fürs Komische. So lachte er einmal laut auf, als er die Anrede des Tertullus an Felix las. Befragt, warum? antwortete er: der Gedanke, wie in derselben Lage ein Chinese so ganz und gar das Gleiche sagen würde, habe ihn so unwiderstehlich zum Lachen gereizt.

Götzendienern umgeben, anfieng zu dem wahren Gott zu beten und den Sonntag heilig zu halten, bis irgend ein Evangelist des Weges kam, das zarte Pflänzlein zu begießen und zu pflegen. Noch kräftiger schritt die Ausbreitung des Evangeliums voran, als etwa ein Jahr nach seiner Ankunft Douglas selbst anfangen konnte, es in der Landessprache zu verkünden. Alte Stationen wuchsen, neue erstanden; bald gab es im ganzen Bezirk keinen bedeutenderen Ort mehr, in dem die Friedensbotschaft noch nicht erschallt war. Selten verstrich ein Monat, ohne daß in einer oder der andern Gemeinde etliche Personen Taufunterricht begehrten oder die Taufe empfiengen, während die Mehrzahl der älteren Bekehrten erfreuliche Fortschritte in christlicher Erfahrung und Erkenntniß machte; daneben füllte sich unter Douglas persönlicher Leitung in Amoy eine hoffnungsvolle Evangelistenschule. Selbst gleichgiltige Zuschauer mußten gestehen, daß hier etwas Neues vorgehe.

Wo aber hätte je der Herr einen Acker gehabt, ohne daß auch der Feind sein Unkraut darauf säete? Eine solche Sichtungszeit brach im Sommer 1858 für Petschuia an und wurde die Veranlassung, daß der bedrängte Douglas sich um Rath und Beistand an den erfahrenen Freund wandte, der sich inzwischen gemüht hatte, den vergleichungsweise undankbaren Boden Swataus umzubrechen.

Burns fand bei seiner Ankunft das Uebel geringer als er sichs gedacht, und konnte im Rückblick auf die Zeit, da er fünf Jahre zuvor das erstemal nach Petschuia kam und weit umher noch keinen einzigen Jünger Jesu fand, Gott nur danken für die Realität des hier begonnenen Gnadenwerks. Zwei der in Sünden Gefallenen wurden, als mildere Maßregeln erfolglos blieben, von der Gemeinde ausgeschlossen, zwei Andere unter treue und liebende Aufsicht gestellt. Dann feierte man auf den Vorschlag eines Gemeindeältesten eine ernste Fasten- und Gebetszeit, in der aufs Neue das Wehen des Geistes fühlbar war. Der Herr lenkte im Ganzen die von Vielen schmerzlich betrauerten Schäden in der Weise noch zum Guten, daß nun vollends Alles ans Licht kam, was, wenn es unerkannt geblieben wäre, das fernere Wachsthum der Gemeinde hätte hindern müssen, und daß dieselbe gedemüthigt, geläutert und gestärkt aus dem Feuer hervorgieng. Für die Missionsfreunde in der Heimat aber wurden diese Ereignisse ein Sporn zu erneutem Eifer in der Fürbitte, indem Dr. Hamilton seinen Bericht darüber mit der Be-

merkung begleitete: „Laßt uns ja die vielen Hindernisse nicht vergessen, mit denen die Neubekehrten in einem solchen Lande sowohl ihrer eigenen Gewohnheiten, als der sie umgebenden Einflüsse wegen zu kämpfen haben. Noch schwach im Glauben und in der Erfahrung, sind sie wie Schafe mitten unter den Wölfen. Wenn wir ihrer vor dem Herrn gedenken, haben wir uns zu erinnern, daß diese Gemeinden in den Schooß des Heidenthums hinein gepflanzt sind, wie Lilien unter Dornen."

Lieblich gedieh nun aufs Neue das Werk des Herrn, und noch vor Jahresschluß feierte die presbyterianische Gemeinde in Amoy einen Festtag, an dem gehobenen Herzens sämtliche dort arbeitenden Missionar samt ihren Bekehrten Theil nahmen. Nach viel Gebet und sorgfältigem Kostenüberschlag war sie zu dem Entschluß gekommen, auf eigene Rechnung zwei Evangelisten auszusenden, hatte selbständig die ihr hiezu tauglich scheinenden Männer bezeichnet, und nun wurden dieselben, nachdem die Missionare die Wahl gebilligt, zu ihrem Beruf eingesegnet. Der Eindruck dieses Tags auf die übrigen Missionsgemeinden war so anregend, daß die der Londoner Brüder alsbald dem gegebenen Beispiel folgte. Während jene beiden Amoy-Evangelisten die Nachbardörfer auf der Insel selbst besuchten, unternahmen die Missionare auf den Gewässern des Festlandes mit ihrem Evangeliumsboot größere Reisen und streuten an immer neuen Orten ihren Samen aus.

Burns aber zog es nun wieder in die Ferne. Am einladendsten zur Verkündigung des Werks erschien ihm zunächst Futscheu, die 500,000 Einwohner zählende Hauptstadt der Provinz Fokien. Schon befanden sich zwar dort Bostoner, amerikanisch-methodistische und englisch-kirchliche Missionare, ihnen Allen jedoch war ein Gehilfe wie er hoch willkommen. — Hauptsächlich nach zwei Richtungen hin machte er sich den dortigen Brüdern nützlich: durch seinen Einfluß auf die Nationalgehilfen, deren Arbeit er vielfach theilte, und dann durch eine Uebersetzung geistlicher Lieder, die in den Gemeinden großen Anklang fand. Ueber beide Seiten seiner Wirksamkeit sagt einer der Bostoner Brüder: „Unsre eingebornen Gehilfen gewannen schnell große Hochachtung für ihn, und ihr inneres Leben wurde durch den Umgang mit ihm sichtbar vertieft und erfrischt. Seine Macht über sie wurzelte in seiner innigen Frömmigkeit, seiner genauen Kenntniß der chinesischen Sprache, seiner außerordentlichen

Schriftkunde und der Ganzheit seiner Richtung. Wir erkannten es Alle als einen großen Gewinn, sie unter seiner Leitung zu wissen. — Vor seiner Ankunft gebrauchten wir bei unsern Gottesdiensten, wie das in der chinesischen Mission allgemein üblich war, nur Lieder in der Schriftsprache. Sein Versuch, dieselben in die Volkssprache umzudichten und in dieser einzuführen stand zwar nicht ganz vereinzelt da, war aber der einzige von Erfolg begleitete. Er entfaltete dabei die ganze ihm eigenthümliche Begeisterung; und seine Charakterfestigkeit fiel sehr ins Gewicht bei der Ueberwindung der Vorurtheile der gebildeteren Klassen. Unser Gesangbuch ist seither bedeutend vergrößert worden, aber die allgemeinen Lieblingslieder sind noch immer die von Burns übersetzten."

(Schluß folgt.)

Missions-Zeitung.

Das Sinken des Hinduismus.

Der frühere Generalgouverneur Lord Lawrence hat neulich auf einem Missionsfest in Highbury sich über den Fortschritt der Christianisirung Indiens ausgesprochen und bei dieser Gelegenheit die Aeußerung gewagt: „Ich glaube, daß trotz Allem, was das englische Volk zum Besten jenes Landes schon gethan hat, die Missionare doch mehr ausgerichtet haben als alle andern Einwirkungen zusammen." Er hegt die feste Erwartung, daß zur rechten Zeit, wenn erst die Massen den Glauben an ihre Religion verloren haben, dieselben im Christenthum einen Ersatz für das Verlorene suchen und finden werden. Wie tief der Hinduglaube durch weltlichen Unterricht bereits erschüttert sei, habe er selbst von einem gebildeten Hindu sich sagen lassen, der auf die Frage: was glaubt ihr denn? erwiedert habe: „Wir theilen uns in zwei Klassen; die Mehrzahl glaubt nichts, die Minderzahl glaubt einfach an Einen Gott." Bejammernswerth sei wirklich der Zustand der europäisch gebildeten Indier, sofern die alten sittlichen Bande bei ihnen alle Kraft verloren haben, während sie doch der Macht des Christenthums sich ängstlich zu erwehren trachten.

Wie stark aber die Europäisirung dieser Gebildeten fortschreitet, mag ein Brief zeigen, den kürzlich der gelehrte Radscha Indra Lāla Mitra an Dr. Sprenger geschrieben hat:

„Der Alpdruck der Jahrhunderte hat nachgelassen; in Calcutta und Bombay geht es schon rüstig vorwärts. Wiederverheirathungen von Wittwen gehören jetzt zu den Alltäglichkeiten. Als Sie noch unter uns waren (vor 1857) hätten Sie sich wohl nicht träumen lassen, daß eine Ehe geschlossen werden könne zwischen einem Sudra und einer Brahmana, beide hochgeachteten Familien der Stadt (Calcutta) angehörig, und daß die Trauung vollzogen werden sollte ohne irgend welche religiöse Gebräuche, einfach durch feierliche Erklärung des Paares in Gegenwart von

fünfhundert und etlichen Personen der besten Gesellschaft. Dies sind aber nur die ersten Schritte nach einem fernern Ziele, welches wir nicht erreichen werden, wenn nicht von außen uns moralischer Beistand zu Hilfe kommt." (Er denkt dabei an das deutsche Volk, als „das geistkräftigste der Gegenwart", das sich an die Spitze eines solchen Kampfes stellen sollte.)

Ein wunderlicher Kauz.

Ein englischer Hauptmann Remington hat sich neulich zu einem Einsiedlerleben nach Hinduart entschlossen, wovon eine Zeitung in Laknau Bericht erstattete. Darauf schrieb er: „Sie behaupten, ich sei zur Hindureligion übergetreten. Das ist ein Irrthum, wie er der Welt leicht begegnen kann, da sie die Leute gewöhnlich nach dem Kleid, das sie anziehen, beurtheilt. Nichts aber kann der Wahrheit mehr entgegen sein. Was ich beabsichtige, ist die Vernichtung aller Unterschiede von Kaste, Glaubensbekenntniß, Farbe, Kleidung, Nahrung ꝛc.; die Menschen zu belehren, daß sie alle Brüder seien, und wie thöricht sie handeln, wenn sie mit einander über Fabeln streiten, die sie Religion heißen, und einer des Nächsten Brauch und Tracht bekrittelt; ihnen zu zeigen, daß wenn sie ihr Herz gegen Brüder verhärten, sie sich damit eine Hölle bereiten; zu zeigen, daß der Fluch der Menschheit im Wissen von Gut und Böse besteht; daß es ebenso unnütz ist, das Gute zu erkennen oder zu thun, als das Böse zu erkennen und zu thun; daß das beste Vorbild für sie das Kind ist, das von Beidem nichts weiß; den Stolz der Vernunft und des Verstandes zu demüthigen, weil beide den Menschen seine Entartung vergessen lassen und ihn auf die Einbildung bringen, er könne sich selbst selig machen; sie zu lehren, daß die großen Werke und Maschinen, welche sie schaffen, ihnen nicht als Entschuldigung dienen können für die Vernachlässigung der besonderen Maschine (des Leibes) die ihnen anvertraut ist. Mich darum einen Hindu zu heißen, ist ganz falsch. Da die Erkenntniß des Guten und Bösen der Fluch der Menschheit ist, besteht die Erlösung derselben in der Vernichtung dieser Erkenntniß."

Der arme Mensch weiß augenscheinlich selbst nicht, welcher Religion er angehört, aber trotz seines Protestes gegen Kastenunterschiede ist er doch ein hinduisirter Christ zu nennen, der uns wenigstens zeigen mag, wie der Hinduismus auch auf haltlose Europäer missionirend wirkt.

Bücherschau.

Die Bedeutung der Atlantik-Pacifik-Eisenbahn für das Reich Gottes. Eine Festschrift von Lic. C. H. Ch. Plath, Missionsinspektor und Privatdocent. Berlin 1871, W. Schultze.

Diese Festschrift, dem Jubilar Dr. Tholuck auf seinen Ehrentag, den 2. December 1870, gewidmet, setzt sich vor, das Weltereigniß

zu besprechen, das sich am 10. Mai 1869 durch die Vollendung der großen nordamerikanischen Eisenbahn vollzog. Nachdem nämlich der geistreiche Verfasser die Vorbereitung und Ausführung dieses bedeutenden Werks der Menschenhände beschrieben hat, theilt er erst die weit auseinandergehenden Urtheile über den damit von der Naturwissenschaft und Ingenieurkunst erzielten Erfolg mit und untersucht dann, welche Aufgabe zunächst der amerikanischen Kirche aus demselben erwächst. Man kann sie verschiedentlich bezeichnen: einmal als Bekämpfung der Abgötterei, die mit solchen civilisatorischen Fortschritten getrieben wird; weiter als ein Ringen mit dem aufwachsenden Geldadel, der in den Eisenbahnmagnaten zu gipfeln scheint; besonders aber als Benützung der neuen Verkehrsader für die Verbreitung christlicher Sittlichkeit, für Expansion und Consolidirung der bestehenden Kirchengemeinschaften.

Nebenbei hofft der Verfasser, daß von dieser Eröffnung des abgeschlossenen Innern auch eine Verdrängung des mormonischen Unwesens zu erwarten sei, wie denn bereits verlaute, die Mormonen bereiten sich auf weitere Auswanderung, etwa nach Südafrika, wie früher nach einer der Hawaii-Inseln. Die Mormonen selbst scheinen hierüber noch immer anders zu denken. Gerade liegt vor mir eine Predigt, welche der berüchtigte Aelteste Orson Pratt am 18. December 1870 im Tabernakel der Salzstadt gehalten hat, um die wunderbare Erfüllung so vieler jesaianischer Weissagungen im Gemeinwesen von Utah nachzuweisen. Darin wird auch der „Bahn" ausführlich gedacht, welche schon Jesaia (62, 10) geschaut habe, Jahrtausende ehe die Mormonen — wenigstens auf eine Strecke von 400 englischen Meilen — sie bauten. Durch die Tunnels, welche dem Seher als „Thore" erschienen, fahren die Erlösten des Herrn, das heilige Volk, aus allen Nationen gesammelt, „zur besuchten und unverlassenen Stadt," ein, welche natürlich das neue Zion der Salzstadt ist. Ebenso wird in der Neujahrsrede des Aeltesten Woodruff (Deseret News, 11. Januar 1871) das Volk Gottes glücklich gepriesen, daß es diese herrliche Zeit erlebt, auf welche volle Dreiviertheile aller Verheißungen Jesaias sich beziehen, da auf den Bergen Israels das Panier erhoben wird und auf der großen Bahn die Erlösten kommen aus allen Ländern, zum Lichte Zions zu pilgern. Dies sei nur beiläufig erwähnt, damit man sich über die Stimmung der Mormonen keiner Täuschung hingebe. Erst wer-

den wohl allerhand antichristliche Elemente die Bahn gehörig ausnützen, ehe ihr Dienst für Gottes Reich ans Licht kommen wird.

Die gedankenreiche Schrift sucht nun in immer fernere Zukunftszeiten das Menschengeschlechts zu bringen. Natürlich wird der einmal geweckte Wandertrieb ganz neue Dimensionen annehmen, dabei auch die Juden nicht vergessen sind, welche bereits den Handel von San Francisco beherrschen. Die Drittelsmillion von Indianerresten, deren Jagdgründe die Bahn durchschneidet, wird von den Weißen absorbirt; die vier Millionen Neger, fortan noch mehr zerstreut, entgehen wohl kaum demselben Schicksal. (Der Verfasser glaubt, daß die nach der Emancipation eingetretene Sterblichkeit noch fortdaure, was andere Nachrichten sehr zweifelhaft machen). Dagegen werden die vom Golde Californiens angelockten Chinesen viel weiter ins Innere verbreitet und nun stoßen die mongolische und kaukasische Rasse gewaltig aufeinander; Ostasien wird von den Amerikanern erobert oder doch mächtig beeinflußt. Ein ungeahntes Nivelliren und Durcheinanderwürfeln der Völker tritt ein, und die Union wird immer mehr der Schmelztigel, in dem sich die Nationen amalgamiren. Kirche, Kultur und Staatenbildung werden für ihre weitere Entwicklung immer entschiedener westwärts gewiesen, und um den stillen Ocean her vollendet sich, nachdem der atlantische zu einem Mittelmeer herabgesunken, die Menschengeschichte. Eine Fülle anregender Gedanken ist in dem Schriftchen niedergelegt.

G. Fritschel, Geschichte der christlichen Missionen unter den Indianern Nordamerikas im 17. und 18. Jahrhundert. Nürnberg, G. Löhe. 1870. 24 Sgr.

Dieses Werk, so anspruchslos und jeder gelehrten oder rhetorischen Ausschmückung baar es auftritt, ist eine wahre Bereicherung der Missionsliteratur. Geht es nicht immer auf die Quellen selbst zurück, so bringt es doch den Stoff für seine fünf Abschnitte aus vielen, den meisten Deutschen unzugänglichen amerikanischen Schriften zusammen, welche uns Manches, wie z. B. Eliots Wirken in einem neuen Licht erscheinen lassen. Der Verfasser zeigt sehr gut, welchen Grund das kühle Interesse hat, das der Indianermission auch unter Christen geschenkt wird: es ist nicht irgendwelche Hoffnungslosigkeit treuer Arbeit an diesen dahinschwindenden Stämmen, sondern die traurige Thatsache, daß die Behandlung, welche den Rothhäuten seitens der Masse der Weißen zu Theil wird, jedes Aufleben derselben hemmt und am Ende erdrückt, wenn auch viele Einzelne gerettet werden.

Dr. Albert Ostertag.

Mit bewegtem Herzen zeigen wir den Heimgang des früheren Herausgebers dieser Blätter an. Geboren am 18. April 1810 in Stuttgart von frommen Eltern, verlor er frühe seinen Vater, worauf seine Mutter mit dem Lehrer Christoph Blumhardt in eine zweite Ehe trat, die für seinen Lebensgang von Bedeutung werden sollte. Das Studium der Theologie trat er bereits als ein wahrhaft gläubiger Jüngling an, der von Moser, Hofacker und Dann mit dem Worte Gottes treulich und reichlich genährt worden war. Nach mehrjährigem Vikariatsdienst in Würtemberg begab er sich 1836 auf eine Reise, die ihn auch nach Basel zu seinem Stiefonkel, dem unvergeßlichen Missionsinspektor Blumhardt führte. Dieser nahm ihm (wie er sagt: „fast gegen meine Neigung") das Versprechen ab, als Lehrer ins Missionshaus einzutreten, was im Jahr 1837 geschah. Seither hat er, einen kurzen Aufenthalt in England abgerechnet, Basel nicht mehr verlassen. Er diente der Mission erst als ein, besonders um seiner seltenen Klarheit willen hochgeschätzter, theologischer Lehrer, sodann als Verfasser von Missionsschriften und Mitglied der Committee. Da seine mit einer Baslerin, Maria von Speyr, geschlossene Ehe kinderlos blieb, beschloß er im Verein mit ihr Missionstöchter aufzunehmen und zu erziehen, womit im Jahr 1845 der Anfang gemacht wurde. Fast ein Jahrzehnt hindurch bewegte er sich als glücklicher Vater in diesem lebensvollen Kreise, bis das zunehmende Häuflein von Missionskindern eine größere Anstalt nothwendig machte. Nimmermehr aber vergessen die nun weit zerstreuten Töchterlein ihren treuen „Papa", wie auch besonders den Festbesuchern die Sonntage im Garten von Gundeldingen eine der lieblichsten und erhebendsten Erinnerungen bleiben werden. Ein Herzleiden beschränkte 1863 seine literarische Thätigkeit; die treue Pflege der Gattin wurde ihm am 15. Juni 1866 durch ihren unerwartet schnellen Heimgang entzogen; die Missionstochter Emilie, die er an Kindesstatt angenommen, war nun seine einzige stete Gefährtin. So lang er aber irgend vermochte, nahm er an den Committeegeschäften theil, mit einer zugleich aufs Einzelnste eingehenden und große Ziele stetig verfolgenden Liebe und Sorgfalt. Nachdem die Wassersucht ihn ins Zimmer gebannt, lobte er doch unabläßig mit den Worten des 103. Psalm den guten Herrn, der einen „glücklichen Menschen" aus ihm gemacht habe, und verschied sanft am 17. Februar 1871. Hat er bezeugt, wie er die Größe und Herrlichkeit des Gotteswerks der Mission um so klarer und tiefer erkannt und das Glück, an demselben Handlangerdienste thun zu dürfen, um so höher geschätzt habe, je länger er an ihr mitarbeiten durfte, so wird auch ihm bezeugt werden müssen, daß er für dies Werk in treuer Hingabe gethan hat, was er konnte.

Missionskirche in Agra.

William Chalmers Burns.

(Schluß.)

Nach elfmonatlichem Aufenthalt in Futschеu und Umgegend machte Burns einen flüchtigen Besuch in Amoy, um dann auf einige Zeit in seine alte Heimat Swatau zurückzukehren. Mit Wonne sah er da, wie unter der treuen Pflege seines tüchtigen Nachfolgers die einstige Wildniß zu blühen begann. Wie anders als vor fünf Jahren! Zu Thränen gerührt über das ihm jetzt entgegenkommende Verlangen nach dem Evangelium, predigte er am Tag nach seiner Ankunft unter den einst so stumpfen Haufen. Auch hier verfaßte er ein Gesangbuch in der Volkssprache, das den Eingebornen ungemein theuer wurde und namentlich die Kinder auf der Zweigstation Yamtsau beglückte, auf der Smith ernten durfte, was etliche Jahre zuvor der Basler Missionar Lechler unter viel Trübsal gesäet hatte.

Im Lauf des Jahrs 1861 brachte Burns wieder einige Monate in Futschеu zu; dann aber traten in Amoy Ereignisse ein, die ihn für längere Zeit dorthin riefen und schließlich selbst nach Peking führten.

Als kräftiger Advokat hatte „der Mann des Buchs" zwar die Angelegenheiten seiner Schützlinge für den Augenblick zum erwünschten Ziel geführt; ihre bürgerliche Stellung inmitten ihrer heidnischen Nachbarn war aber damit noch keineswegs bleibend geregelt, sondern unterlag für die Zukunft vielmehr allen erdenklichen Willkührlichkeiten. Sämtlichen Brüdern erschien es daher wünschenswerth, daß Burns in Peking den Versuch mache, durch den englischen Gesandten, Sir Frederick Bruce, für die evangelischen Gemeinden von Seiten der chinesischen Regierung ähnliche Freiheiten zu erlangen, wie der fran-

zösische Gesandte sie für die Bekehrten der katholischen Missionare ausbedungen hatte.

Er erreichte diesen Zweck nicht, doch gelang es ihm, dem Vertreter seiner Königin ein richtigeres Bild von der evangelischen Mission und der Lage ihrer Bekehrten zu geben, als es derselbe vorher hatte. Was Jeder fühlte, der mit Burns in Berührung kam — daß er es hier mit keinem gewöhnlichen Mann zu thun habe — das drängte sich auch Sir Frederick Bruce auf. „Burns sei in Darlegung eines Gegenstandes einer der hinreißendsten Männer, die ihm je begegnet, und wisse von jedem Punkte, auf den er sich einlasse, einen klaren Begriff zu geben," äußerte er nachher.

Im Oktober 1863 in Peking angelangt, verweilte Burns daselbst vier vergleichungsweise stille, ihm selbst ungemein liebe und genußreiche Jahre. Seine bescheidene Wohnung bestand aus zwei Zimmern, wovon das eine sein Lager, einen Tisch und zwei Stühle enthielt, und das seines Dieners zugleich als Küche diente. Da saß er zuerst Tag für Tag mit seinem Lehrer, um sich in der Sprache zu üben, dann unternahm er verschiedene literarische Arbeiten. Die erste derselben war auch hier eine Uebersetzung geistlicher Lieder; die zweite eine Einleitung zur biblischen Geschichte; dann machte er sich an seine Jugendliebe: Bunyans Pilgerreise. Den ersten Theil derselben hatte er schon in Amoy in einfachem Styl übersetzt; jetzt trug er beide Theile in die Mundart von Peking über. Die Psalmen mit erklärenden Anmerkungen folgten in weniger gelungener Form.

Dieß war jedoch nur der kleinere Theil seiner Thätigkeit. Erst um zu lernen, dann um selbst das Wort zu verkünden, besuchte er von Anfang an täglich eine der vier evangelischen Missionskapellen Pekings. Besonders innig verbunden war er mit den Londoner Brüdern, deren Spital nur etliche Minuten von seiner Wohnung entfernt war. Viermal unternahm er auch mit ihren eingebornen Arbeitern längere Missionsreisen. Auf einer derselben bewog ihn die Liebe zu seiner Mutter, das Anerbieten eines russischen Arztes anzunehmen, der sich ausbat, ihn photographiren zu dürfen — das einzige Mal in seinem Leben, daß er sich dazu verstand, sein Bild nehmen zu lassen.

So wohl sich Burns in dem Geschwisterkreis in Peking fühlte, so sehr ihm die dortige Arbeit entsprach, war er doch sogleich bereit, wieder weiter zu ziehen, als er hörte, wie nöthig in der nördlichen

Hafenstadt Nieutschwang, von der aus auch die Mandschurei leicht erreicht werden könnte, ein evangelischer Missionar sei. Mit einem theilweise durch seinen Dienst gewonnenen Bekehrten der Londoner Brüder, trat er im August 1867 die Reise dorthin in einer Dschonke an, deren heidnischer Besitzer am Schluß der Fahrt kein Geld von ihm nehmen wollte, weil er ihm abgefühlt hatte, daß er nicht irdischen Gewinns wegen reiste, sondern „um Gutes zu thun". Eine Wohnung, wie Burns sie bedurfte, war in Nieutschwang bald gefunden. Von ihr aus begann er mit dem nicht sehr begabten, aber treuen Katechisten Wang im eignen Zimmer und draußen in den Straßen das Wort zu verkünden; Sonntags hielt er auch, so lange seine Gesundheit es erlaubte, englischen Gottesdienst in der Wohnung des Konsuls.

Eine freundliche Begegnung, zu welcher diese englischen Predigten Veranlassung gaben, erzählt ein frommer Seemann im Sunday at Home. Wir geben sie wieder als einen der letzten Berichte über den nun der Ruhe des Volkes Gottes entgegeneilenden Pilger:

„Im Oktober 1867 kam ich in Nieutschwang an. Die Missionare in Tschifu hatten mir gesagt, es wohne dort ein Missionar, Namens Burns. Am Sonntag nach unsrer Ankunft besuchten der Kapitän und der zweite Maat den Gottesdienst im Konsulat. Da es nicht meine Reihe war, ans Land zu gehen, bat ich meinen Kameraden, wenn der Prediger als Chinese gekleidet sei, ihm einen Auftrag von mir auszurichten. Er that's nach dem Gottesdienst und wurde aufs herzlichste begrüßt, da Herr Burns sich freute zu hören, daß auf unserm Schiff einige Leute seien, die sich als Erlöste des Herrn betrachten und in Schwachheit versuchen, von Seinem Namen zu zeugen. Er ließ mich einladen, ihn im Lauf der Woche zu besuchen. Ich landete zur bestimmten Zeit und wurde am Ufer von seinem chinesischen Diener empfangen, der den Auftrag hatte, mich in seine Wohnung zu führen. Ich hatte ihn nie zuvor gesehen, aber es war, als seien wir alte Bekannte. Ich fühlte mich gleich völlig zu Hause bei ihm. Er gieng Arm in Arm mit mir auf und ab und sprach aufs liebevollste und vertraulichste mit mir, wie ein Freund oder Bruder oder Vater. Er erzählte mir, wie der Herr ihn nach Nieutschwang geführt habe. Er habe an seinem vorigen Wohnort viele Freunde und ein sehr angenehmes Leben gehabt, aber es habe ihn hieher gezogen, weil hier noch kein Arbeiter gewesen sei.

Er sagte, wir müssen nicht nach Bequemlichkeit trachten; wer sich ins Vordertreffen stelle, empfange den Segen; für die Nachzügler gebe es keinen. Ich habe seither oft daran gedacht, denn es war für mich ein Wort zur Zeit. Es waren schöne Stunden der Erfrischung. Der Chinese begleitete mich ans Ufer zurück. Wir schieden mit der Verabredung, daß Burns am nächsten Tag einen Besuch auf dem Schiff machen sollte; so erbat ich mir vom Kapitän die Erlaubniß, daß wir in der Kabine eine Versammlung halten dürfen. Ich zog meine Bethel-Flagge auf und sagte unserm Freund bei seiner Ankunft, wir empfangen ihn mit der königlichen Fahne, da wir annehmen, er sei 'königlichen Geschlechts'. Er trank Thee mit uns, und Abends hielt er der ganzen Schiffsmannschaft eine Betrachtung über das Gespräch Jesu mit der Samariterin. Nachher forderte er Einen von uns zum Gebet auf, worauf unser schwarzer Koch Cäsar recht inbrünstig sein Herz vor Gott ausschüttete. Als er geendet hatte, wollte Niemand von der Stelle gehen, und unser Freund erzählte uns, oben am Tische sitzend, von seinen Reisen in China und seiner Gefangennehmung und vielen andern Vorfällen. So verflog schnell die Zeit bis zur Trennungsstunde; es war einer der glücklichsten Abende unsrer Reise..... Bei andern Begegnungen sprach er zu mir mit viel Liebe von seiner Mutter. Als unsre Abreise herannahte, reichte er mir die Bibel. Ich las den 103. Psalm und mußte dabei meinen Gefühlen Luft machen, denn es war wie ein Strom, der sammt seinen Bächlein die Stadt Gottes erfreut. Ich glaube, wir hätten unser Siegel darunter setzen können, daß das Wort Gottes Wahrheit ist. Nachdem wir noch zusammen gebetet hatten, sagte Herr Burns: 'Der Herr ist nahe Allen, die Ihn anrufen,' und einstimmig setzten wir hinzu: 'Allen, die Ihn mit Ernst anrufen.' Als ich beim Abschied von seiner Güte und der Ehre sprechen wollte, die er mir erwiesen, schlang er seine Arme um mich und sagte: 'Nichts davon! nichts davon! Unser Zusammentreffen ist vom Herrn.' Ich habe guten Grund, mit Dank gegen Gott auf jene Zeit zurückzublicken. Herr Burns war in Seiner Hand dort wie ein rettender Schild und ein Engel des Herrn für mich."

Dieser Erzählung setzte der schwarze Koch als Nachschrift bei: „Herr Burns schien mir schon sehr bejahrt; doch waren seine Bewegungen und seine Predigt so frisch, wie man es von einem 30jährigen Mann nur erwarten kann. Er sagte, wir haben es Alle nöthig,

aufgerüttelt zu werden, und so rüttelte er uns an Bord unsres Schiffes auf, denn er machte einen bleibenden Eindruck auf mich. Er sprach frei und offen von den großen Veränderungen, denen wir in der zukünftigen Welt entgegengehen. Er selbst machte mir den Eindruck einer Seele, die ihren Läuterungsproceß schon durchgemacht hat. Er schien reif zur Herrlichkeit, wenn ich so sagen darf, und ich bin gewiß, daß er heimgegangen ist in die Stadt des lebendigen Gottes und zu Jesus, dem Mittler des neuen Testaments. Er gab mir Bunyans Pilgerreise, die er hier außen ins Chinesische übersetzt hatte. Seine letzten Worte waren: 'Bete für mich'. Er schrieb dieß auch in das Buch, das er mir schenkte, damit ichs ja nicht vergesse. Ich that es seither, jetzt aber verwandeln sich meine Bitten in Lob, und ich hoffe, ihn von Angesicht zu Angesicht zu sehen."

12. Das Ende.

In den letzten Dezembertagen schon warf Burns die Krankheit nieder, von der er nicht wieder erstehen sollte. Sein treuer Wang berichtete darüber den Londoner Brüdern in Peking:

„Er hatte am 29. Dezember noch mit Freudigkeit gepredigt. Es waren viele Fremde da, was ihn freute. Als er vom englischen Gottesdienst zurückkam und da gegen 70 Chinesen fand, die ihn hören wollten, predigte er auch ihnen zwei Stunden. Nachher wollte er nichts essen und legte sich müde hin. Gegen 11 Uhr Nachts erwachte er an einem Schüttelfrost; nun verließ er das Haus nicht mehr. Zur Zeit des Gebets sagte er: 'Kommt an mein Bett, ich will Euch noch predigen.'

„Als er kränker wurde, nahm er mir das Versprechen ab, daß ich in Nieutschwang bleiben möchte. Er sagte mir, als wir Peking verlassen haben, sei es ihm ein großes Anliegen gewesen, doch keinen Mann mitzunehmen, der andern Sinnes sei und andre Zwecke verfolge als er. Ich sagte, ich werde gewiß in Nieutschwang bleiben und seine Vorschriften befolgen. 'Aber,' sagte er, 'du hast wenig Kraft und Erkenntniß, also mußt du um so sorgfältiger suchen richtig zu wandeln, um Gnade bei Gott und Eingang bei den Menschen zu finden. Du mußt viel um Seinen Beistand beten.'

„Einmal, als er wie schlummernd dalag, hörte ich ihn sprechen.

Ich fragte ihn, was er wolle. 'Ach, hast Du's gehört?' sagte er; 'ich habe den 121. Psalm hergesagt; ich habe mit Gott geredet, nicht mit Dir.' Ein andresmal lachte er. Ich fragte ihn, warum? Er antwortete: 'Gott hat mit mir gesprochen, und das hat mein Herz so froh gemacht.'

„Zwei Tage darauf sagte er: 'Gott heißt mich gehen. Ich habe dir Einiges zu sagen. Ich will nicht, daß man zu meinem Begräbniß neue Kleider kauft, sondern möchte in diesen da begraben werden. Laß die Beerdigung nicht Sonntags sein und lies dabei 1 Kor. 15. Bete mit den Angefaßten. Sage ihnen, sie sollen mir gewiß nachkommen an den Platz, wohin ich jetzt gehe. Weine nicht nach meinem Tod und bete nicht für mich; bete für die Lebenden. Bete recht fleißig, dann wird Euch Gott gewiß einen Missionar senden.'

„Ein andresmal, als er etwas besser war, kam ein Brief von seiner Mutter, in dem es hieß: 'Denke nicht an mich; denke an deine Arbeit.' Er sagte mir, was seine Mutter ihm schrieb, und ihre Worte erfreuten ihn sehr. Er forderte mich auf, zu glauben, zu beten und das Wort Gottes zu betrachten wie er und sagte: 'Gott wird dir beim Predigen beistehen. Wenn du getadelt wirst, nimm es mit Sanftmuth an; durch Geduld ehren wir Gott. Es war mir nicht leid, als im Süden die Zeit des Leidens für mich kam; betrübe auch du dich nicht, wenn die Reihe an dich kommt. Bedenke, was etliche Missionare zu tragen hatten; solche Erfahrungen sollten uns eher freuen als Beweise von Gottes Liebe.

'Du kannst mein Stellvertreter sein, wenn neue Missionare kommen. Ich werde sie nicht empfangen können; du kannst es, und mußt für mich handeln.

'Ich fühlte in Peking, daß meine Arbeit dort gethan war. Es war mir eine Prüfung, die Freunde zu verlassen; um des Evangeliums willen aber mußte ich gehen. Meine Mutter schreibt mir, ich solle ein Messer sein, das nicht verrostet, sondern durch den Gebrauch sich abnützt. Sei auch du ein solches Messer.

„Wenn angefaßte Seelen kommen, leite sie sorgfältig den rechten Weg und sei nachsichtig gegen sie, ermahne sie treulich, und vor Allem nimm dich wohl in Acht, welches Beispiel du ihnen gibst, daß du nicht deinem Heiland Schande, und deinen Lehrern und Freunden Kummer bereitest.

'Ich bin sehr glücklich. Ich fürchte den Tod nicht. Nach dem Tod erwartet uns eine unaussprechliche Seligkeit. Meine Arbeit war gering, aber ich bin Gottes Geboten nicht wissentlich ungehorsam gewesen.'

„Etliche heilsbegierige Seelen besuchten ihn. Er sagte: 'Ihr seht an mir einen Beweis, daß die christliche Lehre wahr ist. Die Kraft, die mir geschenkt wird, vor der Nähe des Todes nicht zurückzuschrecken, kann euch ein Beweis sein, daß das, was ich glaube, Wahrheit ist; auch meine Krankheit und mein zerfallender Körper ist ein Zeugniß von der Wahrheit der Bibel. Wenn ich nicht mehr da bin, werdet ihr keinen Missionar hier haben; ihr müßt darum viel beten und nachdenken und lesen, um Alles recht zu verstehen. Ich habe meine Freunde in der Heimat verlassen, und bin um des Evangeliums willen, das mich jetzt aufrecht erhält, hieher gekommen. Ich verlasse mich ganz auf Gott. Höret auf Seine Stimme und trachtet darnach, daß wir uns Alle im Himmel wieder finden.'"

Gleich am Anfang seiner dreimonatlichen Krankheit schrieb er noch in so deutlichen und kräftigen Zügen als je für den Fall seines Todes folgende Abschiedsworte an seine Mutter nieder:

„Am Ende des vorigen Jahrs bekam ich einen heftigen Frost, der mir jede Nacht Fieber und Frieren verursacht, worauf in den beiden letzten Nächten auch Schweiß folgte, was meine Kraft schnell verzehrt. Sollte es nicht Gottes Wille sein, die Krankheit schnell zu heben, so ist leicht vorauszusehen, wohin das bald führen muß, und ich schreibe daher dieß, um dir zu sagen, daß ich glücklich und durch die überfließende Gnade Gottes gleich bereit bin zum Leben und zum Sterben. Möge der Gott alles Trostes dich stärken, wenn die Nachricht von meinem Tode zu dir gelangt, und uns durch das Versöhnungsblut Jesu ein freudiges Wiedersehen vor Seinem Throne schenken."

P. S. „Dr. Watson ist sehr besorgt um mich und thut zu meiner Wiederherstellung, was in seiner Macht steht."

Diesem Brief fügte er noch einen Streifen chinesischen Papiers mit dem Verzeichniß der Schriftstellen bei, über die er in Nieutschwang geredet hatte. Die letzte derselben war Offb. 20, 11—15, also eben jene majestätischen Worte, über die er 27 Jahre zuvor in Newcastle so gewaltig gepredigt hatte, und die so oft seinem Zeugniß eine erschütternde Erhabenheit verliehen.

Immer schwächer und schwächer werdend, lag er nun Wochen und Monde hindurch in großem Frieden, meist schweigend da. Nur der leise Tritt seines Dieners und die Stimme des treuen Wang, der im Nebenzimmer das Werk des kranken Lehrers fortsetzte, unterbrachen die tiefe Stille. So kam am 4. April 1868 die letzte Stunde herbei, über die ein in Nieutschwang wohnender Engländer berichtet: „Als ich ihn Abends 6 Uhr besuchte, athmete er so hart, daß ich fühlte, sein Ende sei nahe. So setzte ich mich denn zu ihm und sprach mit ihm von der bevorstehenden Stunde und dem ewigen Leben. Auf meine Frage, ob ich nach seinem Heimgang nicht etwas für ihn besorgen könne, antwortete er: 'Nein, ich habe Alles geordnet; nur um das bitte ich Sie, Ihr Versprechen in Betreff meiner Wünsche für diese Mission nicht zu vergessen.' Ich fieng dann an, ihm bekannte Schriftworte zu sagen, in die er mit einstimmte, so oft seine Kraft es erlaubte. Als ich den Psalm anfieng: 'Der Herr ist mein Hirte,' verklärte ein himmlisches Lächeln sein Gesicht; er drückte meine Hand fester, und obgleich sehr schwach, hatte seine Stimme wieder etwas von ihrer alten Tiefe, als wir an die Stelle kamen: 'Und ob ich schon wanderte im finstern Thal, fürchte ich kein Unglück; denn Du bist bei mir.' Nachdem wir noch das Gebet des Herrn zusammen gesprochen hatten, saßen wir stille da. Er versicherte mich, er sei sehr glücklich, und so entschlief er inmitten des Volks, mit dem er sein Leben so ganz verflochten hatte. Wer während des allmählichen Hinschwindens seiner Kraft immer hätte um ihn sein können, hätte gewiß mit großem Interesse den Gegensatz zwischen den hehren Dingen wahrgenommen, auf die sein Geist und Gemüth gerichtet war, und der Niedrigkeit, womit der Leib sich begnügte. Das kleine Zimmer, in dem er starb, bot wenig Bequemlichkeiten und jedenfalls keinen Luxus dar. Sein Lager, ein Tisch, zwei Stühle, zwei Bücherständer und ein ausländischer Ofen bildeten dessen Einrichtung. Das Licht fiel zu einem großen Papierfenster herein. Sein Gehilfe saß weinend zu seinen Füßen und erhob dann und wann seine Augen zu einem stillen Gebet; sein Diener belauschte an der Seite des Bettes liebend seine Bedürfnisse. Nach dem seitherigen Wandel dieser zwei redlichen Eingebornen zu schließen, haben sie seine letzten Ermahnungen nicht ohne Gewinn vernommen. So gieng er nach der Arbeit ein in ein andres Leben. 'Gott wird das gute Werk fortführen, ich mache mir keine Sorgen darüber,'

sagte er noch. — Es war ein seltenes Glück, ihn gekannt zu haben, Nie werde ich jene feierlichen Augenblicke vergessen, die ich zu schildern versucht habe; daß ich sie miterleben durfte, ist mir mehr werth, als ich zu sagen vermag."

Auf die Nachricht, daß es schlimmer mit Burns stehe, eilte der treue Arzt mit einem der Konsularagenten herbei. Herz und Puls schlugen noch, als sie kamen, aber der Geist war entflohen. Die Leiche wurde auf dem Friedhof der Fremden bestattet, und Dr. Watson las am Grabe jenes herrliche, von dem Vollendeten bezeichnete Auferstehungskapitel.

Bei der Kunde von dem ernsten Charakter der Krankheit brach Douglas, dem Burns in den letzten Novembertagen noch mit gewohnter Frische geschrieben und die Bedürfnisse Nieutschwangs ans Herz gelegt hatte, von Amoy auf, um dem heißgeliebten Freund in seiner letzten Stunde beizustehen; doch als er ankam, ruhte dieser schon seit zwei Monaten im Grabe. Der treue Wang trug noch den langen Zopf und ungeschornen Bart, der bei den Chinesen das Zeichen der tiefsten Trauer um Vater oder Mutter ist, und Europäern wie Eingebornen war eine Stimmung ehrfurchtvollen Leides abzufühlen.

Ein an Douglas überschriebenes, vom 22. Januar datirtes Blatt enthielt den Entwurf zu der einfachen Inschrift des Grabsteins, der jetzt Burns Ruhestätte bezeichnet. Die dazu bestimmte Schriftstelle war 2 Kor. 5; seine damaligen Gefühle drückte er durch Verweisung auf Phil. 1, 23 ff. aus. Bis ins Einzelnste hatte er auf jenem Papier auch die rührendsten Verfügungen über seine kleine Habe getroffen, um sowohl seinen chinesischen Freunden, als den Lieben in der Heimat je ein kleines Andenken zu hinterlassen. Der Anfang dieser Vermächtnisse war noch eigenhändig geschrieben; der vom 25. Februar datirte Schluß diktirt. —

„Onkel muß aber doch sehr arm gewesen sein," flüsterte eines der Kleinen im Burns'schen Familienkreise, als in feierlicher Stille der Koffer geöffnet wurde, der einige Blätter chinesischer Drucksachen, eine englische und eine chinesische Bibel, eine alte Schreibschatulle, etliche Büchlein, eine chinesische Laterne, einen chinesischen Anzug und die blaue Flagge des „Evangeliumboots" enthielt.

Ja, er war arm geworden um Deßwillen, der für ihn in noch viel tiefere Armuth herabgestiegen war. Alles, was er besaß, hatte

er nicht als sein Eigenthum betrachtet, sondern nur als ein ihm anvertrautes Gut, um es im Dienste Christi zu verwerthen. So sparsam er für seine eigene Person war, so freigebig war er gegen Andre; Arme, Spitäler, alle Zweige der Missionsthätigkeit hatten einen warmen, weitherzigen Freund an ihm. Sein ganzes Einkommen gehörte ihnen mit Ausnahme des Wenigen, was er für sich brauchte, und einer Liebesgabe, die er alljährlich seiner ehrwürdigen Mutter zukommen ließ, seit 1859 der Gatte von ihrer Seite genommen worden war. Es war ihm gelungen, das Ideal zu verwirklichen, das er einst mit den Worten aufgestellt hatte: „Der glücklichste Stand eines Christen auf Erden scheint mir der zu sein, daß er wenig Bedürfnisse hat. Wenn ein Mensch Christus im Herzen und den Himmel vor Augen hat und gerade nur soviel zeitliche Segnungen, als er bedarf, um ihn sicher durchs Leben zu bringen, hat er nicht viel zu verlieren, und Kummer und Sorgen finden keine große Zielscheibe bei ihm. Eins zu sein mit dem Hirten Israels und mit Ihm zu wandeln, der Sonne und Schild ist — das ist Alles, was ein armer Sünder bedarf, um ihn während seines Pilgerlaufs zu beglücken."

Irdische Schätze hinterließ er den Seinen nicht, aber davon, daß das Gedächtniß des Gerechten im Segen bleibt, drang ein Zeugniß ums andre aus dem fernen Osten zu ihnen herüber.

„Man spürte ihm an, daß sein Element das Gebet, und das Wort Gottes seine tägliche Speise war," schrieb der Londoner Missionar Edkins aus Peking. „Seine Unterstützung war allen hier arbeitenden Missionaren willkommen, und wurde mit der weitherzigsten Katholicität geleistet. Gewiß darf er darin als ein nachahmungswürdiges Beispiel betrachtet werden, denn das Festhalten verschiedenartiger kirchlicher Bekenntnisse ist für China sicher nicht nöthig. Die Wahrheit, daß wir in Christo Alle Eins sind, darf die Missionare verschiedener Benennungen wohl zu herzlichem Zusammenwirken verbinden. Wenn die Kirche Christi in China einmal so weit erstarkt ist, daß sie sich von den Organisationen der englischen und amerikanischen Sendboten ablösen kann, wird es räthlich für sie sein, sich unabhängig von unsern westländischen Kirchenformen auf eine der h. Schrift entsprechende, aber zugleich den chinesischen Verhältnissen angemessene Weise selbständig zu gegestalten. Mit dieser Theorie stand Burns Praxis im Einklang.

Sein männlicher Charakter, seine nüchternen Ansichten, sein praktischer Verstand, seine Herzlichkeit im Umgang, seine geistige Kraft, seine sittliche Entschiedenheit und seine probehaltige, anspruchslose Frömmigkeit machten ihn uns Allen zu einem theuren, hochgeschätzten Freund."

„Unter allen eingebornen Christen ist sein Name noch immer wie eine ausgeschüttete Salbe," hieß es von Futscheu her.

Aus Amoy ergoß der Presbyterianer Swanson sein Herz. „Es war während seines letzten Aufenthalts hier, daß ich Burns kennen, lieben und schätzen lernte, und nie kann ich an jene Zeit zurückdenken, ohne Gott zu danken, daß ich ihm damals so nahe kam. Ich war oft müde und gedrückt durch so manches, was mit einem so weit zerstreuten Missionsgebiet zusammenhängt, wie das unsre hier. Ich sehe noch die liebevolle, freundliche Art, mit der er mich dann auf die Schulter zu klopfen und in eine Ecke des Zimmers zu führen pflegte, wo eine große Bambusbank stand, um da mit mir zum Gebet niederzuknieen. Nie werde ich diese Gebete vergessen. Ich war noch jung und unerfahren und trug sehr schwer an der auf mir lastenden Verantwortlichkeit, aber immer hatte er ein freundliches Wort zu meiner Ermunterung. Einmal, als ich besonders gedrückt war, gab er mir eine Schlappe auf den Rücken und hieß mich gutes Muthes sein; denn wenn ich zu Hause Pfarrer wäre und einige verdrießliche Aelteste oder mißmuthige Diakonen hätte, wäre das noch viel schlimmer als meine hiesigen Nöthen." — In der Predigt aber, die er nach Burns Heimgang der eingebornen Gemeinde in Amoy hielt, sagte Swanson: „Beim persönlichen Verkehr mit ihm fiel mir vor Allem sein ununterbrochener Herzensumgang mit dem Herrn auf. Darin, glaube ich, lag sein wunderbarer Erfolg und seine Stärke. Auch das scheinbar Kleinste, was er unternahm, machte er zu einem Gegenstand des Gebets."

„Ich glaube nicht, daß ich je wieder seines Gleichen sehen werde," äußerte ein geachteter Missionar einer andern Gesellschaft, der ihn nur kurz gekannt hatte. „Mir ist, wir dienen Alle dem Herrn in unsrem Beruf mit größerer Freudigkeit und mehr Eifer, seit wir seinen göttlichen Wandel und das hohe Ziel gesehen haben, dem er nachstrebte." — „Ob ich William Burns kenne?" hatte fast beleidigt ein Andrer ausgerufen, als er noch bei dessen Lebzeiten

nach ihm gefragt wurde. „Ganz China kennt ihn, er ist der himmlisch gesinnteste Mensch unsrer Zeit."

„Seine größte Stärke im Predigen schien mir in der Art zu liegen, wie er die h. Schrift zu citiren wußte," schrieb der nüchterne Amerikaner Talmage. Ich glaube nicht', „daß ich ihn darin je übertreffen hörte; darum übte er in China auch den größten Einfluß auf Heilsbegierige und Bekehrte aus. Eben deßhalb schien es Einigen (vielleicht sogar uns Allen), seine Arbeit wäre wohl von noch durchgreifenderem Erfolg gewesen, wenn er sich in einem bestimmten Bezirk bleibend aufgehalten hätte, anstatt so flüchtigen Fußes von Ort zu Ort zu eilen. Mich dünkt, ein Arbeitsfeld wie Amoy wäre für einen Mann von seinen Gaben der rechte Wirkungskreis gewesen — ähnlich denen in Schottland und Kanada, wo seine Arbeit so wunderbar gesegnet war. Doch ich sage, es schien uns, denn da wir wissen, mit welchem Ernst er die Leitung des Herrn begehrte, dürfen wir auch annehmen, daß sie ihm geworden ist. Er war, obwohl vielleicht nicht in den Augen der Welt, ein wahrhaft großer und guter Mann."

Burns einstiger Mitarbeiter Johnston aber, der jetzige Sekretär der schottischen Kommittee, faßte beim Rückblick auf das nun abgeschlossene Leben seine Eindrücke in die Worte zusammen: „Nach der Zahl der durch seine Predigt Bekehrten gemessen, ist der Erfolg seines Wirkens klein, nach dem Gewicht seines persönlichen Einflusses aber ist er groß. Es lag in der Natur der Aufgabe, zu der er vorzugsweise ausgerüstet war und an die er seine ganze Kraft setzte, daß er nicht erwarten konnte, die Früchte seiner Arbeit selbst einzusammeln. Wieder und wieder hat unser entschlafener Bruder Jahre lang einen umnachteten, wenig Lohn versprechenden Boden bearbeitet, um sobald der Morgen dämmerte, einem Andern den Genuß des herrlichen Sonnenaufgangs zu lassen und sich selbst in eine neue Region heidnischer Finsterniß zu begraben. Wieder und wieder haben wir ihn so mit Gebet und Thränen den köstlichen Samen ausstreuen sehen, um, sobald die junge Saat hervorzusprossen begann, Andern das mühevolle aber süße Geschäft des Erntens zu überlassen und selbst abermals mit dem Umpflügen eines Brachlandes zu beginnen. Die ganze Ausdehnung seiner großen Lebensarbeit wird erst der Tag offenbaren, da sich mit einander freuen werden, der da säet und der da erntet."

Soldatenleben in Indien.

(Fortsetzung.)

4. In Kanpur und auf den Bergen.

Wheelers Einfluß hatte den jungen Artillerielieutenant so mächtig ergriffen, daß er nun auch die Spitäler zu besuchen anfieng. Das Herz schlug ihm beim Gedanken an die vielen Europäer, die nur von Heiden der niedersten Klasse bedient, dahin siechen und in so vielen Fällen ohne den Trost des Evangeliums hinübergehen; aber mit Soldaten vertraulich zu reden, namentlich wo die Betten der Kranken so nahe bei einander stehen, daß man mit keinem sprechen kann, ohne auch von Mitpatienten gehört zu werden, schien unserm Conran lange eine unerreichbare Gabe. Wheler dagegen war hier in seinem Element; mit größter Leichtigkeit bewegte er sich unter den Kranken, kniete an ihren Betten nieder und betete mit denen, welche es wünschten. Erst konnte Conran nur Gebete lesen, und fügte zagend und zitternd etliche Worte aus dem Herzen hinzu.

Ein besonders gefährlicher Krankheitsfall gab ihm Muth zu einem weiteren Versuch. Der stolze Oberfeldwebel seines Bataillons, ein Katholik, schien seinem Ende nahe; dem ans Herz zu reden, mußte irgendwie gewagt werden, wenn es auch zum lauten Beten dem Lieutenant noch an Kraft fehlte. Der Mann genas; war er bisher der bitterste Gegner des kleinen Häufleins gewesen, so wurde er nun dessen herzlicher Freund, der seinen Dank für das, was ihm wie eine Errettung vom Grabe vorkam, nicht stark genug bezeugen konnte.

Conran fand im weiteren Verlauf, daß wohl nirgends gesegnetere Arbeit an den Seelen verrichtet werden kann, als gerade in den indischen Spitälern. Wie viele verlorene Söhne sind dort erst zu sich selbst gekommen! Er schickte nicht blos Bücher, sondern auch Krankenspeise aus seiner Küche in die sonst so gefürchteten Räume, und lernte, wenn er sie besuchte, den Offizier dergestalt auszuziehen, daß die Patienten vom eisernen Joch der Kriegszucht sich hier wenigstens

entledigt fühlten. Hatten früher Viele das Spital gemieden, bis es zu spät war, es sogar als eine Art Kerker verschrieen, worin die Aerzte ihre Vergiftungsversuche anstellen u. s. w., so konnte es nun dahin kommen, daß Einige nur allzu gern sich darin aufnehmen ließen.

Am ersten Sonntag nach Whelers Abreise sollte Conran den Gottesdienst im Spital übernehmen. Da man ihn aber sehr kühl empfieng, Einige rauchten, Andere schwatzten, und Keiner ein besonderes Interesse verrieth, wurde er während des Lesens der Gebete von einem krampfhaften Weinen befallen, so daß er unter Schluchzen und Stammeln zum Ende eilen mußte. Nun durfte er aber erfahren, daß eben damit eine Wendung zum Bessern eingetreten war; wie oft muß doch Gott uns demüthigen und ausleeren, ehe er uns brauchen und segnen kann! Wenn Conran zurückblickt auf alle Erlebnisse in jenen Leidensstätten, auf die fröhlichen Abschlüsse von gottgeweihten Lebenskämpfen, auf die auch an Säufern und Unreinen durch Schächersgnade sich offenbarende Herrlichkeit des Evangeliums, auf die Macht, die Gott aus dem Munde der Unmündigen sich zurichtete, so schmilzt ihm das Herz im Hochgefühl des Danks. Wie fühlte er sich doch gehoben, als jenes Waisenmädchen, das seinen von der Cholera dahingerafften Eltern nachfolgen sollte, mit ihrer lieben Bibel auf dem Bette die umstehenden weinenden Mütter tröstete und aufforderte, doch ja zu Jesus zu kommen, zu dem sie jetzt gehe; bis auch der wilde katholische Knabe dort, der sie verhöhnt und verfolgt hatte, von der Kraft des Kreuzes erfaßt, sich aufmacht, alsbald in ihre Fußstapfen zu treten und sich zu leiden als ein Streiter Jesu Christi!

Auch die Heiden in den Spitälern wurden nun von Conran aufgesucht. Den ersten Fall, da ein unbekehrter Arzt ihn ersuchte, mit einem feinen Muselmanjüngling zu reden, der an der Schwindsucht darniederlag, kann er nie vergessen. Wie leuchtete doch das schöne, wenn auch abgezehrte Gesicht des Kranken in neuer Hoffnung auf, als der Offizier zu ihm herantrat und sich bemühte, etwas vom Licht der Ewigkeit auf den nahen Todespfad auszugießen. Allein ihm Christus freudig zu bekennen, dazu fand der beklemmte Tröster den Muth nicht. Gottes Worte wollten nicht auf die Zunge kommen, und selbstverurtheilt zog er sich zurück.

Der vorwurfsvolle Blick, mit dem der arme Sterbende ihm bis

zur Thüre nachfolgte, traf Conran so ins Herz, daß er in schwere Kämpfe versenkt wurde. Ihm wars, als müßte er jetzt alles dahinten lassen, um für die Millionen, die um ihn her im Todesschatten gelagert waren, ein rechter Missionar zu werden; vielleicht wenn er nicht mehr Offizier wäre, könnte er seinen Mitsündern freier und freudiger dienen. Doch kam er zu dem sicherlich richtigen Bescheid, in seinem Berufe zu beharren, schon um der Arbeit willen, die unter dem europäischen Bestandtheil der Armee verrichtet werden konnte, nur daß ihm klar ward, auch diese mit Allem, was er sonst vermöge, müsse der Mission unter den Eingebornen dienen.

Jetzt erst besann er sich darauf, daß er für die Missionszwecke noch nicht Einen Geldbeitrag gegeben habe. Man fragt wohl, was er denn mit seinem Gehalt anfieng? Nun, er hatte sich mit den Kindern seiner Artilleristen immer vertrauter gemacht, sie unterrichtet, dann auch andere Soldatenkinder mit ihnen eingeladen, sie bewirthet, völlig neu gekleidet, zum Abschied seine Hühner und Enten, Ziegen und Schafe ihnen preisgegeben ꝛc. und am Ende mehr Unheil als Gutes damit gestiftet. Das mußte anders werden. Er sah, daß Gott Indien seinen Landsleuten nur übergeben habe, damit sie es für Ihn gewinnen, und fest stand ihm nun, daß er für Indien „darlegen und dargelegt werden" müsse. In späteren Jahren (1853) wußte er sich so einzuschränken, daß er durch das anonyme Anerbieten von 12,000 fl. die Errichtung einer Missionsstation in Peschawer beschleunigen konnte; ein gutes Werk, von dem er freilich in seiner Lebensbeschreibung schweigt. Es muß eben alles gelernt werden, und das richtige Geben erfordert bei gutmüthigen Menschen noch mehr als bloßes Studium.

Nach Kanpur versetzt im Jahr 1840, fand Conran, daß er seinen Artilleristen zu sehr die Zügel hatte schießen lassen; sie hatten ausgefunden, wie viel lieber er sie als Brüder umschließen, denn als Untergebene in strenge Zucht bannen möchte, hatten auch mit Schmeicheleien dem „Gottesmann" Sand in die Augen zu streuen gewußt, so daß er nun in einer neuen Umgebung alle erdenkliche Mühe hatte, seine Compagnie in erträgliche Ordnung zu bringen. Während ihm eine Hoffnung um die andere zerrann, indem die verwöhnten Bursche in der lasterhaften Station wieder ihren alten Lüsten nachgiengen, drückten auch Geldschulden und traurige Fälle von Selbstmord unter befreundeten Offizieren so schwer auf sein Gemüth, daß er sich fast

den Tod gewünscht hätte. Da rief ihn ein Befehl in aller Eile gegen das rebellische Fort Tschirgam (bei Dschhansi) und die Aufregung des hastigen Marsches half ihm, sich in Gott zu fassen und seiner Pflicht mit Erfolg nachzukommen. Sein wohlgezieltes Feuer zerschlug die Riesenkanone des Feindes und das Fort wurde fast ohne Verlust genommen. Geheilt an Leib und Seele kehrte er zurück nach Kanpur, wo seiner nicht blos Ehrenbezeugungen, sondern auch — unter den jetzigen Umständen sehr willkommene — Prisengelder warteten.

Doch wurde eine Erholung auf den Himalayas nöthig befunden und in der großartigen Scenerie des Hochgebirges, das er nach allen Seiten durchreiste, lebte er von Neuem auf. Er erfuhr eine merkwürdige Lebensrettung, als sein Pferd einmal mit ihm einen Abgrund hinabstürzte; begegnete am einen Ende des Berglandes den Sikh-Soldaten, die auf einem Streifzug begriffen, Kinder und junge Weiber für die Harems von Lahor davonführten; am andern Ende den Tataren und Beamten von China; durfte auch mit Christen der verschiedenen Bekenntnisse Umgang pflegen und der Mission an mehr als einem Punkte eine hilfreiche Hand bieten. So war die Wittwe des im Kampfe gefallenen Radscha von Kolu eben im Begriffe, sich mit dem Gatten verbrennen zu lassen, als das Einschreiten der Offiziere sie vermochte, sich wieder für das Leben zu entscheiden.

Eine unerwartet interessante Erscheinung war der erste Minister des Stätchens Busahir. Dieser hatte eine Schwester, die mit einem britischen Offizier, einem Freunde Conrans verheirathet, Christin geworden war und ihrem Bekenntniß alle Ehre machte. Ihr Bruder galt noch für einen Hindu, hatte aber eine solche Bekanntschaft mit Gottes Wort gewonnen, in welchem er vor jeder Gerichtssitzung ein Kapitel las, daß man an seinem Glauben und seiner Weisheit sich wahrhaft erbauen konnte. Dieser Mann war in Folge der Geistesträgheit des Radschas der wirkliche Herrscher und ein Segen fürs ganze Ländchen geworden.

Doch zurück zu der Schwester des Wesiers! Diese war nach der Weise jenes Bergländchens zu einer völlig frei sich bewegenden Jungfrau herangewachsen, und bezauberte Conrans Freund, als der Wesier den Durchreisenden in sein Haus einlud, durch ihre liebenswürdige zwanglose Offenheit. In schnellem Drang heirathete er die Gebirgstochter und kehrte mit ihr zu seinem Regiment zurück, da sie

dann erst durch einen Missionar unterrichtet wurde. Sobald aber Christus sich ihr offenbarte, entdeckte sie, wie gleichgiltig noch ihr Gatte gegen seinen eigenen Glauben sei, und gerieth in schwere Kämpfe wegen seiner und ihrer eigenen Seligkeit. Eine gefährliche Krankheit, in welcher sie ihn mit aufopfernder Treue pflegte, führte endlich zu seiner Bekehrung. Als sodann der Kindersegen zunahm, überschaute sie bald alle Gefahren, die den jungen Seelen in diesem Lande der Sünde und des Götzendienstes drohten, und überwand nicht nur das Heimweh nach den luftigen Höhen ihrer Geburtsstätte, sondern auch die innige Liebe zum Gatten, und entschloß sich, da dieser sie nicht begleiten konnte, allein nach dem wildfremden England zu reisen, um für das Beste der Kinder zu sorgen. Sie blieb daselbst, bis sie sich versichert hatte, daß dieselben in eine Atmosphäre wahrhaft christlichen Lebens versetzt seien, worauf sie zu ihrem Manne zurückkehrte und durch ihre Fortschritte in Liebe und geistlicher Erkenntniß auf einen immer weiteren Kreis den fördernd-sten Einfluß ausübte. Nachdem sie noch in einer längeren Krankheit ihre Geduld und Glaubensfreudigkeit erprobt hatte, entschlief sie in dem Heiland, den sie so kindlich geliebt, zu Lahor. „Wahrlich," schließt Conran seine Schilderung, „viele Töchter Indiens handelten wacker; du aber übertrifft sie alle".

Wie ernstlich wünschte der Reisende seinen Kameraden in den heißen Ebenen des Tieflandes eine Erholung ähnlich der, welche ihm hier zu Theil wurde, und wie gerne hätte er da Hütten gebaut für die vernachläßigten Soldaten und dahinsiechenden Kinder der weißen Regimenter. Sieben Jahre später, da er die Berge wieder besuchte (1848), fand er seinen Traum bereits verwirklicht: zwei gewaltige Kasernen und das „Lawrence-Asylum", das der edle Sir Henry Lawrence für die Soldatenwaisen gegründet hatte, krönten die majestätischen Berge, ein Anfang wirklicher Colonisation, der allerhand Keime weiterer Entwicklungen in sich schloß. Nichts ist erhebender für ernstergesinnte Europäer in Indien, als die Erfahrung, die sich ihnen bei längerem Aufenthalt in manchfachster Gestalt aufdrängt, daß der oft besprochene, namentlich Indien zugeschriebene Kreislauf aller Dinge denn doch nicht viel besagen will, vielmehr ein sichtlicher Fortschritt zum Besseren, eine Alles beherrschende und fördernde höhere Hand sich dem Dankbaren hier zu erkennen gibt.

5. In Bandelkhand.

Im Herbst 1842 finden wir Conran mit sechs Regimentern auf dem Marsch nach Bandelkhand, ins Land der Hügel, Burgen und Seen. Er war jetzt zum Regimentsadjutanten avancirt, hatte noch viel zu lernen, um seiner Aufgabe mit Ehren zu genügen, und mußte in dem erst halberoberten Lande sich in die Beschwerden eines Guerillakriegs finden. Nachdem der Feldzug glücklich beendigt war, wurde Sagar der Sitz, wo er, um nicht in die Schlaffheit des gewöhnlichen Garnisonslebens zu versinken, sich alsbald nach einer passenden Beschäftigung umsah.

Sein Vorgänger, ein begabter und frommer Offizier, hatte eine höhere Schule errichtet und einen tüchtigen Lehrer, den Halbchristen Rao Krischna Rao über sie gesetzt. Das war ein Mann, den selbst der Generalgouverneur Lord Bentinck schätzen und nützen gelernt hatte. Als aber ein anderer Wind vom Hauptquartier wehte, erhob sich ein solcher Sturm von den bigotten Brahmanen der Stadt, daß man den Rector der Schule versetzen zu müssen glaubte. Es wurde ihm eine untergeordnete Richterstelle angewiesen, auf welcher er im Empörungsjahr durch Rettung von flüchtigen Europäern sich solche Verdienste erwarb, daß man ihm seine unverhehlte Vorliebe fürs Christenthum endlich vergab.

Hier nun hörte Conran auch von den vier deutschen Missionaren, die 1842 eine Mission unter den Gonds der nahen Wälder kaum erst angefangen hatten, als sie durch Dschangelfieber dahingerafft wurden. Man zuckte noch die Achseln über dem etwas unbedachten Unternehmen, das doch eher zur Nacheiferung aufforderte. Die schottischen Missionare in Nagpur haben jetzt diese Mission neu eröffnet, und durften (Dec. 1870) elf Erstlinge der Gonds taufen. Welch eine Freude für den alten Conran, denn er hat seiner Zeit auch schon für die Gonds gebetet!

Die erste Arbeit fand unser Adjutant in Sagar bei einem alten Bekannten, der von unreinen Verhältnissen umstrickt, sich nach Freiheit sehnte und christlichen Umgang suchte. Die beiden Offiziere thaten, was unter den Umständen das Beste war: sobald die Freundschaft geschlossen war, zogen sie zusammen und führten gemeinsame Haushaltung.

Die nächste Aufgabe aber bestand darin, die eingebornen Sprachen

gründlicher als bisher zu erlernen, um auch den Sipahis nützlich zu werden. Unter diesen fand sich eine ganze Anzahl Nikodemusse, Leute, die bei Judson in Barma oder sonst wo die Wahrheit gehört hatten und innigen Verkehr mit einander pflegten; wie nun Conran sie an sich zog, konnte er, ob auch mit stammelnder Zunge, sie doch im Verständniß des Evangeliums fördern, um so leichter, je entschiedener er sich aller Polemik enthielt und sich auf die einfache biblische Geschichte beschränkte. Vorzüglich aber widmete er sich den vernachläßigten Mischlingen und dem Lagergefolge, zu deren Erbauung er einen Katechisten Bridsch Lal berief, dessen Arbeit nicht vergeblich blieb (s. S. 138).

Das Christenthum war übrigens in Sagar bereits anrüchig geworden durch das schlechte Leben früherer Offiziere, deren einer einen Hindutempel auf einem Hügel erbaut und seinen Namen damit verewigt, der andere sogar in seinem Wohnhause für die Bequemlichkeit der Dienstboten ein Zimmer zum Heiligthum eines Hindugötzen hergerichtet hatte. Conran hatte dieses Haus für seine Schule gemiethet und war nicht wenig erstaunt, an einem Freitag eine Procession von Weibern und Kindern zu sehen, die mit Blumen und andern Opfern sich zu diesem Heiligthum drängte. „Nach einer Spitzart rufend, zerschlug ich alsbald das Götzenbild in Gegenwart seiner Anbeter, unter welche sich schon der Auswurf des nahen Militärbazars gemischt hatte. Da sie mich nicht auf der Stelle todt niedersinken sahen, änderten sie blitzschnell ihren Sinn, hielten mich zwar nicht gerade für einen Gott, liefen aber doch mit lautem Lebehoch auf meinen Namen davon. Ich konnte nie vernehmen, daß der Eigenthümer des Hauses, obgleich ein Mahratha-Brahmine, mein Vorgehen mißbilligt hätte."

Aehnliche Vorgänge zeigten Conran auch später, wie leicht sich das indische Volk an das Aufgeben einzelner heiligen Oertlichkeiten gewöhnt. Bei Attock sollte die neue Militärstraße, welche Calcutta mit Peschawer verbindet, durch einen Engpaß ziehen, den ein Begränißplatz ausfüllte. Da ein muhamedanischer Heiliger darin begraben lag, galt die Stätte für unantastbar; Weiber, die Kindersegen begehrten, pilgerten von allen Seiten dahin, was zu vielem unheiligen Treiben Veranlassung gegeben haben soll. Als die Ingenieure zuerst gegen den Paß vordrangen, gerieth die umwohnende Bevölkerung in solche Aufregung, daß auch kein Taglöhner sich an

dem befohlenen Straßenbau betheiligen mochte. Die Regierung wurde um ihre Entscheidung angegangen; diese aber verzog sich lange, weil Sir John Lawrence erst einen Tunnel durch die den Indus umschließende Felsenreihe zu vollenden für gerathen hielt. Nach und nach kühlte sich der brennende Eifer ab, die Leute ahnten, eine Straße dürfte ihren Interessen sich dienlicher erweisen als die bisherige Abgelegenheit, und Lawrence selbst richtete begütigende Worte an eine Deputation des Thals. Eines schönen Morgens traf eine Abtheilung Pioniere ein und schaufelte geruhig einen Weg durch die schmalste Breite des heiligen Orts, da denn die früher so lärmenden Feinde nur nach den Ueberresten des Heiligen und einiger Vorfahren fahndeten, sonstige Schädel aber ihrem Schicksal überließen. — So veränderlich ist der Götzen- und Heiligendienst: da sich bald genug an irgend einem andern Orte Ersatz beschaffen läßt, geräth leicht das bisher hochheilig gehaltene in Mißachtung; die Herzensrichtung aber bleibt dieselbe. —

Die Schule übrigens, welche Conran in Sagar gründete, wollte nicht so schnell Früchte zeitigen, als der etwas sanguinische Mann erwartete. Er hatte einen gebildeten jungen Brahmanen als Lehrer angestellt, der für Reformen begeistert, gegen Kaste, Götzendienst und allerlei Aberglaube so lustig loszog, daß Conran sich ihm gegenüber fast wie ein Zwerglein vorkam. Besuche der Benares-Missionare (Smith, Budden) waren erforderlich, ihm die Augen über den schlimmen Einfluß zu öffnen, den der forsche Lehrer auf die Gemüther der Kinder ausübte: denn da dieser selbst nichts glaubte, ließ er sichs in der Stille angelegen sein, das was der Offizier bei seinen täglichen Besuchen in der Schule etwa den zarten Herzen beigebracht hatte, in weiteren Unterrichtsstunden wieder auszujäten. Andererseits bot aber die Schule sowie die Bekanntschaft des Offiziers mit den Brahmanen der Stadt den besuchenden Missionaren eine schöne, wohlausgenützte Gelegenheit, Christum in seiner ganzen Fülle auch auf dieser Station Centralindiens zu bekennen.

Unter den weißen Kindern des Regiments war es besonders der oben (S. 192) erwähnte katholische Knabe, der hier dem Offizier theuer und werth wurde und sich so in sein Herz einnistete, daß er ihn zuletzt sogar ins eigene Haus aufnahm, zu den vier Waisen, die dort bereits eine Heimat gefunden hatten. Er wurde ein wackerer Gehilfe in allen Bestrebungen seines väterlichen Freundes, be-

kämpfte auch nicht ohne Erfolg das Heidenthum mit der heiligen Schrift, die er den Eingebornen vorlas (einer vom Gesinde wurde durch ihn bekehrt), trat aber am Ende, weil seine Ausbildung für einen bestimmten Beruf versäumt worden war, in die Artillerie ein, da ihn denn Conran aus den Augen verlor.

Wie vielfach auch der Adjutant seine weißen Artilleristen zu heben und die beständig drohenden Gefahren des Müssiggangs, Heimwehs und der Liederlichkeit von ihnen abzuwehren bemüht war — Garten, Bibliothek, Billardzimmer, Betstunden, alles mögliche sollte dazu dienen — sein vornehmstes Streben wurde doch mehr und mehr die Gewinnung der Eingebornen. Schon für die Behauptung der politischen Eroberungen schien ihm ein gutes Verhältniß zu diesen ganz unentbehrlich; ließe sich doch kecklich behaupten, daß ein Heer von Europäern, wenn nicht von der vier- und fünffachen Anzahl williger Indier bedient, in diesem Lande der Sonne rein nichts auszurichten vermöchte. Konnte in der Sorge für diese Anhängsel der Armee, die sogenannten „Lagerfolger" (campfollowers) je zu weit gegangen werden? Conran fand, daß seine und des Katechisten Bemühungen mehr und mehr Eingang fanden; er konnte sich auch darüber trösten, daß unter den Europäern das Wort aufkam, in etwaigen Händeln mit den Schwarzen sei es völlig zwecklos, zum Adjutanten zu laufen, da ers immer mit letzteren halte.

Einmal führte ihm sein christlicher Knecht einen überaus stattlichen Resaldar (Wachtmeister) der Cavallerie zu, dessen Auftreten schon das günstigste Vorurtheil erwecken mußte. Warum kam er wohl? Er hatte von dem Knecht gehört, sein Meister unterhalte sich am liebsten mit Eingebornen über religiöse Fragen. Dieser Mann ließ sogleich seine ganze Geschichte heraus, wie er in Rohilkhand gebürtig, dort Schüler eines hochberühmten Maulawi geworden sei. Hören wir ihn selbst: „Als ich meinen Lehrer verließ, sagte er: So gehst du also in den Dienst des Sarkar (englische Regierung)? Gut, sie haben den wahren Glauben; laß keine Gelegenheit vorbei, alles was sich darauf bezieht, von deinen Offizieren zu lernen! — Sobald ich mich einigermaßen im Regiment zu Hause fühlte und mit den Offizieren ein wenig bekannt war, benützte ich eines Tages den Anlaß, den mir eine Begegnung auf dem Paradeplatz bot, einem jungen Offizier, der mich freundlich angeredet hatte, die Mittheilung zu machen, wie gern ich etwas von sei-

ner Religion hören möchte. Er schien erstaunt und rief den Adjutanten herbei; dieser sagte es sogleich dem kommandirenden Offizier, und bald hatten sich alle Offiziere um mich versammelt und starrten mich an, bis ich mir selbst wie ein Narr vorkam, mich gründlich schämte und in dieser Sache künftighin das Maul zu halten beschloß. Jetzt da mir Ihr Knecht von Ihnen erzählt hat, stieg mir doch der Gedanke auf, es möchte trotz alledem etwas an der Sache sein." Conran hatte eine lange Unterredung mit dem wahrheitsdurstigen Muselman, der alles begierig eintrank und tief davon bewegt war. Dann giengen die Wege der beiden auseinander, sie sahen sich nie mehr. Aber wie oft mag schon unter den Heiden ein ernstes Suchen nach Licht durch solch lieblosen Spott, welchen Namenchristen darüber ausgossen, im Keime erstickt worden sein, wo ein schwaches Wort der Ermuthigung hingereicht hätte, sein Wachsthum zu unterhalten und zu fördern!

6. Im ersten Sikh-Feldzug.

Als Conran im Oktober wieder aufbrechen und weiter ziehen mußte, wie die Ordre lautete, Kaunpur zu, begleitete ihn auch sein bilderstürmender Schullehrer (der Katechist blieb zurück); auf allen Haltplätzen des langen Marsches besuchten sie die Dörfer, der zungenfertige Aufgeklärte mit Angriffen auf den Hinduismus, der einfache Christ mit der Geschichte des Heilands der Welt. Wie viel annehmlicher die letztere Art von Belehrung sich bei dem einfältigen Landvolke erwies, offenbarte sich in mehr als einer Weise; viele machten sich ein Vergnügen daraus, dem Hausgottesdienste, den der Offizier regelmäßig mit seinem Gesinde hielt, beizuwohnen, und auch seinen leiblichen Bedürfnissen wurde die zarteste Aufmerksamkeit geschenkt. Einzelne hoffnungweckende Gamaliels, Männer, die schon allerlei gelernt und geprüft hatten, waren willkommene Blümlein am Pfade des Reisenden. So entschieden er sich einen bloßen Krieger nannte, die Leute identificirten ihn doch allerwärts mit den Missionaren, welche das wilde Land schon etliche Male durchreist hatten.

Für seinen gelehrten Begleiter fand er nun erst nach manchachem Herumtasten eine angemessene Aufgabe: er machte ihn zum

Bänkelsänger. Dr. Mill hatte die evangelische Geschichte in Sanskritslokas (Versen) geschrieben, und Miss. Thomson sie in Hindilieder umgegossen, wie später Newton sie ins Pandschabi übertrug. Wheler hatte mit richtigem Griff eine große Auflage dieses Hindi-Epos besorgt, weil er fand, wie überwältigend es auf die Ohren und Herzen des Volkes wirkte. Warum sollte der Pandit nicht lieber die Thaten und Leiden, die Gleichnisse und Reden Jesu singen, als mit Weda- und Puranatexten um sich schlagen? Der Versuch war von ausgezeichnetem Erfolg begleitet; mit der Gluth eines begeisterten Jüngers wurden die Verse gesungen und fesselten große Schaaren, die bis in die tiefe Nacht um die Lagerfeuer gekauert an den Lippen des Barden hiengen und manche Thräne weinten. Das Recitiren der „Christa Sangita" wurde hinfort eine stehende Einrichtung im Nachtlager des Offiziers.

Der Barde oder herumziehende Improvisator gilt ungemein viel unter jenen Völkerschaften, daher es sich für Nachfolger des Heidenapostels ziemt, auch auf dieses Nationalbedürfniß einzugehen, um Jedermann allerlei zu werden. Wie die heidnischen Sänger mit der schwachstimmigen Begleitung ihrer Wina (Laute) die Gemüther der athemlos lauschenden Massen beherrschen, so ist es nun auch den Mahratha-Christen der amerikanischen Mission geschenkt worden, durch Kirttans (Loblieder), gedichtet in den beliebtesten Versmaaßen, den Namen Christi ganzen Landstrichen lieb und werth zu machen. Klerikal mags dabei nicht zugehen, genug wenn der Geruch des Lebens zum Leben sich ausbreitet.

Einen Monat lang hatte der Marsch in dieser Weise sich hingezogen, als die ersten Gerüchte von einem Einfall der Sikhs ins Lager drangen. Erst mit Unglauben aufgenommen, wie es das meiste Bazargerede verdient, enthüllten sie sich schnell genug als eine den Ernst der vorhandenen Krisis nicht einmal erreichende, nur zu wahre Kunde. Kaum in Kanpur angelangt, mußte Conran plötzlich den Panditbarden entlassen und seine Waisen dem Miss. Perkins übergeben, um selbst dem bedrohten Nordwesten zuzueilen. Bei Perkins sah er an jenem Abschiedstage zwei ansehnliche junge Männer, welche als „Sikhs" bezeichnet, damals gerade mit wenig günstigen Augen betrachtet wurden; sie erwiesen sich aber als entschlossene Wahrheitsforscher und einer derselben ist jetzt der anglikanische Geistliche Daud Sing, der neuestens zu dem Entschlusse

kam, ohne Gehalt seinen Landsleuten das Evangelium als Reiseprediger anzutragen.

In Delhi über eine neue Compagnie gesetzt, bekam Conran den Auftrag, das Belagerungsgeschütz auf den Kampfplatz zu führen. Der überaus schwerfällige 2—3 Stunden lange Zug, für dessen Sicherheit unabläßig gesorgt und gebetet werden mußte, bewegte sich nach Norden über die von Geiern und Adlern besetzten Schlachtfelder Mudki und Ferozschahr. In den Kleidern mancher der gefallenen Siths fand man dort zum nicht geringen Erstaunen der Sieger tüchtig besingerte christliche Traktate.

Am 10. Februar 1846 focht Conran die Schlacht von Subraon mit, wo er der Sikh-Artillerie volle Bewunderung zollen mußte. Der Sieg war errungen, der Friede geschlossen und unser Offizier bereits nach Ludiana zurückgegangen, als sich zeigte, daß die stärkste Festung des Pandschab, Kot Kangra, von keiner Uebergabe hören wollte. Die heißen Winde stürmten schon über die ausgedorrte Ebene, daher die Artillerie nicht wenig murrte, nochmals aufgerufen zu werden. Sie wußten nicht, daß dieser lebensgefährliche Marsch sie von einem grausigen Tode erretten sollte. Als die stolze Festung sich auf ihr bloßes Erscheinen hin ergeben hatte, durften die Sieger nach Ludiana zurückkehren und fanden, daß hier der fürchterliche Sturm des 21. Mai ihre so glücklich gepriesenen, von der Beute des Sikhlagers leichtsinnig schwelgenden Landsleute unter den Ruinen von zehn Baracken begraben hatte!

Wir können dem guten Bruder weder durch alle Wanderungen im Pandschab folgen, die seine nächste Zeit in Anspruch nahmen, noch bei den manchfaltigen Erfahrungen verweilen, die er unter seinen Soldaten und Mitoffizieren machte. Erwähnung verdient im Vorbeigehen die Bekanntschaft, welche er mit einem einfachen „Evangelisten der Artillerie" schloß, einem frühern Soldaten, William Symes, der durch die Sirampur-Brüder bekehrt, 40 Jahre lang für seinen Meister mit großem Erfolg zeugte; sodann der lebendige Verkehr mit den amerikanischen Missionaren in Ludiana und mit christlichen Familien, wie die des hochherzigen Afghanenfreunds Oberst Colin Mackenzie. Die Gattin des letzteren hat in ihrem Tagebuch*)

*) Six years in India; the Mission, the Camp and the Zenana. By Mrs. Colin Mackenzie.

einige rührende Beispiele von Conrans unermüdetem Eifer im Wohlthun gelegentlich erzählt.

7. Im zweiten Sikh-Feldzug.

Die verätherische Ermordung zweier Briten durch den Häuptling von Multan (21. April 1848) gab das Zeichen zu einem allgemeinen Aufstand des Pandschabs. Von Lahor, wo Conran den jungen Fürsten Dalip Sing zu bewachen hatte und eben erwog, ob er mit seinem ihm nachgereisten Katechisten Bridsch Lal nicht wieder die Straßenpredigt beginnen sollte, wurde er bald genug dem Heere nachgeschickt, das gegen den Dschilam vorrückte. Wie er sich von den Brüdern verabschiedete, warf ihm noch ein alter Kabuleroberer sein Tschoga (den Schafpelzmantel des Gebirges) um und füllte ihm die Taschen mit Zwieback, indem er bemerkte: „wenns ins Feld geht, weiß man ja nie, wann das nächste Mahl zum Vorschein kommen wird." Beides, wie sich zeigte, sehr wohlangelegte Gaben für die bitter kalte Januarnacht (1849), in der Conran kein Unterkommen fand, weil seine Knechte mit der Bagage sich verirrt hatten.

„Am nächsten Morgen, als ich mich nach hilfreicher Gesellschaft umsah, bemerkte ich einen katholischen Priester, der nicht weniger als ich sich außer seinem Element zu befinden schien, und versuchte mit ihm zu fraternisiren. Ich glaube, er war ein Kind Gottes. Wir hatten hinfort alle Dinge gemein, d. h. im Grunde lebte ich auf seine Kosten. Alle seine kleinen Vorräthe, auch die wenigen Weinflaschen, die ihm seine Heerde beim Abschied verehrt hatte, theilte er mit mir, gab mir auch einen seiner zwei Teppiche, ich glaube den besseren. Es war ein herzliches Beisammensein, da wir unsere Ueberzeugungen offen gegen einander aussprachen. Beim täglichen Marsch wanderten wir zusammen und verhandelten alle strittigen Kirchenfragen. Er war ein wohlunterrichteter Franzose, der mir nichts übel nahm, aber auf die Kirche als den höchsten Gerichtshof für jeden fraglichen Punkt mit unerschütterlichem Glauben sich verließ, und höchstens die Verheißung des Tröster und was sich daran hängt, als eine neue Ansicht mit einigem Interesse aufnahm.

„Verwunderlich schien mir freilich, wie wenig er mit der heiligen

Schrift vertraut war. Eines Morgens langten wir an der Haltstelle an, ehe das Gepäck sich einfand, daher ich mich in meinem Tschoga auf den elastisch überwachsenen Rasen warf und voll Wohlgefühl in die Worte ausbrach: 'der Herr ist mein Hirte, mir wird nichts mangeln' ꝛc. Der Padre hörte mir aufmerksam bis zum Ende zu und rief dann aus: 'Reizend schön! Wo haben Sie das gefunden?' Verwundert erwiederte ich: 'Sie wissen doch, das ist einer von Davids Psalmen?' — 'Ah, wirklich?' war alles, was er bemerkte. Doch brachte ihm meine Heiterkeit einen freundlichen Begriff von meinem geistlichen Zustand bei. Denn als nach etlichen weiteren Tagen mein schwarzer Prediger Bridsch Lal mir die Ankunft der lange vermißten Bagage meldete, rief der Franzose begeistert aus: 'Da sieht mans. Ich sagte ja, Sie würdens wieder erhalten, weil Sie auf Gott vertrauten; nun ist Ihr Gebet erhört.' — Uebrigens beteten wir nicht gemeinschaftlich; er konnte plötzlich unsere Unterhaltung mit den Worten unterbrechen: 'Bitt' um Vergebung, 's ist meine Betstunde,' und las dann seine Gebete mit augenscheinlicher Andacht. — Fünf Jahre später traf ich wieder mit ihm zusammen; er hatte seiner Gemeinde eine Kirche erbaut und bediente sie mit anerkennenswerthem Eifer und Erfolg."

Hauptmann Conran hatte bald nach Lahor zurückzukehren, wo er einen jener panischen Schrecken miterlebte, die den Europäer in Indien so leicht überfallen, wenn das gewöhnlich doch nur halb berechtigte Sicherheitsgefühl durch plötzliche Entdeckung eines von geheimnißvollen Kräften unterwühlten Bodens und das klare Ueberschauen seiner Vereinsamung inmitten von Millionen der fremden Race erschüttert wird. Ueberall herrschte Bestürzung und Wirrwarr, als plötzlich Henry Lawrence von England zurückgeflogen kam und durch seine Gegenwart das Vertrauen herstellte. Der Umgang mit diesem grundedeln Manne gereichte Conran zu wesentlicher Stärkung im christlichen Hoffen.

Hier starb nun sein Katechist Bridsch Lal, der ihm manche Freude, auch manche Sorge bereitet hatte, letztere wohl hauptsächlich, weil Conran einen solchen Gehilfen nicht zu leiten verstand. Es war ein Mann von ungewöhnlichen Gaben, dem aber die angenommene europäische Lebensart, z. B. der unverhehlte Geschmack an starken Getränken, zur Versuchung geworden war. Nach seinem Tode gieng seine Familie leider ins Heidenthum zurück! Ein Zei-

chen vielleicht, wie vorsichtig Offiziere Alles überdenken sollen, ehe sie eine christliche Familie in ihr Wanderleben hineinziehen, da doch das Beharren in der Pflege und Zucht einer Missionsgemeinde für die Mehrzahl eingeborner Bekehrter bei weitem das wünschenswertheste Loos bleibt.

Für Conran ward nun der Besuch der Spitäler, besonders seit die Verwundetenzüge vom Schlachtfeld in Tschilianwalla eintrafen, eine gewaltige Aufgabe. Zu Sterbenden als ein Sterbender zu reden, nichts zu wissen als Christum den Gekreuzigten, war, was er sich hier erflehte und häufig verwirklichen durfte, bis mit der Wiederherstellung des Friedens seine Arbeit in Lahor ihr Ende erreichte. Zuvor aber konnte er noch der Eröffnung einer christlichen Kirche für die Soldaten beiwohnen und sich über die erste Einführung des Christenthums ins eroberte Pandschab mit andern Gotteskindern freuen.

Huschjarpur, eine neuerrichtete Militärstation in Sicht der Schneeberge Tschamba's, wurde nun die Scene von Conrans Thätigkeit. Da machte er sich zum Schulmeister und Pfarrer seiner Artilleristen, immer auf Mittel bedacht, sie gehörig zu beschäftigen, Trunksucht und Unsittlichkeit zu bekämpfen, und die Besseren in herzliche Gemeinschaft zu ziehen. Da durchaus kein Geistlicher zu haben war, theilte Conran sogar das Abendmahl aus, was natürlich Aufsehen erregte, ihm jedoch keine Unannehmlichkeiten zuzog; nur der katholische Priester beklagte sich einmal über sein Predigen im Spital. Einige Soldaten lernten erst jetzt lesen; andere konnte er soweit fördern, daß sie das Ingenieureramen mit Ehren bestanden. Zimmern und Schreinern, die Pflege von Gesang und Musik, aber auch die Hyänen- und Schakaljagd füllten in glücklicher Abwechslung andere Stunden der Soldaten aus, während zwei Wintermonate den Schießübungen gewidmet wurden, zu welchen man nach Dschalandar zu marschiren hatte.

Der Missionar dieses Distrikts war der Bengali Goloknath, der unter der Oberaufsicht der Amerikaner in Dschalandar eine Gemeinde sammelte, zugleich aber den ganzen Distrikt mit der Predigt des Worts durchzog. Er besuchte auch einmal Huschjarpar, da sich denn der Hauptmann fragte, ob er den Schwarzen zur englischen Predigt auffordern solle. Aus Furcht, den stolzen Briten mehr zuzumuthen, als sie leicht ertragen könnten, unterließ er es und

wurde dafür nachträglich durch die Entdeckung gestraft, daß dieselben sich auf den eingebornen Prediger ausnehmend gefreut hatten.

Die Unbekanntschaft mit der Pandschabi-Sprache verhinderte den Hauptmann an den früher gewohnten Evangelisationsversuchen unter der ansäßigen Bevölkerung; doch nahm er immer etliche Unglückliche in seinen Haushalt auf, die besonders von seinem nun bekehrten Reitknecht mit dem Wort Gottes bedient wurden. Einer dieser Pandschabis, der von einer Wallfahrt auf die Schneeberge mit erfrorenen Füßen heimgekehrt war, fand Christum in diesem gastlichen Hause und kehrte zu seinem Dorfe zurück, um auch den Seinigen zu verkündigen, was Gott an seiner Seele gethan habe.

So vergiengen vier glückliche Jahre, und als der Aufenthalt in Huschjarpur sich zum Ende neigte, lieferte der Brand einer Kaserne, welche gerade die schlimmeren Bursche bewohnt hatten, unserem Hauptmann noch den Text zu einer Abschiedspredigt.

8. Wieder in Agra.

Noch einmal sollte Agra ein freilich kurzer Haltpunkt für unseren Wanderer werden, und schon der Marsch dahin war erquicklich, da er ihn in christliche Kreise zurückführte. Wie er z. B. vor Delhi gelagert, in seinem Zelte den üblichen Gottesdienst hielt, trat auch ein wohlgekleideter Herr herein und wohnte demselben mit ungewöhnlicher Aufmerksamkeit an. Sobald Conran geschlossen hatte, begrüßte ihn der Fremde und entpuppte sich als ein früher in Agra durch Whelers Dienst erweckter Soldat, der jetzt den ehrenvollen Posten eines Direktors der Delhi-Bank bekleidete. Er bewohnte das schönste Haus der Kaiserstadt, den Palast der bekannten Bigam Somru, wo Conran aufs herzlichste bewillkommt wurde. Im Empörungsjahr wurde die ganze Familie ermordet, auch die eben erst aus der Schule in England zurückgekehrten lieblichen Töchter!

Zwei Tagereisen später kam Conran an einem einsamen Europäerhause vorbei, dessen Besitzer ihn nöthigte einzutreten. Es war ein frommer Invalide aus Havelocks Regiment, jetzt Oberzöllner und sammt seiner vortrefflichen braunen Gattin ein Licht in der umgebenden Finsterniß. Zu seinem Hausgottesdienst kamen viele der

wilden, an Schmuggel gewöhnten Dschats und begehrten christlichen Unterricht. Diese Familie entrann dem allgemeinen Verderben des Sommers 1857, sicherlich in Folge der allgemeinen Liebe, die sie sich erworben. Ein ähnlicher Mann dagegen, der Zollbeamte in Mathura, wurde mit den Seinen von der Fluth jener schauerlichen Bewegung verschlungen.

Wer wird nicht mit Conran in den Wunsch einstimmen, daß doch mit der stetig zunehmenden Zahl von Europäern, die sich über die weite Fläche Indiens zerstreuen, auch immer mehr geistlich gesinnte Leute, besonders erprobte Veteranen aus der Armee in die vielen vereinzelten Posten eintreten, auf welchen bis jetzt das unmißdeutbare Zeugniß für Christum, das im tadellosen Wandel besteht, fast gänzlich gefehlt hat? Eisenbahnen, Dampfschifffahrt, Bewässerungsarbeiten, Thee- und Kaffeepflanzungen und andere Unternehmen haben mehr und mehr Europäer hinübergezogen, darunter sehr begabte, talentvolle Kräfte, von denen doch die meisten, weil noch nicht befestigt in christlichem Leben, nur allzubald aus der Art schlagen und darum mehr schaden als nützen. Durch die Anstellung wahrhaft frommer Veteranen, welche die Landessprache erlernt haben, würde sich mit der Zeit ein Netzwerk christlicher Einflüsse über ganz Indien ausbreiten, das der Mission nicht nur vorarbeiten, sondern ihr auch erwünschte Anhaltspunkte bieten würde.

In Agra fand Conran eine ansehnliche Schaar lebendiger Christen, besonders in den mittleren Klassen und legte sich mit großem Eifer, vielleicht ohne das wünschenswerthe Maaß von Weisheit, auf die Förderung aller religiösen Interessen in und außer der Armee. Dadurch wurde er seinem strengen Obersten unbequem, namentlich sobald er sich von einem Baptisten — nach öffentlicher Disputation über die Kindertaufe — in Havelocks Kapelle hatte untertauchen lassen. Es kam zu einem Streit über die den Soldaten einzuräumende Glaubensfreiheit; derselbe führte unerwartet schnell einen Befehl herbei, der den eifrigen Bekenner in die weiteste Ferne, nach Attock versetzte, während seine Anhänger, die Artilleristen, um weiteres Umsichgreifen des Uebels zu verhüten, zerstreut werden sollten.

Für letztere war dieß kein Schade; bei ihren guten Zeugnissen verstand es sich von selbst, daß man, um sie zu zerstreuen, ihnen Beförderung auf bessere Stellen außerhalb des Bataillons mußte

angedeihen lassen, wodurch das obengenannte Netzwerk nur vergrößert wurde. Der Rest von Conrans Compagnie, so viele sich aller Beeinflußung durch seine Predigt entzogen hatten, zog nach Kanpur und gieng mit Weib und Kind in der Sündfluth unter, die fünf Jahre später über jene Garnison hereinbrach.

Ihr Hauptmann aber hatte keinen Grund, seine Versetzung zu bedauern, so reichen Genuß er auch vom Umgang namentlich mit den presbyterianischen, baptistischen und kirchlichen Missionaren gezogen hatte und so entschieden auch in dieser Jahrszeit (Juni 1852) die herrschenden Gluthwinde einen Marsch an die afghanische Grenze beschwerlich, ja gefährlich machten. Er hatte schon lange gelernt, die vereinsamt neben draußen liegenden Stationen den scheinbar begünstigteren Oertlichkeiten fast vorzuziehen; war er dort mehr alleingestellt, so hatte er doch schon erfahren, zu was das gut sein konnte.

Gerade jetzt aber, da er dem civilisirteren Indien den Rücken kehren sollte, konnte er sich einer Betrachtung nicht verschließen. Mit dem Geist der Sipahi-Armee stand es doch auffallend schlecht. Man hatte alle Belehrung höherer Art von ihr ängstlich fern gehalten, ihrer Zuchtlosigkeit aber beharrlich durch die Finger gesehen, daher ein schärfer blickendes Auge schon jetzt die Vorläufer eines Ausbruchs von Ungesetzlichkeit nicht mißdeuten konnte, der jene weiten Gebiete in blutige Verwirrung stürzen mußte. Bereits ergiengen sich die Eingebornen auf Wochenmärkten in so zügellosen Ausfällen auf alle Andersgesinnten, daß die christlichen Katechisten die Straßenpredigt nicht mehr fortführen konnten. Der bigotte Geist gieng augenscheinlich von den Sipahiregimentern aus, welche sich ordentlich darin gefielen, immer maßlosere Forderungen zu stellen und ihre Offiziere zu ohnmächtigen Nullen herabzudrücken. Fast täglich stießen eifersüchtige Parteien, die sich in den Regimentern gebildet hatten, mit einander zusammen, und ihre grimmigen Rachedrohungen, zum Theil in unverständliche Andeutungen gehüllt, reichten hin, die ganze Stadt im Athem zu erhalten. „Mit solchen Auslassungen lieben es die unruhigen Köpfe Indiens, ihre Kraft zu versuchen, um je nach dem Erfolg, den sie haben, zu Thätlichkeiten und Aufruhr weiter zu schreiten. Da man monatelang dem Uebel kräftig zu steuern versäumte, steigerte es sich am Ende dermaßen, daß die Führer der entgegengesetzten Parteien von Sipahibanden umstellt und ermordet wurden. Ganze Regimenter rühmten sich ungescheut der Uebelthat,

dennoch konnte man die Schuldigen nicht ausfindig machen. Geraume Zeit hatte die europäische Artillerie sich für augenblickliches Ausrücken bereit zu halten, und der meuterische Geist konnte am Ende nur dadurch am vollen Ausbruch verhindert werden, daß man die Regimenter plötzlich hunderte von Meilen weit nach ganz entgegengesetzten Richtungen marschiren ließ, wodurch den ruhigen Einwohnern endlich ein Alp vom Herzen genommen wurde. Der Anlaß dieser ganzen Parteibewegung — wer sollte es glauben? — war kein geringerer, als der Streit um Eine feile Dirne; verbittert aber hatte ihn die unbegreifliche Leidenschaftlichkeit, mit der die eingebornen Weiber sich auf die eine und andere Seite gestellt hatten.

„Unsere morgenländischen Helenas sind wohl im Stande, bei solchen Gelegenheiten die Flamme eines trojanischen Kriegs zu entzünden; und wenn die ganze Wahrheit ans Tageslicht käme, würde man erkennen, daß sie schon mehr als einmal in solchen Todeskämpfen eine bedeutende Rolle gespielt haben."

Bezeichnend für die Blindheit der Armeeleitung ist gewiß der auffallende Contrast, den die Behandlung der verschiedenen Religionsverwandten im indischen Heere darbietet. Ein Häuflein frommer Christen glaubte man nicht schnell genug zerstreuen zu können, damit es durch das Bestehen auf seinen gesetzlich zuerkannten Gewissensrechten kein Unheil anrichte, während Heiden und Muhammedaner monatelang die ruhigen Bürger einschüchtern und tyranniſiren durften! Welch Glück für Indien, daß im Pandschab wenigstens ein anderer Geist die Verwaltung durchwehte!

(Schluß folgt.)

Gründe des Stillstands in Kalkutta.

Aus einem Briefe des Freischotten Dr. M. Mitchell.

Die Missionskonferenz in Kalkutta zog kürzlich einen hochwichtigen Gegenstand in ernste Erwägung. Die Frage, mit der sie sich beschäftigte, lautete: „Ist irgend ein Grund zu der Befürchtung vorhanden, es finden jetzt in den Missionsschulen weniger Bekehrungen statt, als vor etlichen Jahren?"

Sie wurde in zwei auf einander folgenden Versammlungen besprochen. Beide Male war die Konferenz vollzählig und die Verhandlung gründlich und lang; man kam jedoch zu keinem Resultat. Eine endgiltige Lösung einer Frage wird in der Konferenz überhaupt selten erzielt, aber der offene, herzliche Gedankenaustausch ihrer Mitglieder ist von großem Segen. So war es auch dießmal. Es ist ungemein schwer, irgend etwas wie einen Gesammtüberblick über die stattgefundenen Besprechungen zu geben; ich mache auch nicht darauf Anspruch, eine vollständige Skizze derselben zu entwerfen; nur über etliche der Punkte, die auf mich selbst den tiefsten Eindruck machten, möchte ich zu berichten versuchen.

1. Etliche Stimmen sprachen die Ueberzeugung aus, die Zahl der Taufen habe in den Missionsschulen in den letzten Jahren nicht abgenommen. Sie hoben hervor, daß auch früher oft zwei oder drei Jahre ohne Taufe verstrichen, und dann wieder mehrere zumal vorgekommen seien; auch früher habe es schon Zeiten der Schläfrigkeit gegeben, wie die, in der wir uns jetzt befinden; aber die Erfahrungen vergangener Jahre berechtigen zu der Hoffnung, der Herr könne im Nu die dumpfe Windstille wenden und die Fenster des Himmels öffnen, um Segensströme herabzugießen. Der Gesammteindruck der Konferenz schien aber dessenungeachtet doch der zu sein, die jetzige Stockung sei ungewöhnlich groß, die Schwüle drückender als seit Jahren.

2. Die Ansichten über die in den Missionsschulen herrschende Stimmung waren sehr getheilt. Einige behaupteten, die Zöglinge zeigen einen entschiedenen Widerwillen gegen das Wort Gottes; einer der Anwesenden meinte sogar, die jungen Leute in den Regierungsschulen seien noch freundlicher gegen die Bibel gesinnt, als die in den Missionsschulen. Andrerseits versicherten Einige auch mit großer Bestimmtheit, die Schüler seien zum mindesten vollkommen willig zum Bibelstudium; etliche von ihnen betrachten dasselbe sogar als das interessanteste Pensum in ihrem ganzen Lehrplan, und erst kürzlich habe eine indische Zeitung ein kräftiges Zeugniß abgelegt von der Popularität des „Buchs der Bücher". Meine eigene, tiefe Ueberzeugung hierüber ist, daß es allerdings recht wohl vorkommen kann, daß Zöglinge der Regierungsschulen bei der ersten Bekanntschaft mit der heiligen Schrift mehr Interesse für dieselbe zeigen, als die seit lange damit vertrauten Zöglinge der Missionsschulen; im Allgemeinen

aber ist die Achtung vor der Bibel in den ersteren gewiß geringer, als in den letzteren. Doch muß die heilige Schrift, wenn sie nur mit ein wenig Liebe gelehrt wird, für Schüler aller Anstalten nothwendig ein Buch von hinreißender Anziehungskraft sein. Ganz abgesehen von ihrem Anspruch, eine göttliche Offenbarung über Dinge zu enthalten, die kein menschlicher Verstand zu ergründen vermag, ist sie ein unübertrefflich herrliches Buch und sogar vom ästhetischen Standpunkt aus betrachtet, hoch über griechische und römische Klassiker erhaben. Jeder irgendwie empfängliche Schüler kann daher kaum umhin, die Bibel zu bewundern. Sie ist aber mehr als eine bloße Sammlung hehrer Poesie und lebendiger Schilderungen orientalischen Lebens: sie wendet sich an die Gewissen; sie zeugt gegen die Sünde; sie fordert die Herzen für Gott. Daher müssen wir darauf gefaßt sein, sobald wir ihre herrlichen Aussprüche unsern Schülern mit Ernst zu Gemüth führen wollen, in Indien dieselben Erfahrungen zu machen, wie in ähnlichen Fällen in der Heimat. Einige fangen dann an, die Wahrheit zu hassen und möchten ihrer fortwährenden Einschärfung lieber entfliehen. Wer nicht bereit ist, um Jesu willen Alles zu lassen, kann unmöglich gerne darauf hingewiesen werden, daß dieß nöthig sei. Mich wundert daher nur, daß unsre Schüler diese Ermahnungen so willig hinnehmen, wie sie es thun, und ich weiß mir ihren Gleichmuth dabei nicht anders zu erklären, als daß viele, vielleicht die meisten von ihnen ihr Gewissen mit dem stummen Entschluß beschwichtigen, sich später einmal ernstlich mit diesem wichtigen Gegenstand zu beschäftigen. Gleichen sie darin aber nicht einer Menge unsrer heimischen Gemeinden, die irgend eine lebendige Darlegung der Wahrheit mit Freuden hören, ohne sie darum tiefer zu Herzen zu nehmen?

3. So viel über die Stimmung in den Missionsschulen. Gesetzt nun aber, die Zahl der Taufen sei in den letzten Jahren kleiner gewesen, als früher, so forschte die Konferenz weiter, welches wohl die Ursachen dieses betrübenden Wechsels sein könnten? Man fragte sich: Ist unser gegenwärtiges Geschlecht von Missionaren auch dem frühern ähnlich? Sind wir so eifrig wie sie? Arbeiten wir und beten wir, wie sie arbeiteten und beteten? Insonderheit aber, nehmen wir uns der einzelnen Seelen so ernst, so ins Einzelne gehend, so direkt an, wie sie es thaten? Das Gewicht dieser Fragen wurde von der ganzen Versammlung tief gefühlt; es lag darin eine gewal-

tige Aufforderung für Jeden, sein eigenes Herz zu prüfen, und ich zweifle nicht, daß Alle noch fortfahren, das zu thun, und darüber vielleicht mit Thränen vor den Herrn zu treten.

Hier möchte ich (obgleich ich mich nicht erinnere, daß dieß auf der Konferenz geschah) noch fragen: „Trifft, wenn der Herr in unsern Tagen durch Kälte betrübt wird, sein Mißfallen nur seine Kinder in Indien?“ Wir athmen hier außen eine Art geistiger Fieberluft, bei der das innere Leben nur zu leicht verkümmert und ermattet. Wie stehts aber um England mit all seinen reichen geistlichen Segnungen? Haben die Gemeinden noch denselben Missionseifer wie früher, oder fangen sie an, des langen, mühsamen Kampfes müde zu werden? Sind sie es satt, von der eintönigen Arbeit an den Laufgräben zu hören, die wir um die gewaltigen Burgen des Heidenthums ziehen? Nimmt ihre Theilnahme für uns etwa ab, und unterstützen sie unser schwaches Streiterhäuflein vielleicht weniger durch ihre Fürbitte, weil ihr Interesse nicht durch interessante Neuigkeiten genährt wird? Ich bin der guten Zuversicht, daß es in der Heimat viele Seelen gibt, die so ernste Fragen nicht nur leichthin von sich weisen werden.

4. Unter den Ursachen, die im gegenwärtigen Augenblick der Mission störend in den Weg treten, wurde von Manchen auch das Nationalgefühl stark betont.

Leider ist in Indien viel Rassenhaß vorhanden. Er herrscht unter den verschiedenen eingebornen Stämmen in einem Grade, daß man sich des Zweifels kaum erwehren kann, ob sie, selbst wenn sie sich zum Christenthum bekehrten, je im vollen Sinn des Worts zu Einer Nation verschmelzen würden. Obgleich unter Einer Regierung vereinigt, sind die Volksstämme Indiens so verschieden und theilweise so getrennt von einander, wie die Völker Europas. Wenn einmal die Deutschen und Franzosen von ihrer anererbten Feindschaft lassen, mögen auch die Söhne der Nordwestprovinzen den Sikhs auf der einen oder den Bengalis auf der andern Seite die Hand reichen. Für jetzt aber haben wir den doppelten Rassenhaß, der zwischen den Stämmen Vorderindiens unter einander, und unter sämmtlichen Eingebornen uns Europäern gegenüber herrscht, in Rechnung zu nehmen. Daß ein solcher besteht, ist gewiß sehr unnöthig. Wären wir, das Schwert in der einen und die Bibel in der andern Hand zu den Bengalis gekommen, so dürften wir uns nicht wundern,

wenn sie das ihnen auf solche Weise angebotene Evangelium zurückgestoßen hätten; aber wir nahmen Bengalen nicht den Hindus, sondern ihren muhammedanischen Unterdrückern ab, daher ist es sehr zu beklagen, daß andre als freundliche Gefühle zwischen beiden Völkern vorhanden sind. Sie bestehen jedoch einmal, und wie gerne möchte ich mich der Ueberzeugung verschließen, daß sie eher im Zu- als im Abnehmen sind! Einer meiner Freunde, der mit der tiefsten Theilnahme jedem Fortschritt unter den Eingebornen folgt, erzählte mir, wie betroffen er neulich durch den häufigen Gebrauch des Worts „Fremde" in Beziehung auf uns Engländer war. Es fiel ihm das als etwas Neues und sehr Bezeichnendes auf.

Manchen ist die Anwesenheit der englischen Regierung mit ihrem ganzen Stab von Civil- und Militärbeamten ein Aergerniß. Jene Leute sprechen von „dem Joch der Fremdherrschaft" in Ausdrücken, die beweisen, daß sie völlig vergessen haben, wie viel schwerer das Joch der Muhammedaner zu tragen war, und wie viel härter auch das der eingebornen Fürsten in fast allen Ländern ist, die noch unter ihren eigenen Radschas stehen. Noch mehr wird aber das Nationalgefühl durch den Mangel an gegenseitigem Wohlwollen im Privatverkehr verletzt. Engländer und Bengalis sind wie Oel und Wasser. Ihr Volkscharakter ist so verschieden, daß ich zweifle, ob einer der beiden Theile einer billigen Beurtheilung des andern fähig ist. Die Eingebornen beklagen sich — wie ich fürchte, nicht ohne Grund — über den Hochmuth, womit viele unsrer Landsleute sie behandeln, und diese Beschuldigung wird durch Gegenbeschuldigungen erwiedert.

Aus eben jenem Gefühl ist der eben erwähnte Rassenhaß entsprungen. Unverkennbar herrscht unter den Bengalis der allgemeine Vorsatz, Alles, was sich in ihrem Volkscharakter, in ihren Sitten und in ihrer Geschichte irgendwie rechtfertigen läßt, aufs äußerste zu vertheidigen, und in gleichem Maße alles Europäische herabzusetzen. Gewiß gibt es einzelne Ausnahmen, aber im Ganzen sind die Wirkungen dieser Richtung der Art, daß mehrere Konferenzmitglieder in ihnen ein mächtiges Hinderniß der Mission sehen. Obgleich asiatischen, ist das Christenthum doch sicherlich nicht indischen Ursprungs; zudem würde seine allgemeine Annahme nicht bloß eine religiöse Umwälzung herbeiführen, sondern auch die Umgestaltung des

ganzen gesellschaftlichen Gebäudes erfordern — daher das Geschrei, es suche Indien zu entnationalisiren.

Ich begnüge mich mit einigen Andeutungen; aber ich denke, Sie begreifen die Wichtigkeit der hier berührten Thatsachen. Mir selbst erscheint dieses Nationalgefühl nicht von so großer Bedeutung, wie manchen andern Brüdern, obgleich ich zugebe, daß es die Ausbreitung der Wahrheit wesentlich aufhält.

5. Einige Konferenzmitglieder sprachen sehr entschieden die Ansicht aus, einer der Hauptgründe für die kleinere Zahl von Taufen in unsrer Zeit sei auch darin zu suchen, daß die Missionare jetzt weit weniger geneigt seien, als früher, den vom Heidenthum Bekehrten äußere Unterstützung zu gewähren. Es ist das ein Punkt, über den im Kreis der Missionare recht wohl verschiedene Auffassungen bestehen können. Die Frage, ob jetzt nicht die Zeit gekommen sei, in der ein Bekehrter möglicher Weise als Christ mit seinen heidnischen Verwandten fortleben könne, hat ihre Berechtigung. Vor 20, vielleicht auch vor 10 Jahren noch war der Abscheu vor dem Christenthum so groß, daß daran gar nicht gedacht werden konnte; die heidnischen Angehörigen wären unwiederbringlich entehrt gewesen, wenn sie dem Abtrünnigen gestattet hätten, noch unter ihrem Dache zu wohnen. Auch jetzt noch haben zwar alle Heiden einen heftigen Widerwillen vor der Taufe, doch steigert er sich nicht mehr, wie ehedem, bis zu einer Art Wahnsinn. Manche Missionsfreunde vertreten daher mit großem Eifer die Ansicht, es sollte den Bekehrten nicht erlaubt werden, ins Missionshaus überzusiedeln; dieselben sollten vielmehr bei ihrer Familie ausharren und geduldig alle Verfolgung und alle Schmach ertragen, die jene ihnen aufzuerlegen beliebt. Mir erscheint das als eine furchtbare Feuerprobe, und rechnen Sie dazu noch die Versuchung zum Rückfall ins Heidenthum, welcher der Bekehrte unaufhörlich ausgesetzt wäre, so dünkt mich: Freunde, die das fordern, gehen entschieden zu weit.

Dennoch sind jetzt vielleicht fast alle Missionare weniger geneigt, als vor 10—20 Jahren, hoffnungsvollen suchenden Seelen das Verlassen ihrer Angehörigen zu erlauben. Einige Missionare versagen den Bekehrten jede Unterstützung, und die Folge davon ist, daß der Angefaßte im Bewußtsein, daß er das elterliche Haus nicht verlassen kann, seine Taufe verschiebt, um der Verfolgung zu entgehen. Hat er aber einmal angefangen zu zaudern, so beharrt er

leicht darin, auch wenn er sein eigener Herr ist, und sehr wahrscheinlich kommt es nie zur Taufe.

6. In Betreff eines andern Punktes herrschte volle Einstimmigkeit in der Konferenz. Ein wesentliches Hinderniß der Annahme des Evangeliums ist die angestrengte geistige Thätigkeit, die der Studienplan unserer Zöglinge erfordert. Ich höre von Missionaren, die schon eine längere Reihe von Jahren in Kalkutta leben, daß seit der Errichtung der Universität*) die rein wissenschaftlichen Anforderungen bedeutend größer geworden sind. Unstreitig liegt eine schwere Last auf den Schultern der Jünglinge, die sich auf die Universitätsprüfungen vorbereiten; in andern Worten: das zu bestehende Examen ist sehr streng und verlangt die sorgfältigste Vorbereitung. Nun erinnere ich mich aber mit Schmerz der Wirkung, die das Streben nach akademischen Auszeichnungen auf mein eigenes inneres Leben hatte, und der harten, unausgesetzten Geistesarbeit, die mir dasselbe auferlegte. Auch war ich nicht der Einzige, der diese Erfahrung machte; fast alle meine ernster gesinnten Studiengenossen klagten gleichfalls über den erschlaffenden Einfluß des Universitätsabschlusses auf ihr geistliches Wachsthum. Wie sollten wir uns denn wundern, wenn die gleiche Erscheinung sich auch in Indien wiederholt?

Was haben wir denn aber nun zu thun? Sollen wir unsre höheren Anstalten aufgeben, oder wenigstens jede Verbindung mit der Universität lösen und uns fast ausschließlich auf Religionsunterricht werfen? Vortrefflich, wenn wir hoffen könnten, auf diese Weise Schüler zu fesseln; aber so, wie die Dinge stehen, hätten wir nach einem Monat zu leeren Bänken zu sprechen. Oder sollen wir nur die Elementarklassen beibehalten, in denen die Anforderungen an die Kenntnisse der Schüler mehr Raum für das Bibelstudium lassen? Den meisten von uns erscheint das als ein im höchsten Grade unbefriedigender Ausweg; ich meinestheils könnte die Aufhebung unsrer Oberklassen nur aus tiefstem Herzen beklagen. Jede höhere Bildung würde dadurch zu einer ausschließlich weltlichen, und obgleich die Missionare gewiß keine Anstrengungen scheuen würden, Privatklassen für religiöse Unterweisung zu sammeln, bin ich nicht

*) Die Universität ist hier als ein bloßes Examenskollegium zu betrachten, das akademische Ehren zu ertheilen befugt ist.

einen Augenblick darüber im Zweifel, daß solche kein genügender Ersatz wären für die tägliche Darlegung der Wahrheit in unsern Oberklassen. So wie die Dinge jetzt stehen, wird durch sie doch ein gut Theil Bibelkenntniß verbreitet. So groß auch das Arbeitsgedränge für die Universitäts-Aspiranten ist, kann doch täglich eine Bibellektion gegeben werden, und wenn der Missionar mit ganzer Seele dabei ist, fehlt es ihm weder an Zuhörern noch an der Aufmerksamkeit derselben.

7. Viel wurde in der Konferenz auch über den Einfluß des Brahmo Samadsch, namentlich über diejenige Partei desselben gesprochen, mit welcher der Name Keschab Tschandra Sens verflochten ist.

Wenn in frühern Tagen ein Jüngling sich von der Falschheit des Hinduismus überzeugte, hatte er keine andre Wahl, als entweder ein Christ oder aber ein Deist zu werden. Der Deismus in der Form, in welcher die Ungläubigen aus Paines Schule ihn vorbrachten, war zu kalt, zu herb und zu cynisch, um allgemeinen Anklang zu finden, somit wurde das Christenthum naturgemäß die Zuflucht aller derer, die des Götzendienstes müde waren und aufrichtig nach Wahrheit verlangten. Seit aber das Brahmo Samadsch betheuert, es halte alles wirklich Gute im Christenthum fest, seit es in den Worten des Evangeliums von Bekehrung, Wiedergeburt, dem Geiste Christi und der Gemeinschaft mit Gott sprechend sich rühmt, diese Geheimnisse wirklich zu erfassen, und nur das Unverständliche und Unpraktische der biblischen Lehre abstreifen zu wollen, ist in Kalkutta Vielen der Brahmismus ein Ersatz für das Christenthum geworden. „Nicht Dogmen, sondern Leben!“ ist Keschabs Losung, und Viele, denen es um die Früchte ohne die Wurzel zu thun ist, fallen ihr zu. Was sie wollen, ist ein leichtes Christenthum ohne das Kreuz. Mögen sie seine Kraft erproben und sehen, ob es ihnen wirklich die süße Botschaft des Evangeliums zu ersetzen vermag!

Inzwischen hat die ungemein freundliche Aufnahme, die Keschab Tschandra Sen in England zu Theil wurde,*) eine Deutung gefunden, an welche gewiß die Christen, die in ihm den Vertreter des aus seinem Todesschlaf erwachenden und nach Licht und Leben ringenden Indiens begrüßten, nicht von ferne dachten. Ich begreife

*) Miss. Mag. August 1870, S. 349.

und würdige vollkommen die Gefühle dieser Brüder, aber in Indien haben Viele den freundlichen Willkomm, der den Babu empfieng, in beklagenswerther Weise mißverstanden. Die Glieder des Brahmo Samadsch sehen darin ein neues Zeichen, daß England selbst im Begriff ist, seinem Glauben an die besondern „Dogmen" des Christenthums vollends den Abschied zu geben und sich der weitherzigen, wahrhaft katholischen Religion anzuschließen, zu der sie selbst sich bekennen und die allmählich die allgemeine Weltreligion werden wird — eine Religion, deren zwei große, allgenugsame Lehren (wie es scheint, sind dieß keine Dogmen?) darin bestehen, uns Gott als den Allvater und alle Menschen als Brüder zu zeigen.

Ich halte inne, denn ich fürchte Ihre Geduld zu erschöpfen und glaube überdieß, nun alle Hauptpunkte der Besprechung in der Missionskonferenz aufgezählt zu haben. Wenn ich das rechte Maß überschritten habe, möge die Wichtigkeit des Gegenstandes mir zur Entschuldigung dienen.

Als einen Anhang an diesen Brief können wir uns nicht versagen, etliche sarkastische Verse, in welchen neulich eine indische Zeitung die unter der gebildeten Jugend herrschende Strömung schilderte,*) in einer freilich mangelhaften Uebersetzung beizufügen. Sie mögen schneller als eingehende Beschreibungen den Lesern dazu behilflich sein, daß sie sich in die Gemüthslage eines europäisirten Hindu so weit versetzen, um für sein vages Treiben (oder Getriebenwerden) das richtig bemessene Mitgefühl zu empfinden. Von Allem etwas wissen, die zerstückelte, ungründliche Einzelerkenntniß in einen Nebel hochklingender Phrasen hüllen, und praktische Folgerungen, welche Anstrengungen und Opfer involviren, von sich möglichst fernhalten, darauf scheints mit dem Studium bei der Mehrzahl hinauszulaufen.

Jung Bengalen.

Ihr fragt, was denn mein Schaster sei,
Dazu ich mich bekenne?
„Ich selbst", antwort' ich frank und frei,
Kein andres Buch ich nenne.

---

*) Gen. Bapt. Mag. Oct. 1870.

Zwar Mose, David, Paul dazu
Recht wackre Männer waren,
Doch ein gebildeter Babu
Treibt sie gar leicht zu Paaren.
Ich läugne freilich nicht, daß sie
Manch hehres Wort vernahmen,
Doch machten sie erfolgreich nie
Das Doktoratsexamen.
Wie euer Gott sich offenbart,
So müßt ihr ihn auch nehmen.
Der Brahmo Gott hat andre Art,
Muß uns sich anbequemen.
Brahmismus ist Religion
Der freien edlen Geister,
Er haßt der Glaubenslehr Schablon'
Und beugt sich keinem Meister.
Wär die Natur so liederlich,
Wie ihr sie macht, o Pfaffen!
Bedenkt doch, könnte sie wie mich
So brave Leute schaffen?
Millionen leider irren noch
In Sünd' und Aberglauben.
Doch nur, weil sie gewöhnt ans Joch
Sich Aufschwung nicht erlauben.
's fehlt an der klaren Anschauung,
Die sollten sie erringen.
Die mein' ist auf dem rechten Sprung,
Wird stets sich höher schwingen.
Was Thatsach' ist, und was Beweis,
Was wahr und falsch, was Tugend, —
Die Frage macht wohl Padres heiß,
Doch nicht der ind'schen Jugend.
Befragt um Cäsar, Hannibal,
Um Solon oder Crösus,
Besteh'n mit Glanz wir überall;
Verschont uns nur mit Jesus!
Der Name klingt mir eckelhaft,
Was man auch von ihm schreibe.
Ich weiß, daß ich der Wissenschaft
Und Freiheit treu verbleibe
Bis an den — Tod! O bitt'res Wort
Für Kluge wie für Narren!
Genug! — Gopala, bring sofort,
Mir Brandy und Cigarren!

Lebensregungen im Kaffernland.

Wie es in der sichtbaren Natur Zeiten des Frosts, der erstarrenden Kälte, wie der Dürre und versengenden Sonnenglut gibt, in denen alles Leben erstorben scheint und die ganze Kreatur der milden Frühlingslüfte harrt oder nach den erquickenden Regenschauern lechzt, die bestimmt sind, das Wintereis zu lösen oder die brennende Hitze zu kühlen und das Erdreich mit frischem Grün und lieblichen Blüthen zu bedecken, so sind auch auf dem Gebiet des Geistes jener Zeiten des Schlafs, des Stillstands, der schneidenden Kälte und der dumpfen, ermattenden Schwüle nicht wenige, in denen nur die innige Herzensverbindung mit dem Fürsten des Lebens, und der unerschütterliche Glaube an seine Verheißungen, in der Seele des Christen das Flämmlein der Liebe und Hoffnung für die in ihren Todesbanden um ihn her Liegenden wach erhält. Welcher Missionar namentlich hätte sich nicht vielfach durch solche Epochen durchzukämpfen gehabt? Doppelt wonnig muß es aber auch darum ihm zu Muthe sein, wenn er einen Hauch von oben spüren darf und an einigen Erstlingen sich die aus dem Tode Jesu geflossenen Auferstehungskräfte offenbaren. In einer solchen Stimmung schrieb am 3. November des vorigen Jahrs der presbyterianische Missionar Chalmers aus Henderson in britisch Kaffraria:

„Ich las neulich in der Biographie Lord Haddo's, er wäre schweren Hindernissen gegenüber bei seiner Bekehrung fast zum Feigling geworden, und sagte dann bei mir selbst: „Wenn es in einem christlichen Land einen vielseitig gebildeten Mann solche Kämpfe kostet, sich offen als einen Jünger Jesu zu bekennen, kann man sich dann noch wundern, daß heidnische Kaffern, selbst wenn sie von der Wahrheit des Evangeliums überzeugt sind, es schwer finden, kühn herauszutreten und Nachfolger Christi zu werden?" Nur wer das heidnische Kaffernleben kennt, kann sich einen Begriff von der furchtbaren Feuerprobe machen, die derjenige zu bestehen hat, der sich für das Evangelium entscheidet; worüber ich mich wundre, ist darum nicht sowohl, daß so Wenige sich zum Christenthum bekehren, als vielmehr daß so Vielen Kraft geschenkt wird, aus der Finsterniß zum Licht hindurchzudringen.

„Ich erwähnte schon voriges Jahr einige hoffnungsvolle Heiden in der Nachbarschaft und insbesondere die Bekehrung eines jungen Mannes, Namens Kwangube, von dem ich mir viel versprach. Er wohnt etwa drei Stunden von hier in dem Dorfe Gala's, wo wir zum mindesten alle vierzehn Tage einmal einen Vortrag halten. Das Dorf ist berüchtigt durch seine Feindschaft gegen das Evangelium; auch sein Häuptling, der alte Gala, ist ein entschiedener Gegner der Wahrheit und hat, so oft wir dort predigen, immer eine Menge Fragen für uns bereit. Was dabei seine Absicht ist, weiß ich nicht zu sagen, mir scheint aber immer, er wünsche uns einen Eindruck davon zu geben, wie sehr er uns bedaure, daß wir uns mit „jüdischen Angelegenheiten" befassen.

„Obgleich der Katechist Tobe im Gala's Dorf Sonntags Gottesdienst hält, machte Kwangube doch lieber den dreistündigen Weg hieher in unsre Kirche. Er ist ein 35jähriger, stattlicher Mann von verständigem Aussehen, Vater mehrerer Kinder und Sohn eines würdigen Alten, der vor etlichen Jahren starb, gerade als ich hoffte, er habe den rechten Weg gefunden. Die sieben Jahre hindurch, die ich nun hier bin, besuchte Kwangube immer die Gottesdienste. Oft sah ich ihn in Thränen gebadet, aber jedesmal, wenn ich glaubte, jetzt sei er für die Wahrheit gewonnen, verschwand er plötzlich in unerklärlicher Weise und ließ sich einige Sonntage nicht mehr in der Kirche sehen. Sprach ich zu irgend einer Zeit mit ihm, so stimmte er allem, was ich sagte, zu und erwiederte etwa: „Ich bin vollkommen überzeugt von der Wahrheit des Evangeliums, aber es stehen mir einige Hindernisse im Weg, die ich Ihnen nicht mittheilen kann." Lange verharrte er in diesem Zustand der Unentschiedenheit, und ich wußte mir nicht zu deuten, was ihn dennoch immer wieder herführte. Plötzlich lebte meine Hoffnung neu auf, weil er statt in seinem einheimischen rothen Teppich in europäischer Kleidung erschien; noch immer aber zögerte er. Nur sein fortwährendes Kommen und Gehen hielt meine Hoffnung aufrecht und zeigte mir, daß der Geist Gottes an seinem Herzen arbeitete. Nach all den langen Monaten des Harrens und Betens wurde mir jedoch am 22. Juni 1870 die unaussprechliche Freude, ihn aus den Reihen der Heiden unter die Zahl der Taufbewerber aufzunehmen. Die erste Frage, die ich an ihn richtete, war: „Hast Du den Schritt, den Du jetzt thun willst, wohl bedacht? Weißt Du, daß Du von nun an ein Kriegsmann zu sein

und im Kampfe zu leben hast?" — „Ja, ich habe all das wohl erwogen," antwortete er fest, „aber ich verlasse mich dabei nicht auf meine eigene Kraft."

„Er gieng heim und erzählte seinem einzigen Bruder Waltyn, was er gethan hatte. Dieser, der ältere der Beiden und ein Polygamist bis zur Zehe, erwiederte: „Sei Deinem Bekenntniß treu. Gib es nicht auf. Werde mein Führer, denn ich möchte auch werden, was Du bist." Darauf gieng er hin, um den Freunden, Verwandten und Berathern in aller Form Anzeige zu machen von Kwangubes Entschluß. Als dessen Schwiegervater davon hörte, sagte er mit Thränen: „Das ist eine schreckliche Wunde, die Kwangube mir geschlagen hat; nur mehrere Stücke Vieh für meine Tochter können diese Wunde heilen. Nie wäre mir in den Sinn gekommen, meine Tochter an einen Bekehrten, ein Geschöpf ohne Freundschaft, wegzuschleudern, denn ein Bekehrter gibt kein Vieh für seine Frau." Ein alter Rathsherr sagte: „Ist es wirklich dahin gekommen, daß ein Sohn Ngabas ein Bekehrter geworden ist? Geht und zwingt ihn, davon abzustehen. Er ist der Sohn eines großen Mannes; er darf kein solcher Thor werden, der Kleinigkeiten nachläuft." —

Alles nachzuerzählen, was Kwangube zu hören bekam, würde zu weit führen; genug, daß nun das Signal zu heftiger, anhaltender Verfolgung gegeben war; Ruhe gab es für ihn nicht mehr. Man verhöhnte, verlachte, mied ihn. Endlich kam er zu mir mit der Klage, es gehe ihm sehr schlecht; außer seinem Bruder haben sich Alle von ihm abgewandt und er möchte darum auf unsre Station ziehen, denn er sei noch schwach im Glauben und habe überdies den Wunsch, lesen zu lernen und auch seine Kinder unterrichten zu lassen.

„Ich erwiederte ihm, ich sei entschieden gegen einen solchen Schritt, da es viel zu sehr die Gewohnheit der Bekehrten sei, die Ihrigen zu verlassen und auf die Missionsstationen überzusiedeln, so daß jene nie einen richtigen Begriff von christlichem Leben bekommen, sondern vielmehr auf den Schluß gerathen, es bestehe darin, sie ihrer Angehörigen zu berauben. Ich sagte ihm rund heraus, ich halte es für seine Pflicht, da zu bleiben, wo er bisher gewohnt habe, und sich zu bemühen, auf Andre einen guten Einfluß zu üben; es sei das allerdings nur meine persönliche Ansicht, er möchte darum lieber zu den Aeltesten gehen, die ich ihm nannte, und sich bei ihnen Raths erholen. Es that mir weh, so theilnamlos scheinen zu müssen und

Kwangube so traurig scheiden zu sehen; allein ich hatte die Beruhigung, mich auf dem Wege der Pflicht zu wissen.

„Bei der nächsten Zusammenkunft wurde seine Sache besprochen, und Alle kamen überein, man solle in ihn dringen, daß er doch bei den Seinen bleibe. Als ihm der Bescheid des Presbyteriums mitgetheilt wurde, war er sehr schmerzlich davon berührt, und fast wünschte ich, solchen mit gutem Gewissen umstoßen zu können. Das war aber nicht möglich, und so beschlossen wir, geduldig zuzuwarten. Es that mir weh für den armen Kwangube, ihn unter jenen verhärteten Menschen sich allein darum abmühen zu lassen, daß sein Glaube nicht absterbe. Ein Ausdruck unaussprechlicher Betrübniß lagerte sich auf ihn und fast trostlos schien er den langen Weg zum Hause Gottes zu machen. Wir suchten aber durch alle uns zu Gebot stehenden Mittel, namentlich durch Gebet und Rath, ihn aufzurichten und seinen Muth zu stärken.

„Samstag Morgen, am 24. September, war ich eifrig mit meiner Predigt für den kommenden Sonntag beschäftigt, als es an meiner Thüre klopfte. Gezane, einer meiner Aeltesten, trat ein und sagte mir, er könne kaum sprechen vor Freude, denn um Mitternacht sei er durch einen Boten geweckt worden, der ihn zu Klas Mabandai gerufen habe. Er habe sich schnell angekleidet und sei in das Haus seines Mitpresbyters geeilt, neugierig, was es dort wohl gebe. Eintretend sah er zwei Männer auf dem Boden sitzen — Kwangube und einen heidnischen Kaffer im rothen Teppich. Er fragte, wovon sichs handle. Sein Freund erwiederte: „Diese Männer sind aus Gala's Dorf gekommen und haben mich geweckt. Es ist Kwangube und sein Bruder Waltyn, der fragt, was er thun müsse, um selig zu werden." — „Laßt uns beten," sagte darauf der alte Gezane, und so knieten sie in stiller, mitternächtlicher Stunde mit einander nieder, dem Herrn ihren Dank darzubringen. Die beiden Brüder weinten heftig, aber sicherlich waren es Freudenthränen. Ihre Geschichte war bald erzählt. Kwangube hatte eben seine Abendandacht beendet, als sein Bruder in seine Hütte trat. „Wolltest Du zu unsrem Hausgottesdienst kommen? Wir sind eben damit fertig," redete Kwangube den Eintretenden an. Dieser aber erwiederte: „Nein, ich bin soeben auch vom Gebet aufgestanden und habe nun den Entschluß gefaßt, Gott zu dienen; deßhalb komme ich, um Dich zu bitten, mich sogleich auf die Station zu begleiten." Und die

beiden Brüder hatten mit einander sich alsbald auf den Weg gemacht. Einige Leute von der Station, die wach wurden, kamen herbei, um nach der Ursache der Bewegung in Klas Mabandais Hause zu fragen, und die Folge davon war, daß auch sie mit einstimmten, die großen Thaten Gottes zu preisen. Vor langen, langen Jahren sangen einmal weit, weit von hier zwei Gefangene mitten in der Nacht das Lob Gottes und freuten sich ihrer Freiheit, und jetzt nach Jahrhunderten ertönten gleichfalls um Mitternacht in dieser fernen Wildniß ähnliche Loblieder, weil zwei glückliche Brüder von den Fesseln erlöst waren, die sie lange gebunden hielten.

„Das war die Botschaft, die Gezane mir brachte. Der Text, den ich meiner Predigt zu Grund zu legen dachte, war Jes. 43, 1—3: 'Fürchte Dich nicht, denn ich habe Dich erlöset; ich habe Dich bei Deinem Namen gerufen; Du bist mein. So Du durchs Wasser gehst, will ich bei Dir sein, daß Dich die Ströme nicht sollen ersäufen; und so Du ins Feuer gehst, sollst Du nicht brennen' ꝛc. Ists zu verwundern, daß diese Worte mir jetzt bis ins innerste Mark drangen? Als ich sie eines nach dem andern betrachtete, stand mir unaufhörlich das Bild dieser beiden Brüder in den Strömen und dem Feuer der Verfolgung vor Augen, während wie ein helleuchtender Stern sich die Verheißung auf sie herabsenkte: 'Fürchte Dich nicht; denn ich habe Dich erlöset, Du bist mein.'

„Am andern Tag war die Kirche sehr voll, hauptsächlich von roth bemalten, in rothe Tücher gehüllten Kaffern. Die beiden Brüder waren auch da, der eine in europäischer, der andre in seiner einheimischen Tracht. Ich war in der Mitte meiner Predigt angelangt und sprach gerade von den Prüfungen, die eines Christen warten und ihn zu Zeiten wie zu überfluthen scheinen, während hoch über dem Getöse und dem Brausen um ihn her der trostreiche Zuspruch erklinge: 'Fürchte Dich nicht, Du bist mein.' Da unterbrach mich plötzlich ein lauter Schmerzensschrei. Athemlose Stille folgte ihm; die ganze Versammlung war erschüttert, so etwas war noch nie vorgekommen. Ich selbst war völlig überwältigt, als ich gewahrte, daß er Niemand anders entfahren war, als Waltyn. Beinahe wäre ich verstummt und hätte inne gehalten in meiner Predigt, um nur jenen Schrei mit seiner herzergreifenden Beredtsamkeit zu den Seelen sprechen zu lassen, allmählich jedoch faßte ich mich wieder und fuhr fort. Alle Anwesenden, die heidnischen Kaffern wie die

Leute von der Station waren wie betäubt. Welch ein Narr aber war vom heidnischen Standpunkt aus dieser zitternde Sünder geworden. Waltyn, der berühmteste Tänzer in Gala's Dorf! Waltyn, der Sohn Ngabas, einer der Volksräthe; er, ein Mann von gewichtigem Wort, und ein bekannter Polygamist, fieng an, in der Kirche öffentlich zu weinen wie ein Kind! Was sollte das heißen? Es war die Wiederholung der alten Geschichte von jenem Kerkermeister, der zitternd zu Paulus und Silas kam, vor ihnen niederfiel und fragte: 'Liebe Herren, was muß ich thun, daß ich selig werde?'

„Es ist schon gesagt worden, wir seien geneigt, auf Thränen zu viel Gewicht zu legen; wir sollten mehr bedenken, daß dieselben nicht immer ein Ausdruck tieferen Gefühls, sondern meist von der körperlichen Organisation des Menschen bedingt seien; Klima und Volkscharakter üben großen Einfluß dabei. Die Bewohner warmer Länder, wie z. B. Judäa, äußern ihre Empfindungen mit großer Lebhaftigkeit: sie schreien, ringen die Hände und weinen bei Veranlassungen, die Bewohnern kälterer Gegenden kaum der Mühe werth scheinen. Diese Letzteren seien eher gewohnt, so laute Gefühlsäußerungen zu belächeln und halten es für schicklicher, sie zu unterdrücken. Das mag ja sein; wenn aber ein Mann, der sein Leben lang in der Irre gegangen ist, mit einem Mal seine Sünden in einem Licht erblickt wie nie zuvor, und dem Kummer, der ihn preßt, Luft macht, wäre es grausam, ihm zu rathen, er möchte seinen Schmerz niederhalten. Waltyn hätte gewiß sich nicht geflissentlich zum Schauspiel für Andre gemacht, denn unter den Kaffern gilt es für unmännlich, seine Gefühle zu äußern. Bei ihm müssen sie daher sehr stark gewesen sein, wenn es ihm nicht gelang, sie zu bemeistern. Kurz darauf nahm ich Waltyn in die Klasse der Taufbewerber auf.

„Obwohl ich wußte, daß er Polygamist war, spielte ich nie darauf an. Er selbst that es, als ich einmal die beiden Brüder in ihrem Kraal besuchte. Ich hatte nach ihren Familien gefragt, worauf Waltyn sagte: 'Dort steht die Hütte meiner zweiten Frau, aber das waren Werke der Finsterniß.' Etliche Tage darauf bat er zwei Christen von unsrer Station, ihn in seinen Kraal zu begleiten, und unter ihrer Hut sandte er seine zweite Frau in ihr väterliches Haus zurück mit gründlicher Erklärung, warum er das thue, und ohne jede Anspielung auf das Vieh, das er für sie bezahlt hatte. Damit

endete die Sache; er handelte durchaus selbständig ohne jede Einmischung von meiner Seite.

„Doch dieß ist nicht Alles. Aus demselben Dorf ist noch ein dritter Familienvater muthig herausgetreten und unter die Taufbewerber aufgenommen worden. Die Weiber, Kinder, Verwandten und Freunde dieser drei Männer sind alle noch Heiden, von ihnen selbst aber haben wir die Ueberzeugung, daß sie dem Evangelium aufrichtig anhängen. 'Eine dreifache Schnur reißt nicht leicht entzwei,' sagt der Prediger; so hoffen wir, werden es auch diese in Jesu verbundenen Männer erfahren.

„Vor etlichen Tagen kam Kwangube mit dem Bekenntniß, sein Wunsch, die Seinen zu verlassen, sei nicht recht gewesen. 'Ich war ein Thor,' sagte er, 'daß ich mich von meinem ältern Bruder, den ich so sehr liebe, trennen wollte.' Dabei erzählte er mir seine ganze Geschichte, wie er lange gegen die sich ihm aufdringende Ueberzeugung kämpfte; wie er um Licht, Kraft und Gottes Leitung zu beten pflegte und dann zu Zeiten wieder die Stimme des Gewissens zu ersticken suchte; wie er zu andern Zeiten entschlossen war, das Evangelium anzunehmen und ihm dann der Muth versagte; wie er oft mit seinem Weib am Feuer saß und mit ihr vom Evangelium sprach; wie er zuweilen mit seiner Familie zu beten versuchte, und welches Kreuz ihm jetzt, da er herausgetreten ist, die Feindschaft seines Weibes gegen das Christenthum bereitet. Der Kaffer, meinte er, habe drei Riegel zu durchbrechen, wenn er Christ werden wolle: erstlich die Vielweiberei, dann den Spott der Feinde des Evangeliums, endlich die Gewöhnung an die kostspieligere europäische Tracht.

„Jetzt wünschen diese Männer sehnlichst, daß sie und ihre Kinder im Lesen unterrichtet werden, daher ich einen Lehrer im Dorf anzustellen gedenke, wenn auch viele von Gala's Leuten sich darüber ärgern werden. Regelmäßige Gottesdienste sind schon eingeführt, und die Männer kommen unermüdlich zu uns in Kirche und Taufunterricht. Mögen sie Pfeiler der neuen Gemeinde werden!

„Seit Jahren schon hatte ich für diese drei Männer gehofft, aber ich mußte lange harren. Diese ganze Zeit hindurch brach jedoch das Evangelium in der Stille eine der Fesseln, die sie an das Heidenthum ketteten, um die andre, bis ich nun in Gottes gnädiger Stunde das erstemal von dessen Wundermacht berichten darf. Andre sind jetzt in derselben Gemüthsverfassung, in der diese Männer vor

etlichen Jahren waren. Ich werde es vielleicht nicht erleben, diese Garben einzusammeln und die Geschichte von ihrer Bekehrung zu erzählen. Sie Alle haben heidnische Frauen, die auch mit der Zeit für das Evangelium gewonnen werden können; mir aber wird vielleicht nicht mehr die Freude werden, zu berichten, daß diese Familien nun Eins seien in Jesu. Es muß erst noch dazu kommen, daß Nationen an Einem Tage geboren werden. Mittlerweile freuen wir uns, zu wissen, daß unter dem Ocker und Teppich dieser bemalten Barbaren der Streit des Geistes mit dem Fleische seinen Fortgang hat, daß Einige derselben nach Sonnenuntergang ins Dickicht schlüpfen, irgend ein ungelerntes Gebet zu dem Vater aller Geister zu stammeln, daß das Licht eindringt und eine Gewohnheit der Finsterniß um die andere bekämpft und stolze, empfindliche Herzen gegen den Hohn der früheren Feinde stählt, bis sie den Schritt wagen, der Welt zu entsagen."

Missions-Zeitung.

Diamanten am Vaalfluß.

Im Jahr 1845 gründete die Berliner Mission die Station Pniel am Vaalfluß, zu welchem Zweck ihr der Griquahäuptling einige Quadratmeilen unwirthbaren Landes um 500 Thlr. überließ. Die Oberherrschaft über dieß Gebiet fiel aber 1854 dem Oranje-Freistaat zu. Hier nun entdeckte man im Anfang des Jahres 1870 schöne Diamanten, was eine Ueberschwemmung des Gebiets durch Abenteurer aller Klassen zur Folge hatte. Durch Bezahlung des vierten Theils vom Werth flossen bald der Mission 2000 Thlr. zu, obgleich die Meisten sich dieser Steuer zu entziehen wußten und bald auch das Recht zu ihrer Erhebung aufs giftigste bestritten wurde. Der fortdauernde Zuzug von Diamantengräbern störte natürlich die Missionsarbeit nicht wenig und Schutz seitens der Obrigkeit wurde umsonst nachgesucht. Zuletzt vereinigte man sich, monatliche Abgaben für die durchgrabenen Bodenstücke festzusetzen (½ Pfd. St. für 30 Quadratfuß). Damit ist der Mission der in Folge des Kriegs entstandene Ausfall von etwa 11000 Thlr. ersetzt worden. Es erheben sich nun aber neue Rechtsfragen wegen des Landesbesitzes in Pniel, indem die Kapregierung denselben dem Häuptling Waterboer zuspricht, daher gegenwärtig „in Pniel alles auf Schrauben — oder vielmehr in den Händen des lebendigen Gottes steht."

Scene auf dem Bazar in Kabul.

Soldatenleben in Indien.

(Schluß.)

9. In Attack.

Auf seiner Reise aus dem Duab nach dem Pandschab besuchte Conran zuerst einen alten Freund, der damals ein Dörflein reformirter Thags in Mirath zu beaufsichtigen hatte. Bekannt ist die Verbrüderung dieser Raubmörder, welche ihr Gewerbe zugleich als einen Gottesdienst betreiben. Die Regierung hatte gefunden, daß hier mit bloßem Hängen nichts ausgerichtet war, so beschloß sie, die Unterdrückung dieser Brüderschaft einer besondern Kommission unter Oberst Sleeman anzuvertrauen, welche auch das richtige System für die Behandlung solcher Verbrecher mehr und mehr entdeckt und vervollkommnet hat. Man versprach erst den Mittheilsamen ihr Leben, kam allen Geheimnissen dieser satanischen Brüderschaft auf den Grund, fieng fast sämmtliche Genossen derselben ein und errichtete Ansiedelungen, in welchen die Alten unter strenger Aufsicht arbeiten, die Jungen aber nützliche Beschäftigungen wie namentlich die Teppich- und Zeltfabrikation erlernen. Mit großem Interesse sah Conran, der selbst während seines Besuchs von den gebildetsten dieser Verbrecher bedient wurde, dem bewegten Treiben der Kolonie zu und meinte: auch europäische Regierungen dürften von solchen Unternehmungen noch etwas lernen, wie nämlich Verbrechen nicht blos bestraft, sondern auch verhindert werden könnten, wenn man sich entschließen wollte, die nur allzu ausgedehnte persönliche Freiheit der Lasterhaften etwas zu beschränken.

Die eingebornen Christen auf dieser Station schienen Conran ein reges geistliches Leben zu führen; ihre Katechisten zeugten frisch auf den besuchtesten Plätzen. Dagegen war es mit der Christlichkeit

der europäischen Soldaten schlecht bestellt; und der Bischof hatte sich einen sehr fraglichen Eingriff erlaubt, indem er die Kapelle, welche Havelocks Soldaten einst für ihre Versammlungen erbaut hatten, für kirchliche Zwecke in Beschlag nahm.

In Lahor traf Conran einen amerikanischen Missionar, der bereits eine kleine Gemeine gesammelt hatte und die Predigt im Freien mit Lust und Kraft betrieb, während er auch die Schule pflegte. Conran gieng einmal mit ihm unter das Volk und fand es leicht, zu der nach Wahrheit dürstenden Menge etliche Worte zu sprechen. In einer Straße, die einst von lustig ausgeschmückten Dirnen wimmelte, herrschte nun der größte Anstand. Die Lawrences hatten sich die Sittenreformation mit Glück angelegen sein lassen, und das Laster mußte sich wenigstens verbergen. Wie schien doch die sittenlose Stadt in kurzer Zeit so umgewandelt!

Fast eine Meile von der Hauptstadt des Pandschabs erhob sich nun die Militärstation Mian Mir mit ihren mächtigen Kasernen, in welchen die gesammte Garnison Lahors untergebracht war. Ein prächtiger Anblick auf der großartigen Ebene, auf der Conran im Jahr 1846 sein Zelt aufgeschlagen hatte! Aber den frommen Soldaten war nicht gestattet worden, sich ein Bethaus zu bauen; sie mußten zum Gebet sich im Freien vereinen und wurden läßig und matt unter der strengen Regierung ihres Generals. Auch Conran's Fürbitte bei diesem Manne, einem alten Freunde, wurde nicht erhört; Lawrence aber durfte damals militärischer Fragen sich nicht annehmen. Erst als Generalgouverneur hat er für Erbauung solcher Oertlichkeiten einen Befehl erlassen, wie wir schon früher (Miss. Mag. 1868, S. 467) erwähnten, und auch heute noch wird demselben nur sehr spärlich Folge gegeben.

Nach allerhand Schicksalen erreichte Conran seine neue Station Attack (Okt 1852); fast schlafend war er Nachts hineingetragen worden, umrauscht, wie ihm schien, von Meeresbrandung, und als er Morgens erwachte, fand er sich in einem Bangala auf 300 Fuß hohem Felsenriff, von welchem er den vollen Sindhu überschaute, nach einer Seite hin wohl 2 Stunden breit und 20 Stunden lang, einem von felsigten Höhen umschlossenen Binnenmeer vergleichbar, dessen Getöse von Thal und Hügeln wiederhallte. Hier nun stand er wenn nicht als Monarch aller seiner Umgebung, doch leidlich unabhängig in der Eigenschaft eines Kommandanten. Drei Com-

pagnien Sipahis und eine von eingeborner Artillerie waren unter seinen Befehl gestellt. Das Fort mit einem Städtchen von 6000 Einwohnern lag am Abhang der schwarzen Thonschieferfelsen, in welche das Gebirg auslief, und bewachte die wichtige Schiffbrücke, welche während eines halben Jahres über den Indus führte, in den Ueberschwemmungsmonaten aber durch ein sehr gefährliches Fährboot ersetzt wurde. Mehr als einmal des Jahres verschwand es unter den Wellen, meist ohne daß eine Seele gerettet wurde. Einmal sah Conran ihm zu, wie es 100 Passagiere hinübernahm, blickte dann einen Augenblick hinauf nach dem berüchtigten Schwarzen Berg (Sitana), dem Heerd so manchen Aufstands, und wie er wieder nach dem Fährboot ausschaute, war es nicht mehr zu finden; nur eines der Kameele, mit welchen die Kaufleute sich eingeschifft hatten, schwamm viele Meilen thalabwärts noch ans Land. Die Eingebornen hielten es für eine Unmöglichkeit, den an einer Stelle zwischen steilen Felsenreihen eingezwängten, überaus reißenden Strom je zu überbrücken. Jetzt aber sind die Riffe von Tunnels durchzogen und bald wird das Riesenwerk der beabsichtigten Eisenbahnbrücke der Lokomotive den Weg bis an den Fuß der Bergkolosse Afghanistans eröffnen.

Von Christenthum war hier noch nicht die Rede geworden, daher sich Conran bewogen sah, einen Sonntagsgottesdienst einzuführen, dem aber von den 30 europäischen Unteroffizieren und Aufsehern der Garnison sehr wenige beiwohnten, am ehesten noch die braunen Weiber der Sergeanten; die meisten Männer vertrieben sich die Langeweile mit Trinken. Gelegentlich sandte man nach Conran, wenn einer im Säuferwahnsinn weinte und nach religiösem Trost verlangte; aber die heiligsten Gelübde waren bald wieder vergessen. Dagegen schloß unser Hauptmann bald einen innigen Freundschaftsbund mit dem Genielieutenant Henderson, der die Heerstraße baute und auch nach Conrans Abgang den Gottesdienst fortführte, bis er vor wenigen Jahren im Frieden Gottes entschlief.

„Kürzlich besuchte ich," erzählt Conran, „einen frommen alten Pächter in der schottischen Grafschaft Roßshire, der mir seinen Jammer um einen Erstgebornen ausschüttete: dieser habe sich anwerben, aber nie mehr was von seinem Ergehen hören lassen. Der Name schon machte mich stutzig; nachdem ich alles was ihn kennzeichnen konnte, vernommen hatte, konnte ich glauben, daß er zu meinen

wenigen Zuhörern in Attack gehörte, wo er auch — wie ich hoffen darf — zuletzt selig gestorben ist."

Gestorben! das ist das Ende so vieler Erinnerungen im kurzlebigen Laufe eines indischen Pilgrims. In Attack war es auch, daß Conran seinen treuen Pferdeknecht verlor, von dem er — gewiß eine Seltenheit bei einem britischen Offizier — einen längeren Lebenslauf aufgesetzt hat*). Imram Baksch, seiner Abstammung nach ein Scheich (Nachkomme Alis), hatte erst als Stalljunge, dann als Sais (Pferdknecht) bei Offizieren gedient; seine letzten 13 Jahre verharrte er bei Conran, folgte ihm — zu Fuß — auf allen seinen Ritten, den militärischen wie den selbsterwählten, und verhielt sich immer treu und furchtlos, obwohl er manchmal viel Eigensinn und in den häufigen Händeln mit seinem erwachsenen Sohne wirkliche Härte offenbarte. Wenn sein Herr auf dem Spazierritt mit den Bauern religiöse Gespräche anknüpfte, stand er hartnäckig abseits, um ja nichts zu hören. Fragte ihn dann ein Vorübergehender, was denn der Sahib dort thue? so brummte er: wer weiß, was er alles schwatzt? Doch mußte er am Sonntag dem Bibellesen seines Herrn anwohnen, begleitet von seiner sittsamen Frau, die jedoch immer die fernste Ecke aufsuchte. Als er im Pandschab-Feldzuge erkrankte, ließ Conran, trotz den strengen Befehlen, welche Weiber vom Lager entfernt hielten, seine Gattin aus Kanpur herreisen, und ihrer Pflege schrieb dann der Knecht seine Genesung zu. Jetzt sandte er nach Conran und erklärte ihm (1849) in wenig Worten seinen Entschluß, Christ zu werden; ein wichtiges Ereigniß, da er von dem ganzen muhammedanischen Gesinde bisher als Priester geachtet war und großer, oder vielmehr unausgesetzter kleinlicher Verfolgung gewärtig sein mußte. Wie dem nun sein mochte, er sagte ihnen allen, Christus sei Gottes Sohn, führte Conran jenen Resaldar (S. 199) und andere interessante Besuche zu, und sicherte sich bald die Achtung aller, die ihn vorher gekannt hatten. Einmal redete Conran mit Dorfleuten, die zu Gunsten der Wohlthätigkeit, wie der Koran sie empfiehlt, gegenüber dem bloßen Glauben manches vorzubringen wußten. Imram hatte bisher schweigend zugehört, brach aber plötzlich los: „Von Wohlthätigkeit ist die Rede? So höret denn die Wohlthätigkeit Jesu. Er kam vom Himmel herab und starb für

*) Church Miss. Gleaner 1859, S. 39.

uns. Das heiße ich Wohlthätigkeit; wo findet ihr was Aehnliches?" Alle staunten; denn daß ein Muhammedaner sich bekehren könne, war dort noch eine unerhörte Thatsache. Getauft wurde er nicht; die Missionare, denen er sich vorstellte, verschoben die Aufnahme, bis er erst lesen könne. In Agra hatten sodann seine zwei erwachsenen Söhne sich wieder bei ihm eingefunden und suchten die erste Liebe zu dämpfen. Plötzlich sollte er nun als Oberknecht seines Herrn Baggage nach Attack geleiten. Es war eine gefahrvolle Reise, gleichsam ans Ende der Welt, doch führte er sie mit großer Treue und Tapferkeit durch und erschien eines Tages mit all den Ochsen und Karren, die ihm anvertraut waren, überreichte seinem Herrn die Schlüssel und erzählte mit zitternder Stimme von den Gefahren der überschwemmenden Flüsse, vom Ueberfall der Räuber und vom Verlust der Schlüssel (im nächsten Dorfe hatte er sich neue machen lassen). Dann stockte seine Stimme.

„Wie geht und steht denn Alles bei dir? Deine Frau ist doch wohl?" fragte Conran. Sie hatte sich mit ihm für Christus entschieden und war auf einem der Karren mitgefahren. Aber beim Erklimmen eines der weglosen Hügel im Fünfstromland hatte der Karren umgeworfen; und obwohl verletzt, hatte sie doch nicht zurückbleiben wollen, während der Gatte so beständig vorwärts drängte. Noch einige Tage reisten sie weiter, bis sie endlich ihm rief und sagte: „Ich gehe. Gib dem Sahib meinen Selam," und entschlief. Unter einem Baum am Wege hatte er sie begraben.

Conran sah, daß sein Herz gebrochen war; der treue Knecht beschickte sein Haus, wandte noch seine letzte Kraft an, den bigotten Muhammedanern Attacks im Bazar und sonst überall zu bezeugen, was Alles er von Christo wußte, und nachdem ihn ein Fieber am Ausgehen verhindert hatte, kroch er doch noch täglich vor des Meisters Thüre, um durch seinen Anblick sich das Herz zu erfrischen. Sein großer Eifer weckte die schlummernde Feindseligkeit seines Stiefsohnes auf, bis dieser sowohl als das übrige Gesinde sich ihm so gänzlich entzog, daß der Kranke auch für einen Schluck Wasser allein auf Conran angewiesen war. Da brachte ihm noch ein Besuch des Oberst Whelers großen Trost; war doch dieser der erste Mann gewesen, den er das Evangelium hatte verkündigen hören. Eines Morgens, als der Hauptmann ihn in seiner Kammer aufsuchte, fand er ihn auf seinem Bette friedlich entschlafen. Weil er sich immer

sehr nach der Taufe gesehnt hatte, wurde seinem innigen Wunsche, doch ein klares Zeugniß von seinem Glauben zu hinterlassen, durch Gewährung eines christlichen Begräbnisses willfahrt. Etliche seiner Mitknechte aber schlugen in sich und öffneten nun erst ihr Herz der guten Botschaft.

Der allzeit schlagfertige Oberst, dessen wir erwähnten, kommandirte damals in Peschawer, der gefährlichen Grenzstation im Nordwesten. Wie muthig er sich dort ins Vordertreffen der Glaubenszeugen stellte, ist (Miss. Mag. 1870, S. 356) bereits geschildert worden.

Jetzt war er nach Nurpur versetzt worden und freute sich, auf seinem Durchmarsch den jüngern Freund noch einmal — zum letztenmale — auf Erden zu sehen. Natürlich besuchte er auch den Bazar und predigte dort den staunenden Muhammedanern so frei und eindringlich, daß Conran sich über den Erfolg nur wundern konnte und der Aufmunterung, mit solchem Zeugniß frisch fortzufahren, alsbald Gehör schenkte.

Diese Bazarpredigt blieb nicht ungesegnet, wenn gleich handgreifliche Erfolge nicht zu melden sind und Lieutenant Hendersons minder auffallendes, stilles Wirken durch Gespräche vielleicht noch tiefere Eindrücke hinterließ. Missionare wie Robert Clark und J. Smith besuchten je und je und halfen durch ihre Predigt den unter dem Volke gewonnenen Eingang erweitern. Zwei angesehene Kaufleute bemühten sich um regelmäßigen Unterricht im Christenthum, den aber Conran, weil er kein Paschtu, sie wenig Hindustani verstanden, nicht ertheilen konnte, wie er überhaupt mit seinen doppelten Dolmetschern — den persischen und afghanischen — in mancherlei Klemmen gerieth.

Doch schien bereits die Gefahr der Verführung so groß, daß sich ein weltberühmter Heiliger herbeiließ, etliche Wochen in Attack zuzubringen, damit das muhammedanische Interesse nicht Noth leide. Es war ein sehr einfältig aussehender Greis mit rothem Bart, der unter dem Vorwand, kein Hindustani zu verstehen, sich jeder Diskusion entzog, während er im Stillen sehr fließend Hindustani sprach; der dann in jeder erdenklichen Weise die Opposition gegen Conran organisirte, selbst unter dessen Gesinde wühlte und sogar den britischen Kommissär in Rawalpindi veranlaßte, dem Hauptmann gutgemeinten, d. h. abwehrenden Rath zu geben. Ein andermal war es eine Riese mit scharfgeschliffenem Handbeil, der aus der Menge der

Zuhörer vortrat und in eigenthümlich strengem Tone fragte: „Seien Sie so gut, mir zu sagen, was Sie gegen unsern Propheten Muhammed vorzubringen haben?“ Conran merkte, daß der Mann nur einen Vorwand suche, ihm den Kopf zu spalten; da er dann leicht über die Brücke in unzugängliche Hügel sich zurückziehen konnte, sagte ruhig: „Ich komme nicht hieher, um über Muhammed zu sprechen,“ und fuhr fort vom jüngsten Gericht und jener Welt zu reden, worauf der Händelsucher verschwand.

Von der Parade zurückgekehrt, fand Conran eines Tages den Rothbart geschäftig unter seinem Gesinde, dem er unter anderem beweisen wollte, wie er so überaus heilig sei, daß er gar nicht mehr zu beten brauche. Diesmal ließ ihn Conran nicht so leichten Kaufs entschlüpfen, sondern warnte ihn mit großem Ernst, worauf er selbst sich zum Gebet zurückzog. Ein Rauschen, wie wenn Lastwägen durch das Serai führen, zog plötzlich seine Aufmerksamkeit auf sich; ehe er sich noch den ungewohnten (für die Einwohner sehr verständlichen) Schall erklären konnte, stürzte ein Knecht ins Zimmer, rief: Lauft, Sahib! ein Erdbeben! und floh spornstreichs aus dem Hause. Vom Frieden Gottes umfangen, blieb der Hauptmann unbewegt vor seinem Gott, bis alles vorüber war. Dann erst trat er unter die Thüre und sah im Hofe mitten unter den angstgepeinigten Schwarzen den Rothbart knieen, während er todtblaß vor Schrecken ein Gebet ums andere hervorstieß. Darauf verschwand auch dieser Heilige.

Noch durch andere Stimmen redete Gott mit dem Volke; eine Fieberepidemie, die im Peschawer Thale Tausende hingerafft hatte, suchte auch Attack heim, und über etliche Dörfer, welche dem Fieber entrannen, fuhr ein Hagelwetter hin, das Menschen und Vieh zu Boden schlug. Die steten Kämpfe im zwölf Meilen entfernten schwarzen Berge reichten zwar nie an das Fort heran; aber wie oft kamen reisende Kaufleute mit der Klage über Räuberanfälle, und Einbrüche in Häuser und Waarenlager waren an der Tagesordnung. Conran selbst ließ einmal in einer heißen Nacht das Fenster offen und erwachte keinen Augenblick zu früh, um noch durch einen kräftigen Streich mit dem nahestehenden Spaten einen schon halb eingedrungenen Afghanen hinaus zu befördern. Er sah dann die drei Räuber über die Felsen fliehen; einige Minuten später ritten sie auf ihren aufgeblasenen Thierhäuten den Indus hinab. Schlangen, Scorpionen und anderes Gewürm waren nirgends so reichlich zu finden wie in

Attack; doch durfte unserm Pilger keines ein Leid anthun. Auch das gefährliche und doch so lockende Bad im kühlen, reißenden Indus — der in wenig Tagen um 40, ja 60 Fuß steigen konnte, je nach der Schneeschmelze — brachte ihn wohl einmal dem Tode nahe, doch vermochte er sich noch mit Anstrengung der letzten Kraft der mächtigen Strömung zu entziehen.

Wie den oft sehr vereinsamten Fremdling bald ein bescheidenes Veilchen oder eine Narcisse, bald Nesseln und Sauerampfer entzückten, ja zu Thränen rührten, oder eine ächt europäische Amsel, die eines Morgens auf seinem Frühstückstische herumhüpfte, den nun mehr und mehr erwachenden Zug nach dem fernen Heimatslande mächtig anfachte, so wurden ihm immer auch Seelen zugeführt, mit welchen ein wahrhaft geistiger Verkehr unterhalten und der Zug nach der ewigen Heimat neu belebt werden konnte. Einmal war es nur ein armer Aussätziger mit verrottenden Fingern und Zehen, der auf dem schwarzen Felsen saß, bereit, seine Leiden durch einen Sturz in den Strom zu enden. Dem fragte er seine Geschichte ab und merkte, wie sein Priester im abgelegenen Kamaon ihn auf die Wallfahrt geschickt habe, nur um seiner los zu werden. Conran bot ihm einen Winkel bei sich an und erhielt ihn am Leben, indem er ihn nach Belieben in seinem Garten hantieren, auch seine Melonen und Trauben gegen die Schakale sichern ließ; zum großen Aerger der Dienerschaft lud er denselben sogar in die sonntäglichen Gottesdienste ein. Der Arme fand seine schauerliche Krankheit immer erträglicher, die Botschaft des Heils immer dankenswerther; er glaubte und aus seinem Gesichte leuchtete ein ihm bisher fremder Friede. — Zum heiligen Abendmahle einen Genossen zu finden, schien lange ein unerreichbarer Wunsch. Nun lernte aber Conran auf seinen Besuchen in Peschawer einen alten Portugiesen kennen, der einst sehr begütert, später gänzlich verarmt war und im 80sten Jahre noch als Oberknecht seines Wohlthäters, eines christlichen Offiziers, sich nützlich machte. Es war ein Mann, der die ganze Welt gesehen und schon vor 50 Jahren die Gesandtschaft Sir John Malcolms nach Persien begleitet hatte, auch von allen seinen Erlebnissen die lebhafteste Erinnerung hegte. Er trat einmal, auf der Reise mit seines Herrn Gepäck, bei Conran ein, wurde eingeladen zu bleiben und erzählte über dem Essen von seinen religiösen Erfahrungen, wobei er erwähnte, wie er noch nie gewagt habe, das heilige Abendmahl zu genießen,

und sei nun doch seinem Ende so nahe. Beiden gieng das Herz auf und ehe sie sich zur Nachtruhe trennten, schlug Conran vor, ob jetzt nicht die Zeit wäre, zusammen des Herrn Tod zu verkündigen. Die Augen des frommen Greisen glänzten vor Freude: die zu diesem Zwecke schon lange aufgehobene Weinflasche wurde herbeigeholt und ein gesegnetes Nachtmahl gefeiert. Ehe Conran am nächsten Morgen aufstund, war der alte Mann weiter gereist; einige Wochen später gieng er zu seiner Ruhe ein.

Von Zeit zu Zeit erlaubte sich auch der Hauptmann einen Ritt nach Peschawer, der großen Grenzstation Angesichts des Khaiberpasses, wo immer christliche Freunde und ein Feld für Evangelistenthätigkeit unter Europäern zu finden waren. Nachdem ein Afghane dort den Oberst Mackeson in seiner Veranda ermordet hatte (Sept. 1853), wurde die Verwaltung der Provinz dem ausgezeichneten Sir Henry Edwardes übertragen, der sogleich eine Versammlung der europäischen Anwohner berief (19. Dez. 1853) und die geeigneten Maßregeln traf, eine Mission auf diesem gefährlichen Posten zu errichten. Hatte Mackeson mit seiner Politik religiöser Enthaltsamkeit sich selbst nicht das Leben retten können, so meinte Edwardes, daß es besser sei, einmal es offen mit Christo zu versuchen.*) Und während er durch seine Energie und Wachsamkeit

*) Hier einige Worte aus Edwardes ebenso kühner als nüchterner Anrede: „Wir dürfen dessen gewiß sein, der Osten ist uns von Gott übertragen behufs einer Mission, nicht an die Leiber und Köpfe, sondern an die Seelen der Menschen. Aber Indien zu bekehren ist nicht die Aufgabe der Regierung als solcher, sondern der einzelnen Christen, welche sich dazu bewogen finden. Indiens Noth klopft an die Einzelgewissen und fordert Einzelanstrengung, individuellen Eifer und persönliches Beispiel. Jeder Engländer und jede Engländerin in Indien, jede Person hier in diesem Zimmer, ist verantwortlich, für diesen Zweck zu thun soviel ihm oder ihr möglich ist. — Natürlich liegt es uns ob, vorsichtig zu Werke zu gehen, Männer von Selbstbeherrschung und Takt zu Missionaren zu wählen, in der Stille mit Schulen anzufangen und umsichtig zum Predigen fortzuschreiten. Dann aber gilt es, meine ich, sich vor nichts zu fürchten. Brahmanen blasen hier ihre Muschel und schlagen ihre Gongs, der Muezzin vom Minâret ruft die Gläubigen zum Gebet, und der Beamte, der beide schützt, wird sich anheischig machen, auch den christlichen Missionar zu schützen, der das Evangelium verkündigt. Ohne allen Zweifel sind wir viel sicherer, wenn wir unsere Pflicht thun, als wenn wir sie vernachlässigen; und der, welcher uns mit Seinem rechten Arm hier zusammengeführt hat, wird uns schirmen und segnen, wenn wir in einfältigem Vertrauen auf Ihn uns bestreben, Seinen Willen zu thun."

alle Verschwörungen der Feinde im Keim erstickte und dem Industhal eine niegekannte Friedensruhe verschaffte, war sein Haus zugleich der Mittelpunkt aller Bekenner Christi, wo die Bibel fleißig gelesen und zusammen gebetet wurde.

Einer der wichtigsten Schritte von Edwardes war die Erneuerung der alten Freundschaftsbande mit dem Herrscher Kabuls. Conran war zugegen, als der afghanische Erbprinz (1855) den neuen Bund beschwor, der für die Sicherheit Indiens in der nahenden Prüfungszeit sich als ungemein wohlthätig erweisen sollte. Doch schien diese Freundschaft den Fanatikern unter den Afghanen so durchaus verdammlich, daß einer von ihnen gerade an diesem Tage das Schwert zog und jeden Europäer, dem er begegnete, niederhieb, bis er selbst unter den Bajonetten der Spitalwache das Leben aushauchte. Conran hatte gerade mit einem Juden auf der Straße gesprochen und sich mit ihm in eine Seitengasse gezogen, als dieser Schwärmer daherstürmte und auf die Bleichgesichter einhieb. In den finstern Winternächten aber hörte man fast beständig das Feuern der Schildwachen, die überall zu zwei aufgestellt waren, weil die vereinzelten in der Dunkelheit von den gewandten Räubern der Berge gar zu leicht niedergemacht wurden. Unter solchen Umständen trat die Peschawer Mission ins Leben.

10. Den Indus hinab.

Noch einer weitern Station Süßigkeiten sollte Conran versuchen, indem er im Jahr 1854 nach dem Fort Kohat im Süden von Peschawer versetzt wurde. Dieses lag schon in den Ausläufern des afghanischen Gebirgs Safed Koh und zeichnete sich durch eine ungewöhnliche Unsicherheit des Menschenlebens aus. Doch auch in diese Bergthäler hinauf und zu den Räuberstämmen der Afridi, welche in den Klüften wohnten, drang mit Zauberkraft der Name Edwardes hinauf; so konnte bereits ein Militärarzt den Versuch wagen, unbewaffnet und begleitet von seiner Gattin ins gefürchtete Thal zu reisen.

Der Weg nach Kohat führt durch einen engen Paß, dessen Mündung eine wohlausgedachte Verschanzung verschließt. Empören sich die Afridis, so wird das Thor des Thals verriegelt, bis die Entbehrung des Getreides aus der Ebene die wilden Hirten und Räu-

ber wieder zur Vernunft bringt. An diesem Schlüssel des Passes brachte Conran etliche Tage mit einem Offizier zu, der noch kein Haus erbaut hatte, mittlerweile aber in einem Keller, den er sich selbst gegraben, Schutz gegen die unerträgliche Mittagssonne fand. In Kohat selbst aber waren schon mehrere Regimenter erträglich unter Dach gebracht, und suchten sich mit den geringen Mitteln, die ihnen in der Abgeschiedenheit zu Gebote standen, die Zeit so gut es gieng zu vertreiben. Conran selbst mit anderen Offizieren nahm die Einladung der Jusufzai an, sie in ihrer Burg Hoti Murdan zu besuchen, und wurde nicht blos freundlich bewillkommt, sondern hatte auch belangreiche religiöse Unterredungen mit den versammelten Aeltesten. Diese Patriarchen drückten ihr Erstaunen darüber aus, daß die Engländer zwar das Land erobert und es in unerhörtem Grade auch wirklich unterworfen und beruhigt haben, dennoch aber noch keine Vorsorge treffen, um auch ihren Glauben dem Volke mitzutheilen. So ists einmal im Orient; ein Leben des Individuums, wie des Staats, das der Religion bewußt und konsequent aus dem Wege geht, bleibt seinen Kindern ein unerklärliches Phänomen.

Da es gerade in militärischer Hinsicht wenig zu thun gab, suchte Conran mit den Eingebornen des Kohatthals nähere Bekanntschaft zu machen. Er fand an ihnen sehr ununterrichtete Muhammedaner mit theilweise völlig heidnischen Gebräuchen. Erst trat er ihnen in Unterredungen mit Einzelnen näher, dann aber wagte er, eine Volksmenge auf dem Markt anzureden. Ein- oder zweimal ließen sie es verwundert und verblüfft geschehen; allein nun gelang es den Priestern, die Worte des Hindustani sprechenden Offiziers zu verdrehen, was einen solchen Auflauf zur Folge hatte, daß er mit Mühe unter Hohngeschrei und beworfen mit Koth und Steinen entrann. In der Vorstadt begegnete ihm jedoch ein kräftig gebauter Afghane, der rasch entschlossen die Verfolger in die Flucht trieb und dem Hauptmann das tröstliche Wort sagte: „Ich weiß alles, was Ihren Glauben betrifft; es ist der rechte Weg.“ Er lud auch Conran in sein Haus ein und bat ihn, allen dort Versammelten das Wort zu verkündigen, und seine Ansprache wurde von den Hörern mit größter Aufmerksamkeit aufgenommen.

Der Kommandant des Forts aber war sehr ärgerlich über diesen Vorfall, und konnte denselben unserm Conran lange nicht vergeben. Ein Fieber warf übrigens bald den letztern aufs Krankenbett und

verhinderte weitere Missionsarbeit. Doch kam dann jener Eingeborne wiederholt und setzte sich mit andern Freunden ihm zu Füßen, um die wenigen Worte zu hören, die der Kranke in seiner Schwachheit reden konnte. Er erzählte auch, wie er vor Jahren die Haridwar Mela besucht und dort einen Missionar predigen gehört, auch ein Buch von ihm erhalten habe, das von ihm und seinem ganzen Dorf gelesen und hoch geschätzt worden sei: „Besuchen Sie einmal mein Geburtsdorf! Sie würden sich wundern, wie man Sie dort bewillkommen würde."

Ein christlicher Freund, Major Jacob, nahm endlich den Kranken in sein Haus und verpflegte ihn wie einen Bruder. Darauf wurden Ausflüge versucht, nach Attack und in das noch südlichere Bannu, wo der gefeierte jugendliche Held Nickolson den Räubern ihr Handwerk niedergelegt hatte, in einem durch seine 400 Burgen berüchtigten Thale.*) Doch wollte das Fieber nicht mehr völlig weichen und nach einem 23jährigen Kampfe mit dem indischen Klima hielt Conran fürs Beste, um seine Entlassung aus dem Dienste der Compagnie einzukommen.

Aus dem Kohat-Paß schlüpfte er gerade noch heraus, ehe derselbe wieder einmal für ein ganzes Jahr verriegelt wurde; und eine Tagreise vor Peschawer entzog er sich kaum noch der freundlichen Einladung eines Offiziers, der mit einer beträchtlichen Partie von Arbeitsleuten dort eine Brücke baute. Hätte er die eine Nacht dort zugebracht, so würde er in dem Ueberfall, den die Bergbewohner ausführten, indem sie die Zelte umringten, anzündeten und jeden Flüchtling niederhieben, wohl mit umgekommen sein. Dem Offizier selbst übrigens gelang es, nachdem er mit seinem Revolver zwei Feinde niedergestreckt, in der Finsterniß zu entrinnen.

Auf diesen Ausflügen traf Conran noch mit allerhand Männern zusammen. Dr. Pfander war in Peschawer angelangt, wo er bald einen afghanischen Edelmann aus Candahar taufen durfte, der durch Pfander's Schriften angeregt vom Hochland herabgereist war, Christum zu suchen. Es war Yahia Bakir (Miss. Mag. 1870, S. 363), der seither sogar in Kabul selbst das Evangelium verkündigt hat und vom Fürsten des Landes gegen seine Ankläger geschützt wurde.

*) Unter den Bewohnern des Bannu-Thals herrschte der Brauch, einen neuen heiligen Ort durch den Mord eines ihrer eigenen Priester einzuweihen!

Conran besuchte auch noch manche alte Bekannte in Peschawer, hoffnungsvolle und sehr zweifelhafte; er betete z. B. mit einem sterbenden Soldaten, der nach ihm geschickt hatte, im Spital. Bei dieser Unterredung mit dem Todkranken war auch der Wärter zugegen, der sechs Jahre später in Edinburg dem Major begegnete und ihm für jenen Besuch nicht genug danken konnte, denn damals sei seine Seele aus dem Schlaf gerüttelt worden. Oder begegnete er in abgelegenen Plätzen einem armen Bengali Schreiber, der ihm (nicht ohne sich erst mistrauisch umzuschauen) anvertraute, wie er hier als ein Schaf unter Wölfen lebe und mit seinen Ueberzeugungen zurückhalten müsse, dann seine wohlbenützte englische Bibel herauszog, auf Hebr. 6, 4 deutete und den Hauptmann bat, ihm diese Stelle zu erklären. Er war in Calcutta einer von Dr. Duff's Zöglingen gewesen, daher seine jetzige Vereinsamung ihm kaum erträglich schien. Ein anderer stattlicher Jüngling, der durch die Gebrüder Lawrence ein Testament bekommen hatte, verlangte sehr nach einer Auslegung des Gleichnisses vom unfruchtbaren Feigenbaum. Als er an die Pflicht, Christum zu bekennen, erinnert wurde, sagte er: Wie könnte ich das? Thäte ichs, so würde mein Bruder mir den Kopf abschlagen. Der Europäer mußte sich gestehen, daß bei solchen Aussichten es auch mit seinem Glauben langsamer zu einer Entscheidung gekommen wäre.

Doch schneller als er sichs gedacht, fährt Conran schon den Indus hinab, predigt noch seinen Bootleuten und den Kaufherren in einem Hafenort bei Multan, liegt dann aber meist erschöpft darnieder und genießt die Pflege christlicher Freunde in Sindh und Bombay, bis ihn (Mai 1855) ein Dampfer nach Egypten und Europa bringt. Wozu er seither die zurückgekehrte Körperkraft verwendet hat, deutet er schon in seiner Autobiographie an: er dient dem Evangelium nach bestem Vermögen und darf erfahren, daß seine Arbeit nicht vergeblich ist im Herrn.

Verfolgen wir noch in Kürze den Lauf des wackern Kämpen Wheler, an dem Conran mit der Bewunderung und Anhänglichkeit eines Schülers hinaufsieht!

Wheler kommandirte ein ihm völlig neues Regiment in Barrackpur bei Calcutta, als dort am 29. März 1857 ein Brahmanen-

sipahi seine Kameraden zur Empörung aufforderte und den britischen Adjutanten niederhieb. Oberst Wheler vermochte nicht sich von den Sipahis Gehorsam zu verschaffen; General Hearsay aber ritt mit seiner Begleitung dem Aufrührer so entschlossen auf den Leib, daß dieser sich erschoß. Nun wurde dem Oberst sein früheres Predigen vorgerückt und die ganze Unzufriedenheit der Sipahis in künstlicher Weise aus seinem Vorgehen abgeleitet — man meinte, wenn der eine Mann geopfert würde, die schon weitgediehene Verschwörung der Sipahi-Armee noch austreten zu können — und der alte Mann wurde nach 40jährigem Dienst in Indien — ohne Angabe eines Grundes — mit einer Hauptmannspension schmählich entlassen. Doch davon ist im Miss. Mag. (1857, S. 484 ff.) schon ausführlich die Rede gewesen; wir eilen zum Schlusse.

Die furchtbare Empörung nahm indessen ihren Verlauf, und nicht die Missionsgegner unter den Behörden, sondern die entschlossenen Christen des Pandschab, die Lawrence und ihre Freunde haben sie niedergekämpft. Unter dem fortwährenden Abfall der Heerestheile aber kam Eine Thatsache ans Licht, die hinreichen konnte, Wheler zu rechtfertigen, wenn man ihm Recht widerfahren lassen wollte. Sein eigenstes Regiment, das 31ste, das er freilich dem Generalgouverneur zu Gefallen gerade vor der Meuterei an einen von dessen Günstlingen abgegeben hatte, schwankte nicht einen Augenblick, sondern bekämpfte ein Jahr lang ohne europäischen Beistand die Aufrührer mit Erfolg und rettete Sagar, die Hauptstadt Bandelkhands, für die britische Regierung. Lord Canning hatte aber nicht die Großmuth oder das Rechtsgefühl, diesem Beweis von Whelers wohlthätigem Einfluß auf die Sipahis irgendwie Rechnung zu tragen.

Indessen war jedoch Wheler nichts abgegangen; er dankte Gott für die große Errettung des britischen Indiens und fuhr fort, Ihm in aller Treue zu dienen. Einen Armeemissionar Taylor, der 1858 in Barrackpur anlangte, nahm er sogleich in sein Haus auf und theilte sich mit ihm in die Aufgaben des Lazarethbesuchs; er empfieng zu jeder Zeit Soldaten, die nach dem Einen Nothwendigen suchten, und führte sie zu Christo; zweimal in der Woche predigte er den Armen vor der Almosenvertheilung, und wo ein Hindu oder Europäer in Noth gerieth, an Wheler fand er immer einen Freund und Tröster.

Unglaubige Aerzte suchten ihn je und je aus dem Lazareth zu

verdrängen; ein Oberst aber, der von einem solchen darum angegangen wurde, dem unberufenen Prediger auszubieten, erkannte, er könne es nicht auf sich nehmen, dergleichen Bemühungen fürs ewige Wohl der Kranken mit kaltem Wasser zu überschütten. Wenn ihm irgendwo der Zutritt verweigert wurde, wie es denn wirklich vorkam, daß sogar Schildwachen ihm mit dem Bajonnet entgegentraten, so fand er sonst wo um so freieren Eingang, und konnte solche Wechselfälle sehr geruhig aus Gottes Hand annehmen. Daß die Meuterei als Strafe für die Sünden der Briten verhängt worden sei und nicht von zu vielem Predigen herrühre, sondern vom Gegentheil, davon hatte er eine sehr entschiedene Ueberzeugung; und wie er Gott lobte über die gnädige Beendigung des Kampfes, so arbeitete er auch an seinem Theil mit Macht, daß keine Wiederholung der Strafe nöthig werde.

Da wurde das Duab, der Heerd der Empörung, gegen das Ende des Jahres 1860 von einer schweren Theurung heimgesucht, welche beinahe die Höhe der Hungersnoth des Jahres 1837/8 erreichte. Nachdem Wheler im Kameelschritt fast ein Halbjahrhundert lang Indien durchwandert hatte, bediente er sich nun zum erstenmal der Eisenbahn, um in der Sommerglut des Juni 1861 nach Delhi zu eilen und im Verein mit dem Gouverneur u. A. für Linderung der allgemeinen Noth wirksam zu sein. Mächtig predigte er an den Orten, wo 7000 Hungrige täglich gespeist wurden, und steuerte zu allen Erweisungen der Gutthätigkeit reichlich bei. Ein Missionar, der als Sekretär des famine relief Vereins funktionirte, erzählt, wie der Oberst sich mit folgender Bitte an ihn wandte: „Gewiß nehmen sich manche Freunde gern der angenehm und gesund aussehenden Waisen an; ich komme, um nach den Krüppeln, den Mißgestalten und Schwachsinnigen zu fischen. Wie viele von solchen können Sie mir überweisen?“ Bald hatte er ihrer 150 gesammelt, und als ihm Geldmittel angeboten wurden, antwortete er: „Braucht diese für die Hungrigen! die meinigen hoffe ich mit Gottes Hilfe zu versorgen.“

Da besonders die Mädchen gefährdet waren, indem solche von elenden Muhammedanern für die schlechtesten Zwecke aufgegriffen wurden, nahm er sich solcher mit besonderer Sorge an und mußte den Schmerz erleben, daß auch ihm noch welche gestohlen wurden, während zugleich die Cholera unter seinen Pfleglingen aufräumte. Er lud schnell alle Uebrigen auf Karren und ließ sich mit ihnen in

Tschittaura, einem Dorfe fünf Stunden von Agra, nieder, mit herzlichem Dank gegen Gott, der ihn noch am Schlusse seines Lebens „eine fröhliche Kindermutter" habe werden lassen. Er wählte ein Dorf, in welchem außer ihm kein Europäer wohnte, um alle Versuchungen größerer Stationen von den Kinder fern zu halten; die Räuber und Schmuggler dieses Grenzortes flößten ihm weniger Besorgnisse ein. Bereits war eine christliche Gemeine hier gesammelt, jedoch durch die Empörung fast gänzlich zerstreut worden. In den Ruinen des kleinen Missionsgebäudes siedelte er sich nun mit seinen Kindern an und predigte täglich im Dorf und in der Umgebung, während er wöchentlich einmal nach Agra ritt, um die dortigen Europäer zu erbauen, oder wie er sich ausdrückte, von den Erweckten des dortigen Regiments die erste Liebe von neuem zu erlernen. Es weilte nämlich dort ein Regiment, welches in den Einöden von Audh durch Gottes Geist in wunderbarer Weise heimgesucht worden war und nun eifrigst von der Wahrheit zeugte.

Hauptsächlich aber widmete er sich seinen Kleinen, die er in der Zucht und Vermahnung zum Herrn erzog. Er hatte erst manche liebe Noth mit ihnen, indem sie sogar seine Kisten aufbrachen und alles stahlen, was ihnen unter die Hände kam. Wie freut es ihn aber zu finden, daß der Same aufgeht, daß die Knaben und Mädchen aus dem Herzen beten, ihre Sünden bußfertig bekennen und Jesum zu lieben anfangen. Wenn Krankheit unter ihnen einbricht, pflegt er sie wie eine Mutter, schickt aber nach keinem Arzt, sondern betet über ihnen nach dem Vorbild der Dorothea Trudel. Er selbst wird todtkrank, Freunde wünschen ihn zur Erholung auf die Berge zu senden, aber er kann sich nicht dazu entschließen; und durch Gebet erhält er immer wieder neue Kraft. Bereits gehen die älteren Knaben mit dem eingebornen Katechisten in die Dörfer, um das Wort zu verkündigen; die Mädchen wachsen zu Weibern heran: er darf sie nicht verlassen, solange noch ein Odem in ihm ist. Sobald die ersten Zwölf getauft waren, regte sich bei den andern auch ein Geist des Spottes gegen die Bekehrten und Ganzherzigen; jetzt mehr als je mußte er über ihnen wachen. So blieb er bei ihnen, unfähig, sein Pferd zu besteigen oder Agra mehr zu besuchen. Er erkrankte nun ernstlich, erlaubte aber nicht, daß man die Freunde zu seiner Hilfe rufe, sondern starb inmitten seiner Kinder (5. Mai 1865), welche

er mit dem Reste seines Vermögens (12000 Rs.) dem Agra Missionar Gregson vermacht hatte.

Er war 63 Jahre alt geworden und hinterließ eine große Schaar von Jüngern, Bewunderern und Freunden. Einer der letzteren schreibt: „Wir gehen doch fast alle in die selige Ewigkeit mit ein oder zwei Schnitzern hinüber; so meine ich auch, daß dieser ausgezeichnete Heilige an ein oder zwei Mängeln laborirte. Einmal trug er ein zu hohes (wesleyanisches) Ideal von christlicher Vollkommenheit mit sich herum, was seiner Freudigkeit in Christo je und je Abbruch that, wenn er sich seine Fehler allzusehr zu Herzen nahm. Und dann meine ich, vernachläßigte er einigermaßen seine Soldatenpflichten. Er war ja ein ausgezeichneter Reiter und Offizier, konnte z. B. wenn die Pferde sich vor den Gangesbooten fürchteten, sein eigenes besteigen und es ins Boot hineinzuspringen nöthigen, auch that er es durch seinen außerordentlichen Glauben in Muth und Tapferkeit allen Offizieren zuvor. Aber eigentlicher Eifer für den Dienst mangelte ihm doch; er nahm den Sold der Regierung und gab nicht dafür die volle Leistung seiner Manneskraft, so mangelte etwas an dem für den Christen so wichtigen Zeugniß von denen, die draußen sind. Seine Hingabe an Jesum aber war, scheint mir, durchaus einzig; sein Auge so einfältig, daß sein ganzer Körper Licht war und er mächtig arbeiten konnte für seinen Meister. Dann blieb er sich auch im Geiste auffallend gleich, was seinem Gesichte den Stempel unverwüstlichen Gleichmuths aufdrückte. Er hat alles, was er hatte, für Christi Dienst geopfert, überallhin reichlich gesät und während er unter den Heiden überaus gesegnet arbeitete (Wilajat Ali, der Märtyrer von Delhi, ist einer seiner Söhne), doch selbst zu den nächsten Freunden nie von dem gesprochen, was er zu Stande brachte. Das Bedeutendste, was er erleben durfte, war doch wohl die Sammlung einer christlichen Gemeinde unter den Sipahis eines bengalischen Regiments; und dann, daß er, der lange von der sog. Gesellschaft als „ein toller Hund" gemieden worden war, noch einen Mann als Vicekönig sehen durfte, dessen Name allein eine Bürgschaft für die Freiheit christlichen Wirkens im indischen Reiche war."

Vierhundert Millionen.*)

Unter diesem Titel hat der im Dienst der englisch kirchlichen Mission in Ningpo arbeitende Missionar Moule kürzlich ein Werkchen über China und seine Bewohner veröffentlicht, das er seinen Landsleuten als einen donnernden Mahnruf in Herz und Gewissen schleudert: 400 Millionen durch eine und dieselbe Schriftsprache zu erreichenden, unsterblichen Seelen, denen gegenüber sie überdieß bereits eine schwere Verschuldung auf sich geladen, die rettende Hand zu reichen, so lange die Möglichkeit dazu gegeben sei. Vierhundert Millionen Menschen, denen trotz mancher herrlichen, wie ein fernes Echo der göttlichen Offenbarung klingenden Sittensprüche ihrer alten Weisen dennoch die Grundlage aller wahren Sittlichkeit fehlt, weil sie nichts von einem lebendigen Gott und von kindlicher, ehrfurchtsvoller Liebe zu ihm wissen, sondern nur die bange Furcht vor einem unheimlichen Geisterreich kennen — dieser Gedanke bewegt Moule so tief, daß er es auf jede Weise versucht, ihn auch für Andre zündend zu machen. Er führt seinen Lesern die drei Hauptreligionen der Chinesen vor Augen, um ihnen zu zeigen, wie der ursprüngliche Gottesglaube in der Philosophie eines Confucius allmählich in Atheismus verschwimmt; wie der Buddhismus Gott vom Throne stößt, um statt seiner den Menschen darauf zu erheben; wie der Tauismus endlich die Natur vergöttert und durch pantheistische und materialistische Anschauungen hindurch zum groben Götzendienste führt — wie aber in keiner von allen diesen Religionen Raum ist für irgend eine herzerhebende Hoffnung, während eine wie die andere jeder Art von Aberglauben Thür und Thor öffnet. — Wir folgen ihm auf dieses Gebiet nicht weiter, da viele deutsche Missionsfreunde es schon mit unsrem Basler Missionar Lechler durchwandert haben und auch diese Blätter den Ahnendienst, diesen am tiefsten in's Volksleben eingreifenden Bestandtheil sämmtlicher Religionen China's, und das ganze damit zusammenhängende System des Aberglaubens erst kürzlich ausführlich besprochen haben. (Miss. Mag. 1868, S. 469 ff.; 1869, S. 211 ff.) Nur flüchtig wollen wir hier daran erinnern,

*) Four hundred millions. Chapters on China and the Chinese. London. 1871.

wie auch beim Ahnendienst weit weniger die Liebe zu den Verstorbenen, als die das ganze Dasein des Chinesen beherrschende Geisterfurcht die leitende Triebfeder ist, und wie die darauf bezügliche Lehre von den sich in der Luft bekämpfenden guten und bösen Einflüssen, deren Strom durch die geringfügigsten Hindernisse auf seinem Weg in verderbliche Bahnen gelenkt werden kann, jeder Neuerung auf dem Gebiet des äußeren Lebens nicht minder feindlich entgegentritt, als der Verkündigung des Evangeliums. Wenn irgend ein nicht nach allen Regeln chinesischen Aberglaubens erbautes Häuslein, wenn eine bloße Telegraphenstange nach der Volksmeinung im Stande ist, in unheilvoller Weise das Gleichgewicht der in der Luft herrschenden Mächte zu stören, wie sollte da an die Erbauung von Eisenbahnen, an die Durchbrechung von Bergen und die rücksichtslose Ueberbrückung von Flüssen und Thälern zu denken sein?

Moule läßt uns aber auch noch in andere Seiten der chinesischen Zustände hineinblicken, und davon möge sich hier Einiges ergänzend der Lebensbeschreibung des treuen Burns anreihen, der in der rastlosen Arbeit nicht Zeit fand zu derlei Berichten.

I.

„Die verschiedenen Religionssysteme der Chinesen haben nicht vermocht, tugendhafte Menschen zu machen, weil sie kein Heilmittel gegen die Sünde bieten; aber die gröberen, mehr in die Augen fallenden Ausbrüche des Lasters zu beschränken und ein gewisses Gefühl von Recht und Unrecht im Verhältniß von Mensch zu Mensch wach zu halten, ist ihnen gelungen. Obgleich in Schwachheit, und oft nur in äußerlichem, oberflächlichem Gehorsam, haben die Chinesen als Volk doch seit dem grauesten Alterthum ihre Eltern geehrt, und wahrhaftig, sie haben als solches lange gelebt in dem Lande, das der Herr, ihr Gott, ihnen gegeben hat. Bedenkt man, daß dieses allerdings jetzt wankende Reich bis zu den Tagen Abrahams hinaufreicht, daß es das allmähliche Emporblühen und den Zerfall der assyrischen, babylonischen, persischen, griechischen und römischen Weltherrschaft gesehen und überdauert hat und jetzt in seinem 4000sten Jahr als eine ebenbürtige Macht mit der erst 90jährigen amerikanischen Republik verkehrt, so kann man kaum umhin, darin eine buchstäbliche Erfüllung der das vierte Gebot begleitenden Verheißung zu sehen.

„Nichts fiel mir während eines nahezu achtjährigen Aufenthalts in Ningpo, und mehr noch seit meiner Rückkehr nach England so

sehr auf, wie der Gegensatz zwischen der nächtlichen Physiognomie der Straßen Londons und Ningpos. Es gibt in letztgenannter Stadt Weinschenken die Menge, und das einheimische Gewächs ist sehr stark, aber nur äußerst selten sieht man einen Betrunkenen. Ueberhaupt wird, die Götzenprocessionen ausgenommen, ein christliches Auge nicht leicht durch einen öffentlichen Auftritt beleidigt; das stille, verheerende Laster des Opiumrauchens aber wird kein Engländer ohne das demüthigende Gefühl betrachten können, daß es sein eigenes Volk ist, das gewissermaßen die Verantwortung dafür trägt. Einer kürzlich gemachten Berechnung nach ist ein volles Viertel der erwachsenen männlichen Bevölkerung, also eine Anzahl von etwa 24 Millionen Seelen dem Genuß des Opiums ergeben. Ein chinesisches Religionssystem wie das andere erweist diesem Laster gegenüber sich machtlos: Anhänger des Confucius fröhnen ihm nicht minder als buddhistische und tauistische Priester. Anfangs freilich gebrauchen Viele das Opium nur in kleinen Dosen; allein daß es auch manche mäßige Raucher gibt, wie anderswo mäßige Trinker, ist ein schlechter Entschuldigungsgrund für die Einführung eines Gifts, das anerkannter Maßen durch die List, womit es seine Opfer umgarnt, und den ungeheuren Kampf, den es kostet, sich seinen Klauen wieder zu entreißen, sich viel gefährlicher erweist als der Weingeist.

„So überlegen auch auf den ersten Blick die Chinesen in sittlicher Beziehung andern heidnischen Völkern scheinen, sind doch auch unter ihnen die schlimmsten Laster, die Röm. 1 und Ephes. 4 verzeichnet stehen, nur zu bekannt. Das weibliche Geschlecht steht zwar nicht auf einer so niedern Stufe der Sittlichkeit, wie in manchen andern heidnischen Ländern; seine geistige Bildung jedoch ist im Durchschnitt sehr vernachlässigt. Wohl gibt es einige bevorzugte Bezirke, wie z. B. die Stadt Hangtschen, wo manche Frauen der höhern Stände lesen können und es nichts Ungewöhnliches ist, daß ein reicher Mann seine Lieblingstochter selbst unterrichtet; ja, ich weiß sogar von einem Fall, in dem eine Knabenschule unter weiblicher Leitung steht; allein im Ganzen sind das doch seltene Ausnahmen. So weit meine Kenntniß reicht, gibt es in der ganzen Ausdehnung des Reichs keine Mädchenschule. Die ganze Unterweisung, die eine Tochter erhält, erstreckt sich auf die Kunst Reis zu kochen, Kohl zu waschen, Schuhe zu machen, Stickereien und grobe Näharbeiten zu verfertigen. Und doch ist der Werth weiblicher Bildung den Chine-

sen nichts durchaus Unbekanntes. Schon in einem ihrer alten Weisen ist zu lesen: 'Was sind die Folgen des Mangels an Belehrung? Die Frauen werden keine andere Sorge kennen, als ihre Köpfe zu schmücken, sich kunstgerecht zu schminken, sich möglichst vortheilhaft zu kleiden, ihre Haarnadeln und Ohrringe geschmackvoll anzubringen und Allem, was sie essen oder trinken, das feinste Aroma zu geben. Das wird die Summa ihrer Leistungen sein, weil ihnen jeder Begriff fehlt von den einfachsten Pflichten einer Familienmutter.' Ein treffendes Gemälde, dessen volle Wahrheit ich als Augenzeuge verbürgen kann. Erwacht aber in einer chinesischen Frau je in reiferen Jahren noch der Durst nach Erkenntniß, wie das bei unsern Bekehrten zuweilen geschieht, so stellen sich ihr die verwickelten Schriftzeichen als eine hoffnungslose Schranke entgegen. Hauptsächlich im Interesse des weiblichen Geschlechts haben darum die Missionare angefangen, in der christlichen Literatur statt der uralten chinesischen Wortzeichen das lateinische Alphabet zu gebrauchen und die Laute der verschiedenen Mundarten durch die entsprechenden Buchstaben wiederzugeben."

Was von andern Seiten schon über das in China so furchtbar verbreitete Verbrechen des Kindsmordes geschrieben wurde, ist Moule geneigt, für theilweise übertrieben zu halten. „Es herrschte nach dem Rückzug der Taipings im Jahre 1862 in erschreckender Weise in einigen Bezirken um Ningpo her. Die Verwüstungen des Rebellenheeres hatten die Leute in großes Elend versetzt, und da ertränkten sehr häufig die Armen ihre kleinen Mädchen. Ich kenne ein solches, das von seinem Vater etliche Jahre, ehe derselbe sich bekehrte, dem Tode geweiht war. Man versuchte, die Kleine zu ertränken, aber es wollte nicht glücken: sie kam wieder und wieder ins Leben zurück. Endlich stand der Vater davon ab, indem er ausrief sie scheine zum Leben bestimmt zu sein. Uebrigens besteht in Ningpo zur Verhütung des Kindsmordes ein Verein von wohlhabenden Eingebornen, der jeder armen Familie bei der Geburt eines Mädchens eine Unterstützung gewährt und ihr eine schwere Geldstrafe auferlegt, wenn das Kind getödtet wird. Ich hörte von einem derartigen Fall, da ein Mann in seiner Verzweiflung über der Geburt seines elften Töchterleins dasselbe ertränkte, aber alsbald von dem Agenten der Gesellschaft angegeben wurde und dafür ein Stückchen seines Ackers einbüßte."

Ningpo scheint demnach eine rühmliche Ausnahme von andern chinesischen Städten zu machen, denn nicht ohne Schaudern kann man lesen, was z. B. der Marquis von Beauvoir, der die Prinzen von Orleans auf ihrer Reise um die Welt begleitete, von Kanton schrieb:

„Als wir auf einsamem, schmutzigem Pfad längs der Erdwälle eines kleinen, fast zerfallenen Dörfleins hinschritten, sahen wir im reifbedeckten Gras ein Mattenkörbchen mit zugenähtem Deckel stehen, in dem sich etwas zu regen schien. Wir schnitten das grobe Geflechte mit einem Messer auf und fanden darin ein armes, nacktes Geschöpfchen, blau und starr vor Kälte. Sobald es das Licht erblickte, fieng es an zu wimmern, und gleich darauf ließ sich auch aus einem andern Busche die Stimme eines mit dem Tode ringenden Kindes hören. Das letztere war offenbar über den Erdwall herabgeworfen worden, denn es lag mit zerbrochenen Gliedern da. Und so fanden wir auf einer Strecke von etwa 800 Ellen sieben sterbende, erst etliche Stunden alte Kinder. Einige zeigten Spuren von Aussatz, andere waren beinahe erfroren, eines hatte einen Messerstich in die Seite erhalten. Ich kann nicht Worte finden für meine Gefühle des Mitleids, Schmerzes und Aergers beim Anblick dieser vom Frost schon so übel zugerichteten Kleinen, daß keine Sorgfalt sie hätte ins Leben zurückführen können. Sieben auf einem Weg von nicht ganz einer halben Stunde! Ist es nicht zu entsetzlich, zu herzzerreißend? Ich gestehe offen, daß ich nie an die Aussetzung chinesischer Kinder hatte glauben wollen. Ich hatte mir vorgesagt, daß, da selbst die wilden Thiere ihre Jungen lieben, es unmöglich ein Land in der Welt geben könne, in dem man die Kinder ihrer Hilflosigkeit überlasse. Es werde vereinzelte Verbrechen des Kindsmordes geben, wie in unsern eignen großen Städten auch, meinte ich, aber das könne auch dort nur die Folge menschlicher Leidenschaften und menschlichen Elends sein. Nun aber habe ich mich eines andern überzeugt. Mein Leben lang werde ich die sieben Kindlein nicht vergessen, die ich vor den Thoren der ersten chinesischen Stadt, die wir besuchten, dem Tode preisgegeben sah. Jetzt kann ich mich nicht mehr wundern, daß, wenn ich mich recht erinnere, die Jahrbücher zur Verbreitung des Glaubens die Zahl der jährlich in den großen Städten China's ausgesetzten Kinder auf 20,000 schätzen. . . .

„Als in der obern Stadt, wo die fremden Missionare wohnen,

Monseigneur Guillemin, der Bischof von Kanton, uns in einen großen viereckigen Saal führte, der unter der Aufsicht einer barmherzigen Schwester steht, wußten wir uns anfangs die Bestimmung zwanzig hölzerner, mit dunkeln Tüchern bedeckter Tröge nicht zu deuten. Wie die Schwester diese Tücher wegnahm, lagen da reihenweise neben einander zweihundertfünfzig Kinder — die Ernte einer einzigen Woche! Einige sahen munter aus, die meisten aber fahl, fünfzehn lagen in den letzten Zügen, vier waren soeben gestorben. Jeden Morgen gehen die von den Schwestern erzogenen chinesischen Christinnen mit ihren Körben hinaus in die Vorstädte, an die Hecken, Mauern und öde liegenden Plätze, um die noch lebensfähigsten Kleinen aufzulesen, die sie da finden.

„Anfangs waren die Chinesen bereit, ihre überflüssigen Kinder zu verkaufen; in der Folge aber gaben sie das auf aus Aerger, daß Andere diejenigen erziehen, deren eigentlich sie sich anzunehmen hätten. Unter hundert ausgesetzten Kindern sind durchschnittlich neunzig Mädchen und zehn Knaben. In Einem Jahr wurden hier 4483 ausgesetzte Kinder aufgenommen, getauft und verpflegt. Wären mehr Geldmittel zur Bezahlung der Kindersammlerinnen und zur Erziehung der aufgefundenen Kleinen vorhanden, so fänden hier täglich Hunderte von Kindern Aufnahme, denn die traurigen Verherungen der Gewohnheit der Kinderaussetzung fressen um sich wie ein Oelflecken."

So der Marquis von Beauvoir. Hören wir indeß Moule weiter:

„Eine andre düstre Seite des chinesischen Volkslebens sind die herumstreichenden Bettlerschaaren. Schon ein armer Chinese zu sein, muß dem Europäer ein bittres Loos erscheinen. Ein der Winterkälte und Sommerhitze gleich offen stehendes, von Schmutz starrendes Häuschen ohne Ofen oder trauliches Kaminfeuer — wer möchte sichs zur Wohnung wünschen? Denke dir aber nun noch das Ziegeldach und die schlecht verschlossenen Fenster weg, lieber Leser, oder stelle dir einen nach allen vier Wänden offenen Schuppen vor, in dem während des Sommers die Moskitos dich quälen, und von Baden oder Waschen keine Rede ist, weil dein Anblick noch nicht Mitleid erregend genug wäre, während du Winters nur einen alten Sack zur Decke und den Schnee zum Lager hast. Wie wäre dirs zu Muth, Tag für Tag am frostigen Morgen vor Kälte zitternd in deinen Sack gehüllt von Straße zu Straße an den Thüren zu pochen, und

dann, wenn der kurze Wintertag zu Ende ist, mit leerem Magen heimzukehren, um die Nacht hindurch zu frieren? Schnee und Moskitos und Kälte und Schmutz in traurigem Kreislauf das ganze Jahr hindurch, und dazu fast immer nagender Hunger, bis du endlich dahinstirbst, um unbekannt, unbeweint und vergessen wie ein Hund unter der Stadtmauer verscharrt zu werden — scheint dir das nicht die Hölle auf Erden? — Nicht so dem chinesischen Bettler. Wohl gibt es auch solche, die ihr Elend fühlen, aber unverkennbar hat das frei herumschwärmende Leben für Viele einen mächtigen Reiz. Ich traf vor Kurzem einmal beim Nordthor Ningpos mit einem Schlangenfänger, gleich allen seinen Gewerbsgenossen einem Mitglied der Bettlerzunft, zusammen. Er legte sich darauf, den Schlangen ihre Giftzähne auszuziehen und sie in Arzneiläden und als Hausmittel gegen den bösen Blick von Hexen zu verkaufen. Nachdem ich mir einige seiner Schlangen beschaut und ihm etliche Kasch gegeben hatte, fragte ich ihn, wie lange er nun schon ein Bettler sei? — Achtzehn Jahre, erwiederte er. 'Aber warum arbeitest du denn nicht?' fragte ich weiter. — Ich habe kein 'Kapital' dazu. — 'Wie viel hättest du denn nöthig, um ein ordentliches Gewerbe anzufangen?' — Zweitausend Kasch. — Nur 2000 Kasch! Also nicht ganz 5 fl. nach unserm Gelde. Hätte er in 18 Jahren eine so kleine Summe nicht leicht ersparen können? Ich war versucht, ihm dieses 'Kapital' zu schenken, um ihn aus der schmutzigen Herberge zu erlösen, in der ich ihn hernach besuchte; allein ich wußte, daß wenn ich das thäte, eine Legion seiner Brüder und Schwestern auftauchen würde, alle seit 18 Jahren Bettler, alle 2000 Kasch begehrend, um ein ehrliches Gewerbe anzufangen, und doch alle fest entschlossen, als Bettler zu leben und zu sterben — gleichviel, ob ich ihr Verlangen gewähre oder nicht.

„Die Bettler in Ningpo und seiner Nachbarschaft zerfallen in drei Hauptklassen, alle elend, schmutzig und hinterlistig, aber doch mit Unterschieden, die unser Mitleiden in verschiedenartiger Weise in Anspruch nehmen.

„Die zahlreichste, stärkste, best organisirte und über die reichsten Hilfsquellen verfügende Klasse ist diejenige, an deren Spitze als eine Art Zigeunerkönig der Kai-tau steht — ein Mann, der seine Würde seiner Meisterschaft in Schelmenstreichen und Gelderpressungen verdankt. Seine Aufgabe ist es, den Vermögensstand und die jähr-

lichen Einkünfte der hauptsächlichsten Kaufleute zu konstatiren; Schneider und andere Handwerker gehen dabei leer aus. In diese Hauptläden geht er und marktet so lange, bis ihre Besitzer handelseins mit ihm werden. Darauf werden zwei Papiere, ein grünes und ein rothes, mit dem Namen des Kai-tau, der bewilligten Summe und den Tagen, an welchen dieselbe auszubezahlen ist, am Laden befestigt nebst der Bemerkung: 'Die Brüder dürfen nicht hieher kommen, um zu stören und zu belästigen.' Dadurch ist der betreffende Laden vor jener Bande gesichert; aber wehe dem Kaufmann, der auf den Handel nicht eingeht! Auf ihn wird die ganze zerlumpte, schmutzige, unverschämte, geilende Horde losgelassen, bis er am Ende noch froh ist, durch eine Erhöhung der zuvor verweigerten Summe die Bettlerbande wieder los zu werden. Größere Geschäfte zahlen deren Obmann jährlich ihre 7—8000 Kasch; die Jahrestaxe eines besonders großartigen soll sich sogar auf 36,000 Kasch belaufen. In diese Verbindungen werden nur Männer aufgenommen. Sie haben, so viel mir bekannt ist, kein Eintrittsgeld zu bezahlen, sondern bloß ihre Namen einzutragen. Die geübtesten Schurken sind dem Hauptschurken natürlich die willkommensten. Gewandte Bettler können allein durch diesen Industriezweig zu einer Jahreseinnahme von 10,000 Kasch kommen; ungewandtere oder trägere stellen sich auf etwa 1000 Kasch. Dieß ist indeß lange nicht die einzige Quelle ihres Einkommens. Der Bogen des Bettlers hat mehr als nur einen Strang und ist immer gespannt: Geburten, Heirathen und Todesfälle sind seine besondern Erntezeiten. Ist irgendwo eine Hochzeit, so stellen die Bettler sich ein und singen:

Glück zu!
Reichthum und Ehre kehr' bei Euch ein!
Häuser voll Gold und Edelstein
Und viele Söhne und Enkelein
Sei'n Euch bescheert!
Glück zu! Glück zu!

„Dafür erhalten sie einige Kasch, da man die ungebetenen Gäste möglichst schnell abzuschütteln wünscht. Den Tag nach der Hochzeit aber stehen sie wieder da und fordern die übrigen Brocken. Aehnlich bei den Leichenfeierlichkeiten, wo manchmal zum Voraus eine ziemlich bedeutende Summe unter die Bettler vertheilt werden muß, damit sie das Begräbniß und das damit verbundene Ahnenopfer ungestört

mit der wünschenswerthen Feierlichkeit und Stille vor sich gehen lassen. Bei der Beerdigung eines eingebornen Christen in Futschau kam es einmal vor, daß ein Schwarm von Bettlern und Aussätzigen sich um das Grab versammelte und 20,000 Kasch oder 48 fl. forderte für die Erlaubniß, den Sarg einzusenken. Und wirklich, einer der Schurken stieg ins Grab hinunter und hielt dadurch das Hinablassen des Sarges bis zur Abenddämmerung auf. Als die Horde endlich merkte, daß christliche Begräbnisse nicht an bestimmte Stunden gebunden sind, gab sie sich schließlich mit 800 Kasch statt mit 20,000 zufrieden.

„Eine andere Einkommensquelle — freilich eine sehr unsichere, sollte man denken — bringt auch zuweilen schönen Gewinn. Wenn ein besonders erbitterter Gläubiger, der Saumseligkeit seines Schuldners müde, mehr darauf aus ist, demselben das Leben sauer zu machen als zu seinem Gelde zu kommen, übergibt er seine Forderung — vielleicht mit der Uebereinkunft, die erpreßte Summe zu theilen — den Bettlern und schickt dieselben dem Aermsten Tag für Tag ins Haus. — Ein weiteres Geschäft, woraus den Bettlern ein kleiner Verdienst erwächst, ist auch das Begräbniß der Hingerichteten.

„Manche geben sich für schiffbrüchige Seeleute u. s. w. aus und breiten ein Papier oder ein Stück weißen Tuchs mit der Beschreibung ihrer vergangenen, gegenwärtigen und zukünftigen Leiden vor sich hin auf dem Boden aus, beugen sich jammernd darüber her und lassen wohl auch einige mühsam herausgepreßte Thränen darauf fallen. Wieder Andere setzen sich schnatternd einem Strohwisch gegenüber, an dem ein warmes Kleidungsstück hängt, und klagen dem Vorübergehenden, so bitter sei ihre Armuth, daß sie willig dieß ihr letztes Kleidungsstück verkaufen würden, nur um sich ein wenig Nahrung zu verschaffen. Noch Andere binden auch ihren Kindern solche Strohwische an mit der Klage, ihr Elend zwinge sie, selbst diese feilzubieten. Höchst wahrscheinlich aber wurden die armen Kleinen vorher gemiethet, um täglich geklemmt zu werden und dann durch ihre Thränen Mitleid zu erregen. Diese Leute nennt man Gaetung, Kummerbewegte, oder Pa-di-t'aen, Waaren-Ausbreiter, und sie Alle gehören, so viel ich weiß, zur ersten, um ein Oberhaupt geschaarten Bettlerklasse.

„Die zweite Klasse gleicht der ersten in mancher Beziehung; doch steht sie in den Augen des Volks einen Grad niederer, obgleich

sie selbst dem Namen 'Hochblumige Leute' nach, den sie sich beilegt, sehr groß von sich zu denken scheint. Ihre Mitglieder leben in den Vorhöfen gewisser Tempel, und die meisten von ihnen gehören der Hefe der zahlreichen Flüchtlinge aus den Tagen der Taiping-Rebellion an; so ziemlich Alle aber gelten für Diebe. Auch diese Sippschaft hat einige regelmäßige Einkünfte. In der Mitte des siebenten Monats, wenn den abgeschiedenen Geistern, die, wie man glaubt, dann ihren kurzen Urlaub benützen, um allenthalben Krankheiten zu verursachen, Opfer dargebracht werden, kommt sie und begehrt die Reste der Geistermahlzeiten. Auch diese Leute versuchen es, wie die ganze Bettlerzunft, von einem Laden zum andern zu gehen, jedoch mit verschiedenartigem Erfolg. Ganz vergeblich ist ihre Unverschämtheit selten, obschon ich einmal zusah, wie ein Dreher einen Bettler vollkommen entmuthigte, indem er ihm eine Handvoll Späne ins Gesicht warf. Zu gewissen Zeiten, namentlich ums Neujahr herum, kann man Bettler dieser zweiten Klasse halb nackt, mit strohernem Schnurrbart und die Stirne mit Schmutz bedeckt, von Haus zu Haus gehen sehen, um mit vertraulicher Miene als Beschützer vor bösen Geistern ihre Geld- oder Reisforderung zu stellen. Jedes Haus pflegt drei, aber nicht mehr als drei solcher Beschützer seinen Tribut zu bezahlen. Den vom Land in die Stadt kommenden Booten passen eigene Bettlerboote auf, um diese Tare zu erheben.

„Die dritte Bettlerklasse ist die, für welche durch mildthätige Beiträge gegründete und unterstützte Zufluchtsstätten bestehen, Kolaou-yuen, 'Asyl für die Vaterlosen und Nothleidenden' und andere. Die Mitglieder dieser Klasse tragen alle irgend ein Gebrechen an sich herum, es sind Blinde, Lahme, Verstümmelte oder mit Schwärmen Bedeckte; mitunter leiden sie aber auch an selbstgemachten Uebeln. So begegnete es einmal Dr. Lockhart in Schanghai, daß sich ein Mann mit heftig entzündeten Augen und furchtbar angeschwollenen Augenliedern in seinem Spital einstellte. Er gab vor, er sei Gypser und habe durch einen Unfall etwas Kalk in seine Augen gebracht. Eine genauere Nachforschung ergab jedoch, daß der Mann absichtlich beide Augen mit Kalk gefüllt hatte, um als ein Erblindeter Mitleid zu erregen, und es war ihm gelungen, sie total zu zerstören. Es ist dieß kein vereinzelter Fall: gar manchmal blendet sich ein Bettler, wenn es ihm nicht glücken will, mit gesunden Augen seinen Lebensunterhalt zu finden; auch Kinder werden von ihren Eltern zuweilen durch

Kalk oder Nadelstiche des Gesichts beraubt. Sogar noch unbegreiflichere Selbstverstümmelungen als diese kommen vor. Man sah eines Tages vier Männer, die ihre Füße etliche Zoll unterhalb des Knies verloren hatten, auf Händen und Knien daherkriechen. Sie versicherten, sie seien alle durch eine Feuersbrunst zu Krüppeln geworden. Dagegen wurde mir aber mit Bestimmtheit gesagt, im südlichen Theil der Schantong-Provinz lassen die Bettler ihre Füße durch einen sich ganz auf dieses Geschäft legenden Chirurgen abnehmen, der etwa in der Mitte der Wade den Fuß mit einem dünnen Strang umwinde, den er täglich fester anziehe, bis endlich der untere Theil des Fußes absterbe, worauf dann das Bein bloßgelegt und abgesägt, die Wunde verbunden und der Amputirte entlassen werde, begleitet von den Glückwünschen seiner Freunde, in deren Augen er nun auf dem besten Wege sei, sein Glück zu machen; Viele erliegen aber auch den Qualen der langsamen Operation. Auch erzählte mir Miss. Wylie aus Schanghai, daß in den dortigen Theegärten Tag für Tag ein Mann zu sitzen pflegte, der seinen eigenen, auf einem Stein vor ihm liegenden, verdorrten und geschwärzten Fuß unverrückt anstarrte. Vermuthlich war derselbe auf eben diese Weise amputirt worden.

„Ein großer Theil der Bettlerzunft steht unter den eigenen Kameraden sogar in schlimmem Ruf. Es sind das früher schon bestrafte Diebe, die das Zeichen ihres Vergehens noch immer mit sich herumtragen — ob als Strafe, oder als Zeichen der Reue, oder um Mitleid zu erregen, weiß ich nicht zu sagen. Man heißt sie Mandarinenbettler. Einige haben einen schmalen Holzkragen, denjenigen ähnlich, die verurtheilte Diebe auf der Straße tragen; Andere schleppen von Morgens bis Abends einen schweren Stein auf den Schultern herum, ein Zeichen schwererer Verschuldung. Noch Andern ist ein massiver eiserner Speer an Fuß und Oberarm geschlossen; diese Letztern sind der Mehrzahl nach aus andern Provinzen verbannte Leute. Wieder Andere, leichtern Muths und weniger mit Fesseln belastet, schwingen mit echter Gauklergeschicklichkeit gefüllte Wasserbecken im Kreis herum, oder geben als Luftkämpfer alle Griffe der edlen Fechtkunst zum Besten. Auch bettelnden Buddhisten- und Taoistenpriestern begegnet man häufig; doch sind das nicht von irgend einem Kloster ausgesandte Bettelmönche, sondern heimatlose Leute, die sich entweder nur für Priester ausgeben, oder aber die Auswürflinge irgend eines Tempels. — Eine letzte, von den seither

aufgezählten etwas verschiedene Bettlerklasse besteht aus herumziehenden Sängern, die sich selbst 'Lotos-Blumen-Sänger' heißen und weit größere Gaben erwarten, als sie andern Bettlern zufallen. Gibt man diesen letzteren einen Kasch, so fordern und erhalten jene oft 200—300. Zuweilen werden diese Sänger von den Mandarinen auch als eine Art geheime Polizei benützt, da sie durch ihre Einkehr in Läden, Theebuden und Wirthsstuben, wenn sie die Augen offen halten, sehr leicht auf die Spur flüchtiger Missethäter leiten können.

„Ein sonst über chinesische Zustände wohlunterrichteter Mann wollte kürzlich wissen, die Anwesenheit der Fremden in den Hafenstädten habe entweder die Bettlerzunft aus dem Innern dorthin gelockt, oder aber ihre Zahl bedeutend vermehrt. Wie dem jedoch sei, so ist dieses Bettlerwesen sicherlich nicht ein Gewächs von gestern her. Einer chinesischen Romanze zufolge, der ihr Uebersetzer ein Alter von 1600 Jahren zuschreibt, waren zur Zeit des nicäischen Konzils die Bettler in der Hauptstadt der Provinz Tschekiang so ziemlich dieselben, wie sie es heute noch in Ningpo sind. Ein Eingeborner sagte mir zwar, jene Romanze sei wohl nur halb so alt, als der Uebersetzer glaubt, und da ich das Original nicht selbst gesehen habe, steht mir kein eignes Urtheil zu; auch 800 Jahre aber sind doch schon eine schöne Zeit! — Ich hörte ferner die Behauptung aussprechen, einige der elendesten Opiumbuden hängen ganz nur von ihrer Bettlerkundschaft ab. Sicher verhält sich aber die Sache umgekehrt: von Bettlern lebt kein Opiumverkäufer; aber durch Opiumrauchen wird Mancher zum Bettler."

Aus einem dem chinesischen Aberglauben gewidmeten Kapitel heben wir hier nur die Züge hervor, die nicht in unmittelbarem Zusammenhang mit den herrschenden Religionssystemen stehen, uns aber in beschämender Weise daran erinnern, wie viel derartiges Heidenthum auch bei uns unter Hohen und Niederen zu finden ist.

„Das Tischrücken ist in China eine wohl schon seit Jahrhunderten bekannte Sache. Einige unerklärliche, nicht wegzuläugnende Erscheinungen abgerechnet, ist auch vermuthlich dort wie hier gleichviel Einbildung und Betrug dabei im Spiel. Der Gedanke, daß die unsichtbaren Geister durch irgend ein greifbares Mittelglied mit dem Menschen in Verkehr treten und ihm durch dasselbe ihre Orakelsprüche kundthun, ist überall der gleiche. Die chinesische Art

der Ausführung desselben ist folgende: Man bestreut einen Tisch mit Sand oder Mehl und hängt darüber in der Weise einen Pinsel auf, daß seine Spitze gerade den Tisch berührt, oder aber befestigt man ihn an den Rand eines umgekehrten Reiskorbs, den zwei einander gegenübersitzende Personen auf ihren Fingern schwebend erhalten. In beiden Fällen fängt nach einer Weile ruhigen Zuwartens der Pinsel an sich zu bewegen und die ihm vorgelegten Fragen auf dem sandbestreuten Tisch zu beantworten. Die erfahrensten, scharfblickendsten Missionare haben dieß schon mit eigenen Augen gesehen und das Räthsel nicht zu lösen vermocht, da es ihnen rein unmöglich schien, durch bloße Betrügerei einen an einer Schnur hängenden Pinsel die verwickelten chinesischen Schriftzüge zeichnen zu lassen.

„Obgleich die Chinesen sich vorzugsweise mit dem unsichtbaren Hereinragen der Geisterwelt ins diesseitige Leben beschäftigen, glauben sie doch auch an Geistererscheinungen. So erzählte mir ein eingeborner Bekannter, er sei mit 20—30 andern Passagieren in einem großen Boot von Hangtscheu zurückgekehrt. Das Boot wurde von vier am Ufer gehenden Männern gezogen und hatte zwei kleine Kähne im Schlepptau. Eines Abends, als der Mond seinen blassen Schein durch die nebelerfüllte Luft goß, riefen plötzlich die Bugsirer laut zu den Passagieren herüber. Diese erhoben sich und bemerkten etwa vierzig Ellen vor dem vordersten Schlepper etwas wie eine menschliche Gestalt. Sie riefen ihr zu, aber da war keine Antwort; sie eilten vorwärts, die geheimnißvolle Erscheinung deßgleichen. Während ihre Augen fest auf dieselbe geheftet waren, wandte sie sich plötzlich um und tauchte in den Strom. Man sah die Oberfläche des Wassers sich nicht kräuseln und hörte keinen Laut; auf der andern Seite des Kanals aber stieg das seltsame Wesen wieder ans Ufer, und mein Berichterstatter sah es landeinwärts weiter gehen und dann im Nebel verschwinden. Es gibt in dieser Gegend weder Affen noch Bären, und ich gestehe offen, daß obgleich ich lachte, als mein alter Freund mir seine Geschichte erzählte, ich dennoch für die mir allen Ernstes bis ins Einzelste geschilderte Erscheinung keinen genügenden Erklärungsgrund wußte.

„An eine in China weit verbreitete Sitte, die einigermaßen dem englischen Volksaberglauben zu entsprechen scheint, über Stall- und Scheunenthüren Hufeisen zu nageln, erinnert mich das Wort Affe. Ein albernes, jetzt den Meisten nicht mehr bekanntes Mährchen aus früherer Zeit ist die Veranlassung zu der bis heute bestehen-

den Gewohnheit geworden, in den Pferdeställen auch einen oder etliche Affen zu halten als eine Art Talisman, der die Rosse vor Krankheiten und andern Unfällen schützen soll.

„Müssen wir aber selbst in solchen Thorheiten die Chinesen als unser eigen Fleisch und Blut erkennen, so ist das nur ein Grund weiter, dem in seinen Sklavenketten schmachtenden Volk unsre brüderliche Theilnahme nicht zu versagen. Wenn nach dem Anhören von allerlei Erzählungen über die geheimnißvollen Beziehungen zwischen der sichtbaren und unsichtbaren Welt die Seele sich eines gewissen Grauens nicht erwehren kann, ist das Eine große Heilmittel gegen die sie beschleichende Furcht vor unsichtbaren Gespenstern die Liebe zu dem gleichfalls unsichtbaren und doch immer nahen Heiland und Erlöser. Seine Stimme, die von der Welt nicht vernommene Worte zu der Seele spricht, und Sein heiliger Geist, der das Herz erquickt und tröstet, verleiht dem Furchtsamsten Muth und dem Schwächsten Kraft, verscheucht jede abergläubische Angst und erleuchtet selbst das Grabesdunkel durch einen Strahl himmlischer Herrlichkeit. Und das ists, was China braucht. Der Dämmerschein seiner Sittenlehre, die Nacht seines Götzendienstes, das gespensterschwangere Dunkel seines Aberglaubens, sie alle bedürfen der frohen Botschaft von einem Bürgen für die Sünder und einem durch ihn versöhnten, unsichtbar nahen Gott, die der Morgenröthe gleich den nahenden Tag verkündet. An uns aber ists, ihre Träger zu sein, bis die Sonne der Gerechtigkeit aufgeht und die Schatten fliehen."

(Schluß folgt.)

Missions-Zeitung.

Die Baptisten im Telugulande.

Es ist nun schon mehr als ein Jahr, daß unter den zur niedersten Kaste gehörigen Malas im südlichen Telugu eine Bewegung ausgebrochen ist, in Folge deren allein im December 1870 die Zahl von 324 Seelen durch die Taufe in die Gemeinde aufgenommen wurde, während in der ersten Hälfte des Jahrs in Ongol 573, in Nellur 55, in der neuen Station Ramapatnam 628 Erwachsene getauft wurden. Ganze Dörfer werfen ihre Götzen weg und suchen ihr Heil bei Jesus. Zwischen Kambam und den östlichen Ghats

standen im August allein 300 bereit, sich taufen zu lassen. Im Schullehrerseminar bereiten sich 23 junge Männer und Jungfrauen auf den Dienst an der Jugend vor; nächstens soll aber in Ramapatnam eine theologische Schule eröffnet werden, um die so nöthigen Mitarbeiter zu gewinnen.

(Miss. Magaz.)

Bücherschau.

Friedensbote. Missionsblatt der Gesellschaft zur Beförderung des Christenthums unter den Juden in Berlin. Von F. W. S. Schwarz, Pastor an St. Simeon. Berlin. Jährlich 12 Bogen. 10 Sgr.

Ein anziehend geschriebenes Blatt, das Altes und Neues, Heimisches und Fremdländisches aus dem Bereich der Judenmission und den Geschicken des zerstreuten Bundesvolkes mittheilt und größere Verbreitung verdient.

Esdras Edzardus, ein alter Hamburger Judenfreund, von C. W. Gleiß. 2te vermehrte Auflage. Hamburg 1871.

Stiftsprediger Gleiß hat sich das Verdienst erworben, die handschriftlichen und gedruckten Nachrichten von dem berühmten Judenfreunde zu sammeln und zu sichten, so daß wir nun dem originellen Manne in seiner gründlichen, tüchtigen Bekehrungsarbeit mit Lust zusehen können. Derselbe hat mehrere Hunderte von Juden (in einem Jahr ihrer 40) zum Glauben an den erschienenen Messias gebracht, darunter bedeutende Männer, wie den nachmaligen Professor Zarfosi; nur sehr wenige der Getauften sind untreu geworden. Auch ließ er durch solche Erfahrungen sich nicht am freudigen Fortarbeiten hindern; „denn solches schadet den Betrügern selbsten, nicht aber uns." Seine 1667 gestiftete Proselytenkasse besteht noch im Segen.

Wasserrad im Pandschab.

Ein Besuch in Grönland.

Ein englischer Gelehrter, Dr. Robert Brown, Botaniker und Geolog der westgrönländischen Expedition vom Jahr 1867, hat über die Missionen in Grönland eine werthvolle Arbeit geliefert, welche im Mission life (December 1870 ff.) erschienen ist. Wir theilen diesen Bericht eines unparteiischen, wohlwollenden und in vielen Beziehungen einsichtigen Beobachters um so lieber mit, als seit Dr. Kalkars Beschreibung der „dänischen Mission und Kirche in Grönland" (Miss. Mag. 1863, S. 497) außer einer kurzen Erwähnung derselben in Pastor Vahls Skizze von der dänischen Missionsthätigkeit (Miss. Mag. 1869, S. 198) uns keinerlei Nachricht über diesen nördlichsten Zweig der lutherischen Kirche zugekommen ist. Wer sich bemüßigt findet, die Anschauung des britischen Naturforschers mit der des dänischen Theologen zu vergleichen, wird finden, daß der letztere den gegenwärtigen Stand der Dinge strenger beurtheilt, vielleicht weil er mehr in die Tiefe der bewegenden geistigen Kräfte blickt als der Engländer, den schon seine Hauptbeschäftigung zum liebenden Verweilen bei der bunten Oberfläche alles Gewordenen veranlassen mag, während doch andrerseits sein geübtes Auge die Totalität der in einer neuen Welt sich darbietenden Erscheinungen wohl sicherer umfaßt, als dem Theologen gegeben ist. So ergänzen sich beide Schilderungen in wünschenswerther Weise.

1. Die Landung.

Das Kap Farewell, Grönlands sturmumbrauste Südspitze, ist jetzt hinter uns, und wir liegen fast regungslos da inmitten des die

ruhigen Gewässer der Davisstraße bedeckenden Nebels. Die Luft ist schneidend kalt, und wenn wir aufs Verdeck treten, treffen uns die spitzen, feinen Reifkörner wie ein Regen von Nadeln — ein den silberbärtigen Seeleuten wohlbekannter und gar nicht willkommener Gruß. Sie nennen ihn nur den Barbier.

Wir sind im Mai. In dieser Jahreszeit geht die Sonne nie unter. Wie sie höher und höher am Horizont steigt, zertheilen ihre Strahlen den Nebel, und finster und frostig liegt die lang erspähte Küste vor uns. Sie muß noch 4—5 Stunden entfernt sein, aber in der klaren arktischen Luft und durch die seltsame Wirkung des Blicks über ein Eisfeld scheint sie uns so nahe, als könnten wir sie in etlichen Minuten erreichen. Alle ihre Umrisse sind so klar und deutlich, als stünden wir am Ufer, ohne daß doch der Gesammteindruck durch die Einzelheiten gestört wird, die dort unser Auge auf sich ziehen würden.

Ein kalter, trauriger Anblick! Schnee und nichts als Schnee, außer wo die Sonne ihn auf den niederen Stellen in der Nähe des Ufers oder an den steilen Wänden der schwarzen Klippen geschmolzen hat, die sich scharf von dem schneeigen Hintergrund abheben. Die Felsen sind gekerbt oder abgerundet durch die Anhäufung uralten Eises; nur hin und wieder fesselt eine scharfe Spitze das Auge. Eben dort taucht eine solche aus dem sich von ihr losschälenden Nebel hervor. Ich frage den neben mir stehenden dänischen Matrosen nach ihrem Namen. „Sukkertoppen, Herr!“ lautete seine Antwort, und wie ihre schönen weißen Formen sich mehr und mehr vor mir entfalten, merke ich, wie richtig die Geographen sie durch den Namen Zuckerhut bezeichneten. An den hohen Abhängen ziehen sich bis zur See hinab Gletscher, und ein Getöse wie ferner Kanonendonner verkündet dem geübten Ohr, daß sich von ihnen ein Eisberg abgelöst hat, der seiner Zeit aus dem Fiord hervorschwimmen und die Masse derer vermehren wird, welche die Davisstraße und Baffinsbai füllen.

Der Tag ist klar und wir besteigen den Mastbaum. Von dort aus erschließt sich uns ein Blick auf das mächtige Eisfeld, das, die kleineren davor liegenden Inseln ausgenommen, ganz Grönland in Ein weites Leichentuch hüllt. Nach Norden und Süden, Osten und Westen hin dehnt es sich, soweit unsre Forschung reicht, ununterbrochen über Berg und Thal aus. Hier also liegt jenes gewaltige

Eismeer vor uns, das aus seinem Ueberfluß jene Flotten von Eisbergen entsendet, die in stolzer Größe fast durch jeden Fiord einherziehen. Es ist kaum erst Frühling in diesen kalten Regionen. Noch hat sich das Wintereis nicht ganz von der Küste abgelöst; eine lange weiße, etwa eine Viertelstunde breite Kruste verräth dieß. Auf ihr vergnügen sich Robben in behaglicher Ruhe. Ein schwarzer Fleck in der Ferne ist meinem Gewährsmann gemäß ein Eskimo mit seinem Kajak, den er auf dem Kopf bis zum offenen Wasser trägt, um dort dem Seehundsfang nachzugehen und die erlegten Thiere dann in seinem Hundeschlitten nach seiner hinter einem schützenden Felsen versteckten Wohnung zu bringen.

Seewärts ist die Scene friedlicher. Auf dem spiegelglatten Wasser schwimmen hinter dem Schiff her Hunderte von schnatternden Sturmvögeln, während Seehunde da und dort ihre Köpfe emporstrecken, wie um zu sehen, was denn die Ursache all dieses Lärms sei. Auch ein weißer Walfisch mag etwa das Auge fesseln, oder eine Gruppe spielender Seelöwen ungewöhnliches Leben unter die schläfrige Mannschaft des halb stille liegenden Schiffes bringen. Hoch über unsern Häuptern schwebt die stattliche meergrüne Möve, die Königin unter den Wasservögeln; lange, schwarze Züge von Tauchern fliegen nordwärts ihren Brüteplätzen zu; Schaaren von Eidergänsen schlagen zum gleichen Zweck dieselbe Richtung ein, während auf den daher treibenden Eisblöcken, die hin und wieder sich an den Schiffswänden vorbeischieben, Reihen kleiner, fetter, würdevoll dreinsehender Rotjes sitzen, wie es scheint unbekümmert um die ganze eisige Welt, der sie und wir nun eine Zeitlang angehören, und in ihrer trägen Ruhe einen auffallenden Kontrast bildend gegen die schnell untertauchenden Dovekies, die schon beim Blitzen der Flinte verschwinden.

Es ist Abend geworden, und beim mitternächtlichen Sonnenschein tritt der Kapitän in die Kajüte, allwo ich mich in das Studium der ältesten Urkunden über Grönland vertieft habe, um anzukünden: wenn der günstige Wind fortdaure, der jetzt unsre Segel schwelle, werden wir morgen in Egedesminde sein.

Grönländische Kajaks sind der erste Anblick, der uns Morgens beim Erwachen begrüßt. Bald sind ihre Besitzer an Bord und glücklich in der Nähe der Küche geborgen, wo sie sich das Frühstück schmecken lassen, mit dem der gutmüthige Koch sie bewirthet. Es

sind wohlgenährt aussehende Leutchen, nicht viel über fünf Fuß groß, und indem ihre schmierigen Gesichter über der ihnen vorgesetzten Mahlzeit behaglich schmunzeln, springen die veralteten Fettkrusten auf ihren Wangen und bilden auf jeder einen großen Stern. Das Versprechen von fünf Rigsdaler lockt sie indeß schnell wieder in ihre Kajaks, in denen sie davon rudern, um die Niederlassung von unsrer Ankunft zu benachrichtigen. — Wie wir uns Egedesminde nähern, kommt eine von den Kajakern gerufene gemischte Gesellschaft von Seeleuten und ein schwärzlichter Lootse, Namens Julius Brandt, voll Stolz über den Besitz eines europäischen Anzugs und etlicher nautischer Ausdrücke zu uns an Bord. Ein buntgemischter Haufen! Blonde und schwarzhaarige, blauäugige und dunkeläugige, hellfarbige und dunkelfarbige Leute — aber Alle schmuzig und mit dem Gebrauch der Seife unbekannt. Ein echter Eskimo scheint kaum unter ihnen zu sein. Julius Brandt erhält die fünf Rigsdaler und theilt uns mit, er bringe seine Zeit mit Küferarbeit und Seehundfang zu. So gemischt auch seine Mannschaft ist, bringt er uns doch glücklich ans Ziel. Ein Kajak kommt uns entgegen; eine Schaar seltsam gekleideter grönländischer Schönen begrüßt uns von der noch eisumlagerten Landspitze aus; etliche Kinder in Pelzjacken erheben ein Freudengeschrei die Ankertaue rasseln hinab und der Anker sitzt, wie das Logbuch pflichtlich meldet, fünf Klafter tief auf schlammigem Grunde fest.

Bald begrüßt uns die Aristokratie des arktischen Dörfleins an Bord. Sie besteht aus dem Pastor, dem „Koloniebesitzer" und einigen sehr eskimoähnlichen jungen Herren. Alle sind ungemein höflich und bieten uns Gastfreundschaft und jede in ihrer Macht stehende Unterstützung an. Die Aeltesten des Platzes, mit einem sehr kleinen Vorrath von Englisch, aber mit einem um so größeren von Handelsartikeln ausgerüstet, als da sind Tabaksbeutel, Modelle, Säcke u. dgl. stellen sich mit einigen ihrer Waaren ein, um den ersten Tribut aus den Beuteln der für grönländische Merkwürdigkeiten schwärmenden Neulinge in Empfang zu nehmen.

Egedesminde (Egede's Gedächtniß), dem ersten grönländischen Missionar nachgenannt, ist die Hauptstadt des gleichnamigen Handelsbezirks im Inspektorat Nordgrönland. Imposant sieht es wahrhaftig nicht aus. Es liegt auf einem öden, düstern Inselchen einem durch Eis verriegelten Hafen gegenüber. Hart an dem kleinen

Hafendamm steht das Haus des Regierungskommissärs und seines Gehilfen mit zwei rostigen Kanonen, um bei der Ankunft und Abfahrt von Schiffen und andern festlichen Gelegenheiten Salutschüsse abzufeuern. Auch eine Flaggenstange, auf der heute die dänische Flagge mit weißem Kreuze weht, fehlt nicht. Gleich daneben ist das Waarenlager für den Ertrag der Jagd und des Fischfangs. Dann kommt ein Haus für die in der Kolonie angestellten unverheiratheten Weißen, ein Haus für den Pfarrer und seine Familie, eine kleine Kirche und eine Anzahl einheimischer, halb unterirdischer Hütten. Ein nackter Granitfels hinter der Niederlassung begrenzt den Horizont nach dieser Seite hin; seewärts dehnt sich die niedre, eisbedeckte Insel und das Treibeis aus. Der Schnee ist noch nicht einmal auf der Ebene ganz geschmolzen, obgleich im hohen Sommer, und der wolkenbedeckte Himmel zeigt, daß die Luft noch immer nicht frei von Graupeln ist.

Umgeben von einem Haufen freundlich grinsender Eskimo's, die sich durch ihre Mützen vor dem Schnee schützen, der vom eisigen Wind dahergetrieben nun zu fallen beginnt, gehen wir ans Land. Der höfliche Regierungskommissär begrüßt uns unter seiner Hausthüre und ladet uns ein, einzutreten, und nach alter (jetzt nur noch auf dem Lande üblicher) dänischer Sitte eine Tasse Kaffee zu trinken. Es ist etwa 3 Uhr. Wir werden ins Wohnzimmer geführt, das wohl eine Beschreibung verdient, da es als ein Muster aller derartigen Zimmer innerhalb der dänischen Niederlassungen in Grönland gelten kann. Seine Einrichtung hat schon manche Generation Egedesminder Regierungskommissäre gesehen. Sie besteht aus einem alten Sofa, einem noch älteren Schreibtisch, einem langen Ofen mit dem Brustbild des ersten Napoleon und den Bildern Lord Byrons, Friedrichs VII und Christians IX von Dänemark nebst einigen Photographieen. All' das zusammengenommen mit den fleckenlos weißen Fußböden und den blühenden Verbenen, Geranien und Fuchsias, die draußen vor dem Fenster freilich schnell den Tod fänden, macht, daß es uns auf dieser Oase inmitten der weiten Eis- und Schneewüste ganz heimatlich zu Muthe wird. Auch ein Klavier zieht unsren Blick auf sich. Ein seltsames Möbel hier zu Lande! Doch die Erscheinung der liebenswürdigen Frau des Kommissärs und ihrer Schwester, die aus dem stillen Elternhaus in Jütland zu ihr auf Besuch gekommen ist, erklären seine Gegenwart. Herrn B.'s

bausbäckige Kinder, alle in Krinolinen und Eskimo-Stiefeln, kommen neugierig hereingesprungen, den „Herrn Engländer" zu sehen. Nach Allem sind diese kleinen Nordländer in ihren Seehundhosen und Stiefeln den Kindern milderer Himmelsstriche gar nicht so unähnlich. Sie bringen, während ihre Eltern den Pflichten der Gastfreundschaft obliegen, die Spielsachen herbei, die sie vom Großpapa erhalten haben, und zeigen ihren staunenden Gästen die eben erst ausgepackten Strümpfe und Jacken. Eine wunderlich gekleidete eingeborne Dienerin in großen grün gefärbten und mit bunten Lederstückchen gestickten Stiefeln von Seehundsfell, mit den Halsfedern der Eidergans verzierten Seehundshosen, einer Seehundsjacke und einem rothen Band in dem auf dem Scheitel zusammengebundenem Haar geht ab und zu, um die Zurüstungen für den Abend zu treffen.

Wir verabschieden uns von dem freundlichen Kommissär und seiner Familie, um, ehe wir den Missionar besuchen, die Insel ein wenig zu durchstreifen. Ihr Eskimo-Name heißt Arsiat und bedeutet Sommerplatz; es ist jedoch nichts darauf zu sehen, als vom Eis verwitterte oder mit einer schwarzen Flechtenart bedeckte kahle Granitfelsen, Schneefelder an jedem schattigen Platz, und in den Vertiefungen überfrorene Moräste oder Seen. Eine Biene, etliche Spinnen und ein Wasserkäfer in den Teichen sind fast die einzigen Spuren thierischen Lebens, denen wir auf unsrer Wanderung begegnen. Wie wir einige der moorgrundigen, moosbewachsenen Thäler durchstreifen, treffen wir mit etlichen grönländischen Frauen zusammen, die damit beschäftigt sind, Zwergbirken und Weiden als Brennholz in ihre Wohnungen zu tragen. Die Regierung hat den meisten von ihnen zu niedrigem Preis Oefen geliefert, die sie wenigstens für den Sommer der einheimischen steinernen Thranlampe vorziehen. Winters brennen Viele auch den Sommer über gesammelten und getrockneten Torf.

Bei unsrer Rückkehr machen wir die Runde um das Dorf. Die etwas über hundert Seelen zählende Bevölkerung scheint fast ganz aus Mischlingen zu bestehen. Beinahe alle sind im Dienst der dänischen Regierung mit der Zubereitung und Verpackung des Thrans, der Felle und Eiderdunen beschäftigt, welche die von draußen kommenden Eingebornen zum Verkauf in die Niederlassung bringen. Es leben demgemäß nur Wenige hier als freie Fischer und Jäger.

Im Ganzen war gerade jetzt die Niederlassung nur kärglich mit Lebensmitteln versehen; auch trat die Grippe, die in jenem Sommer fünfzehn Prozent der Bevölkerung dänisch Grönlands wegraffte, bereits als Epidemie auf. Da der einzige Chirurg Nordgrönlands auf seiner halbjährlichen Rundreise noch nicht hieher gekommen war, bat mich der Kommissär, die Kranken zu besuchen. In vielen Fällen befanden sich die armen Leute schon in einem vorgerückten Stadium der Schwindsucht, somit war das Beste, was ich zu thun wußte, ihnen Leberthran zu verordnen. Es freute mich, nachher zu hören, daß bei dieser Behandlungsweise Mehrere genasen; andre Arzneimittel waren in der Niederlassung nicht vorhanden — in diesem Fall vielleicht kein Schade. Nie fühlte ich tiefer als hier, wie nützlich dem Missionar einige medizinische Kenntnisse sind, und wie gut ihm schon ein wenig praktisches Verständniß von Heilmitteln kommen kann.

Wir schicken uns nun an, dem würdigen Pfarrer unsern Besuch zu machen. Sein Haus ist mehr für die Wärme, als für die Eleganz eingerichtet, da er gar selten Besuche bekommt. Wir können nur durch die Küche ins Wohnzimmer gelangen und treten in dieses nach Landessitte unangemeldet ein. Der Pfarrer und seine Frau, fein gebildete Holsteiner, erschienen gleich darauf. Zu unsrer großen Freude sprachen sie ein fast tadelloses Englisch, denn unser Französisch und Deutsch war so verrostet, daß eine Unterhaltung in einer dieser beiden Sprachen sehr unbefriedigend ausgefallen wäre, und noch schlimmer war es um unser Dänisch bestellt. Wir tranken Kaffee mit ihnen und thaten da einen Blick in das Leben eines arktischen Pfarrers. Er war jetzt seit acht Jahren in Grönland und berechtigt, nach weiteren zwei Jahren nach Hause zurückzukehren, um dort, vom weltlichen und geselligen Standpunkt aus betrachtet, eine wünschenswerthere geistliche Stelle zu erhalten, als die eines grönländischen Missionars. Eigentliche Missionsarbeit liegt indeß wenig in seinem Beruf; seine Pflichten sind mehr die eines Predigers und Seelsorgers der lutherischen Kirche. Es gibt jetzt in ganz dänisch Grönland keinen ausgesprochenen Heiden mehr, und um die Gemeinde in Egedesminde scheint es durchschnittlich in Wort und Wandel besser zu stehen, als um unsre Londoner oder manche andre Landgemeinden. Er hat nur jeden dritten Sonntag dänisch zu predigen; in der Landessprache jedoch ist allwöchentlich

Gottesdienst. Sein Pfarrsprengel ist 60 Stunden lang, aber sehr dünn bevölkert. Er besucht denselben nur Winters, weil er in dieser Jahreszeit am ehesten hoffen kann, seine in Pelz gehüllten Pfarrkinder zu Hause zu treffen. Wie andre Landpfarrer ihr Kütschlein haben, so hält der von Egedesminde seinen Hundeschlitten und statt des Kutschers seinen Hundetreiber.

Das heißhungrige Hundegespann ist eine große Last für den Pfarrer, da nicht immer Seehundfleisch in gehöriger Menge dafür zu haben ist. Er sprach in nicht sehr hoffnungsvollen Ausdrücken von seinen Pflegebefohlenen und ihrer Zukunft. Sie sind frei von den groben Lastern des Heidenthums, scheinen aber in einer gewissen Schlaffheit zu sehr nach bloßen Formen und Regeln dahinzuleben und dem Aussterben entgegenzugehen. Es freute uns, bei ihm einen Stoß der Illustrated London News, die hier regelmäßig gehalten werden, und die Tauchnitz-Ausgabe der besten Werke englischer Theologen und andrer Schriftsteller zu finden. Vor zwei Jahren war sein alter Vater bei ihm auf Besuch. Im Ganzen betrachtet Pastor S. sein Loos nicht als so beklagenswerth, wie manche, die dieß lesen, vielleicht geneigt sind, es zu thun. Er sagte uns im Gegentheil mit einer gewissen Befriedigung, er sei weit besser daran als der Pfarrer von Julianehaab in Südgrönland, der beim Südwestwind eines Morgens sein Haus so zugeschneit gefunden habe, daß er durch das Dachfenster Leute herbeisignalisiren mußte, um ihn herauszuschaufeln!

Es ist jetzt 6 Uhr Abends, aber im Juni und noch weitere zwei Monate wird es hier zu Lande nicht Nacht. Wir begeben uns aus der Pfarre zur Mahlzeit ins Haus des Kommissärs, wo wir hauptsächlich mit Schneehühnern bewirthet werden. Bei dieser Gelegenheit hören wir, daß die Dänen der Niederlassung vorigen Winter etwa 1000 solcher Vögel verspeisten, die sie einen Sechser per Stück von den Eingebornen kauften. Andre Nahrungsmittel sind Renthiere, weiße arktische Hasen und Meerquappen, eine aus Walfischhaut bereitete Sulz, einheimische geräucherte Salmen, getrocknete Heilbutten und vor Allem Seehundfleisch in jeder erdenklichen Gestalt. Zu diesen Landeserzeugnissen kommt alljährlich aus Dänemark ein Vorrath von dortigen Produkten und Kolonialwaaren, der es möglich macht, die Küche ganz nach europäischer Art zu bestellen. Die Regierung legt keinen Zoll auf diese Dinge und erläßt sie ihren

Beamten um sehr billigen Preis. Der Missionar, der gleich allen andern in ihrem Dienste steht, genießt diesen Vortheil mit und hat überdieß noch ein besonderes Privilegium, das unsern Ohren seltsam genug klingt. Er darf nämlich bei seiner Ankunft 48 Pfund ungereinigte Eiderdunen zu Bettdecken, das Pfund zu 18 Kr., und zwei Bärenfelle zu einem Schlafsack auf Reisen, zum Preis von je 6 fl. 15 Kr. beanspruchen. Da der grönländische Handel streng festgehaltenes Regierungsmonopol ist, darf Niemand etwas direkt von den Eingebornen kaufen, sondern muß alles durch die hiezu ermächtigten Beamten beziehen.

Der Kommissär machte uns nicht die rosigste Schilderung von den Freuden eines nordischen Winters, besonders auf einem der kleinen, zu der Niederlassung gehörigen Außenposten. Er hat hier seine Familie, seine Bücher, seinen Pflichtenkreis, den Umgang des Pfarrers und gegenseitige kleine Einladungen. Aber bei den kleinen Händlern auf den Außenposten, denen ihr Heimwesen mit einer unwissenden eingebornen Frau, an der sie keine wirkliche Gefährtin haben, wenig Bequemlichkeit und Freude bietet, während ihnen selbst auch alle geistigen Hilfsquellen fehlen, woran sie sich aufrichten könnten, geht es armselig genug her.

Am Sonntag — einem kalten Junitag — stampfen wir durch den Schnee und klettern die Felsen hinauf, um dem Gottesdienst in der kleinen Kirche beizuwohnen. Der Geistliche trägt den gewöhnlichen lutherischen Kirchenrock und die weißen Ueberschläge am Hals; sonderbar und recht arktisch aber sehen unter dem ersteren seine Seehundstiefeln und Hosen hervor, während über den letzteren die unvermeidliche Eskimojacke herausguckt. Der Gottesdienst besteht aus den ins Grönländische übersetzten Lutherischen Chorälen und der Liturgie, auf die eine kurze Predigt folgt. Das Kirchlein sieht unsern europäischen Begriffen nach kaum einem Gotteshaus gleich; in Jakobshavn soll jedoch ein viel schöneres, aus Treibholz erbautes stehen. Fremdartiger noch als der Platz, muthet uns die darin versammelte Gemeinde an. Der enge Raum ist von Eskimo's gefüllt, die einen alles durchdringenden Thrangeruch verbreiten. Winters, bei der Feier des heiligen Abendmahls, wo die Eingebornen in ihren Schlitten von den Außenstationen herbeikommen, soll es noch viel voller sein. Einige der Frauen haben sich in ihren höchsten Putz

gesteckt: bunt seidene schottische Jacken, mit Tressen verzierte hohe Seehundstiefel und große Ohrringe.

Dieß sind die Eindrücke, die den neuen Ankömmling am grönländischen Gestade begrüßen. Paradiesisch sind die dortigen Niederlassungen keineswegs, aber doch ungleich behaglicher und kultivirter, als diese traurigen Wohnsitze sein mußten, ehe der heldenmüthige Hans Egede hier die erste Mission gründete.

2. Die Mission und Regierungsweise.

Jetzt zieht sich eine Reihe Missionsstationen von der Südspitze Grönlands bis nach Upernivik jenseits des 72sten Breitegrads hinauf. Upernivik heißt bedeutungsvoll „der Ort Halt!" Denn weiter hinauf erstreckt sich die Civilisationsarbeit nicht, obwohl noch in der nördlicheren Insel Kingatok ein einsamer Beamter sich findet, Herr Peder Jensen, der nördlichst wohnende von allen gebildeten Menschen. Die Herrnhuter beschränken sich auf Südgrönland, während die lutherische Mission der Regierung sich über die ganze Westküste verbreitet unter möglichster Vermeidung eines Zusammenstoßes mit ihren freiwilligen Mitarbeitern.

Die Missionsstationen in Nordgrönland sind: Upernivik, Omanak, Jakobshavn und Egedesminde; in Südgrönland: Holsteinburg, Godthaab und Julianehaab.*) Verschiedene minder wichtige Posten sind überdieß zeitweise besetzt oder werden von den Geistlichen der obgenannten besucht. Der Mittelpunkt des Missionsnetzes ist in Nordgrönland Jakobshavn und in Südgrönland Godthaab. An beiden Orten besteht ein Seminar für eingeborne Katechisten und Lehrer, die nach den verschiedenen Jagd- und Fischerei-Revieren ausgesandt werden, um ihre Landsleute in deren Mußestunden zu unterrichten.

Der Jahresgehalt dieser Katechisten bewegt sich je nach ihrer Befähigung, ihrem Wohnort und ihrem Wirkungskreis zwischen 10—100 Reichsthalern hin und her. Letztere Summe wird als eine hohe Besoldung betrachtet, und ihr Empfänger ist gewöhnlich

*) Frederikshaab wird von Dr. Brown übergangen, während Dr. Kalkar hier die hoffnungsvolle Arbeit von Pastor Barfod eingehend schildert. Der Posten mag gerade im Jahr 1867 unbesetzt gewesen sein.

der eingeborne Schulmeister, der außerdem noch mit manchen Naturalgaben und von wohlhabenderen Elteren, deren Kinder er unterrichtet, auch mit kleinen Geldgeschenken bedacht wird. Die Gehalte der dänischen Missionare scheinen unsern englischen Begriffen nach sehr klein, doch sind sie nicht zu niedrig in Betracht des weit höheren Geldwerths in Dänemark und Grönland und der Wohlfeilheit des dortigen Lebens. Jedenfalls hörte ich nie klagen, als wären sie nicht ausreichend. Beinahe alle geistlichen Stellen, die Dänemark zu vergeben hat, werden nach der Universitätslokation in Kopenhagen bemessen. Die am wenigsten gesuchten sind natürlich die im schneebedeckten Grönland, darum wird auch ziemlich allgemein angenommen, daß nicht sehr viele der glänzender begabten jungen Theologen sich dessen eisige Ufer zu ihrem Wirkungskreis ersehen. Daß dieß nicht immer der Fall ist, beweisen indeß einige rühmliche Ausnahmen unter den gegenwärtigen Missionaren; auch dürfen wir nicht vergessen, daß der gefeierte Otto Fabricius, der Verfasser einer Grammatik und eines Wörterbuchs der grönländischen Sprache, so wie eines bis auf diese Stunde als ein Muster wissenschaftlicher Abhandlungen betrachteten Werks über Grönlands Thierwelt, ein grönländischer Missionar war, obgleich er als Professor in Kopenhagen starb.

Die Dauer der Dienstzeit beträgt, wie ich glaube, zehn Jahre. Nach Ablauf derselben können sie nach Hause zurückkehren, wo die Regierung es übernimmt, dem gewesenen Missionar eine Anstellung zu verschaffen, die ihm Gelegenheit gibt, die gewonnenen Erfahrungen zu verwerthen. Einige ziehen es indeß vor auszuharren und ihr ganzes Leben dem geistlichen und zeitlichen Wohl der Grönländer zu widmen. So z. B. der gegenwärtige Senior der dänischen Mission in Jakobshavn, der nicht nur über 30 Jahre im Lande zugebracht hat, sondern auch die wilden Eskimo's auf der Cumberlandsinsel jenseits der Davisstraße besuchte und einen Winter unter ihnen verlebte.

Die meisten Missionare bringen dänische Frauen mit; ein oder zweimal ist es jedoch auch vorgekommen, daß einer eine Eingeborne heirathete. Dieß ist, glaube ich, unter allen Umständen zu tadeln, da der Missionar hiedurch einerseits keinen größern Halt in den Herzen der Eingebornen erlangt, andrerseits aber viel von der Achtung verliert, die seinem persönlichen und amtlichen Charakter vor-

her gezollt wurde. Ebensowenig erscheint es mir in geselliger Beziehung räthlich. Eine von Kindheit auf in allen Sitten und Ueberlieferungen ihrer Umgebung aufgewachsene halbwilde Frau ohne andre Hilfsmittel als die, welche eine grönländische Niederlassung gewährt, zur Gefährtin eines unterrichteten Mannes, geschweige denn eines Geistlichen, heranbilden zu wollen, ist gewiß eine eitle Hoffnung. Wo ich immer das Unglück hatte, diesen Versuch machen zu sehen, war der Erfolg davon nur der, daß nach einem krampfhaften Anlauf zur Civilisation, dessen gewöhnlichste Aeußerung ein erschreckender Hang ist, sich in die neuesten Moden und grellsten Farben zu kleiden, die durch ihre Heirath so plötzlich aus einem Zustand der Wildheit herausgerissene Frau, sobald der Reiz der Neuheit vorbei war, entweder wieder auf ihren ursprünglichen Standpunkt zurücksank, oder im besten Fall unsicher auf der Gränzlinie zwischen sich emporringender Barbarei und herabgekommener Civilisation hin und her schwankte. In beiden Fällen war das Experiment nichts weniger als ermuthigend. Unausbleiblich fühlt eine solche Frau sich behaglicher im Kreis ihrer alten Freunde und Gefährten, unter denen sie die Erste ist, als inmitten ihrer neuen Freunde, mit denen sie nur wenig gemeinsame Berührungspunkte hat. Selten oder nie hat sie viel Interesse für die Obliegenheiten ihres Mannes, und versucht sie's je, ihm zu helfen, so ist ihr Einfluß und ihre Kenntniß der Sprache von geringem Nutzen, weil man ihr alsbald ins Gesicht wirft, sie brauche nicht so groß zu thun, jedermann wisse ja, wer sie sei.

Ich spreche hier von Dingen, die ich nicht nur in Grönland gesehen habe, sondern überall, wo meine Reisen mich hinführten. Ich bin mir dabei wohl bewußt, wie zart der Punkt ist, den ich berühre, ich muß es aber dennoch thun, wenn die Wahrheit gesagt und nicht irgendwelchen Vorurtheilen geschmeichelt werden soll. Zwischen Mann und Frau zu treten, ist ja sprichwörtlich ein leidiges Geschäft; aber als Grundsatz darf doch wohl festgestellt werden, daß ein Mann, der eine durch Begabung, Erziehung oder Abstammung, und weit mehr noch durch ihren sittlichen Standpunkt tief unter ihm stehende Frau heirathet, weder als einer zu empfehlen ist, der für sich selbst das Beste trifft, noch, falls höhere Motive ihn leiten, als einer, welcher diejenigen, deren geistliches Wohl er sucht, wirklich gut berathet.

Möglich, daß ich in all' dem mich irre. Doch scheint es nicht sehr günstig für die entgegengesetzte Ansicht, daß wenigstens in Grönland schon die Beobachtung gemacht wurde, daß Prediger, welche eingeborne Frauen heirathen, den sich daran knüpfenden Erwartungen zuwider selten über die vorgeschriebene Zeit hinaus im Lande bleiben. Schon die in Grönland gebornen und erzogenen Kinder europäischer Eltern werden unerträglich schale Eskimo's, wie viel mehr, wenn sie eine eingeborne Mutter haben! Unter diesen Umständen ist ein Missionar, der Gelegenheit hat, die Eingebornen in ihrer allerungeschminktesten Gestalt zu sehen, natürlich verlangend, aus seinen Kindern etwas Anderes zu machen.

Die Hauptstation der Missionare der Brüdergemeinde ist Neu-Herrnhut; sie haben auch Stationen in Lichtenau, Lichtenfels, Fiskernäß und an verschiedenen kleineren Orten.*) Im Ganzen stehen gegen 1900 (genauer 1721 im Jahr 1870) Eingeborne in ihrer Pflege. Der selbstverleugnende Charakter dieser Missionare ist so bekannt und schon so oft geschildert worden, daß ich dabei nicht zu verweilen brauche. Unbezahlt, unverheirathet, nur spärlich unterstützt und angestrengt arbeitend, treiben sie ihr Werk als reine Sache der Liebe. Ich zweifle zwar nicht, daß Letzteres auch bei vielen der dänisch-lutherischen Missionare der Fall ist, aber die Eingebornen sind schwer davon zu überzeugen. Diese Herrnhuter sind meistens arme und nur einseitig gebildete Männer, die für ihren Unterhalt ganz auf Privatbeiträge angewiesen sind, während der dänische Missionar ein von der Regierung angestellter und besoldeter Staatsdiener ist.

Als sie zuerst ins Land kamen, wurden sie von den dänischen Missionaren mit einer gewissen Eifersucht angesehen, und noch immer ist nicht zu leugnen, daß sie von den dänischen Beamten — sowohl weltlichen als geistlichen — nicht mit den wohlwollendsten Gefühlen betrachtet werden. Es ist ihnen nicht gestattet, ihre Missionen nach Nordgrönland auszudehnen, und erst seit etlichen Jahren haben sie die Erlaubniß zu taufen und Ehen einzusegnen. Obgleich sie nicht

*) Die Aufführung der Stationen ist mangelhaft; Fiskernäß z. B. kann nur für eine Außenstation von Lichtenfels gelten, während Friedrichsthal, ein alter Posten, übergangen wird. Umanak und Igdlorpait heißen die neuerrichteten kleineren Stationen der Brüdergemeinde.

von der Regierung anerkannt sind, genießen sie indeß doch insoweit deren Unterstützung, daß die Regierungsschiffe die Fracht ihrer Güter übernehmen. Vermuthlich ist die Ursache jener unfreundlichen Gesinnung in der früher allgemeiner als jetzt verbreiteten polemischen Engherzigkeit zu suchen, die von der Aussicht ausgehend, daß die Ausübung geistlicher Verrichtungen nur regelrecht gebildeten und ordinirten Männern zustehe, die Brüder scheel ansah. In den letzten Jahren hat der Umstand, daß sie Deutsche sind, nicht dazu beigetragen, sie bei den patriotischen Dänen beliebter zu machen.

Obgleich Niemand, der etwas von dem Leben dieser mährischen Brüder weiß, sie ohne die größte Hochachtung betrachten kann, die selbst die Dänen ihnen nicht verweigern werden, muß dennoch zugegeben werden, daß eine etwas weitherzigere Ansicht von den Obliegenheiten eines Missionars ihnen wesentlich die Lösung des schweren Problems erleichtern würde, selbst in Grönland diesem, wie dem künftigen Leben die beste Seite abzugewinnen. Die Dänen beschuldigen sie vielleicht nicht mit Unrecht, sie üben eine zu strenge geistliche Disciplin und lassen den unter ihrer Pflege stehenden Eskimo's nicht genug Zeit, um ihrem irdischen Geschäft des Seehundfangs gehörig nachzukommen und sich und ihre Familien mit der nöthigen Nahrung und Kleidung zu versorgen.

Unleugbar sehen die Eingebornen um die Niederlassungen der Brüdergemeinde her weit ärmer aus, als die in den dänischen, und man pflegt dieß den vielen Gottesdiensten zuzuschreiben, wodurch ihre Zeit in Anspruch genommen ist. Auf manchen Stationen finden solche täglich statt, und das verträgt sich nicht gut mit grönländischer Lebensweise; ob es aber wirklich der Grund der größeren Armuth ist, kann ich nicht aus eigener Beobachtung sagen. Ich wiederhole hier nur eine Ansicht, die ich sowohl in Grönland, als auch in Dänemark von Personen, die zu einem unbefangenen Urtheil wohl befähigt schienen, habe aussprechen hören.

Was aber auch immer über einige minder wesentliche Punkte zu sagen sein mag, ist es doch allgemein anerkannt, daß die durch die wohlwollende Regierungsweise der dänischen Krone unterstützte Thätigkeit der Missionare den bürgerlichen, sittlichen und geistlichen Zustand der Grönländer, verglichen mit dem, was er vor 150 Jahren war, bedeutend verbessert hat. Nirgends in der Welt ist aus den Berührungen der eingebornen Bevölkerung mit den Europäern

weniger Schlimmes und mehr Gutes geflossen, als in dieser eisigen Kolonie Dänemarks.*)

Die Verwaltung derselben befindet sich ganz in den Händen der Regierung, die den Handel als strenges Monopol zum Besten der Eingebornen betreibt. Dem Buchstaben des Gesetzes nach darf Niemand Grönland betreten, oder was noch schlimmer ist, es verlassen, ohne die Erlaubniß der von der dänischen Behörde beglaubigten Beamten.**) Niemand darf anders als im Auftrag der Regierung einen gangbaren Artikel von den Eingebornen kaufen oder Waaren an sie absetzen, was ganz vernünftig ist, da sie einmal die ausschließliche Sorge für den Handel übernommen hat. Der tiefere Grund des ganzen Monopolsystems (das, beiläufig gesagt, früher ja sehr allgemein war, wie das noch ziemlich neue Handelsmonopol mit Island und den Faroer-Inseln und unsre eigene Hudsonsbai- und Ostindische Kompagnie beweisen) ist der Wunsch, die Eingebornen vor der Zufuhr geistiger Getränke zu verwahren, die gewissenlose, nicht unter Regierungsaufsicht stehende Händler ihnen sicher verkaufen würden, und die unter den Eingebornen aller Länder, wohin der Handel drang, so schweres Unheil angerichtet haben.

Die Grönländer sind dem Genuß des Branntweins furchtbar ergeben; da aber die Regierung den Handel streng kontrollirt, können sie weder um Geld noch um gute Worte welchen bekommen, obgleich sie es oft nicht an einem ins Unglaubliche gehenden Aufwand der süßesten arktischen Schmeicheleien fehlen lassen, um „einen Schnaps" zu erlangen. Von Walfischfahrern, zu denen sie in ihren Kajaks hinausrudern, erhalten sie manchmal aus falscher Güte oder zur Bezahlung kleiner einheimischer Merkwürdigkeiten die gefährliche

*) Die Missionare der Brüdergemeinde stehen in einem gewissen unvermeidlichen Antagonismus zu der vom Jahr 1777 datirenden Politik der dänischen Regierung, welche zur Belebung und Erweiterung der Jagd und des Handels auf möglichste Zerstreuung der Grönländer hinwirkt, während die civilisatorischen und kirchlichen Interessen nur in größerer Vereinigung der ohnehin dünnen Bevölkerung der Küste ihre Rechnung finden. Die Armuth aber stammt von dem zunehmenden Luxus her. Diese Bemerkung ist bei der Beurtheilung des Sachbestandes stetig im Auge zu behalten.

**) Und leider dürfen die Neuangestellten ohne diese Erlaubniß nicht heirathen, was unzweifelhaft den schwärzesten Flecken in der dänischen Handelspolitik bildet (s. Kalkar).

Gabe, die sich ihrem leiblichen und geistigen Wohl immer gleich schädlich erweist.

Es ist, als vertrage die Natur des Eskimo's die Wirkungen der Berauschung weniger, als die andrer Völker; denn sehr oft endet schon der erste oder zweite Rausch mit dem Tode des unglücklichen Schwelgers. In Ermanglung des Branntweins nehmen die Grönländer ihre Zuflucht zum Kaffee, den die Regierung um hohen Preis verkauft. Diesen zu erschwingen, scheuen sie kein Opfer. Ihr Verbrauch hierin ist unerhört; ich kannte eine grönländische Familie, die mit Hilfe einiger kaffeelosen Bekannten, welche gelegentlich hereingekrochen kommen (denn hereinzutreten ist in einem grönländischen Hause nicht möglich), täglich nicht weniger als fünf Pfund vertilgt! Die Bohnen werden in einem Topf oder auf einem flachen Stein geröstet oder vielmehr verbrannt, in einen alten, schmierigen Kajak-Handschuh aus Seehundsfell geschüttet und mit einem Stein zerklopft. Das Ergebniß davon ist eine Masse zerbrochener, halbverkohlter Bohnen, die, in einem Kessel abgesotten, in dem zwei Minuten vorher ein halber Seehund kochte, eine fette, bittre, schwarze Brühe liefern, auf der halbe Bohnen herumschwimmen; aber sie ist *stark* und das genügt; denn Alles, was es unter dem Monde Gutes oder Schlechtes gibt, bemißt der Eskimo nach seiner Aehnlichkeit oder Unähnlichkeit mit „Schnapps".

Grönland zerfällt in zwei Inspektorate. Alle Niederlassungen jenseits *Holsteinburg* unter dem 65sten Grad nördlicher Breite gehören zu *Nordgrönland*; die diesseits gelegenen zu *Südgrönland*. Die beiden Hauptstädte mit dem Sitz der königlichen Inspektoren für die betreffenden Bezirke sind *Godhavn* auf der Disko-Insel im Norden, und das schon erwähnte *Godthaab* im Süden. Diese Inspektorate sind wieder in Bezirke eingetheilt, von denen jeder unter einem „Koloniebestyrer" oder „besten Mann der Kolonie" steht. Derselbe wohnt auf der Hauptniederlassung und ist für den Handel und die ganze Verwaltung derselben, sowie ihrer Außenplätze verantwortlich. Diese kleineren Außenplätze stehen abermals unter der Aufsicht eines niedreren Beamten, des „Udliggers" oder „Außenlebers" -- gewöhnlich ein wegen langjährigen Diensts oder guten Verhaltens beförderter Küfer oder Schreiner, oder auch ein junger, auf eine Anstellung wartender Mann — möglicher Weise der Sohn des „Koloniebestyrers".

Die Hilfsbeamten dieses Letztern auf der Hauptniederlassung selbst sind ein Kommis oder Kaufmann, sodann Küfer, Zimmerleute und andere Handwerker zur Zubereitung und Verpackung des Thrans, der Häute, Pelze, Dunen und Walfischzähne für die sieben Regierungsschiffe, die alljährlich kommen, um die erhandelten Gegenstände abzuholen. Auch einige Chirurgen, die jährliche Rundreisen machen, stehen im Dienst der Regierung, obgleich man sie wohl entbehren könnte, denn bei der Entfernung der Patienten, die oft hundert und mehr Stunden längs der eisigen Küste beträgt, sind dieselben, bis der Doktor sie erreichen kann, in den meisten Fällen entweder gestorben oder genesen. Auf jeder Niederlassung ist auch mindestens Eine eingeborne Hebamme, die auf Regierungskosten in Kopenhagen ihre Ausbildung erhielt.

Hieraus folgt, daß alle Europäer in Grönland im Dienste der Regierung stehen. Es gibt da keine unabhängigen Kolonisten, außer wenn etwa ein bejahrter Diener es vorzieht, sein Leben unter dem Volk zu beschließen, dessen Begriffe von Glück ein langer vertraulicher Umgang auch zu den seinigen gemacht hat; dieß darf bei der Vergleichung des sittlichen Zustands der Grönländer mit dem der Eingebornen andrer Kolonieen so wenig übersehen werden, als die strenge Durchführung des Handelsmonopols und die durchaus (?) väterliche Regierungsweise.

Früher wurden dann und wann wohl auch Verbrecher als Kolonisten ausgesandt, aber es wirkte nicht gut. Ueberhaupt hieß es damals: Wie der Herr, so der Knecht. Die höheren Beamten waren Trunkenbolde und charakterlose Leute, und die niedreren machtens wo möglich noch schlimmer. Jetzt ist Alles (?) anders geworden. Nirgends in der Welt wird man wohl eine im Ganzen achtungswürdigere, gebildetere und höflichere Menschenklasse finden, als die dänischen Regierungs- und Handelsbeamten in Grönland.*)

Die königlichen Inspektoren werden direkt von der Krone ernannt und sind oft Männer von großem Verdienst. So war z. B. der den Zoologen durch sein Werk über die grönländischen Muscheln wohl bekannte M. Möller Inspektor von Nordgrönland, und bis vor Kurzem bekleidete der durch geologische und andre Schriften berühmte Dr. Rink, ein gekröntes Mitglied der akademi-

*) Abgerechnet das Aergerniß des herrschenden Konkubinats (s. Kalkar)!

schen Gesellschaft in Kopenhagen, dieselbe Stelle in Südgrönland. Da Dänemark ein armes Land mit wenig außereuropäischer Verwendung für seine jungen Männer ist, werden Kolonialämter, wie die in Grönland, von viel tüchtigeren Leuten bekleidet, als der britischen Regierung für solche Posten zu Gebot stünden. So kommt es, daß sich unter den niedern Beamten ausgediente Land- und Seeoffiziere und gebildete junge Männer verschiedener Stände, oder Söhne alter Offiziere befinden, die sich durch ihre Kenntniß der Sprache empfehlen. Es ist nichts Ungewöhnliches, einen Hilfsarbeiter, dessen Ordenskreuz davon zeugt, daß er sich auf dem Schlachtfeld die goldenen Sporen verdient hat, damit beschäftigt zu sehen, einem Eskimo Zucker, Kaffee und Schießpulver zu verabreichen.

Der ganze grönländische Handel steht angeblich unter der Oberaufsicht eines Kollegiums, welches den Namen: „Kongelig Grönlandske Handel" führt. Diese Königlich grönländische Handelskompagnie ist indeß eine bloße Mythe. Die dabei Betheiligten sind ganz einfach einige königliche Beamte, an deren Spitze ein Direktor steht. Eben jetzt bekleidet dieses Amt der unsern bei der Expedition zur Aufsuchung Franklins betheiligten britischen Offizieren als Inspektor von Nordgrönland so wohl und rühmlich bekannte Ritter Olrik.

Allerdings ist dieses königliche Handelsmonopol mit vielen Umständen und Förmlichkeiten verknüpft, und auch bei dem einfachsten Geschäft kommt ein Uebermaß von rother Schnur (Amtsetiquette) zum Vorschein. Der ganze Handel mag sich auf etwa 11,000 Pf. St. jährlich belaufen — eine in kaufmännischen Augen sehr unbedeutende Summe, die ein Londoner Kaufherr mit etlichen Kommis im Laufe eines Jahrs bequem umsetzen würde. Doch ist es schon erfreulich, wenn ein uncivilisirtes Volk auch nur irgend etwas für den Handel liefert. Ich fürchte, die Neuseeländer und Neuholländer steuern nicht einmal soviel bei in die allgemeine Schatzkammer der Welt, und wie hoch etwa der Handel mit den Hottentotten und Kaffern anzuschlagen sein mag, weiß ich mich gar nicht zu entsinnen! Nachdem alle Kosten bestritten und die Gehalte der Bediensteten ausbezahlt sind, wird der Ueberschuß zu Gunsten Grönlands zurückgelegt. Aus dieser Kasse werden die Ruhegehalte ausgedienter Beamter und verschiedene andere Auslagen bestritten; der Rest wird den einzelnen Bezirken, je nach ihrem Antheil am Großhandel gutgeschrieben,

während jedes Jahr auch eine kleine — unserer Armentaxe entsprechende — Summe für dringende Bedürfnisse verwendet wird.

Die Vertheilung dieser Beiträge liegt einem durch das allgemeine Vertrauen gewählten Kollegium ob, das den Namen „Partisok" führt und unter dem Präsidium des Koloniebesthyrers steht. Auch die höhern Beamten haben vermöge ihrer Stellung Sitze darin. Der Koloniebesthyrer kann, sobald er es für passend erachtet, zur Regelung irgend einer Angelegenheit den Partisok zusammen berufen. Da ist vielleicht eine Wittwe ohne Lebensunterhalt, oder sie hat einen Sohn, der den Seehundfang lernen sollte, und kein Geld, um seine Lehrzeit zu bezahlen; möglicher Weise handelt sich's auch um ein junges Paar, das gerne heirathen möchte und mit einer Flinte und einem Kajak auszusteuern ist. Der Partisok in seiner Weisheit zieht die Sache in Betracht und übernimmt dann die Ausführung des gefaßten Beschlusses. Ich kann den Leser versichern, daß solche Fragen sehr ernst und gründlich erwogen werden, und daß jedes der pelzbekleideten, an einer weiß eingefaßten Scharlachmütze mit einem gekrönten Bären kenntlichen Mitglieder des Kollegiums mit allem Recht keinen geringen Stolz hat auf seinen Sitz in dieser nordischen Rathsversammlung. Die Regierung befolgt den triftigen Grundsatz, den Eskimo's alle Luxusartikel theuer und mit schönem Gewinn, das Nöthige dagegen wohlfeil, ja oft sogar unter dem Selbstkostenpreis zu verkaufen. In diesen Läden ist alles, was ein Eskimo möglicherweise brauchen kann, wunderbar billig zu finden.

Ehemals herrschte der Tauschhandel vor, dann wurde Münze das allgemeine Verkehrsmittel, und schließlich gab man eine eigenthümliche Art von Papiergeld für den grönländischen Gebrauch heraus. Gegenwärtig ist an die Stelle des letzteren wieder Silbergeld getreten. Für alle Sorten unmüßiger Köpfe in Dänemark ist der grönländische Handel eine Lieblingszielscheibe des Stichelns und Tadelns; Alles in Betracht gezogen aber glaube ich nicht, daß es möglich wäre, ihn im Ganzen viel besser zu führen. Wenn sich die Eingebornen nicht wohl befinden, ist es ihre eigene Schuld. Sicherlich sticht der mehr als nur halbcivilisirte Grönländer sehr zu seinem Vortheil von den kräftigen, aber im Elend lebenden Eingebornen an den westlichen Ufern der Davisstraße und den halbverhungerten Eskimo's am Smith-Sund ab. Er hat keine Schneehütte, sondern sein rohes, aber doch warmes Haus im Winter und sein Zelt von

Fellen im Sommer. Viel zu sehen ist an seinem Hause freilich nicht. Es ist ein niedriger Erdbau mit flachem Dach, auf dem entweder die Hunde oder ihre Besitzer sich sonnen. Ein etliche Ellen langer unterirdischer Gang, durch den du entweder gebückt eintreten oder auf allen Vieren hineinkriechen und dich wohl in Acht nehmen mußt, die Hand nicht unter einen Wurf junger Hunde zu stecken, führt dich in's Innere des Hauses, dessen Boden etwa einen Fuß tiefer liegt, als seine äußere Umgebung. Ein kleines Fenster aus Glas oder Walfischdärmen erleuchtet es; der Boden ist fett, und mindestens die Hälfte eines aufgeschnittenen Seehundes liegt darauf herum. An der niedern Decke hängen Kränze von Seehundleinen, Hundegeschirren, Jagdspeeren verschiedener Größe, Rudern und der ganzen Ausrüstung deines Gastfreundes für seinen Lebensberuf. Die Hälfte des Bodens nimmt eine etwa zwei Fuß hohe, mit Fellen bedeckte Bank ein. Dieß ist das Familienbett und zugleich der allgemeine Sofa. Ueber dem flammenden, mit Thran gefüllten Steintrog, in dem das weiche, fette Haar des Thiers als Docht brennt, hängt ein kochender Topf.

Wenn es das Haus eines wohlhabenden Mannes ist, steht in der Ecke vielleicht ein kleiner dänischer Ofen, und etliche bunt gemalte Bilder wie das der Königin Viktoria, der Prinzessin von Wales und ihres Gemahls, und natürlich auch des nie fehlenden Friedrichs VII oder Christians IX zieren die Wände. Das Gemach ist außerordentlich warm, und seine Bewohner haben bis zur Taille hinab die Kleider abgelegt. Draußen steht der Hundeschlitten des Hausherrn, und an einem Gestell lehnt sein Kajak und Fischereigeräthe. Die wenig verschiedene Kleidung der Männer und Frauen ist zweckmäßig, zuweilen auch mit bunten Flittern ausgeputzt. In Südgrönland besitzen einige Eingeborne noch Kühe und Ziegen; in Nordgrönland sind ihre einzigen Hausthiere die Hunde. Den dänischen Damen folgt auch die Katze bis an die nördlichsten Wohnplätze civilisirter Menschen.

Unter dem jüngeren Geschlecht gibt es jetzt nur Wenige, welche nicht lesen und schreiben könnten und die in einer gewöhnlichen englischen Dorfschule zu erlangenden Elementar-Kenntnisse besäßen. Alle sind sehr aufgeweckt und verständig. Ich erstaunte einmal über die Frage eines Eingebornen, ob ich nicht aus Schottland sei? Als ich sie bejahte, zeigte er mir auf einer alten Karte alsbald die

Stadt, in der ich jetzt dieß schreibe. In allem, was sein Geschäft anbelangt, ist der Grönländer äußerst sinnreich. Seine sämmtlichen Werkzeuge vom Vogelspeer an bis zum Kajak sind von ihm selbst verfertigt und aufs feinste ausgearbeitet, auch versteht er sie mit Muth und Gewandtheit zu brauchen. Er weiß jedes Alpenblümchen, das auf den schwarzen Felsen um seine Wohnung her blüht, und jedes Thier, das durch seine Sprünge und sein Geräusch die nordischen Gewässer und die schneeigen Klippen belebt, zu benennen. Er kann sich stundenlang über Vierfüßer, Fische und Vögel unterhalten, wobei seine kleinen schwarzen Augen zwischen seinen über die Stirne herabhängenden Haaren durchblitzen; und kommt das Gespräch erst auf den Seehundsfang, so wird jedes in seinem Kajak kauernde Männchen beredt. Einige der Eingebornen werden zu Lehrern herangebildet; etliche machten auch in Kopenhagen theologische Studien; letztere waren jedoch, wie ich glaube, Mischlinge.

Die Eingebornen können unmöglich die Schule lange mit Regelmäßigkeit besuchen, da sie frühe anfangen müssen, ihr Geschäft zu lernen. Daß sie keine eigene Literatur besitzen, bedarf wohl nicht erst der Erwähnung; die dänischen Missionare haben jedoch das Grönländische zur Schriftsprache erhoben und verschiedene Grammatiken und Wörterbücher darüber geschrieben, sowie verschiedene Lehrbücher und den größten Theil der h. Schrift darein übersetzt. Unaufhörlich kamen Eingeborne zu mir und baten mich, ihre Namen so schön ich nur könne vorne in ihre Bibeln und Gesangbücher zu schreiben. Die meisten von ihnen verstehen ein wenig Dänisch und manche haben auch etliche englische Wörter aufgepickt im Verkehr mit den Walfischfahrern, die dann und wann vor den äußersten Stationen kreuzen, oder als Schiffbrüchige den Sommer über in den dänischen Niederlassungen bleiben, und meist eine Anzahl ihrer abgelegten Kappen in Eskimohänden zurücklassen.

Die Missionspresse in Südgrönland gibt verschiedene kleine Traktate und jedes Jahr auch eine Anzahl bunter Farbendrücke heraus — meist dänischen illustrirten Zeitungen oder den Illustrated London News entnommen. Viele der Abbildungen in Rinks „Grönland" und beinahe alle in seinen „Eskimo-Geschichten und Sagen" wurden von Eingebornen gezeichnet und in Holz geschnitten. Ein Mischling, Namens Lars Möller, dessen Bild in dem letztgenannten Werk zu sehen ist, wurde in aller Form zum Maler ausgebildet.

Keiner der eingebornen Nordgrönländer hat indeß bis jetzt so viel Talent entwickelt (vermuthlich, weil es an Gelegenheit dazu fehlte), obgleich ich im Besitz einer rohen, weniger schmeichelhaften als treuen Skizze bin, die ein Eingeborner von einem Glied unsrer Expedition entwarf. Derselbe Künstler zeichnete auch mich selbst, suchte mir aber dabei so handgreiflich zu schmeicheln, daß ich das Machwerk zurückweisen mußte, um dem Talent dieses vielversprechenden Höflings Gerechtigkeit widerfahren zu lassen.

Ich habe nur von einem einzigen Eskimo gehört, der je einen schriftstellerischen Versuch machte, obgleich sie Alle vortreffliche Erzähler sind. In sittlicher Beziehung sind sie ein harmloses Geschlecht ohne irgendwelche besonders hervorstechende Eigenthümlichkeiten im Guten oder Bösen. Sie sind ziemlich wahr (obgleich nicht in dem Grade, daß es besonderes Rühmen verdiente) und ungemein ehrlich. Diebstahl ist unter den grönländischen Eskimo's etwas fast Unerhörtes, in starkem Gegensatz zu ihren uncivilisirten Brüdern. Im Familienleben betragen sie sich musterhaft. Sie sind äußerst gut gegen Weib und Kind, obgleich leider nicht alle Frauen diese Güte verdienen, da viele von ihnen nach der Verheirathung schmutzig, träg und verschwenderisch werden, wenn sie auch vorher geschniegelt und fleißig genug waren.

Ich habe von dänischen Residenten die Behauptung gehört, das weibliche Geschlecht stehe in Grönland auf einer niedern Stufe der Sittlichkeit, doch habe ich Grund zu glauben, daß daran das Beispiel und der Einfluß einiger jüngeren Beamten und Diener ebensoviel Schuld trägt als angeborner Leichtsinn. Die meisten Wilden sind im Gegentheil in ihrem Naturzustand sehr keusch. In Beziehung auf Heirathen u. dgl. haben die Grönländer im Gegensatz zu dem, was man aus einigen Schilderungen Dr. Kanes schließen könnte, ihren eigenen Bräuchen ganz entsagt und dafür die der lutherischen Kirche angenommen, der sie wenigstens dem Namen nach Alle angehören. Grönland ist indessen ein sehr konservatives Land, und seine Bewohner hängen mit bewunderungswürdiger Zähigkeit an ihren Gewohnheiten; es dauerte daher lange, bis sie sich überreden ließen, nicht mehr nach altherkömmlicher Weise, heiß verfolgt vom entrüsteten Vater, mit ihren Bräuten davon zu rennen; und als sie endlich die prosaischere dänische Sitte der Verlobung und Trauung annahmen, ergriffen sie nicht minder eigensinnig die älteste Art derselben. Ein

mit dem alt-skandinavischen Wesen unbekannter Beobachter könnte darum leicht in manchen ihrer Gewohnheiten einen mit der Unterweisung von Missionaren schwer verträglichen Mangel an Sittenreinheit sehen; in Wahrheit ist ein solcher aber nicht vorhanden. Ein verlobtes Paar kann also z. B. eine Zeitlang als Mann und Frau zusammenleben, bis der Prediger des Weges kommt, die Ehe einzusegnen. Nun ist es aber altdänische Weise, die Verlobung als ebenso wichtig und nicht weniger bindend zu betrachten, als die Trauung. Zu einer gewissen Zeit galt die Verlobung wirklich schon als Hochzeit, wie dieß aus den alten Balladen und Sagen zu sehen ist; und bis auf diesen Tag sehen zuweilen die Bewohner der Kapstadt verwundert einen alten holländischen Boer in seinem Ochsenwagen mit seiner „Vrow" und einem Haufen Kinder aus dem Innern kommen, um diese taufen und sich selbst trauen zu lassen. Ich erwähne dieß, weil jene in Grönland gemachte Wahrnehmung von Manchen für einen Beweis gehalten wird, und wirklich von Männern, die es hätten besser wissen können, als ein solcher angeführt wurde, daß es den Missionaren nicht gelungen sei, den Eskimo's gesunde Begriffe von Sittlichkeit beizubringen. Es ist in Wirklichkeit nur ein alter von den Dänen eingeführter, in unsern Tagen vielleicht zu tadelnder Brauch, der sich aber nicht als eine Beeinträchtigung der Sittlichkeit erwiesen hat und darum unter den gegebenen Verhältnissen schwer zu beseitigen ist. — Die Grönländerinnen tragen keine Kopfbedeckung, sondern nur ein Tuch um die Schläfe; das Haar binden sie auf dem Scheitel in einen Knoten zusammen. Nach einer allgemein verbreiteten Sitte bezeichnet die Farbe des dazu verwendeten Bandes die verschiedenen Lebensstellungen der Frauen; die Mutter eines unehelichen Kindes ist dazu verurtheilt, ein grünes zu tragen. —

Die ganze Lebenseinrichtung einer grönländischen Niederlassung bringt es mit sich, daß sich jedermann auf einen anderswo kaum denkbaren Grad von der öffentlichen Meinung beherrschen läßt. Dieser Zwang hat zwar manches Gute, allein er beraubt die Leute auch mancher Vortheile des Wetteifers. Ein geschickter und fleißiger Jäger ist äußerlich nicht besser daran, als ein ungeschickter und träger, da der Reiche mit dem Armen zu theilen hat. Die Ehre ausgenommen, hat der Eine so viel wie der Andre.

Mord ist etwas seit Jahren nicht Vorgekommenes und so Un-

bekanntes, daß man gar nicht daran gedacht hat, irgend eine Bestimmung für seine Bestrafung zu treffen. Der Grönländer geräth nie in offenen Streit mit seinen Nachbarn; heimliche Feindschaft soll er aber lange hegen und, wenn sich Gelegenheit dazu bietet, sie auch in der Stille befriedigen können. Sie sind sehr von sich eingenommen, wie das den Bewohnern abgelegener Plätze, die nichts von der übrigen Welt sehen, leicht begegnet. Ihre Hauptbelustigung im Winter ist die Nachahmung von Europäern, wie sie überhaupt sehr geschickt im Nachahmen sind bei entschiedenem Mangel an eigener Phantasie. Niemand, gleichviel ob Eingeborner oder Fremder, kommt bei ihnen ohne einen Spottnamen durch, der gewöhnlich mehr treffend als höflich ausfällt. Sie sind sehr freundlich und gastfrei gegen Fremde, zuvorkommend in allem Verkehr, dabei aber zähe, schwer zu behandelnde, obgleich ehrliche Händler.

Sie sind jetzt Alle Lutheraner, seit vor zwanzig Jahren der letzte Heide in Proven starb. Daß aber in einem erst so kurz civilisirten Volk jede Spur seines früheren Heidenthums verschwunden sein sollte, ist nicht zu erwarten. Und so besteht auch wirklich, besonders in nördlichen Bezirken, noch viel alter Aberglaube fort, der sich, wie man wissen will, sogar in die Beobachtung der christlichen Kirchengebräuche mischt. Dieß ist jedoch nichts Auffallendes; kommen doch auch unter unsrem eignen Volke noch solche Reste aus finstrern Zeiten zum Vorschein, die nur allmählich verschwinden, wie sie einst auch in Grönland verschwinden werden.

Um das was die Mission zu Stande gebracht hat, richtig zu würdigen, muß man diese Eskimo's mit denen vergleichen, welche noch jetzt im Norden der gletscherreichen Melville-Bai oder im Westen an der Ponds-Bai wohnen, Heiden, die das Walroß für ihren Schutzherrn halten, mit ihren Hunden und Schlitten und Harpunen herumziehen und den Eisbär, den Eisfuchs, Seehunde, Vögel und Moschusochsen jagen, ohne den Kajak des Südgrönländers zu besitzen. Es sind kräftige, tapfere Leute, die sich mit allerlei Tänzen und den tollsten Pantominen ankündigen, unmäßig viel lachen und schreien, auf dem Verdeck der Schiffe sehr geschickt handeln, betteln und rapsen, und in solcher Weise sich allmählich mit Feuerwaffen versehen haben, wenn auch der Bogen von Renthierrippen noch nicht ganz aufgegeben ist. Die jährlichen Besuche der Walfischfahrer haben die paar hundert Seelen schon bedeutend decimirt, denn unter

andern Lastern haben sie sich auch ans Branntweintrinken gewöhnt und leben einige Zeit in Hülle und Fülle von den Walfischleichen, welche im Gefolge der Schiffe sich einstellen, um dann im Winter vielleicht an neueingeführten Krankheiten zu sterben. Wäre es nicht ein Werk der Menschenliebe, diese fernsten Eskimo's, ehe sie verschollen sind, nach dem Lande des Kajaks, des Treibholzes und reichlicher Nahrung zu versetzen, das ihnen als ein wahres Paradies erscheinen müßte, während sie andrerseits den etwas verweichlichten Südgrönländer zu keckerem Wagen anspornen könnten?*)

Wie verschieden von den christlichen Grönländern unsrer Tage ihre Vorfahren zur Zeit der Landung der ersten Missionare waren, ist in den alten Berichten eines Egede, Saabye und Crantz zu lesen. Unleugbar hat die Civilisation ihren rauhen, kecken Muth etwas abgeschwächt. Sie sind dadurch keine kühneren Jäger, aber sie sind bessere Menschen, und wie ich fest glaube, auch glücklichere Bürger des eisigen Landes geworden, in dem ihr Loos ihnen fiel. Dieses interessante Volk ist jedoch im Aussterben begriffen. Egede schätzte bei seiner Ankunft die Einwohnerzahl Grönlands auf 30,000 Seelen; die im Jahr 1863 vorgenommene Zählung dagegen ergab für ganz Dänisch-Grönland nur eine Bevölkerung von 9491 Seelen, worunter vielleicht mehr als die Hälfte Mischlinge. Damals befanden sich 248 Europäer in Grönland. Diese letztere Zahl hat sich seither vermuthlich nicht wesentlich verändert, aber die der Eingebornen hat sicherlich bedeutend abgenommen. Dann und wann rafft eine Epidemie wie die von 1867 so Viele weg, daß der Ueberschuß der vorangegangenen glücklicheren Jahre mehr als aufgewogen wird. Hunger und die unaufhörlichen Unglücksfälle in Folge des Klimas und ihrer Lebensweise lichten gleichfalls ihre Reihen. Einem vor mir liegenden Verzeichniß von 4770 Todesfällen entnehme ich, daß 415 Personen in ihren Kajaks umkamen, 622 an Husten und Grippe starben, 19 von den Klippen hinabstürzten, 59 auf verschiedene Weise ihren Tod im Wasser fanden, 230 der Schwindsucht erlagen u. s. f. Manche von ihnen werden auch auf einen gewissen Grad verweichlicht und unselbständig und treffen nicht die gehörige

*) Nach Dr. Kalkar wird in den maßgebenden Kreisen die Verschiedenheit der Lebensweise und Fangmethode als genügender Grund zur Ablehnung dieses menschenfreundlichen Vorschlags angesehen.

Vorsorge für den Winter, so daß an einigen entlegenen Plätzen auch der Hunger seine Opfer fordert.

Vorausgesetzt sogar, die Grönländer sterben nicht schnell aus, so ist es doch nur die freundliche Fürsorge Dänemarks, die ihr Leben fristet; sie sehen keiner schöneren Zukunft entgegen. Verschieden von andern Urbevölkerungen haben sie kein fruchtbares Land, das sie bauen, keine civilisirten Nachbarn, denen sie nacheifern und mit denen sie sich verschmelzen könnten. Einzig auf Jagd und Fischfang angewiesen, haben sie immer den alten Kampf mit Schnee und Eis, Hunger und Elend und langer Winternacht zu kämpfen. Einmal, wenn auch nur für kurze Zeit unterbrochen, wird das mühevolle Ringen des kleinen Eskimo sammt seinem Namen unter den Völkern der Erde verklingen. Vergleicht man aber seinen jetzigen Zustand mit dem einstigen, so kann man dennoch den Namen „des Apostels von Grönland" nur mit Ehrfurcht nennen und muß von Herzen mitfühlen, wenn das heutige Geschlecht noch dankbar rühmt: „Er war uns mehr als ein Vater."

Vierhundert Millionen.

(Schluß.)

II.

Wie in den Tagen Jesu, schon den vielen Besessenen nach zu schließen, das Reich der Finsterniß seine ganze Kraft und Rührigkeit zum Kampf gegen das Licht aufbot, so facht der große Seelenfeind vielleicht auch jetzt in China und andern Ländern, in denen der Herr Anstalt trifft, seinen Einzug zu halten, den alten Volksaberglauben mit all seiner Feindschaft gegen fremdartige Einflüsse neu an. Dahin gehört auch eine Aeußerung desselben, die in China selbst nicht mit den bisher aufgezählten Sitten und Meinungen zusammengestellt, sondern durch die Gesetze als todeswürdiges Verbrechen bezeichnet wird — nämlich Geisterbeschwörung und Zauberei. Meistens sind es Frauen, die sich darauf legen; doch sah Moule einmal in einem Bergdorf auch einen

jungen Blinden unter großer körperlicher Aufregung die Mittheilungen des von ihm citirten Geistes wiederholen, während dessen Mutter und Freunde grauenerfüllt um den Jüngling her saßen und in banger Erwartung seinen Worten lauschten.

„Ich erlebte zwei Fälle, in denen die erwachende Liebe zum Evangelium durch die Lügen einer Zaubrerin wieder erstickt wurde," erzählt uns Moule weiter. „Das eine Mal war eine alte, zum Christenthum bekehrte Wittwe, das andre Mal ein bejahrter christlicher Landmann in großem Frieden und mit der seligen Hoffnung des ewigen Lebens gestorben. Beide hatten auf ihrem Todtenbette noch die Ihrigen ermahnt, dem christlichen Glauben treu zu bleiben, und es war alle Hoffnung vorhanden, der Einfluß der selig Entschlafenen werde seine Kraft bewahren. Nach etlichen Tagen aber berichtete eine Zaubrerin, die Geister jener Christen seien ihr erschienen und haben ihr Elend bejammert, weil ihnen ihres Abfalls wegen die Thüren des Tempels ihrer Ahnen verschlossen worden seien, und sie flehen nun ihre Angehörigen an, einer so verderblichen Religion doch zu entsagen. Sie erreichte ihren Zweck vollständig; beinahe alle Glieder beider Familien verließen uns augenblicklich und kehrten nicht wieder zurück.

„Es herrscht unter dem Volk große Furcht vor dem bösen Auge und den geheimen Künsten dieser Todtenbeschwörerinnen, und wenn bei ihnen absichtlicher Betrug auch eine Hauptrolle spielt, so erinnern sie in Vielem doch sehr an die Berichte der h. Schrift von den jüdischen Zaubrerinnen. Vor etwa zwei Jahren kam einmal eine solche Frau in Begleitung ihres gleichfalls geistersehenden Mannes zu mir. Sie bekannte, Vieles nur des Gewinns halber gethan zu haben, versicherte mich aber dabei, bloßer Betrug sei ihre Sache nicht, sondern es sei eine wirkliche Krankheit, der sie sich nicht erwehren könne, und bat mich inständig, sie doch innerhalb des Missionsgehöftes übernachten zu lassen, weil hier die Geister es nicht wagen werden, sie zu beunruhigen."

All' den unfreundlichen oder kleinmüthigen Bemerkungen, die da und dort schon über die angebliche Erfolglosigkeit der evangelischen Mission in China, verglichen mit den großen Zahlen eingeborner katholischer Christen laut wurden, hält Moule eine kurze Schilderung seines speciellen Arbeitsfeldes in Ningpo und eine Zahlentabelle entgegen, wonach sich manches Vorurtheil berichtigen

läßt. Ein Lebensbild aus der von den Katholiken seit dem 17ten Jahrhundert und von den Evangelischen seit dem Jahr 1843 in ihr Missionsnetz gezogenen Stadt, das uns in die sich dort begegnenden christlichen Einflüsse und ihre Wirkung auf einzelne Seelen noch tiefere Blicke erschließt, findet sich übrigens schon Miss. Mag. 1869, S. 283 ff.

„Es ist eine herrlich gelegene Stadt, dieses Ningpo — in mehr als Einer Beziehung dem alten Korinth vergleichbar, an das auch unsere Missionserfahrungen uns vielfach erinnern. Nicht ganz so steil, aber ebenso hoch wie die korinthische Akropolis, erhebt sich hinter Ningpo der weiße Berg. Als ich von seiner Spitze herabschaute, breitete sich von Nordosten nach Süden hin vor meinen Blicken das in den Strahlen der Nachmittagssonne schimmernde Meer aus. Südwestlich ruhten gleich einem Silberschild die bergumgrenzten Seen. Westwärts hob sich zwischen den aus den Reisfeldern aufsteigenden Dünsten als eine unbestimmte dunkle Masse die Stadt, deren 120 Fuß hohe Pagode, vom Nebel umflort, wie ein Griffel emporragte. Den fünfstündigen Lauf des Flusses von der Stadt zur Küste hin bezeichneten zahlreiche einheimische Fahrzeuge, und hin und wieder auch die schneeweißen Segel eines fremden Schiffes. An der Mündung des Yang-Stroms liegt der Berg, dessen jetzt geschleifte Festungswerke mit ihrer kühnen Garnison und deren geschickten Anführern den Hafen einst so vollkommen beherrschten, als je Akrokorinth es that. Der Flußmündung gegenüber waren in einer Entfernung von etwa drei Stunden die zackigen Küsten der Insel Tschusan sichtbar, und zu meinen Füßen dehnte sich bis zum volkreichen Ningpo und noch acht Stunden darüber hinaus eine mit unzähligen Dörfern besäete Ebene aus, bis ein Amphitheater von wilden Bergen im Süden und Westen den Horizont abschloß.

„Im Jahr 1848 ließen sich die ersten Sendboten der englisch-kirchlichen Gesellschaft dauernd in Ningpo nieder. 'Nach zwei- oder dreijähriger Arbeit,' sagt einer von ihnen, 'ist der Missionar im Stande, in allgemeiner Rede die großen Grundwahrheiten des Christenthums auf erträglich verständliche Art darzulegen; kommt er aber in genaueren Verkehr mit Einzelnen, so fühlt er tief, wie schwach und unzureichend seine Sprachkenntniß noch ist, und wie nöthig ers hat, mit ebenso rastlosem Eifer fortzulernen, wie bisher.' — Nun, gerade drei Jahre und einen Monat nach ihrer Ankunft in

Ningpo tauften unsre Missionare ihre zwei ersten Bekehrten, und zur gleichen Zeit (Mai 1851) berichteten sie auch von einigen hoffnungsvollen Taufbewerbern.

„Seither sind den drei Arbeitern, die damals draußen standen, sieben weitere nachgesandt worden. Von diesen zehn mußten drei Krankheits- oder andrer Gründe halber heimkehren; einer ist zu einer andern Mission übergetreten; einer befindet sich auf Urlaub; einer ist auf dem Rückweg zu seinem Arbeitsfeld; zwei sind erst kürzlich nach siebenjährigem Aufenthalt in England wieder in die Mission eingetreten, und die übrigen zwei sind kaum drei Jahre in der Arbeit gestanden. So dünn besetzt und so schwach unterstützt die Mission aber auch von Hause aus war, ist sie doch gewachsen und hat, obgleich die Mittelpfosten alle wankten, ihre Seile weiter und weiter gespannt. Sie hat die 60 Stunden landeinwärts gelegene gewaltige Stadt Hangtscheu besetzt und in einem 20stündigen Umkreis um Ningpo her zwölf unter der Pflege eingeborner Gehilfen stehende Außenstationen gegründet. Achtzehn Bekehrte sind als Katechisten, Lehrer, Bibelfrauen und Kolporteure in ihrem Dienst; 30 Kinder, Knaben und Mädchen, werden in ihren Anstalten erzogen; die Gesammtzahl der Getauften beläuft sich auf 300, die der Abendmahlsgäste auf nahe an 200.

„So ermuthigend indeß auch diese Erfolge einer 21jährigen Arbeit in mancher Beziehung sind, hat doch mehr als einmal schon bei schmerzlichen Erfahrungen in unsern Herzen die bange Frage aufsteigen wollen, ob unser Werk auch probehaltig sei?

„Ich habe mehrfach an neubekehrten Chinesen einen Hang bemerkt, ihre Liebe und ihr Vertrauen ausschließlich auf die Person Eines Mannes zu werfen, und in einigen Missionen ist das sogar so weit getrieben worden, daß es ernstliche Zweifel erwecken mußte, ob unsre Bekehrten auch wirklich Leben aus Gott haben? Wir bedauern diesen Stand der Dinge aufrichtig, aber es ist uns ein wehmüthiger Trost, daß auch der Apostel Paulus seinen Korinthern dieser Neigung wegen strafend vorhalten mußte: Seid ihr denn nicht fleischlich und wandelt nach menschlicher Weise?

„Ich las neulich mit tiefer Bewegung den im Jahr 1856 geschriebenen Bericht von der Bekehrung und Taufe eines mir persönlich wohlbekannten Mannes. Er war nach zehnjährigen vergeblichen Anstrengungen, sich einen Schatz von guten Werken zu sam-

meln und seinem Gewissen Genüge zu thun, was ihm in seiner Heimat den Beinamen des „Tugendhaften" eingetragen hatte, ohne ihm den gesuchten Frieden zu gewähren, mit einem unsrer Missionare zusammengetroffen. 'Ich erkenne mich selbst als Sünder, ja als großen Sünder an,' sagte er da, 'und mein Hauptkummer ist seither gewesen, daß ich kein Mittel wußte, meiner Sünden los zu werden. Wenn aber das, was Ihr mir vom Christenthum sagt, wahr ist, so wird mein Bedürfniß gestillt und mein Kummer in Freude verkehrt.' Kurz darauf wurde er getauft und arbeitete etwa fünf Jahre als Katechist im Dienst der kirchlichen Mission. Der Einfall der Taipings im Jahr 1862 aber verdrehte ihm Kopf und Herz so, daß ihm sein Katechistenamt abgenommen werden mußte. Kurz darauf fiel er in grobe Sünden; und obgleich er gelegentlich noch unsre Gottesdienste besucht, ist er doch seit fünf Jahren schon vom heiligen Abendmahl ausgeschlossen. Er steht im Verdacht, zu einer heidnischen Sekte zurückgekehrt zu sein, der er früher angehörte, und wir können seiner nur mit schmerzlicher Beschämung und fast hoffnungsloser Theilname gedenken.

„Gerade in den letzten Jahren sind wir tief gebeugt worden durch den Rückfall einiger unsrer hoffnungsvollsten Bekehrten. Ein junger Mann, den ich vor sechs Jahren taufte, war in seiner Probezeit — um mit dem Katechisten zu sprechen — wie verrast auf die Religion. Vom Morgen bis zum Abend wollte er nur neben dem Katechisten sitzen, um dessen Rath über Gewissensfragen zu hören und sich in evangelischer Wahrheit unterweisen zu lassen. Er wurde getauft. Eine Zeitlang lief er fein, aber aus Hochmuth und Nachgiebigkeit gegen seinen unbekehrten Vater ließ er bei seiner Hochzeit heidnische Ceremonien zu. — Ein andrer besonders niederschlagender Fall trug sich voriges Jahr in Hangtschen zu. Der Anführer des dortigen Christenhäufleins wurde eine Zeitlang seinem Glauben untreu, erkrankte und starb — wie wir hoffen zwar reumüthig, aber doch unter einer Wolke und durch seinen Fall die Aussichten der Mission verdüsternd. Es müssen im Ganzen etwa 20 erwachsene Getaufte durch Wort oder Wandel ihren Glauben verläugnet haben und in heidnisches Wesen zurückgesunken sein. Ich weiß von einem sehr begabten Mann, der nach seiner Taufe einige Jahre als Schulmeister angestellt war, und nun so total abgefallen ist, daß man ihn wieder sich vor Götzen verbeugen sah.

„Blicken wir indeß von solch niederschlagenden Erfahrungen zurück auf das goldene Zeitalter der christlichen Kirche und lesen in den Evangelien oder der Apostelgeschichte, wie Viele zurückgiengen und Jesu nicht mehr nachfolgten, oder wie Paulus von seinem Genossen Demas, der die Welt wieder lieb gewann, in der Stunde der Trübsal verlassen wurde, so hören wir darum zwar nicht auf zu trauern, aber doch finden wir Beruhigung in dem Gedanken, daß unser Herr selbst und seine Apostel solche Schmerzen auch kannten. Ich bin fast schon bis zur Verzweiflung bekümmert gewesen über den fraglichen Charakter chinesischer Frömmigkeit, wenn ich Zwistigkeiten sah, die mit einem Prozeß unter Christen desselben Dörfleins zu enden drohten; dann aber hat mir wie ein trauriges Echo durch die langen Jahrhunderte der christlichen Aera das apostolische Wort herübergetönt: 'Ein Bruder hadert mit dem andern, dazu vor den Ungläubigen.' Es that mir schon leid, und wenn frisch von England gekommene Freunde bei mir waren, schämte ich mich zuweilen, daß in etlichen unsrer entfernteren Außenstationen während der Feier des heiligen Abendmahls nicht mehr Ordnung und Sammlung herrschte. Unter der Thüre stand ein neugieriger Haufe heidnischer Zuschauer, und innen war für den Prediger und die Gemeinde kaum Platz zum Stehen oder Knieen; die von dem Apostel gerügten Unordnungen in Korinth waren aber sicherlich zehnmal schlimmer."

Man sieht, Moule betrachtet das Werk in Ningpo mit durchaus nüchternem Blick und will nur die ungeschminkteste Wahrheit geben. Dessen ungeachtet kann er an einer andern Stelle sagen: „Durch eigene Wahrnehmung bin ich zu glauben geneigt, daß in der ganzen Umgebung Ningpos eine gewisse, wenn auch nur oberflächliche Kenntniß evangelischer Wahrheiten verbreitet ist, und daneben ein unbestimmtes, sich zuweilen als emsig verbreitetes Gerücht äußerndes Gefühl, als sei der Kaiser im Begriff, ein Christ zu werden. Das kürzlich erlassene Verbot des Wiederaufbaus zerfallener Buddhisten- und Tauisten-Tempel wird von den Eingebornen gleichfalls mit den christlichen Einflüssen am Hof in Verbindung gebracht, während der erfolgreiche Verkauf von Bibeln in mehreren der Binnenprovinzen auf ein Verlangen hinzudeuten scheint, einer nicht mehr ganz unbekannten und nicht zu verachtenden Religion näher nachzufragen. Verständige chinesische Katechisten haben auch schon die Ansicht ausge-

sprochen, die Vorurtheile gegen die Mission seien im Abnehmen und der Glaube an die Götzen im Wanken, auch finden sie nun selbst in den Wohnungen der höhern Stände einen viel freieren Zutritt als in frühern Jahren."

All dieß freilich vielleicht vorzugsweise um Ningpo her, wo die Errichtung von Spitälern und Heilanstalten für Opiumraucher, die Vertreibung der verhaßten Taipings und die Biederkeit und Uneigennützigkeit mancher Ausländer die gegen die Fremden herrschende Verbitterung milderte und deren Ehre gewissermaßen rettete. Im Allgemeinen aber ist die schmachvolle Opiumgeschichte keineswegs vergessen, und die Entfaltung seiner kriegerischen Ueberlegenheit hat England die Herzen der Chinesen nicht zu erobern vermocht. „Ein Brite hat hier zu Lande sich seines Volks zu schämen, und es wird wenig Missionare geben, die nicht mehr oder weniger von dem bittern Beigeschmack hätten zu kosten bekommen, den die Erinnerung an das ihrem Lande aufgedrungene Gift in den Herzen der Chinesen der Religion der Fremden gibt. Im großen Ganzen sind doch wohl noch immer Furcht und Haß und Haß und Furcht die in beständigem Kreislauf auf- und abwogenden Gefühle."

Zu einem Gesammt-Ueberblick über alle christlichen Missionen innerhalb des chinesischen Reichs übergehend, fährt Moule dann fort: „Die Katholiken haben in jeder seiner achtzehn Provinzen Missionen, ebenso in Japan, Tibet, Korea, der Mongolei, der Mandschurei, Annam und Tonkin. Protestantische Missionen bestehen nur in sieben oder acht der chinesischen Provinzen, und die in zwei der angrenzenden Länder, nämlich in Japan und der Mongolei begonnenen sind bis jetzt bloße Versuche. Die Zahl der römisch-katholischen Christen in China und der Mongolei beläuft sich auf 450,000; dazu kommen noch 400,000 Seelen aus den übrigen obgenannten Ländern, was die schöne Gesammtsumme von 800,000—900,000 Seelen ergibt; evangelischer Christen dagegen sind es nur 10,000. Auf den ersten Anblick ein bedenkliches Verhältniß!

„Fassen wir es näher ins Auge. 'Es ist kein Wunder,' sagen Einige, 'daß die Katholiken solche Erfolge gehabt haben; sie sind nun schon 600 Jahre im Land und wir erst 40.' — Wahr, aber um so ehrenvoller für sie, um so beschämender für uns. — 'Und welches ungeheure Personal haben sie: 34 Bischöfe, 348 ausländische und 453 eingeborne Priester, 18 Seminare, 1000 Schu-

len und 40 Waisenhäuser!' — Ehre also ihrer Hingebung und ihrem Eifer, und Schande über unsere Trägheit und Feigheit. — Uebrigens bin ich versucht, an der Genauigkeit der oben gegebenen Zahlen zu zweifeln. In dem 1868 erschienenen Jahrgang der „Forschungen über China und Japan" ist die Zahl der eingebornen Katholiken der Provinz Tschekiang zu 15,000 angegeben, während der „Futschau Recorder" 3000 setzt und ich selbst aus dem Munde eines katholischen Katechisten sie auf nur etwa 2000 schätzen hörte. Wichtiger aber noch ist die Frage nach dem innern Stand der Mehrzahl dieser Bekehrten. Während wir einerseits nicht vergessen dürfen, daß unter ihnen manche sind, die mit unerschüttertem Glauben die Feuerprobe der Verfolgung bestanden haben, kommen uns andrerseits auch auf die unerwartetste Weise Winke und Mittheilungen zu, welche über die selbständige Entscheidung für den Herrn bei einem großen Theil jener eingebornen Christen ein eigenthümliches Licht verbreiten.

In der Supreme Court Gazette vom 14. November 1868 läßt sich ein (vielleicht katholischer) Weltmann also vernehmen: „Wir hegen gewichtige Zweifel gegen die Realität und den Umfang der sogenannten Bekehrungen zum Protestantismus in seinen verschiedenen Formen. Diese Zweifel gründen sich theils auf unsre eigenen, an eingebornen Christen gemachten Erfahrungen, theils auf die dem chinesischen Gemüth eigenthümliche Irreligiösität. Die Jesuiten, die doch in jeder Beziehung die erfolgreichsten Arbeiter an der Christianisirung China's waren, gestehen ganz offen, daß sie nur wenige 'Bekehrte' haben; mit gerechtem Stolz aber deuten sie auf ganze Gemeinden hin, in denen das Christenthum sich schon lange von einer Generation auf die andere fortgeerbt hat. Der Same, der diese Frucht getragen hat, wurde von den christlichen Vätern ausgestreut, die zuerst in China anlangten, und der Boden, den sie dazu erwählten, waren die noch unbefleckten Herzen ausgesetzter Kinder, die sie vom Tod erretteten. Ihnen war das Christenthum ganz dasselbe, was es einem europäischen oder amerikanischen Kinde ist. Ihre ersten sittlichen Begriffe wurzelten in den ihnen sorgfältig eingeprägten Glaubenslehren. Sie wurden ebenso unbewußt Christen, wie ein im Götzendienst erzogenes Kind ein Heide wird." Wäre diese Darstellung richtig, so hätten wir arme Protestanten ja sogar in der Zahl unsrer vom Götzendienst Bekehrten einen be-

deutenden Vorsprung vor den Katholiken; aber sicher unterschätzen darin die Jesuiten ihre eigenen Leistungen, denn unter den 100,000 Chinesen, die zwischen 1650—1664 der Kölner Jesuit Adam Schaal getauft haben will, befand sich gewiß auch eine nicht unbedeutende Zahl Erwachsener. Zu gestehen ist freilich, daß in unsern Tagen der Zuwachs der katholischen Gemeinden meist aus Christenkindern und Findlingen besteht.

„Seelen werden freilich weder durch Heer und Macht gewonnen, noch durch Kruzifixe, Bilder und Rosenkränze, oder durch das Auswendiglernen von Ave Maria's und andern Gebeten; nur der Geist Gottes vermag das. Wie davon auch ein ehrlicher Heide etwas fühlt, war kürzlich an einem nachdenklichen Chinesen zu sehen, der eine der katholischen Kirchen Ningpo's besuchte. 'Sie war voll Bildern,' sagte er, 'die alle angebetet wurden; es kam mir so ziemlich vor, wie in unsern eigenen Tempeln. Da war das Tschünneng ziang (Bild des Allmächtigen), das Moli ziang (Bild der Maria), das Jah seh ziang (Bild des Joseph). Nach einer Weile wurde ich in ein inneres Gemach geführt, wo ein Gottesdienst für die im Fegfeuer befindlichen Seelen und für unsre unbekehrt gestorbenen Vorfahren gehalten wurde, auf und nieder wie unsre Opferceremonien für die abgeschiedenen Geister; und ich kam heraus mit dem Entschluß, wenn ich je meine Religion ändre, sie gründlicher zu ändern, als nur so.'"

Zum Schluß auch noch ein Wort über die Verfolgungen, denen die katholischen Missionen neuestens in Tibet, Korea, Japan und China ausgesetzt waren. Unter dem Titel: „Mißgriffe in der chinesischen Mission" bespricht und tadelt die Pall Mall Gazette in der unmißverstehbarsten Weise Verschiedenes in dem neueren Auftreten der Jesuiten. Sie beschreibt das Vorgehen Monsignor Faurie's, des apostolischen Vikars von Kwei-Tschau in der Binnenprovinz Hupe, wie er nach seinen eigenen Berichten dort das Recht über Leben und Tod ausübt, Strafen verhängt und freispricht, Frieden schließt und Krieg erklärt. „Mit dem Ceremoniell eines Vicekönigs zog er im Lande herum. So oft er sein Haus verließ oder darein zurückkehrte, wurde dieses Ereigniß durch drei Kanonenschüsse verkündet. Er schreibt selbst: ich speise immer allein, während die Volkshäupter in ihren Staatsgewändern zu meiner Bedienung um die Tafel herstehen und Musikanten unter der Thüre

ihre Harmonieen aufspielen." — Ist diesem Gebahren gegenüber es zu verwundern, daß die Regierung argwöhnisch wurde? Welch andern Schluß konnten ihre Beamten aus solchem Uebermuth ziehen, als daß das Christenthum irgend eine auswärtige politische Macht sei? Und haben vielleicht nicht auch an andern Orten dieselben Ursachen dieselben Folgen erzeugt? Ein Fremder, der mit solchem Pomp auftritt, ist in den Augen der Eingebornen nothwendig ein so gewaltiger Mann, daß es ihm ein Leichtes sein muß, sie vor Erpressungen zu schützen und ihre Processe niederzuschlagen. So kam es denn auch, daß Tausende von Landleuten beim Anblick von Monsignor Faurie's Herrlichkeit und bei der Erscheinung eines, wie sie glaubten, den Untergang der kaiserlichen Dynastie verkündenden Kometen vermutheten, das Reich werde nun in die Hände der Christen übergehen, und sich darum zur Taufe meldeten, ja daß ganze Dörfer, die weiter nichts gelernt hatten, als das Zeichen des Kreuzes zu machen, den Bischof um seinen Segen baten.

Fügen wir diesen Auseinandersetzungen noch eine kurze Betrachtung über die unzweifelhaft bedenkliche

Krisis in China

bei, wozu uns hauptsächlich amerikanische Mittheilungen einen ziemlich sichern Anhalt darbieten! Noch wissen wir nicht, wie es sich mit dem April-Telegramm aus Schanghai verhält, wornach die chinesische Regierung in einem Ultimatum an die Seemächte sich dahin ausgesprochen hätte: „Alle von Konfucius abweichende Lehre ist im Reich der Mitte verboten. Frauen dürfen beim Gottesdienst sich nicht mehr einfinden. Missionare, die nicht in den Hafenstädten sich aufhalten, werden wie chinesische Unterthanen behandelt. Im Fall eines Auflaufs oder Gemetzels (wie in Tientsin) wird kein Schadenersatz mehr gewährt, nur die eigentlichen Mörder werden von der Behörde gestraft." Sollte auch der Wortlaut des kaiserlichen Ultimatums sich nachträglich als etwas minder schroff ausweisen, so deuten doch allerhand Anzeichen darauf hin, daß im Wesentlichen die Chinesen einen Bruch des Vertrags vom Jahr 1860 herbeizuführen suchen und im Vertrauen auf ihre, gegen frühere Zeit allerdings gesteigerte Kriegsbereitschaft, zum Losschlagen rüsten.

China hat vier Verträge geschlossen, welche alle in klaren Worten den christlichen Missionen Schutz zusichern. Der amerikanische Gesandte Reid war der erste christliche Staatsmann, welcher sich erfolgreich um diese Sache bemühte, wie folgender Artikel (Art. XXIX) des von ihm vollzogenen Vertrags beweist:

„Die Grundsätze der christlichen Religion, wie sie von den protestantischen und römisch-katholischen Kirchen aufgestellt sind, werden anerkannt als Lehren, welche die Menschen auffordern, recht zu handeln und andern zu thun wie man wünscht, daß uns von ihnen gethan werde. Künftig sollen diejenigen, welche in ruhiger Weise sich zu diesen Lehren bekennen und sie verbreiten, um ihres Glaubens willen nicht geplagt oder verfolgt werden. Keine Individuum, ob Amerikaner oder chinesischer Bekehrter, soll wenn es nach diesen Grundsätzen das Christenthum friedlich lehrt und übt, in irgendwelcher Weise gestört oder belästigt werden."

Der russische Vertrag enthält folgenden Artikel (Art. VIII): „Die chinesische Regierung erkennt christliche Missionare als gute Männer an, die keinen irdischen Gewinn suchen, und erlaubt ihnen daher, das Christenthum unter ihren Unterthanen zu verbreiten, wird sie auch nicht vom Vordringen ins Innere des Landes abhalten."

Beiden voranstehenden Sätzen gleicht die Bestimmung des britischen Vertrags (Art. VIII): „Die christliche Religion, wie sie von Protestanten und Katholiken gelehrt wird, dringt auf Uebung der Tugend und verlangt vom Menschen ein Thun wie er selbst wünscht, daß ihm gethan werde. Personen, welche dieselbe bekennen oder lehren, haben darum gleichen Anspruch auf Schutz der chinesischen Behörden; noch darf irgend einer derselben, solang er im Frieden seinem Beruf nachgeht und gegen die Gesetze nicht verstößt, verfolgt oder gestört werden."

Weiter erklärt der XIII Artikel: „Britische Unterthanen, welche in den Hafenstädten oder an andern Orten Häuser, Magazine, Kirchen, Spitäler, Begräbnißplätze errichten oder eröffnen wollen, sollen das Land kaufen und bauen dürfen zu den unter dem Volk üblichen Preisen, nach Billigkeit und ohne Erpressung auf einer oder der andern Seite."

Der französische Vertrag setzt fest (Art. XIII): „Da die christliche Religion wesentlich anstrebt, die Menschen zur Tugend anzuleiten, sollen die Glieder aller christlichen Gemeinschaften vollkommene

Sicherheit der Person und des Eigenthums, sowie freie Ausübung ihrer Religionshandlungen genießen, und vollkommener Schutz wird den Missionaren zugesichert, welche im Innern des Landes friedlich leben, versehen mit regelmäßigen Pässen."

Diesen Stipulationen fügt die französische Convention (Art. VI) noch bei: „Durch die Länge und Breite des Landes soll es verkündigt werden, daß Jedermann in allen Theilen China's gestattet ist, die Lehren des Herrn im Himmel zu verbreiten und zu üben, zur Predigt der Lehre zusammen zu kommen, Kirchen zu bauen und am Gottesdienst Theil zu nehmen. Auch dürfen die französischen Missionare in allen Provinzen Land pachten und kaufen und nach Belieben Bauten darauf errichten."

Da nun jeder Vertrag — auch der preußische vom 2. September 1861 — noch die Bestimmung enthält, daß Freiheiten und Vorrechte, welche fernerhin einer andern Nation eingeräumt werden sollten, gleichermaßen auch der amerikanischen, deutschen ꝛc. Nation als einer der begünstigtsten zu Gute kommen werden, haben die Unterthanen der Westmächte gleichen Anspruch auf die Erfüllung sämmtlich obigen Festsetzungen.

Man sagt nun freilich: Missionare werden doch nicht auf Erfüllung aller dieser Zusagen bestehen, wenn dieselbe mit Waffengewalt erzwungen werden müßte. Der Christ kann aber jede Ausbreitung des Glaubens durch Gewaltsmittel von Herzen mißbilligen und doch mit Recht auf der Ausführung eines Vertrags bestehen. Ein Amerikaner oder Deutscher verliert sein Bürgerrecht nicht, wenn er Missionar wird, so wenig als ein Paulus seine Eigenschaft als römischer Bürger darum einbüßte, weil er seinem König Christus diente.

Wird den Chinesen gestattet, eine Klasse von Fremden als die minder begünstigte von den übrigen zu unterscheiden und ungestraft die getroffene Uebereinkunft gegen jene zu brechen, so dürfte es kaum lange währen, bis sie sich auch gegen die übrigen Klassen Ausschreitungen erlauben. So würde denn bald genug das Ganze des Vertrags zum todten Buchstaben herabsinken und die Ermuthigung der Bundbrüchigkeit durch stilles Hinnehmen der antichristlichen Verfügungen von Seiten europäischer und amerikanischer Gesandten würde nur größeres Unglück über die schlechtregierte Nation bringen. Daher bleibt es unzweifelhaft der vernünftigste und menschenfreund-

lichste Weg, daß die Vertreter der christlichen Mächte den Chinesen keinerlei Ueberschreitung der Vertragsbestimmungen gestatten.

Doch wird dabei berücksichtigt werden müssen, was zur Beseitigung der unläugbar bitteren Stimmung des chinesischen Volks gegen die Fremden etwa gethan werden könnte. Die Opposition, welche sich wider dieselbe erhoben hat, beruht hauptsächlich auf drei Ursachen: 1) auf der Nationaleitelkeit der Chinesen, 2) auf dem britischen Opiumkrieg, 3) auf der Politik der früheren französischen Regierung und den Anmaßungen der katholischen Hierarchie.

1) Die chinesische Regierung stützt sich in ihrem bedrohlichen Auftreten gegen die Fremden auf die maßlose Eitelkeit ihres Volks, das sich unbedingt als das erste der ganzen Welt betrachtet. Daher hat der Kaiser noch keinem Gesandten eine Audienz zu ertheilen sich bemüßigt gefunden, außer derselbe ließe sich etwa herbei neunmal vor ihm zur Erde niederzufallen. Noch vor einem Jahre weigerte sich der junge Fürst, den Herzog von Edinburgh und den amerikanischen Minister Seward zu sehen, obwohl der Kaiser von Japan beiden hohen Herrschaften den Zutritt gestattet hatte.

Man hat diese Frage allzulange ruhen lassen, während chinesische Gesandte in Europa von einem Hofe zum andern wandern durften und überall mit Zuvorkommenheit empfangen wurden. Es war das ohne allen Zweifel ein verhängnißvoller Mißgriff, obwohl entschuldbar durch die Neuheit der Sache und die großartigen Reden des selbstbetrogenen Hauptes der Gesandtschaft. Wie kann man aber nur die ganze chinesische Geschichte so gründlich übersehen, und dieser eitelsten aller Nationen jedes Privilegium civilisirter Staaten einräumen, während man lächelnd oder mit Achselzucken sie gewähren ließ, wenn es ihr beliebte, allen Verantwortlichkeiten, welche andere Staaten anerkennen, sich zu entziehen. Alles Ernstes muß darauf gedrungen werden, daß wenn der Regent eines christlichen Volkes dem chinesischen Gesandten eine Audienz gewährt, der Kaiser von China den Vertreter dieses Volkes mit gleichem Ceremoniell empfange. Geschieht das nicht, so ist den Chinesen ein Vorrang zugestanden, der die internationalen Schwierigkeiten nur vermehren kann.

2) Die angloindische Regierung wird wohl daran thun, wenn sie ihre innige Verbindung mit dem Opiumhandel endlich abbricht, und die indischen Finanzen in solcher Weise zu ordnen sich

bestrebt, daß die ungeheuren Zuschüsse, welche dieselbe aus dem für China so verderblichen Opium erzielen, fernerhin entbehrlich werden. Als im Jahr 1858 die ostindische Kompagnie ins Grab gelegt wurde, hoffte man, die neue Regierung werde von diesem schmachvollen Handel lassen; statt dessen hat sie ihn in wenig veränderter Form zu betreiben fortgefahren. Wenn sie nun auch alle für die konfiscirte Schmuggelwaare der chinesischen Regierung abgerungenen Millionen wieder herausgäbe, wird sie doch nie dem chinesischen Volke den Schaden ersetzen können, den sie ihm durch jenes aufgedrungene Gift zugefügt hat, so unermeßlich sind in allen Küstenprovinzen die Verluste an Leben und Geldmitteln, welche sich davon herleiten. England freilich wird kaum je auf die früheren Abmachungen sich zurückbesinnen wollen; eines aber können britische Christen thun: die Agitation gegen dieses Nationalverbrechen fort und fort betreiben, bis die Staatsbehörden von jeder Mitschuld an demselben freigeworden sind.

3) Aufhören muß aber auch das französische Protektorat über chinesische Unterthanen und die Anmaßung der katholischen Bischöfe, bürgerliche Gewalt über ihre Gemeinden anzusprechen. Es war schon schlimm genug, daß Napoleon III für die Jesuiten die Herausgabe aller vor 150 Jahren von der chinesischen Regierung konfiscirten Güter verlangte, nachdem dieselben lange Privateigenthum geworden und zu einem Werth von vielen Millionen Dollars angeschwollen waren. Hatte dieser Umstand bereits die bitterste Stimmung unter allen Ständen hervorgerufen, so mußte vollends die Bemühung, alle Katholiken den chinesischen Gerichtshöfen zu entziehen und unter französische Gerichtsbarkeit zu stellen, bei den Mandarinen, deren Ansehen damit völlig untergraben wurde, den tödtlichsten Haß erzeugen. Alle französischen Beamten aber, der Gesandte und die Konsuln mit den Admiralen, so gut als die Priester, arbeiten unausgesetzt auf dieses Ziel los, in China nicht minder als in Annam, der Südsee und der Levante; und welcher patriotische Chinese könnte ohne tiefen Ingrimm zusehen, wie ein apostolischer Vikar sich vicekönigliche Ehren anmaßt (S. 292)! Chinesische Unterthanen schützen zu wollen, sollte keine fremde Macht sich beikommen lassen, außer soweit es sich darum handelt, Verfolgungen, welche den Bekehrten um ihres Glaubens willen drohen, gütlich abzuwenden. Nicht blos die französische, auch alle andern Regierungen sind darin

interessirt, daß die Chinesen ihren bürgerlichen Vorgesetzten und Richtern nicht entzogen werden, und der Gesandte Napoleons hat ohne Zweifel durch die übertriebene Ermuthigung und Unterstützung, die er den Bischöfen zu Theil werden ließ, den Fortgang der Mission sowie den friedlichen Handelsverkehr vielmehr gehemmt als gefördert.

Der erfahrene amerikanische Geschäftsträger S. W. Williams spricht es als seine feste Ueberzeugung aus, daß dieses übermüthige Auftreten der katholischen Mission nicht blos das chinesische Volk mächtig gereizt, sondern auch die Regierung ernstlich beängstigt hat, weil sie die weiten Verzweigungen der Hierarchie sehr gut durchschaut. Er fürchtet, alle Fremden werden noch unter dieser tiefen Mißstimmung zu leiden haben.

Diesen wirklichen Beschwerden der chinesischen Regierung sollte also zu gleicher Zeit Rechnung getragen werden, während die Westmächte streng auf der Ausführung der Vertragsbestimmungen bestehen. Ein solches Vorgehen dürfte sich im Verlauf der Zeit als der einzig richtige Weg erweisen, den politische Klugheit nicht minder als christliche Gerechtigkeit empfiehlt. Wenn aber unvorhergesehene Zufälle schon zu einer Lösung durch die Gewalt der Waffen geführt haben sollten, — man hört ja bereits von einem zwischen England und Rußland vereinbarten Feldzug gegen China — so möge Gott der schwerbedrohten Mission in Gnaden beistehen und durch alle Wechselfälle das für die 400 Millionen seiner Geschöpfe zuträglichste Ergebniß des Zusammenstoßes herbeiführen.

Der gegenwärtige Stand der kirchlichen Missionsgesellschaft.

Im Mai dieses Jahrs hat die Church Missionary Society ihr Jahresfest begangen, ein Vorgang, der sich von den üblichen Maifesten der englischen Gesellschaften nicht wesentlich unterscheidet. Ihr Jahreseinkommen erreichte die bis jetzt höchste Summe von 165,918 Pfd. St., und daß in den verschiedenen Missionen tüchtig gearbeitet wird, erhellt auch aus den mitgetheilten mageren Auszügen des Jahresberichts. Die Gesellschaft läßt es ihr Anliegen

sein, wahrhaft evangelisches Christenthum zu verbreiten im Gegensatz zu dem mächtig aufstrebenden Kirchenthum; von dieser ihrer Grundrichtung hat sie auch ein lautes Zeugniß abgelegt durch die von ihr herbeigeführte Vereitlung des hochkirchlichen Plans, ein anglikanisches Bisthum in Madagaskar zu gründen, als welches den gedeihlichen Fortgang der Londoner Mission voraussichtlich bedroht hätte. Die Gesellschaft hat damit gezeigt, daß sie auf die Gefahr hin, als unkirchlich verschrieen zu werden, die Interessen des gemeinsamen evangelischen Christenthums höher stellt, als die Ausbreitung ihrer kirchlichen Form; und wir ehren sie darum.

Es scheint uns angezeigt, auf einige Punkte des von ihr bearbeiteten Missionsfelds die Aufmerksamkeit zu lenken, weniger an der Hand der amtlichen Berichte, als durch Mittheilung einiger von den Festrednern gegebenen Schilderungen. Es ist großentheils Selbstgesehenes, Selbsterlebtes, was sie uns bieten; und so mögen denn ihrer zwei uns von Indien erzählen, der Eine vom vorgeschrittensten Missionsfeld im Süden der Halbinsel, der Andere von einem noch gar jungen im Norden derselben.

Der anglikanische Bischof Gell von Madras warf einen Rückblick auf die Geschichte der kirchlichen Mission im südlichen Indien. Vor 50 Jahren zählte man dort etwa 10,000 eingeborne Christen; jetzt gehören allein zur englischen Kirche ihrer 66,000, zu allen protestantischen Gemeinschaften 130,000. Das scheine vielleicht eine große Zahl, man vergesse aber nicht, wie sehr vertheilt unter der heidnischen Bevölkerung diese christliche sei; selbst in Tinneweli, wo noch die meisten Christen zu finden wären, belaufen sie sich nur auf drei Procente der Einwohner. Frage man ihn nun, was für Leute diese Christen seien, so mache natürlich schon das einen großen Unterschied im angelegten Maaßstabe, ob dieselben neue oder schon von Christen stammende Jünger seien. Eine erfahrene Erzieherin entdeckte bedeutende Verschiedenheit zwischen Mädchen, welche einer christlichen Ehe entsprangen, und Töchtern von Hindu's, die erst später Christen wurden; und daß der indische Nationalcharakter mit etlichen eingefleischten sittlichen Mängeln einen heißen Kampf zu bestehen habe, welchen das Aufwachsen in einer bereits christlichen Gemeinde bedeutend erleichtere, dürfe nicht übersehen werden. Doch haben selbst junge indische Gemeinden vor europäischen auch einige Dinge voraus, z. B. größere Regelmäßigkeit in Benützung der

Gnadenmittel und ernstlichere Andacht; das Familiengebet sei wohl allgemeiner verbreitet als in England, und unter 500 Hinduchristen seien durchschnittlich 100 Kommunikanten, ein Verhältniß, das manchen Dorfpfarrer verwundern werde.

„Kein Missionar darf bei uns einen Mann als Katechist anstellen, von dem er nicht bezeugen kann, daß derselbe Gottes Gnade erfahren habe, und fähig sei, andere im geistlichen Leben zu fördern. Unter dieser Bedingung stehen nun etwa 350 Katechisten im Dienst der Gesellschaft, und von der Mehrzahl kann getrost behauptet werden: sie sind betende und arbeitende Christen wie Ihr seid. Man hört natürlich auch von Katechisten, die Grund zu Unzufriedenheit geben, aber solche werden bald genug entlassen. — Dann hatte ich in Madras 71 eingeborne Geistliche um mich her, von denen 50 zu dieser Gesellschaft gehören, alle vorsichtig auserlesen aus der Zahl der Katechisten und gründlich vorbereitet und geprüft. Besäßen wir als Frucht der 50jährigen Missionsarbeit nur diese 50 Pastoren, wie könnten wir Gott genugsam dafür danken! Jeder von diesen Männern ist ein Licht, das in die ihn umgebende Finsterniß hineinleuchtet. Wenn ich der selig Vollendeten gedenke, z. B. des alten Johann Devasagayam, des Georg Matthan ꝛc., so kann ich bezeugen, daß ich nie Greisen begegnete, die sich kindlicher auf die Aussicht freuten, zu ihrem Heiland zu gehen, als diese Tamil- und Malayalam-Prediger. Weiter finde ich, daß über 100 Christinnen im Lehrfach verwendbar geworden sind, in einem Lande, wo keine zehn Heidinnen entdeckt werden könnten, fähig, ihrem Geschlecht mit irgendwelcher Unterweisung zu dienen. Ich habe eben den apostolischen Johann Devasagayam erwähnt, der seine Familie in der Liebe Christi erzog und auch einen ordinirten Sohn hinterließ. Nun hatte er aber auch eine Tochter, eine unschätzbare Gehilfin ihres Mannes, des eingebornen Geistlichen Satjanaden. Frau Satjanaden arbeitet jetzt unter den Frauen und Mädchen von Madras, besucht die Zenanas und überwacht eine eigene Schule.

„Neulich begleitete sie ihren Mann auf einem Erholungsreischen nach Sadras (fünfzehn Stunden von Madras), wo sie es auch nicht unterlassen konnte, Mädchen um sich zu sammeln und ihnen vom Heiland zu erzählen. Die Kinder trugen, was sie bei ihr gehört, nach Hause, wenn nicht alle, doch einige. Darunter war eine Tochter, die ihrer verwittweten Mutter so viel mittheilte,

daß diese sich entschloß, die fremde Lehrerin zu sehen. Um der Kaste willen konnte der Besuch nicht im Hause der Satjanaden stattfinden, sondern am Seeufer; da wars denn, daß die Wittwe von ihrer Landsmännin Dinge hörte, welche ihre Seele ganz in Beschlag nahmen. Sie selbst war im Dorf als eine geweihte Person immer mit höchster Achtung behandelt worden und besaß eine eigene Göttin, welche sie anbetete und in Allem um Rath fragte. Als Frau Satjanaden von Madras scheiden mußte, nahm sie noch von der heiligen Wittwe Abschied und betete für sie um Gottes Segen auf das gehörte Wort. Es waren nur noch etliche Stunden übrig, sich auf die Reise zu rüsten, da eilte die Wittwe noch herbei und sagte, sie könne nicht anders als sie nach Madras begleiten, um noch mehr von der guten Botschaft zu hören. Seit sie den Namen Jesu vernommen und ergriffen habe, sei sie von ihrem Orakel im Stiche gelassen worden; dasselbe antworte nicht mehr, wie sie auch die Göttin um Beistand anflehen möge. Sie kam nach Madras, wurde dort weiter unterrichtet und (November 1870) trotz aller Anstrengung ihrer Verwandten durch die Taufe in die Kirchengemeinschaft aufgenommen, sammt der Tochter, welche ihr die erste Kunde vom Heiland gebracht hatte. Ja auch die betagte Großmutter der letzteren, welche zuerst die Einladung ans Seeufer überbracht hatte, gibt Hoffnung auf weitere Frucht. So werden noch viele, ja Millionen herbeikommen zu der großen Versammlung und den Einen loben, der es ins Herz seiner Jünger und Unterthanen gab, das große Heil auch denen zu bringen, die noch im Finstern sitzen, daß sie aus der Gewalt Satans sich bekehren zu dem lebendigen Gott."

Miss. C. E. Storrs hatte besonders von Amritsar, der ersten Handelsstadt des Pandschabs und dem Centrum der Sikhreligion, zu erzählen, weil er daselbst in einer höhern Schule gelehrt und zugleich elf niederere und zwei Waisenhäuser geleitet hat. „Ich hatte," beginnt er, „mit wohl 1200 Jünglingen zu schaffen, großentheils den Söhnen einflußreicher Kaufleute und Händler aus der Stadt und vom Lande; und was sie von Kenntnissen sammelten, wurde auch in den tausend Häusern, in denen sie wohnten, besprochen und überdacht, bis weithin ein Fragen und Suchen nach Wahrheit sich regte. Unter meinen ersten Klassen, die je aus 40 und mehr Knaben bestanden, mögen kaum 2—3 gewesen sein, die

sich nicht ernstlich für das Christenthum interessirten; und so bildete sich denn mit der Zeit aus ehemaligen Schülern und andern Jünglingen ein Verein, der täglich zusammentrat, Gottes Wort zu lesen und den Allmächtigen, Unsichtbaren anzurufen. Sie giengen noch weiter: sie beteten im Namen Jesu, entsagten heidnischen und unsittlichen Bräuchen und Vergnügungen und stifteten einen Disputirklub, in welchem nun wichtige Wahrheiten gegen alle Sophisterei der indischen und muhammedanischen Philosophie öffentlich vertheidigt werden. So stehen sie auf der Schwelle des Himmelreichs, entschlossen, nicht davon zu laufen, aber unschlüssig über den Eintritt.

„Wer den Pandschab vor zehn Jahren kannte, wird doch einen Fortschritt darin erkennen, daß zwanzig Jünglinge, vornehme Hindu's, Muhammedaner und Sikhs eines Tages mich nebst etlichen christlichen Gehilfen einladen mochten, einem Piknik anzuwohnen. Gerne folgten wir dem Rufe, und begaben uns in einen Garten außerhalb der Stadt, wo wir bewirthet wurden und aus denselben Gefäßen speisten, was muhammedanische und Hindu-Köche bereitet hatten. Nach dem Essen drehte sich die Unterhaltung um religiöse Fragen, und endlich schlossen wir mit Gebet. Daß wir diese Freundlichkeit erwiederten, versteht sich von selbst; aber wer weiß, was Kaste ist, würde sich höchlich verwundert haben, wenn er unserem kleinen Feste hätte zusehen können: da 20—30 Jünglinge in der Wohnung des Missionars niedersaßen und Speisen sich schmecken ließen, welche sein Koch bereitet hatte, während Gottes Wort gelesen und besprochen wurde und das Ganze mit Gebet schloß.

„Doch wenn wir die Leute nur an unsere Personen fesselten, wäre allerdings wenig bewirkt. Es ist mehr geschehen: seit ich Amritsar den Rücken kehrte, haben fünf dieser Jünglinge es gewagt, sich taufen zu lassen. Dies mag denjenigen eine kleine Sache scheinen, welche mit dem Fortschritt in Tinneweli vertraut sind oder, wie mein Bruder, in der Santhalmission arbeiten, wo nun auch nicht blos Hunderte, sondern Tausende jener Waldbewohner entschlossene Nachfolger Christi geworden sind. Die Bedeutung solcher Einzeltaufen erhellt erst, wenn wir den Kämpfen zuschauen, welche ihnen vorhergegangen sind. Da war ein lieber Jüngling, der Jahre lang mit dem Christenthum sich beschäftigt hatte, bis er auf dem Punkt war, sich offen dafür zu entscheiden; und doch gelang es ihm nicht. Er wollte scheinbar nicht weiter mit uns gehen, sondern be-

mühte sich, im Brahmo Samadsch eine Zuflucht aus dem ihn verfolgenden Christenthum zu finden; dann aber, sein Gewissen durch eine Selbsttaufe zu befriedigen, worauf er erklärte, er sei ein getauftes Glied der allgemeinen christlichen Kirche und bedürfe nicht der Einverleibung in eine der bestehenden Kirchengemeinschaften. Wiederum suchte er durch Lesen von allerlei ungläubigen Schriften starkgeistig zu werden und behauptete, ein Anschluß an uns Christen sei unmöglich, so lange wir noch so mancherlei Ketzereien unter uns dulden. Jetzt endlich ist ihm der Muth geschenkt worden, Christum öffentlich zu bekennen, und sein Vorgehen übt bedeutenden Einfluß auf die Missionsschule und die Stadt Amritsar, da er als Sohn eines reichen Kaufmanns, als Licentiat der Universität, gründlicher Kenner des Arabischen und guter Mathematiker sich allgemeine Hochachtung erworben hat. Solcher Fälle nun kamen in den letzten Monaten vier bis fünf vor.

„Und welcher Wirksamkeit haben wir diese Früchte zuzuschreiben? Unter Gott dem treuen Dienst der eingebornen Gehilfen, welche in der Mission ihre Bildung erhalten haben. Da ist der Oberlehrer Babu Sing, ein Zögling von Dr. Duff, ein milder, liebevoller, nachdenklicher Christ, voll des Eifers für seinen Heiland; ein Mann, der die Schule beherrscht, zu dem ich aufblicken, bei dem ich mich Raths erholen konnte. Es genügte ihm nicht, 6—7 Stunden täglich Unterricht zu geben, sondern Abends begleitete er mich noch an den Eingang des goldenen Tempels, wo wir mit den Fakiren zusammentrafen und Gespräche anknüpften. Der andere ist der Mulwi Imadeddin, gleichfalls Zögling einer Missionsschule, jetzt aber eingeborner Pastor, ein gewaltiger Prediger und geschickter Schriftsteller, ernst und wachsam, der Gottes Werk mit Macht betreibt.

„Freilich sollten wir unter solchen Voraussetzungen durchschlagendere Wirkungen erwarten, als die Sammlung einer Gemeinde von 166 Seelen — denn dies ist die Zahl der Getauften — aber welche Hindernisse haben die Uebertretenden zu besiegen! Nicht blos steht das Zureden der Freunde im Wege, der Bruch der Kaste, der Verlust von Reichthum, Ansehen, von Heimat und Allem, was dem Menschen lieb und werth ist, und selbst die Gefährdung des Lebens; es erheben sich noch andere Schwierigkeiten, die sich schwer begreiflich machen lassen. Einer meiner Schüler, ein 17jähriger Jüngling, besuchte mich lange Zeit, um sich im Evangelium unter-

richten zu lassen — jeden Abend lasen wir zusammen und beteten. Sobald die Sache ruchbar wurde, mußten die Besuche unterbleiben; man drohte ihm mit dem Tode, wenn er mein Haus betreten würde. Nach einiger Zeit fand er den Weg zu Babu Sings Hause und hatte manchen Genuß von dessen Belehrung; aber wie man der Sache auf die Spur kam, entfernte man ihn mit Gewalt in ein Dorf, 40 Stunden von Amritsar entfernt, veranstaltete eine Hochzeit, lockte und verführte ihn zu jeder Art von Excessen und Vergnügungen, kurz wandte jegliches Mittel an, die krankhaften Gedanken, die ich ihm mußte eingepflanzt haben, auszurotten. Nach einem Jahre erst durfte er Amritsar wieder besuchen, natürlich umhegt und bewacht von seinen Freunden. Jetzt endlich höre ich von meinem Bruder, der meine Arbeit fortführt, daß der Jüngling sein eigener Herr geworden ist, sich zum Unterricht einfindet und nächstens getauft werden wird.

„Ein anderes Beispiel! Der Sohn eines Priesters am goldenen Tempel war entschlossen, allem Widerstande zum Trotz Christ zu werden. Kaum hatte sein Plan verlautet, so hörte er schon, wie Vater und Mutter zusammen beriethen, die Schmach, die dem Hause drohte, durch Vergiftung abzuwenden. In einer schwachen Stunde überfallen, gelobte er den Eltern, die er gar zärtlich liebte, er wolle, so lange sie leben, sich des Uebertritts enthalten. Nun ist der Vater gestorben, die Mutter hochbetagt; ich aber halte ihn für einen Herzchristen, der gewiß zur rechten Zeit seinen Heiland trotz allen Verwandten bekennen wird.

„Meinet übrigens nicht, aus diesen Vorgängen zu dem Schluß berechtigt zu sein, daß wir von den Heiden nur mit Argwohn und Abneigung betrachtet werden. Im Jahr 1869 war ich beim Empfang des Bischofs von Calcutta zugegen, da mit den britischen Beamten und Offizieren auch alle Häuptlinge und die Großen des Landes sich einfanden. Unsere 1200 Schüler erschienen vor dem Darbar Zelt und hörten eine herzliche Anrede des Bischofs in Englisch und Hindustani, worauf er Prämien im Werth von etwa 100 fl. an sie vertheilte, in Turbanen, Büchern, Geld ꝛc. Diese Prämien waren der Hauptsache nach von eingebornen Edelleuten gestiftet, deren einer mir z. B. 30 Rup. für den besten Araber meiner Schule gab, während der reichste Shawlhändler 20 Rup. für den gründlichsten Kenner der h. Schrift aussetzte. Und wie viele Häupter der

ältesten Familien kommen ins Haus des Missionars, betrachten ihn als ihren Freund und wünschen über die wahre Religion belehrt zu werden. Die wichtigste aller Bekehrungen scheint vorerst die von Mulwi Imadeddin zu sein, dessen 90jähriger Vater, dessen Brüder, Schwägerin und alle Kinder in der Amritsar Kirche die Taufe erhalten haben."

Das wichtigste Resultat, das eine Mission erzielen kann, die Erweckung und Ausbildung einheimischer Lehrer, ist also nicht bloß auf den ältesten Stationen bereits erreicht, es vollzieht sich auch in beschränktem Maßstab in den jüngsten. Möge das von Miss. French in Lahor in Angriff genommene Predigerseminar bald auch für den Pandschab das zu Stande bringen, was in Tinneweli erst nach einem Menschenalter erreicht wurde, einen genügenden Vorrath einheimischer Lehrkräfte!

Erwähnung verdient hier das Zeugniß, welches der angloindische Staatsmann, Sir J. Lawrence, kürzlich den Missionaren im Pandschab ausstellte. Es ist um so bedeutungsvoller, als er selbst der Gründer des politischen Systems heißen darf, welches in den letzten 25 Jahren den Pandschab vielleicht zum bestregierten Lande des indischen Reichs gemacht hat. Er sagt:

„Ich fand dort Missionare der englischen Kirche, presbyterianische Missionare aus Amerika, Deutsche und Baptisten, und alle gleich bemüht, das Evangelium unseres Herrn Jesu Christi einträchtig auszubreiten. Wohl erinnere ich mich noch der Zeit, da ein Missionar nicht wagen durfte, in die Hauptstadt Lahor zu wohnen, da auch kein britischer Offizier sich dahin begeben konnte ohne eine bewaffnete Eskorte; jetzt aber haben sich amerikanische Missionare daselbst niedergelassen, haben ihre Wochen- und Sonntagsschulen eröffnet und werden von vielen Einwohnern mit Achtung und Dankbarkeit hochgeschätzt. Der Ort ist eine Brutstätte des Fanatismus; aber seit es den Missionaren geglückt ist, die Kinder an sich herzuziehen, hat die allgemeine Stimmung einen bedeutenden Umschwung erlitten. Es war mein Glück, mit vielen dieser Missionare beinahe während meines ganzen langen Aufenthalts bekannt zu werden, und ich muß sagen, sie wetteiferten in allen Stücken, in allen Anstrengungen und Mühen mit den ausgezeichnetsten Sendboten unseres Vaterlandes. In meiner Zeit hatten sie ihre Schulen so weit gebracht, daß 500 Knaben und Mädchen täglichen Unter-

richt in denselben empfiengen. Und das, obwohl die Eltern wußten, daß man die Kinder das Christenthum lehre, gegen das sie selbst doch die größten Vorurtheile hegten; so hoch schätzten sie die treffliche Bildung und Erziehung, welche ihren Kleinen zu Theil wurde. Vor drei Jahren war die Zahl dieser Schulkinder gar auf 1000 angewachsen, obgleich auch die Regierung in bibellosen Schulen guten Unterricht darbot und die letzteren gleichfalls viel gelobt und zahlreich besucht wurden. Da ereignete sichs, daß etliche der Missionsschüler um die Taufe baten, und ein so panischer Schrecken die Stadt durchstürmte, daß die Schulen der Missionare plötzlich wie die Pest gemieden wurden und die Zahl der Kinder von 1000 auf etwa 200 herabsank. Ich traf damals mit einigen dieser Missionare zusammen und hörte von ihnen die ganze Geschichte; und dennoch fand ich, daß, obgleich die Eltern in dieser Weise ihrer Ueberzeugung zu folgen sich gedrungen sahen, ihre Freundlichkeit und Zuneigung zu den Missionaren nur gar nicht abnahm. Die letzteren waren so wohl gelitten als je, auch trat in kurzer Zeit ein Rückschlag ein, der die Zahl der Schüler wieder auf 500 hob; und ich zweifle nicht im Geringsten, die Schulen haben jetzt schon oder doch bald wieder ihre tausend Kinder gerade wie vorher. Daraus meine ich doch schließen zu dürfen, welch' hohen Werth die Eingebornen auf den Unterricht der Sendboten Christi legen, und welchen Eindruck sie von der Aufrichtigkeit, Reinheit und Tüchtigkeit dieser Männer empfangen haben."

In 10 Kirchen haben die Amerikaner jetzt etwa 300 Christen gesammelt, welche zusammen mit den Bekehrten der kirchlichen und schottischen Mission die Zahl der eingebornen Christen des Pandschabs auf 5—600 bringen mögen. Das Land, obwohl von fünf zusammenlaufenden Strömen bewässert, ist ein vorherrschend dürrer Boden, daher die Regierung sich bemüht, die Zahl der Kanäle, an welchen die Bewässerung mit dem bekannten persischen Rad betrieben wird (das unser Bild vorstellt), nach allen Seiten hin zu vermehren. Wo immer Wasser hingelangt, wird die Wüste zum Garten. Soll der geistige Boden des Landes Früchte für Gott tragen, so wird ein ähnliches Netzwerk bewässernder Einflüsse für das kräftige Volk des Pandschabs erfordert; und an Zeichen, daß diese Kanäle sich mehren und ihre Früchte bringen, fehlt es keineswegs, namentlich im südöstlichen Theile der Provinz.

Fidschi und Rotuma.

Wir haben vor drei Jahren in mehreren Artikeln (Miss. Mag. S. 290 ff.) unsre Leser auf die durch ihre Naturschönheiten wunderbar lieblichen, durch die darauf verübten Greuel aber traurig berühmten Fidschi-Inseln geführt, um mit Freude und Dank zu sehen, als welche Gottesmacht sich das Evangelium auch auf jenem blutgetränkten Boden schon erwiesen hat. Nur flüchtig wurde damals eine amerikanische Schuldforderung erwähnt, die zusammen mit innern Wirren und den Umtrieben erst lange nach den wesleyanischen Missionaren gekommener und sich auf französische Kriegsschiffe steifender katholischer Priester König Thakombau von Mbau bewog, in Uebereinstimmung mit mehreren Häuptlingen der Königin von England die Oberherrschaft über den ganzen Archipel anzutragen. Das Anerbieten wurde von der britischen Regierung unter andern Gründen auch deßhalb abgelehnt, weil Thakombau damit über etwas verfügte, was er selbst nicht besaß, denn er war keineswegs auf allen Inseln anerkannter Gebieter. Er hatte zwar darnach gestrebt, es zu werden, und einmal auch der Verwirklichung seiner Wünsche nahe geschienen, allein seit zwanzig Jahren schon ist ihm nun dieser Traum gründlich vereitelt und namentlich seitdem er Januar 1857 die Taufe empfieng, von seinen Stammgenossen, wie von fremden Ansiedlern ein Leben voll Kampf und eine Demüthigung um die andre bereitet worden. Fidschi aber blieb durch jene abschlägige Antwort Englands ohne äußern Halt allein dem segenbringenden Einfluß des Evangeliums, wie der Versuchung zu neuen Lastern und der Gefahr weiterer politischer Verwicklungen überlassen, die aus der civilisirten Welt an diese Inseln herantreten.

Es liegt in der dritten Auflage des von Miss. Th. Williams begonnenen und von Miss. Calvert fortgeführten Werkes über Land und Volk*) nun eine Fortsetzung von dessen Geschichte bis auf die neueste Zeit vor, die sich nur mit sehr gemischten Gefühlen lesen läßt. Noch immer ist zwar Grund zur Freude vorhanden über die Wirkungen der Verkündigung des Worts. Da heißt es z. B. von Lakemba: „Wir haben auf dieser Insel im verflossenenen Jahre mehrere unzweideutige Bekehrungen gehabt. Wir haben Sünder unter ihrer Schuldenlast seufzen und begnadigte Seelen sich der Vergebung freuen sehen. Der allgemeine Zustand unsrer Gemeindeglieder, wie er sich bei Liebesfesten und Klaßversammlungen aussprach, verursachte uns große Freude. Die Arbeit des heiligen Geistes in vielen Herzen ist unverkennbar, das innere Leben so klar wie der Tag, der Glaube fest, die Liebe warm." —

Da berichtet ferner nicht etwa ein Missionar oder Methodist, sondern ein Offizier des englischen Kriegsschiffes „Brisk" von dem Lehrer- und Predigerseminar auf der Insel Kandawu: „Die Anstalt bildet ein Musterdorf, dessen Bewohner ebensowohl zur Gewohnheit der Reinlichkeit, der Ordnung und des Anstandes, als zu Fleiß und geregelter Thätigkeit herangebildet werden; die ganze Einrichtung läßt, wie es scheint, nichts zu wünschen übrig. Wir wohnten einer Prüfung der Zöglinge bei und waren sehr befriedigt durch den praktischen Lehrgang, der mit ihnen befolgt wird, wie auch durch ihre Fortschritte und ihr aufgewecktes Wesen. Lesen und Schreiben, Rechnen und Geographie, Aufsätze, biblische Geschichte und Glaubenslehre sind die Hauptfächer, in denen sie unterrichtet werden. Der ganze Kurs umfaßt einen Zeitraum von zwei bis drei Jahren." — Was ein flüchtiger Gast nicht sehen konnte, das hören wir von den Missionaren, nämlich daß sich nicht nur in äußerlicher, sondern auch in geistlicher Beziehung die Anstalt als ein großer Segen für die darein Aufgenommenen beweist, und dadurch mehr und mehr auch für weitere Kreise ein solcher zu werden verspricht. — Wie wohl ihnen dort ist, zeigen die Worte eines von der Auszehrung ergriffenen Zöglings, der nach Hause entlassen worden war, um bei den Seinen zu sterben: „Ich weiß nur zwei schöne

*) Fiji and the Fijians. By Th. Williams, extended by J. Calvert, edited by G. S. Rowe. London 1870.

Plätze, an denen ich leben möchte. Der eine ist die Richmond-Anstalt auf Kandawu, wo ich zu einem brauchbaren Menschen herangebildet werden kann; der andre der Himmel, wohin Gott mich vielleicht bald nimmt. Zwischen diesen beiden Plätzen wähle ich nicht, sondern warte Seines Willens." — Noch so lange die Zöglinge im Seminar sind, fangen sie auch schon an, Sonntags in der Nachbarschaft das Evangelium zu verkünden und sich so praktisch auf ihren künftigen Beruf vorzubereiten.

Auf Kandawu selbst sind jetzt kaum noch Heiden zu finden; ganz anders aber sieht es in Witi Lewu oder Groß-Fidschi, der größeren der beiden Hauptinseln, aus. Da wird z. B. von dem Bezirk Wiwa berichtet: „Etwa 500 Personen sind dieses Jahr hier in Stadt und Umgegend auf Probe in die Gemeinde aufgenommen worden. Der Naloto-Distrikt dagegen lag das ganze Jahr hindurch außerhalb unsres Bereichs. Es war weder ein Lehrer dort, noch wurden regelmäßige Gottesdienste gehalten. Seine Bewohner haben sich noch immer gegen die Mörder unseres tief betrauerten Bruders Baker und deren Anhänger zu wehren. Erst kürzlich wurde wieder ein Dorf überfallen und 28 Christen erschlagen. Seit unsrem letzten Bericht haben die Heiden allein in diesem Distrikt 150 Hörer des Worts, worunter mehrere Gemeindeglieder, hingeschlachtet." — Erfreulicher klingt, was der Missionar von Mbau schreibt.

„Wir haben in diesem Bezirk 114 Ortschaften, 4130 Gemeindeglieder, 766 auf Probe Aufgenommene und 12,980 Hörer des Worts; Zuwachs im Laufe des Jahrs 437 Gemeindeglieder. — Ueber den innern Stand unsrer Gemeinden ist es schwer, das Rechte zu sagen. Vergleicht man ihr jetziges Leben mit ihren frühern Sitten und Verhältnissen, so findet man viel Stoff zum Dank; doch werden wir wieder und wieder daran erinnert, daß wir es nur erst mit neugebornen Kindlein in Christo zu thun haben. Daran ist kein Zweifel, daß Hunderte von ihnen wahrhaft bekehrte Leute sind, doch bedürfen sie fortwährender Pflege und Leitung." — Von Thakaundrowi lesen wir: „Es ist hier eine empfängliche Bevölkerung von 20,000 Seelen, worunter schon 15,000 regelmäßige Hörer des Worts; 6000 Personen besuchen unsre Schulen." In diesem Bezirk sind etwa 200 Europäer und andre Ansiedler; seine Küstenlinie ist über 200 Stunden lang. — Von Rewa dagegen heißt es: „Es ist nicht zu vergessen, daß in diesem Bezirk das Christenthum

großentheils nur dem Namen nach eingeführt ist. Ein Häuptling entsagt da vielleicht aus rein äußerlichen Gründen dem Heidenthum; seine Leute machens ihm nach, und der ganze Stamm zumal erklärt sich nun für christlich. Etliche schreiende Unsitten werden geradezu verboten und aufgegeben; mit dem Bekenntniß des Namens Christi und der Theilnahme an Schule und Gottesdienst wird Ernst gemacht; es fängt aber nun erst die Zucht des Geistes ihre Arbeit an den Herzen an und die Zeichen einer wirklichen Umwandlung machen sich erst nach geraumer Zeit an einzelnen Individuen bemerklich.*) Von solch einem Ereigniß kann dann gesprochen werden, als hätten sich an einem Tage Tausende bekehrt; es will aber weiter nichts heißen, als daß uns eine bis dahin verschlossene Thüre geöffnet ist, durch die wir eintreten können, um die ersten Grundwahrheiten des Christenthums zu lehren. Wer sich darüber nicht klar ist, kann sich kein richtiges Bild von dem eigentlichen Charakter unsrer Arbeit machen." — Fassen wir das Resultat der Berichte von sämmtlichen Inseln zusammen, so sind im Laufe des letzten Jahres im Ganzen 2451 volle Gemeindeglieder, 5318 auf Probe aufgenommen worden und 4000 neue Hörer des Worts hinzugekommen. Die Missionsbeiträge der Eingebornen beliefen sich auf 24,000 fl. und eine große Nachfrage nach der heiligen Schrift dauerte fort. Die Gemeinden zählen 22,799 Glieder und 100,000 Zuhörer.

Man sieht, es ist innerhalb eines einzigen Menschenalters durch Gottes Segen viel geleistet worden unter dem früher nur mit Grausen genannten Geschlecht von Kannibalen; ein hoher sittlicher und religiöser Maßstab darf aber natürlich nicht an Leute gelegt werden, die seit so kurzer Zeit erst und mit so geringen Hilfsmitteln — denn wie klein war nicht die Zahl der Missionare! — sich aus der tiefsten Versunkenheit emporgearbeitet haben. Weit mehr als das, was schon gethan worden, bleibt noch zu thun übrig. Wo die gute Saat nun keimt, bedarf sie noch treuer Pflege; gar manche der innern Berge und Schluchten Groß-Fidschis sind aber von den Boten des Evangeliums noch gar nicht erreicht worden. Noch ist

*) Für nichts trägt der Fidschier so große Sorge als für seine künstliche Haartour; von den vielen Moden derselben zeigt unser Bild nur die wesentlichsten, alle aufzuzählen wäre fast unmöglich. Die zeitraubende Beschäftigung mit diesem Kopfschmuck wird nun nach und nach bei den Christen ermäßigt, indem die Gehilfen der Mission mit gutem Beispiel vorangehen.

Witi Lewu nicht ganz den Greueln des Kannibalismus entrissen; noch ist es nicht durchweg in eine Stätte verwandelt, darauf sich friedlich wohnen läßt; schon aber ziehen sich über ihm durch weiße Eindringlinge, die nur das Ihre suchen, Gefahren zusammen, die Dr. Mullens, den erfahrenen Sekretär der Londoner Missionsgesellschaft fürchten lassen, es wiederhole sich hier die neuseeländische Frage, und die endlich ihren Lastern entrissenen Eingebornen werden nun dahinschwinden vor dem daherwogenden Strom weißer Einwanderung. — Der einstige Blutmensch Thakombau hat, seit er die Sache des Evangeliums ergriff, sich als ein Mann zu ihr gehalten; seine einflußreichsten Häuptlinge sind derselben gleichfalls von Herzen ergeben; es ließe sich eine schöne Zukunft für die lieblichen Inseln hoffen, wenn es nicht dazu kommt, daß herzlose Spekulation ihr eisernes Scepter da aufrichtet, und statt den Lobliedern eines aus der Nacht des finstersten Heidenthums zum Licht des Evangeliums durchgedrungrnen Volkes die Klagen der Bethörten, die Seufzer der Unterdrückten und das Rachegeschrei erbitterter Wilder zum Himmel aufsteigen. —

Schiffbrüchige Matrosen und aus der Verbrecherkolonie von Neu-Süd-Wales entronnene Sträflinge waren zu Anfang unsres Jahrhunderts die ersten weißen Ansiedler auf Fidschi, denen später eine etwas achtbarere Klasse von Händlern folgte. Manche dieser Letzteren stellten sich bald freundlich zu den seit 1835 nachkommenden Missionaren; andern aber, die ungestört von menschlichen Zeugen im Heidenlande gern heidnisch lebten, waren dieselben natürlich sehr unwillkommene Gäste.

Zu diesen eher feindlich Gesinnten gehörte auch ein Herr Williams, der zugleich das Amt eines Konsuls der Vereinigten Staaten bekleidete. Selbstverständlich hielt er ein Harem von Fidschi-Schönen und soll über eine derselben mit dem heidnischen König in Zwist gerathen sein. Er ist es, auf dessen Gewissen die ganze Verantwortung für eine Ungerechtigkeit lastet, die aus kleinen Anfängen allmählich zu einer Lawine anwuchs, welche ganz Witi Lewu zu verschlingen droht.

Thakombau war noch ein Menschenfresser und übermüthiger Wilder, und es hatte zwischen ihm und den Weißen schon manche Mißstimmungen gegeben, als im Jahre 1849 der 4. Juli, das alljährliche Freudenfest der Amerikaner kam. Konsul Williams schoß

durch die Salven, die er der Unabhängigkeitserklärung seines Vaterlands zu Ehren abfeuern ließ, unvorsichtiger Weise sein eigenes Haus auf der Insel Nukulau in Brand. Etliche Eingeborne retteten und entwendeten einige Gegenstände aus den Flammen. Dafür verlangte er von Thakombau alsbald einen Schadenersatz von 3006 Dollars, der mit etlichen Nachforderungen und den in Anrechnung gebrachten Zinsen im Lauf des Jahres 1851 schon auf die Summe von 5000 Dollars angewachsen war.

Es war das ein durchaus ungerechtfertigtes Begehren; denn von den 31 Doppelbüchsen, die Williams zu dem gestohlenen Gut zählte und zu 992 Dollars berechnete, fand sich nachher auch nicht eine einzige im Besitz der Eingebornen, dagegen aber kam unter dem Schutt des niedergebrannten Hauses eine schöne Anzahl Flintenläufe zum Vorschein. Die Befehlshaber der amerikanischen Kriegsschiffe, bei denen Williams seine Forderungen geltend zu machen versuchte, erkannten auch selbst alsbald die Unbilligkeit derselben. Entrüstet wies Kommandeur Petigru das Ansinnen seines Konsuls zurück, wenn die verlangte Summe von Thakombau nicht sofort entrichtet werde, dessen Hauptstadt Mbau niederzubrennen. Ebenso entschieden sprach sich 1851 in Miss. Calverts Gegenwart Kommandeur Magruder aus. Fidschi war wirklich glücklich in Betreff der englischen und amerikanischen Kriegsschiffe, die an seine Küste kamen, denn deren sämmtliche Befehlshaber zeigten sich als menschenfreundliche, billigdenkende Männer, die nicht auf irgend eine grundlose Einflüsterung hin den Schwachen und Schutzlosen einer ungerechten Strafe unterwerfen wollten, ja von denen es manchen auch Herzens- und Ehrensache war, ihren ganzen Einfluß zu Gunsten des Christenthums und milderer Sitten aufzubieten.

Endlich aber kam doch, als die einzige Ausnahme, ein Mann nach dem Herzen Williams. Lange hatte dieser schon geprahlt und gedroht, „er werde schon noch einmal, während er eine Cigarre rauche, Mbau wegblasen, seine Bewohner von der Erde vertilgen und die Häuptlinge mit eisernen Gründen Anstand lehren lassen," als im September 1855 der „John Adams" unter Kommandeur Boutwell landete, einem Katholiken, der die Methodisten und Alles, was mit ihnen zusammenhieng, gründlich haßte. Er gieng alsbald auf die Wünsche und Ansichten seines Konsuls ein, nahm ohne Prüfung jede Klage an und forderte dafür Genugthuung von dem in der

Sache doch völlig unschuldigen Thakombau. Er schrieb demselben, „er sei gesandt, das von den Fidschianern an Amerikanern begangene Unrecht zu untersuchen und zu schlichten; Thakombau habe daher Abbitte zu thun und den verursachten Schaden sammt Zinsen zu ersetzen. Der große Häuptling, der ihm, Boutwell, diesen Auftrag ertheilt habe, herrsche über ein Land von unerschöpflichen Hilfsquellen, dessen Macht, seine Feinde zu strafen, so groß sei, daß Leute, die nie dort gewesen, sich gar keinen Begriff davon machen können." Und noch ehe von dem gerade abwesenden König eine Antwort auf diese Botschaft eintreffen konnte, erließ er eine zweite, worin er innerhalb Jahresfrist die Entrichtung von 30,000 Dollars forderte, und zwar 15,000 davon für die von Williams erlittenen Verluste! Dieses zweite Schriftstück schloß: „Ich muß in die Behörden von Mbau dringen, schnell zu handeln und nicht zu erwarten, daß ich dem sogenannten König von Fidschi nachlaufen werde, auch mich nicht zu veranlassen, Mbau näher zu kommen, da mein Pulver frisch ist und meine Kugeln rund."

In aller Ehrerbietung entgegnete darauf einer der Häuptlinge von Mbau, jene Forderung sei nicht billig und treffe Unschuldige, was er durch die Darlegung der Sache zu beweisen suchte. Boutwell aber erwiederte kurzweg: „Als ich von dem Häuptling von Mbau Schadenersatz forderte, erwartete ich eine Anerkennung Eurer Schuld und Eurer Bereitwilligkeit, die verlangte Summe zu zahlen, nicht aber einen Brief mit Erklärungen. Ich bin von der Schuld des Königs überzeugt."

Und wie hatte er diese Ueberzeugung gewonnen? Er hatte wohl versichert, es sei nicht seine Absicht, Unschuldige zu strafen, und es liege ihm am Herzen, sich allen irgendwie zu erlangenden Aufschluß über die Sache zu verschaffen. Um aber ja keine einander widersprechenden Aufschlüsse zu bekommen, hatte er alle weißen und schwarzen Feinde Thakombaus, die demselben erwiesener Maßen schon lange nach dem Leben trachteten, zu sich berufen. Von ihnen hatte er Alles gehört, was er zu hören wünschte, darum brauchte er keine weiteren Zeugen mehr und hatte für jede Einwendung nur die Eine Antwort: „Ich weiß, ich weiß schon. Herr Williams und Herr Whippy (ein zweiter Kläger) stimmen in ihren Aussagen vollkommen überein... Ich muß Euch ersuchen, mir keine Briefe mehr zu schreiben, sondern sofort das Geld zu entrichten oder mir wenig-

stens genügende Bürgschaft zu geben, daß es binnen Jahresfrist entrichtet wird. Der Tapfre droht nicht, und der Tugendhafte rühmt sich nicht seiner Keuschheit; ich will daher nicht von den Folgen einer Verweigerung dieser Forderung sprechen."

In diesem kritischen Augenblick langte gerade noch zur rechten Stunde auch ein andres amerikanisches Kriegsschiff unter Kommandeur Bailey an, der alsbald die Parteilichkeit von Boutwells Entscheidung erkannte. Als der Aeltere der Beiden schrieb er Boutwell: „Da Sie im Begriff scheinen, eine Handlungsweise einzuschlagen, die eine Abweichung der Ihnen von Kommodore Mervine ertheilten Instruktionen in sich schließt, hätte ich mich berufen gefühlt, selbst zur Untersuchung dieser Angelegenheit hier zu bleiben ohne den von dem Hauptkläger, Herrn Willams, ausgesprochenen Wunsch, daß lieber Sie dieselbe zu Ende führen möchten. Wenn Sie es für geeignet halten, für Eigenthumsverletzungen und Diebstähle einen Schadenersatz von 33,000 Dollars zu verlangen und diese Forderung an Leute zu stellen, die jede obrigkeitliche Befugniß über die Schuldigen in Abrede ziehen; wenn Sie die Frage, unter wessen Gerichtsbarkeit die Missethäter gehören, zum Voraus als entschieden annehmen, ohne den betreffenden Behörden Gelegenheit zu einer gründlichen Erörterung zu geben, laden Sie meiner Ansicht nach die Verantwortung auf sich, klaren, deutlichen, unmißverstehbaren Befehlen zuwiderzuhandeln."*)

Diesen Vorstellungen hatte Kommandeur Boutwell sich zu fügen, aber er thats auf seine Weise und nach den Eingebungen des Konsuls, dessen Leitung er sich unbedingt überließ, und dessen ganze Denkungsart er theilte. Er ließ Thakombau auf den John Adams vorladen und forderte Miss. Waterhouse auf, ihm als Anwalt zur Seite zu stehen. Zu Schiedsrichtern ernannte er zwei seiner Schiffs-

*) „Sie werden es nicht als selbstverständlich annehmen, daß alle Beschwerden gegen angebliche Missethäter wahr sind, weil die Kläger dieselben zu Papier gebracht und der Staatsanwaltschaft zugestellt haben. Bei Erfüllung der wichtigen Pflicht, die Ihrer Umsicht und Ihrem Ermessen anvertraut ist, fordert eine gesunde Politik in jedem einzelnen Fall, der zur Entscheidung vorliegt, eine genaue und gründliche Untersuchung nach den strengsten Regeln der Gerechtigkeit.... Lassen Sie Ihre Urtheilssprüche unpartheiisch und Ihre Strenge mit Milde gepaart sein." So lauten einige der Verhaltungsmaßregeln, welche das amerikanische Ministerium den Kriegsschiffen mitgegeben hatte.

offiziere, deren Gesinnung er kannte. Thakombau wurde mit der äußersten Geringschätzung behandelt und erhielt nicht einmal die Erlaubniß, Zeugen herbeizuziehen. Das Schiedsgericht erklärte alle vorgebrachten Forderungen für begründet, und Kommandeur Boutwell verlangte jetzt 45,000 Dollars, von denen Williams 18,330, und Whippy statt der wenige Tage zuvor geforderten 4000 nun 6000 zugesprochen wurden. Boutwells Erklärung, die augenscheinlich darauf berechnet war, den Missionaren ein für allemal jede Fürsprache für die Eingebornen zu verleiden, lautete: „Die durch die Vorstellungen Miss. Calverts und andrer Personen verursachte Dazwischenkunft Kommandeur Baileys hat die Verlegenheiten des Königs vermehrt, die Lösung meiner Aufgabe erschwert und, wie ich glaube, den Klägern keinen Vortheil gebracht."

Es wurde also ein Aktenstück aufgesetzt, durch das Thakombau sich verpflichten sollte, binnen zwei Jahren 45,000 Dollars zu zahlen. Weiter lautete dasselbe: „Sollten am Ende des für die Bezahlung der amerikanischen Forderungen festgesetzten Termins dieselben nicht zur Befriedigung des Vertreters der amerikanischen Handelsinteressen (der niemand anderes war als Williams selbst) geregelt sein, so verspreche ich, bei der Ankunft des nächsten amerikanischen Kriegsschiffs die Regierung von Mbau niederzulegen, mich freiwillig an Bord jenes Schiffes zu begeben und mich jeder Strafe zu unterwerfen, die dessen Kommandeur über mich zu verhängen belieben wird." Als Thakombau sich weigerte, dieses Papier zu unterzeichnen, stampfte und lärmte und drohte Boutwell so lange, bis der erschrockene Häuptling nachgab. Das Schriftstück wurde ein Vertrag genannt, und eine Feder, die nicht genannt zu werden braucht, berichtete nach Amerika: „Der Allmächtige hat unsre Gebete erhört, und Kommandeur Boutwell war das zu unsrer Hilfe bestimmte Werkzeug."

Sobald Thakombau wieder am Land war und frei aufathmete, unterzeichnete er einen Protest gegen jenen „Vertrag" und die Art, wie seine Unterschrift zu demselben erlangt worden war. Dieser Protest wurde vom amerikanischen Konsul in Sydney beglaubigt und dem Kabinet von Washington, sowie dem Kommodore des amerikanischen Geschwaders in der Südsee zugestellt.

Es lag in der That nicht in Thakombaus Macht, an irgend einen der Angeklagten eine Geldforderung zu richten. Er war kurz

zuvor erst in Mbau belagert und von seinen Feinden bis auf den Tod bedrängt gewesen, und noch immer reichte seine Herrschaft nicht über das unmittelbare Gebiet seiner Hauptstadt hinaus, so daß jeder Versuch, ihm selbst oder Andern jenseits desselben zugefügten Schaden zu bestrafen, seine ganze Stellung gefährden mußte. Das wußte Kommandeur Boutwell recht gut, denn er erklärte im März 1859 in einem Brief an den National Intelligencer: „Der Häuptling von Mbau wurde von dem dort wohnenden englischen Missionar, Herr Calvert, und von dem Häuptling von Owalau nicht als König der ganzen Fidschi-Gruppe betrachtet. Ich machte ihn für das Geld, das nicht unter seiner Oberhoheit stehende Inseln amerikanischen Bürgern schuldeten, verantwortlich, weil er der größte Räuber war und König Georg von Tonga eingeladen hatte, ihm ganz Fidschi unterwerfen zu helfen, was ihnen jedoch nicht gelang."

Diese letzte Bemerkung bedarf einer Erklärung und Berichtigung. Von den nahen Tonga-Inseln herüber kamen seit alten Zeiten immer manche Gäste, um in den herrlichen Wäldern Fidschi's Bauholz zu den großen Kanoes zu holen, in denen das muthige und unternehmende Völklein seine Meerfahrten zu machen pflegte, und wozu auf der eignen Gruppe das rechte Material fehlte. War in Fidschi dann Krieg, so suchte jede Partei die Unterstützung der kräftigen, hochgewachsenen Fremdlinge, die überdieß besser im Kampf geschult und feuriger beim Angriff waren als sie, und gewöhnlich neigte sich auch der Sieg auf Seiten derer, welche die Tonganer für sich hatten. Solcher Dienste wegen gefürchtet und gehaßt, aber auch umworben und hochgeehrt, waren Viele von diesen Letzteren seit Menschengedenken feste Ansiedler auf Fidschi geworden und hatten sogar die völlige Abtretung einiger der kleineren Inseln erlangt.

Die Tonga-Inseln bilden bekanntlich die südlichste der drei Gruppen, aus denen der nun ganz für das Christenthum gewonnene und unter dem Scepter des edlen Königs Georg zu einer Art Musterstaat für die Südsee gewordene Freundschafts-Archipel besteht. Gerade während Thakombau im Jahr 1855 durch Krieg und Aufruhr in äußerster Bedrängniß war, stattete ihm Georg, der ihn schon vorher schriftlich gebeten hatte, doch von seinen heidnischen Bräuchen zu lassen und dem Evangelium sein Ohr zu öffnen, mit einer großen Flotte von Kähnen einen feierlichen Besuch ab. Er

brachte Briefe mit für die französischen Priester auf Owalau und übersandte ihnen dieselben durch eines seiner Kanoes. Dieses aber wurde von Eingebornen und Mischlingen mit Flintenschüssen empfangen, und so sah sich Georg gegen seinen Willen in den eben tobenden Krieg verwickelt. Mit seiner Hilfe wurde Thakombau schnell Meister über seine Feinde und konnte einen nicht unvortheilhaften Frieden schließen.

Lange dauerte die Ruhe indeß nicht. Kaum war Georg wieder abgesegelt, so erhob der Widerstand gegen Thakombau sein Haupt aufs Neue. Dazu kam die amerikanische Schuldforderung und der Uebermuth der auf Fidschi ansäßigen Tonganer. Verdrossen und entmuthigt, hoffte Thakombau allen diesen Nöthen zumal zu entrinnen, wenn er auf den ihm nahe gelegten Vorschlag eingehe, die Oberherrschaft über ganz Fidschi der britischen Krone anzutragen unter der Bedingung, daß sie die Bezahlung der amerikanischen Schuld übernehme und von ihm dafür 200,000 Morgen Land erhalte. Er zweifelte so wenig an der Annahme seines Anerbietens und glaubte sich bereits so geborgen unter dem Schutz des ersten englischen Konsuls, daß er nun seinerseits den Tonganern — seinen Rettern — mit Kälte und Uebermuth begegnete. Am liebsten hätte er sie ganz des Landes verwiesen.

Das erbitterte König Georg so, daß er, aufgestiftet durch einen diplomatischen Agenten in Sydney, der große Theilnahme für sein Wohl aussprach, nun plötzlich mit einer Forderung von 12,000 Pf. St. als Subsidiengeld für einen siegreich beendeten Krieg und Entschädigung für den Verlust werthvoller Menschenleben hervortrat. Ein furchtbarer Schlag für Thakombau! Denn alle nur in einem losen Abhängigkeitsverhältniß zu ihm stehenden Häuptlinge wurden dadurch ermuthigt, auf die Tonganer gestützt, sich nun um so kecker und widerspenstiger zu geberden. Andre Häuptlinge schlossen sich ihm allerdings bei der Bitte um das englische Protektorat an, allein nach eingehender Prüfung der Sache lehnte ja die britische Regierung es zu Thakombau's großer Enttäuschung ab.

Jetzt lastete also die amerikanische Schuld mit allen daran hängenden Drohungen wieder ganz auf ihm. Der Bürgerkrieg in den Vereinigten Staaten war wohl der Grund, daß nur ein einziges Mal ein Kriegsschiff einsprach und mahnte, aber es war das auch nicht die einzige Gefahr über dem Haupt des vielgeplagten

Thakombau. Sein Rathgeber und angeblicher Freund drohte ihm, als er nicht alle eignen Wünsche sich verwirklichen sah, die Tonganer gegen ihn loszulassen. Durch besondere Verwendung wurde dieß noch verhütet; schnell aber folgte eine neue Demüthigung nach.

Am 21. Juli 1867 wurde der treue, unermüdliche Miss.-Baker von einem heidnischen Stamm im Innern Witi Lewu's mit sieben christlichen Begleitern verrätherischer Weise ermordet und gefressen. Zweiunddreißig Jahre hatten nun schon die Missionäre unter großen Lebensgefahren in Fidschi gearbeitet, und noch war keiner von ihnen eines gewaltsamen Todes gestorben bis jetzt, da bereits die Hälfte der Bevölkerung unter christlichem Einfluß stand! Sobald diese Nachricht nach Sydney gelangte, wurde von dort ein englisches Kriegsschiff zur Untersuchung des traurigen Vorfalls abgesandt. Die Aufsuchung und Bestrafung der Mörder blieb Thakombau anheimgestellt, der sich verpflichtete, dafür Sorge zu tragen. Im April 1868 brach er auch wirklich in Begleitung des englischen Konsuls mit einem Haufen der Seinen (4000 Mann, wie es heißt) gegen jenen Stamm auf, wurde aber mit großem Verlust in die Flucht geschlagen. Mehrere junge Häuptlinge und auch einige Lehrer fielen im Kampf. Diese Niederlage war ohne Zweifel eine seiner bittersten Erfahrungen.

Kurz darauf kamen einige Gäste aus Melbourne nach Mbau. Sie boten Thakombau an, die amerikanische Schuld zu übernehmen, wenn er ihnen dafür 200,000 Morgen Landes abtreten wolle, und der arme Häuptling, nach irgend einem Rettungsanker greifend, willigte freudig ein. Am 7. Dezember 1868 wurde der Vertrag mit der „polynesischen Kompagnie" geschlossen, die alsbald ihre Zahlungen nach Washington begann. Aber woher nun 200,000 Morgen Landes nehmen, auf denen Weiße ihres Lebens sicher wohnen können? Thakombau hätte dieß zuvor bedenken sollen. Anstatt seiner Verlegenheiten los zu werden, hat er sich durch dieses Uebereinkommen in neue und größere gestürzt. Bereits sind zwar Niederlassungen gegründet und Pflanzungen angelegt worden, bereits haben die Eingebornen aber auch ihre Streitkolben gebraucht und werthvolles Besitzthum der Weißen mit Feuer zerstört. Thakombau soll die Schuldigen strafen und für die Wiederersetzung des Schadens sorgen, und doch fehlt ihm die Macht dazu.

Vierzehn Jahre lang war nun sein Protest gegen das Unrecht,

das ihn in so schwere Wirren gebracht hatte, sammt allen nachherigen Bitten und Vorstellungen um nochmalige Untersuchung der Sache in Washington unbeachtet geblieben, als im Juli 1869 in „Blackwoods Magazine“ ein von kundiger Feder mit außerordentlicher Klarheit geschriebener Artikel erschien, der Boutwells Benehmen schonungslos verurtheilte und die Ungerechtigkeit seiner Forderungen bewies. Dieß machte solchen Eindruck auf die leitenden Kreise, daß gleich im Oktober die Regierung der Union Kapitän Truxtun nach Fidschi abordnete und Thakombau versprechen ließ, „er selbst und seine Zeugen sollen ruhig und geduldig angehört und mit all der Rücksicht und Höflichkeit behandelt werden, die seinem christlichen Bekenntniß und seinem Rang gebühre, da es der ernste Wille der Regierung sei, daß er und seine Unterthanen jetzt und immer jede nur mögliche Billigkeit und Achtung erfahren.“

Leider scheint Kapitän Truxton, von dem übrigens Calvert mit größter Achtung spricht, an der Entwirrung des durch seine Verjährung unendlich verwickelten Geschäfts erlegen zu sein und trotz des aufrichtigen Wunsches, nach allen Seiten hin Gerechtigkeit zu üben, doch nicht die nöthige Gründlichkeit entfaltet zu haben. Er bildete ein Schiedsgericht aus zweien seiner Schiffsoffiziere und zwei amerikanischen Ansiedlern, wobei er selbst den Vorsitz führte. Dieser Gerichtshof fand alsbald „eine unerklärliche Differenz zwischen dem eingetragenen und dem angeblichen Guthaben Konsul Williams“. Ersteres belief sich in runder Summe auf 7200 Dollars, wovon ein bedeutender Theil auf Zinsen kam; letzteres auf 19,365 Dollars. — Unbegreiflich scheint es nun freilich, daß nach dieser ersten Entdeckung nicht weiter geforscht, sondern alle übrigen Posten als zu Recht bestehend anerkannt wurden, selbst die 15,000 Dollars, die Boutwell Fidschi wegen der Dazwischenkunft seines ältern Mitoffiziers auferlegte! Thakombau selbst sollen weder Zeugen noch ein Anwalt gewährt worden sein, obgleich er um beides bat. Ueber Williams Forderung lautete der Spruch: „Der Gerichtshof empfiehlt der Regierung der Vereinigten Staaten dringend, dem König Thakombau die Summe von 12,165 Dollars zurückzuerstatten, wenn sich in Washington keine Rechtstitel für dieselbe finden und die 45,000 Dollars wirklich dort eingegangen sind. Dadurch wird dem König Thakombau, der jetzt darnach ringt, sich selbst und sein Volk aus der Tiefe des Heidenthums zum Licht der Civilisation emporzuheben,

spätе Gerechtigkeit werden und diese veraltete, widerwärtige Geschichte in einer der Macht und Großmuth der Vereinigten Staaten gleich entsprechenden Weise endlich für immer erledigt sein.... Zwanzig Jahre lang hat nun diese Forderung über dem Haupt des halbbarbarischen und nahezu hilflosen Königs geschwebt und ihn mit dem Gedanken gepeinigt, wir seien entschlossen, uns nie zufrieden zu geben, während daneben unsre Regierung in den Augen fremder Nationen unedel und schwankend erschien. Es wurde große Sorgfalt angewandt, um zu dieser, wie wir glauben, gerechten Entscheidung zu gelangen, und es steht zu hoffen, daß in dem Ergebniß des dießmaligen Schiedsgerichts kein englischer Marine-Offizier Stoff zu einem 'schlagenden', aber selbstverständlich vom englischen Standpunkt aus geschriebenen Zeitungsartikel finden wird."

Der Wille, gerecht zu sein, war gewiß vorhanden. Warum aber blieb man dann auf halbem Wege stehen? Indessen liegt es, auch abgesehen davon, nun nicht mehr in menschlicher Macht, den Schaden, der Thakombau aus dieser zwanzig Jahre lang hingeschleppten Schuldforderung erwuchs, wieder gut zu machen. Die Hoffnung, dieser erdrückenden Last los zu werden, war es, die hauptsächlich ihn bewog, die Oberhoheit Englands nachzusuchen; und die Aussicht auf Verwirklichung derselben war es hinwiederum, die ihn zu Rücksichtslosigkeiten gegen die Tonganer fortriß und alsbald den Strom englischer Einwanderung nach Fidschi lenkte. Als das englische Protektorat sich nicht verwirklichte, war es abermals das amerikanische Damoklesschwert, das Thakombau verleitete, sich der „polynesischen Kompagnie" in die Arme zu werfen.

Es mögen jetzt im Ganzen 1—2000 Ausländer in Fidschi leben: Deutsche, Amerikaner und Franzosen, hauptsächlich aber Engländer. Manche von ihnen haben sich mit ihren Familien fest da niedergelassen. Es sind unter ihnen Männer von Bildung, Charakter, Vermögen und Unternehmungsgeist, die rüstig vorwärts machen und schon verschiedenartige Maschinen eingeführt haben. Bereits wurden beträchtliche Baumwollensendungen nach England verschifft und lohnend verwerthet; als helle Schwärmerei aber erscheint es Calvert, wenn ein neuerer Reisender in Fidschi für die Zukunft „den größten Producenten der Welt von Baumwolle, Kaffee und Zucker" entdeckt zu haben meint und alles Ernstes versichert, kein andres Land gewähre so sichre Aussicht, in ein bis zwei Jahren ein Kapital zu

verdoppeln oder gar zu vervierfachen. Von den neuseeländischen und australischen Einwanderern wenigstens fühlten sich die meisten bitter enttäuscht. Einige starben, andre kehrten mit dem Verlust eines großen Theils ihrer früheren Ersparnisse wieder um; etliche allerdings faßten auch Wurzel und blieben da. Wie bei den meisten Kolonisationsversuchen mag auch hier das erste Geschlecht hauptsächlich dazu bestimmt sein, unter Aufopferung der mitgebrachten Habe, der Gesundheit und des Lebens dem folgenden den Weg zu bereiten.

Im Interesse der Eingebornen ist aber eine solche Kolonisation in größerem Maßstab gewiß nicht wünschenswerth; denn Liebe und Fürsorge für sie ists sicher nicht, was Pflanzer und Händler herbeizieht, sondern der Wunsch nach Ländereien und Gelderwerb. Die schlechtesten Plätze ersehen die Weißen sich bekanntlich nicht aus; sie trachten vielmehr nach dem besten Boden in der besten Lage, und zwar nach möglichst viel. Die Eingebornen aber werden durch sie lüstern gemacht nach fremden Schätzen und tauschen für solche unbesonnen ihren Grund und Boden aus. Einmal ihrer liegenden Habe baar, sind sie nicht im Stande, sie wieder zurückzuerwerben, und finden doch für sich und ihre Kinder nicht leicht ein anderweitiges Auskommen. Wie könnten sie auch im Entferntesten mit civilisirten Einwanderern konkurriren? Träten diese als die Wohlthäter der an Bildung so tief unter ihnen stehenden Eingebornen auf, ja dann vermöchten sie gewiß, sie allmählich zu sich empor zu ziehen. Aber wie oft wird nur zum Fluch, was ein Segen hätte sein können! Wie oft schwindet das schwächere Geschlecht hilflos dahin vor dem stärkeren, das in herzloser Selbstsucht nur den eigenen Gewinn sucht!

Bis jetzt bilden die weißen Einwanderer auf Fidschi zwar noch eine solche Minderheit, daß die hier angedeuteten Gefahren für seine Urbewohner mehr in der Zukunft, als in der Gegenwart liegen. Sehr nahe gerückt erscheinen sie aber dennoch durch die traurige Thatsache, daß auch Fidschi bereits der Schauplatz jener neuen Art von Sklaverei geworden ist, für welche gewissenlose Kapitäne von Handelsschiffen durch Menschenraub aus andern Inseln der Südsee das Material liefern. Bald unter allerlei trügerischen Vorspiegelungen (selbst Unterweisung im Christenthum mußte ja schon den Vorwand liefern!), bald auch mit Gewalt werden von ihnen arglose Eingeborne verschiedener Inselgruppen an Bord gelockt, fest-

gehalten und den Kolonisten in Queensland, Fidschi, Neu-Kaledonien, Tahiti und andern Orten als „gemiethete Arbeiter" zugeführt. Missionare waren die ersten Entdecker dieser Greuel. Sie haben aber bereits eine solche Ausdehnung erreicht, daß schon vor zwei Jahren die englische Regierung ihr Auge nicht länger davor verschließen konnte, und anfieng, genaue Nachforschungen anstellen zu lassen, um die geeigneten Maßregeln zur gesetzlichen Ueberwachung oder gänzlichen Unterdrückung dieser melanesischen Kuli-Ausfuhr treffen zu können. Haarsträubende Dinge kamen bei dieser Untersuchung zu Tag. Eine australische Zeitung, the Melbourne Age, zählte (1. März 1869) etliche derselben auf, von denen wir hier einige wiedergeben. Ein für die Einführung polynesischer Arbeiter nach Queensland aufgestellter Agent Namens Lewin ist angeklagt, die Tochter eines Häuptlings von Tanna gewaltsam geraubt zu haben; ein andrer, Namens Levinger, wird beschuldigt, drei Eingeborne der gleichen Insel auf hoher See erschossen zu haben, weil sein Schiff zu schwer belastet war; in manchen Fällen starben viele der Geraubten schon auf der Ueberfahrt, zuweilen fanden auch wegen Widersetzlichkeit Erschießungen statt. Das gräßlichste aber fast verlautet von Fidschi. Dort sollen englische Pflanzer Namens Best und Underwood ihre Arbeiter bald mit Nesseln, bald mit der neunschwänzigen Katze gepeitscht, dann den Saft von Cayennepfeffer auf das rohe Fleisch gepreßt und zur Abwechslnng zuweilen auch ein Ohr oder eine Zehe abgehauen haben. — Konnte ein kannibalischer Wilder je erfinderischer in Qualen und grausamer gegen seine Feinde sein, als solche Vertreter des civilisirten Europas sich gegen ihre Diener zeigen?

Wir blicken also mit sehr gemischtem Interesse auf diese Inselgruppe, und können uns auch der Aussicht nur halb freuen, die eine deutsche Stimme bereits eröffnet hat, daß dieselbe die erste Kolonie des neuerstandenen deutschen Reiches werden könnte und sollte. Als im April 1870 der deutsche Kriegsdampfer Hertha in der Südsee auftauchte, befürchtete man schon in Sydney, derselbe werde Fidschi für Norddeutschland in Besitz nehmen. Uns ist unbekannt, ob etwas an der Sache sein mag; von Herzen würden wir ja dieser Inselgruppe geordnetere Zustände und eine treue Pflegemutter wünschen. Allein da uns die damit zufallende Aufgabe eine völlig neue wäre, fragen wir uns erst mit Fug und Recht, ob wir sie

auch zu lösen befähigt sind. Würden unsere Landsleute, wenn ihnen zum erstenmal Gelegenheit geboten wäre, sich im Gründen und Regieren von Kolonieen zu versuchen, auch Gottes Ehre und ihrer Mitmenschen Wohl in solcher Weise fördern, daß man einmal mit frohem Dank auf den Anfang dieser neuen Phase unseres Staatslebens würde zurückblicken können? Was wir bis jetzt von der Einwirkung weißer Kolonisten auf die Urbewohner irgend welches Welttheiles erfahren haben, ist leider nicht dazu angethan, die Hoffnungen sehr hoch zu spannen.

Jetzt verlautet aus Sydney, daß im April 1871 dem dortigen Parlament der Vorschlag gemacht wurde, Fidschi geradezu an Neusüdwales zu annectiren. Es wäre das nur der erste Schritt zur Verwirklichung der bereits sich ankündigenden Zukunftspolitik Australiens, die Inselwelt des stillen Meers unter seiner Herrschaft zu vereinigen, bis seine Grenzen im Nordosten an das Machtgebiet der nordamerikanischen Union, welche ja Hawaii bereits als sichere Beute betrachtet, hinreichen werden. Doch lassen wir diese Fragen, bis sie einmal brennende werden! —

Ein schönes Beispiel von dem, was ohne die störende Dazwischenkunft eigennütziger Weißer durch den Einfluß des Evangeliums auch in staatlicher Beziehung aus dem eingebornen Geschlecht werden kann, ist an den der Fidschi-Gruppe benachbarten Freundschafts-Inseln zu sehen. Auf ihnen ist durch den wackern König Georg Tubou unter Mitwirkung der Vertreter des Volks jene Verfassung zu Stande gekommen, die den Landverkauf an Fremde verbietet und einer Familie, deren Grundbesitz nicht zu ihrem Unterhalt hinreicht, von den Staatsländereien noch das Nöthige zuspricht. Die Sklaverei ist abgeschafft, eine allgemeine, ziemlich hohe Besteuerung dagegen eingeführt. Es besteht Schulzwang und die Lehrer erhalten ihre Besoldung aus den Staatseinkünften. Die Bibel ist das Schulbuch, und von den Eltern wird erwartet, daß sie jedem ihrer Kinder ein Neues Testament anschaffen. Der König und seine Gemahlin, Gouverneure, Richter, Beamte und Häuptlinge wetteifern mit Alten und Jungen, Männern und Frauen aus dem Volk in fröhlicher und reichlicher Beisteuer für die Sache des Evangeliums in der eignen Heimat, wie auch auf andern Gruppen. Abgesehen davon, daß sie noch immer, wie sie es schon längst thaten, tüchtige Lehrer aus ihrer Mitte in die Ferne senden, be-

streiten sie jetzt nicht nur ihr ganzes Kirchen- und Schulwesen selbst, sondern haben noch einen beträchtlichen Ueberschuß für verschiedene Missionszwecke. Umsonst haben sie das Evangelium empfangen, und umsonst wollen sie es auch geben. Im Jahr 1869 legte dieses so kurz erst dem Heidenthum entrissene Völklein für die Ausbreitung des Reiches Gottes nicht weniger als 72,000 fl. zusammen, wovon 30,000 fl. für heimische Zwecke verwendet wurden und 42,000 fl. für auswärtige übrig blieben. Französische Kriegsschiffe haben den Freundschaftsinseln auch katholische Priester aufgedrungen; allein ihre Lehre fand keinen Anklang und ist verachtet. —

Wir können von den Fidschi-Inseln nicht scheiden, ohne auch noch der etwa 140 Stunden nördlicher gelegenen Insel Rotuma gedacht zu haben, nach der die Missionare von Tonga und Fidschi aus oft mit dem stillen Wunsch hinüberblickten, ihre Freudenbotschaft auch ihr zu bringen. Sie ist etwa sieben Stunden lang und eine bis drei Stunden breit. Gruppen herrlicher Kokospalmen und andrer Bäume erheben sich allenthalben auf ihrem hügeligen Boden, der deutlich von vulkanischem Ursprung zeugt. Die Zahl ihrer Bewohner wird zu 3000 Seelen geschätzt.*) Sie sind von kleinerer Gestalt und hellerer Farbe als die Fidschier und gehen nicht, wie diese, gewöhnlich bewaffnet, sondern scheinen im Ganzen ein harmloses, freundliches Völklein, dessen stolzes, empfindliches und mißtrauisches Wesen erst nach und nach sich enthüllt. Sie tättowiren sich zwischen den Hüften und Knieen und beschmieren den ganzen Körper mit einer Salbe aus Kokosnußöl und Gelbwurz, so daß nicht nur der schmale Streifen einheimischen Zeugs, in den sie sich kleiden, sondern auch ihre Matten und Häuser, ja sogar die Bäume am Weg, an die sie sich zuweilen lehnen, gelb gefleckt sind. Sie haben ihre eigene Sprache, einen Dialekt des Polynesischen; da aber eine Anzahl entlaufener Matrosen unter ihnen lebt, die Insel oft von Walfischfahrern besucht wird, und ihre Bewohner sich gerne auf Reisen mitnehmen lassen, können Viele sich auch in einem gebrochenen Englisch verständlich machen.

Tonga- und Fidschi-Lehrer fiengen im Juni 1841 an, das Evangelium dort zu verkünden; später machte auch einer der Fidschi-

*) Der französische Priester Gavet dagegen schätzt sie auf beinahe 6000 Seelen.

Missionare wo möglich dort alljährlich einen Besuch. Als nun einmal im Jahr 1855 Miss. Calvert hinkam, war er hoch erfreut über den Eingang, den in der neuesten Zeit das Wort gefunden hatte. Nicht weniger als 183 Personen wurden damals getauft. Nun aber brach eine heftige Verfolgung los, zu der römische Priester das Ihrige beitrugen. Die evangelischen Lehrer hatten schwere Zeit, die Predigtplätze wurden zerstört oder geschlossen und als nach der Unterbrechung von etlichen Jahren im Mai 1859 ein langersehnter europäischer Missionar, Carey, sich auf der Insel niederlassen wollte, ließ ihn der heidnische Häuptling gar nicht ans Land und sprach mit ihm auch sämmtliche Fidschi- und Tonga-Lehrer fort.

Schwerer Druck lastete nun auf den bekehrten Eingebornen. Die Christen eines Dorfes durften nicht mit denen eines andern verkehren; Singen und gemeinsamer Gottesdienst war verboten. Einige jedoch hielten in der Stille an mit Gebet und empfiengen Gnade und Segen vom Herrn, so daß schließlich auch ihre Feinde mit ihnen zufrieden wurden. Als im April 1864 Calvert wieder einen Besuch auf der Insel machte, sah er mit Freuden, daß man jetzt, anstatt die Ankunft eines Missionars zu fürchten, sie allgemein wünschte. Etwa 1200 Personen waren regelmäßige Hörer des Worts; 230 standen schon in engerer christlicher Gemeinschaft; 22 eingeborne Lehrer bedienten ihre Landsleute; 11 Kapellen waren in ganz erträglichem Zustand. Unter den fünf tonangebenden Christen hatten aus freiem Antrieb vier dem Rauchen entsagt und erlaubten sich sammt ihren Familien zum Beispiel für die Andern nur sehr wenig Kawa.

Diese Umwandlung war von einem wackern Häuptling, Zerubabel Uruakiamata, herbeigeführt worden, einem der Erstlinge der Mission, der sich durch kein Locken und Drohen bewegen ließ, die Gottesdienste in seiner Stadt zu verbieten. Nachdem das Evangelium in dieser feste Wurzel geschlagen hatte, war er bemüht, die verschüchterten Bekehrten in andern Dörfern aufzusuchen und ihnen nach Kräften zu dienen. Es gelang ihm, eine solche Umstimmung auf der Insel zu bewirken, daß nun von Vertreibung des Lotu (Evangelium) nirgends mehr die Rede war, der Wunsch nach einer Reformation des alten Brauchs vielmehr einen mächtigen Aufschwung nahm.

Nun entschlossen die Wesleyaner sich aber auch durch Bibel-

übersetzung und Heranbildung tüchtiger eingeborner Lehrer ganzen Ernst zu machen mit der Mission. Gleich auf dem Heimweg sprach Calvert auf Kandawu ein, wo Miss. Fletcher mit seiner Gattin die Leitung des Lehrer- und Prediger-Seminars für Fidschi oblag. Diese waren alsbald bereit, die Anstalt andern Händen zu übergeben und nach Rotuma hinüberzuziehen. Schon ein Vierteljahr nach Calverts Abreise landeten sie dort (Juli 1864) und machten sich rüstig ans Werk. Vier Fidschi-Lehrer begleiteten sie, zwar noch unbekannt mit dem Rotuma-Dialekt, aber ausgerüstet mit der Kenntniß der ganzen Bibel, und dadurch den Evangelisten Rotuma's bedeutend überlegen. Schon nach zehn Monaten vermochten sie sowohl als die Fletcher die Sprache verständlich zu gebrauchen. Die Eingebornen aber bauten das Missionshaus, das größte Gebäude der ganzen Insel (74′ lang und 40′ breit).

Als drei Jahre darauf ihre Nachfolger auf Kandawu, Miss. Nettleton sammt Gattin, die Fletcher in ihrer Abgeschiedenheit durch einen Besuch erquickten, war Ersterer voll freudigen Staunens über das, was er da sah und hörte. „Wunderbarer Erfolg hat die Arbeit des einsamen Sendboten begleitet und unsre Herzen zu tiefem Dank bewegt. Da sind drei gute Steinkirchen und zwei getäfelte; da sind große, gut gekleidete Versammlungen, gut besuchte und geleitete Schulen unter fidschianischen Katechisten, und geordnete Kinderschaaren, die fröhlich einige englische Lieder singen. Die Größeren lasen fließend und schrieben hübsch. Sie rechneten auch gut und gaben sehr befriedigende Antworten in der biblischen Geschichte. Es ist hier von besondrer Wichtigkeit, die Herzen der Jugend recht zu gewinnen; ich hoffe, die Wirkung dieser Schulen werde an der nächsten Generation fühlbar sein. Frau Fletcher hält wöchentliche Bibelklassen für die jungen Weiber und findet sonst noch manche Zeit für die Eingebornen, während sie andrerseits auch ihren Haushalt in guter Ordnung hält und nichts versäumt, was eine treue Mutter der eigenen Familie schuldet. Ein alter Ansiedler sagte mir, als ich ihn besuchte: 'Frau Fletcher ist ein hilfreicher Engel für diese Leute. Sie besucht die Kranken und liest und betet mit ihnen; sie lehrt die jungen Mädchen nähen, lesen und schreiben, sie geht von Haus zu Haus und thut Gutes, wo sie nur immer kann.' Ich machte mit Bruder Fletcher die Runde um die Insel und sah die verschiedenen Kapellen und Häuptlinge. Der von

Oinafa hilft von Herzen mit. Er weigerte sich, uns Schweine, Geflügel und Yams für die Heimreise zu verkaufen, schenkte uns aber all das mit Freuden. Die Leute fanden großen Gefallen am Lotu-Schiff und wollten uns mehr Lebensmittel mitgeben, als wir an Bord nehmen konnten. Zum erstenmal veranstalteten sie dieses Jahr auch eine Missionskollekte, die gleich einen Ertrag von 800 fl. an Geld und Oel ergab. Gewiß ein schöner Anfang! Die wenigen Theile der heiligen Schrift, die sie schon gedruckt besitzen, sind hoch geschätzt. Die Bücher waren schon sehr abgenützt und zerrissene Blätter sorgfältig wieder zusammengenäht. Br. Fletcher macht tüchtig voran mit der Uebersetzung des Neuen Testaments. Es wird große Freude unter den Eingebornen sein, wenn sie einmal in ihren Händen ist, denn sie warten mit Ungeduld darauf. Wir bekamen zwei junge Lehrer mit, die Br. Fletcher auf unser Seminar in Kandawu vorbereitet hatte. Sie werden die Sprache Fidschi's schnell lernen, und dann stehen ihnen alle darin gedruckten Bücher zu Gebot. Nur ein kleiner Theil der Rotumaner hängt noch an der alten väterlichen Weise, und wenn dieser auch nicht als Gesammtheit zu den Christen übertritt, kommen doch Woche für Woche Einzelne herbei. Der Katholizismus, der auf der Insel Fuß gefaßt, wird nun, nachdem die Priester sie verlassen, durch einen jungen Eingebornen vertreten, der in Rom war und den Papst gesehen hat. Er vereinigt französische Höflichkeit mit der Lebensweise eines eingebornen Heiden."

Die neuesten Berichte der katholischen Mission künden übrigens an, was zu erwarten stand, daß Fletchers glückliche Wirksamkeit eine Erneuerung der französischen Missionsstation 1868 zur Folge hatte. Die beiden Priester zählen 600 Bekehrte, „unter welchen der Teufel wenigstens nicht regiert. Aber etwas Schreckliches ist es um einen Häuptling auf Rotuma. Man fürchtet ihn mehr als Gott und gehorcht ihm auch eher."

Ein großes Hinderniß des hoffnungsvollen Werks auf Rotuma hat Nettleton in seinem Bericht kaum angedeutet — nämlich die ungemeine Vorliebe der jungen Insulaner für das Schiffs- und Wanderleben. So klein auch die Bevölkerung ist, wissen doch jetzt lebende Leute von 700 Männern und Jünglingen, die entweder auf Schiffen oder in den englischen Kolonien Dienste nahmen, und seit Fletcher sich da niedergelassen hat, giengen in Einem Monat

ihrer einmal 60 ins Weite. Das muß ihrer Heimatinsel Schaden bringen; doch fehlt es nicht an jungem Nachwuchs, und auch der durchaus nüchterne Fletcher kann in seinem neuesten Bericht sagen: „Trotz aller in der Natur der Insel und dem Charakter ihrer Bewohner liegenden Schwierigkeiten hat sich doch der seitherige Aufwand an Geld und Kraft bereits reichlich gelohnt.“ Seine Uebersetzung des Neuen Testaments ist jetzt glücklich beendigt und in Sydney gedruckt worden.

Fletcher glaubt, die Sendung eines Missionars sei hier gerade im rechten Augenblick erfolgt. Nicht zu spät: denn ein Mann, geeignet die hoffnungsvolle Bewegung zu leiten und zu vertiefen, war durchaus nothwendig. Aber auch nicht zu früh: mußten doch die ersten Bekehrten durch die größten Schwierigkeiten mit eigener Anstrengung und Erfindungskraft sich durchringen, ohne eine allzubarmherzige menschliche Beihilfe, die im weiteren Verlauf ihre selbständige Entwicklung mehr gehemmt als gefördert hätte. Bereits hat sich nun ein Trieb zu freiwilliger Evangelisationsarbeit bei den jungen Christen angesetzt; einer von ihnen, Kaitu, siedelte z. B. nach Nukufetau, einer Insel der De Peysters Gruppe, über und bewog deren Einwohner insgesammt, das Lotu anzunehmen. Neulich kam er mit vier derselben nach Rotuma, um einen Lehrer und Bücher zu holen. So ist denn die Hoffnung, welche Calvert ausspricht, vollkommen berechtigt, daß in wenigen Jahren die Eingebornen mit dem Beistande etlicher Fidschi Gehilfen völlig im Stande sein werden, den Bedürfnissen der in regelmäßiger Zunahme begriffenen Gemeinde zu genügen ohne die beständige Anwesenheit eines europäischen Berathers. Bereits ist die evangelische Bevölkerung zahlreicher als die heidnische und katholische.

Habiba, die ostindische Jüdin.

Vor einer Reihe von Jahren, ehe noch die englische Regierung selbst die Leitung des bis dahin von der ostindischen Kompagnie verwalteten indischen Reichs in die Hand nahm, wurde zu einem der in Bengalen stationirten Regimenter ein Kaplan ausgesandt, dem die Rettung von Seelen aufrichtig am Herzen lag.

Eine ziemlich zahlreiche Hindu-Bevölkerung, ein Häuflein Muhammedaner und einige europäische Kaufleute bildeten außer den Offizieren und Mannschaften seines Regiments die Einwohnerschaft des Platzes. Auch etliche wenige jüdische Familien befanden sich da, so daß in der im Ganzen nicht sehr großen Stadt doch Heidenthum, Muhammedanismus, Judenthum und Christenthum ihre Vertreter hatten.

Mehrere Jahre hindurch arbeitete der Diener des Worts unter den zunächst seiner Pflege Befohlenen mit Eifer und Treue, aber wie es schien umsonst. Einmal — es war der Jahrestag seiner Ankunft auf seinem Posten — fühlte er sich beim Rückblick auf die Fruchtlosigkeit seiner seitherigen Bemühungen ganz besonders niedergedrückt. Er versuchte zu beten, aber die Worte versagten ihm. Als er von den Knieen aufstand, griff er nach seiner Bibel. Er schlug sie auf, und sein Auge fiel auf die Stelle: „Gehet nicht auf der Heiden Straße, und ziehet nicht in der Samariter Städte; sondern gehet hin zu den verlornen Schafen aus dem Hause Israel." Er nahm das als einen Ruf vom Herrn und fieng alsbald an, der einflußreichsten jüdischen Familie des Platzes den auferstandenen Jesus zu verkünden.

Diese Familie bestand aus den bejahrten Eltern, einem verwittweten Sohne und einer etwa zwanzigjährigen unverheiratheten Tochter Habiba. Salomo, das Haupt der Familie, besaß ein schönes Vermögen und ein einträgliches Geschäft, an dem sein Sohn theilnahm. Er war ein Mann von viel Verstand und hatte seine Kinder nach den strengsten jüdischen Grundsätzen erzogen, so daß er Disputationen über das Christenthum in ihrer Gegenwart nicht scheute, sondern im Gegentheil die Besuche des Kaplans eher ermuthigte. Die Beweisführung wurde von beiden Theilen höflich, aber mit Festigkeit gehandhabt. Oft wurden auch die übrigen jüdischen Familien eingeladen und hörten mit Interesse zu, obgleich sie augenscheinlich in dem Gegenstand der Verhandlungen mehr nur ein Thema sahen, an dem die Streitenden ihren Scharfsinn entfalteten, als eine das Heil ihrer Seele betreffende Angelegenheit. Monate verstrichen, und noch immer schien Alles auf demselben Punkt zu stehen, wie beim Beginn der Besprechungen. Wie wenig ahnte der Kaplan, was der Herr in der Stille schon durch ihn gewirkt hatte!

Einige der besser denkenden englischen Offiziere hatten ihn zu-

weilen bei seinen Besuchen in jener Judenfamilie begleitet und unter ihnen reiften die Erstlingsfrüchte seines Zeugnisses. Die Erweckung breitete sich im Regiment weiter aus, es wurden Seelen gewonnen, und die dabei sich offenbarende Gotteskraft wirkte belebend und stärkend auf den Prediger selbst zurück. Mit neuem Muth und inbrünstigerem Flehen arbeitete er nun sowohl unter seinen Soldaten, als auch unter den Juden weiter.

Unter diesen letzteren schien in Salomo's Hause niemand theilnahmloser zu sein als Habiba. Sie fehlte zwar nie bei den Zusammenkünften, erwählte sich aber immer den entferntesten Sitz, wechselte nie ein Wort mit dem Kaplan und sah aus, als denke sie an ganz andre Dinge. Ihre scheinbare Gleichgiltigkeit jedoch war nur die tiefste innerliche Sammlung und Versenkung in das Wort des Lebens. Eines Abends suchte Salomo's Sohn aus den Israel geschenkten Verheißungen zu beweisen, daß zeitliches Wohlergehen nothwendig ein Beweis von Gottes Wohlgefallen, und Mißgeschick ein Zeichen seiner Ungnade sei, und wies dann triumphirend auf die Erfahrung hin, daß die zum Christenthum übergetretenen Juden gewöhnlich arm, die es verwerfenden aber reich seien. Vergeblich sprach der Kaplan von der verschwindenden Kürze der Zeit verglichen mit der Ewigkeit und führte andre Schriftstellen an, die von dem vergänglichen Glück der Gottlosen handeln. Salomo war überzeugt von der Richtigkeit der Beweisführung seines Sohnes, und fügte sogar hinzu, er seinestheils wolle lieber die Zukunft aufs Spiel setzen, als die Gegenwart opfern. In tiefer Bekümmerniß um die Seelen seiner Zuhörer schritt der Kaplan auf und ab. Sich Habiba nähernd, fragte er dann: „Und was würden Sie erwählen, Fräulein? Ein kurzes Leben oder ein langes; dieses oder das künftige?"

„Meine Wahl ist schon getroffen: Trübsal zu leiden mit Christo, der für mich litt," erwiederte sie.

Hätte der Blitz in den Reihen der Gesellschaft eingeschlagen, die Bestürzung hätte nicht größer sein können, als bei diesen Worten. Niemand aber war mehr überwältigt davon, als der Kaplan. Habiba war die einzige Ruhige, als sie nun aufstand und zu ihren Eltern gewendet fortfuhr: „Ich bin jung, und Ihr habt erwartet, mich das Leben genießen zu sehen; was ich aber hienieden erwarte, ist viel schwerer Kummer. Ich schrecke jedoch nicht davor zurück.

Ich glaube an Jesus Christus, Israels Heiland. Er hat meine Sünden getragen, und ich will seine Schmach tragen." Mit diesen Worten verließ sie das Zimmer — und das Haus.

Eine feierliche Stille folgte dieser Erklärung. Die anfängliche Ueberraschung der Eltern und Freunde verwandelte sich jetzt in Schmerz und Betrübniß. Der Kaplan zog sich schweigend zurück, in tiefes Sinnen versunken über seinen Kleinglauben und Gottes herrliches Erbarmen, so wie über das von dem in Christo neugebornen Kindlein abgelegte Zeugniß.

Zu Hause wartete seiner schon Habiba, um seinen Rath zu hören und sich von ihm noch vollständiger in den Wegen Gottes unterweisen zu lassen. Er bat sie, die Kosten ihres Entschlusses wohl zu überschlagen, indem er ihr Beides — Gewinn und Verlust — abermals vorlegte. Aber sie war damit bereits im Reinen. Sie hatte einen Lehrer, der Jesus besser kannte, als irgend ein Engel oder Mensch ihn kennt. Sie kehrte zu ihren Eltern zurück, um ihnen ganz zu sagen, was der Herr an ihrer Seele gethan. Alle Juden vereinigten sich nun, sie wenigstens vom öffentlichen Bekenntniß Christi abzuhalten, allein es gelang ihnen nicht, die vom Herrn gepflanzte Pflanze wieder auszureißen. Weder Drohungen noch Schmeicheleien vermochten Habiba's Entschluß zu ändern. Eine Woche nach ihrer ersten Erklärung stand sie als heimatloser Auswürfling da. Ihre Mutter hatte ihr gesagt, sie könne mitnehmen, was ihr beliebe, aber das väterliche Haus müsse sie verlassen, um nie mehr dahin zurückzukehren. Sie entsagte Allem um Christi willen und behielt als ihr Eigenthum nur die Kleider, die sie auf dem Leibe trug. Man fand einen Dienst für sie, und nach etlichen Wochen wurde sie auf den Namen des Vaters, des Sohnes und des heiligen Geistes getauft. Am gleichen Tage begannen die Eltern ihre Habiba — die nun Lydia hieß — als eine Gestorbene zu betrauern. Sie saßen eine Woche lang auf dem Boden und aßen ihr Brod mit Asche; damit war dem Gedächtniß ihrer Tochter der letzte Tribut bezahlt. Habiba's kindliche Gefühle aber wurden durch die in ihr Herz ausgegossene Liebe Christi und das heiße Verlangen nach der Rettung ihrer Eltern nur noch zarter und inniger als zuvor, obgleich sie die letzteren nie mehr sehen sollte und Alles, was sie von Andern über sie hörte, nur dazu gemacht war, sie zu betrüben.

So verstrichen zwei Jahre. Ihr geistlicher Vater, der Kaplan, war im Frieden Jesu entschlafen und das Regiment, in dem sich die christlichen Freunde befanden, die sich ihrer angenommen hatten, auf eine andere Station versetzt worden. Lydia blieb zurück, um in der Nähe ihrer Eltern zu weilen, und beschloß, noch einen Versuch zu machen, auch ihnen die frohe Botschaft nahe zu bringen, in der sie selbst Leben und Frieden gefunden hatte. Verstohlen schlich sie sich bei Nacht in das ihr verbotene Vaterhaus. Ihr einstiges Kindsmädchen, die Ayah, erkannte sie und versteckte sie in der Nähe des Stalls. Dort setzte sie sich auf den kleinen Bündel, der ihre ganze Habe enthielt, und erwartete ihre Mutter oder wenigstens eine Botschaft von ihr. Plötzlich tönt etwas wie ein Streit an ihr Ohr. Ihr scheint, ihr Vater beharre darauf, sie lebendig zu begraben, während jemand anders ihn davon abzubringen suche. Sie flieht voll Entsetzen. Die Angst beflügelt ihre Schritte, bis sie ermattet umsinkt. Erst beim hellen Tageslicht kommt sie wieder zu sich und gewahrt mit Schrecken, daß sie vom Scheitel bis zu den Fußsohlen mit dem häßlichsten Aussatz bedeckt ist. Unfähig, in dieser schrecklichen Verwandlung ihre vorige Gestalt wieder zu erkennen, hat sie eine Zeitlang Mühe, sich zu überzeugen, daß nicht Alles ein Traum sei.

Als sie endlich zum vollen Bewußtsein ihres Leidens erwachte, konnte sie, ihre aussätzigen Hände betrachtend, sprechen: „Ich bin nicht mehr, was ich war, aber Jesus ist derselbe geblieben." Diese Gewißheit brachte ihrem geängsteten Herzen Frieden. Ihr erster Gedanke war die Ehre ihres Herrn, und sie beschloß, sich nun eilig davon zu machen, da sie wohl wußte, daß ihre Eltern, wenn sie von ihrer Trübsal hörten, dieselbe dem Mißfallen Gottes zuschreiben würden. So trat sie denn, von Allem entblößt — denn ihr Bündelein hatte sie im Schrecken zu Hause liegen lassen — die fünfzigstündige Reise nach Kalkutta an. Was sie unterwegs litt, übersteigt alle Vorstellung. Die Hindu's trieben sie mit Ekel aus ihren Häusern, und ein Jude versteht sich auf Alles eher als auf Betteln. Der christliche Bruder, dem wir diese Mittheilung verdanken, selbst ein Nachkomme Abrahams, lebte damals in Kalkutta. Etwa zwei Monate nach jener Nacht des Entsetzens für Habiba, gieng er eines Tags mit einem Stadtmissionar umher, und fand da die Schwergeprüfte in einem alten, zerfallenen Hause. Sie lag auf einem

Haufen Staub — auf den ersten Anblick mehr einem Holzblock als einem menschlichen Wesen ähnlich. Sie hatte nicht die Kraft gehabt, sich vor einem Anfall von Ratten zu schützen und schien jetzt völlig bewußtlos. Während aber die Beiden in den erbarmungswürdigen Anblick versunken dastanden, lispelte sie: „Hazrat Isa, Miherbangi karo, khana deo," (Herr Jesu, erbarme dich, gib mir Speise). Sie ließen sie sogleich an einen passenden Ort bringen und für sie sorgen; sobald sie wieder etwas gestärkt war, erzählte sie ihnen ihre rührende Geschichte.

„Ich las ihr oft aus der Hindustani-Bibel vor," erzählt unser Berichterstatter. „Jemand, der sie nicht kannte, hätte dabei glauben können, sie höre nicht zu, bis bei irgend einer besondern Stelle es plötzlich offenbar wurde, daß diese scheinbare Theilnahmlosigkeit nach außen bloß ihre Art war, ihre dürstende Seele innerlich an dem Wort des Lebens zu laben. Eine der Wahrheiten, die nie verfehlten, sie mächtig zu bewegen, war die Lehre von der Auferstehung. Sobald es sich von diesem Thema handelte, lebte sie ganz auf; die Aussatzbeulen auf ihrem Gesicht färbten sich dunkelroth, und sie unterbrach mich durch verschiedene, in Einem Athem vorgebrachte Fragen. Es war, als hätte sie an meinen Antworten nie genug, denn so oft wir wieder darauf zurückkamen, zeigte sie dieselbe Bewegung und wiederholte dieselben Fragen — nicht solche, die irgend einen Zweifel verriethen, sondern nur den Wunsch, noch mehr zu hören, die Schriftlehre noch völliger zu kennen. 'Jas se tschanga hunga' (dann werde ich von diesen geheilt sein), konnte sie mit einem Blick auf ihre geschwollenen Hände sagen. Die Wiederkunft unsres Herrn war ein andrer Gegenstand, der ihre ganze Lebenskraft weckte. 'Wann wird mein Jesus kommen? Dann, dann!' wiederholte sie fort und fort, und es war nicht schwer, zu errathen, was dabei ihr Herz bewegte.

„Das waren Glanzpunkte für sie; aber es gab auch eine Stelle, die sie lange in große Noth versetzte, nämlich die herrliche Versicherung, daß die Leiber der Gläubigen Tempel des heiligen Geistes seien. Nie habe ich einen Ausdruck so tiefen Schmerzes gesehen, wie wenn dieser Gegenstand Lydia's Nachdenken beschäftigte. Sie zweifelte nicht an der Vergebung ihrer Sünden; sie freute sich der Erkenntniß der Liebe Gottes und des unendlichen Werthes des auch für sie vergossenen Versöhnungsblutes; aber sie konnte nicht

fassen, wie der heilige Geist auch den Leib eines Aussätzigen zu seinem Tempel nehmen könne. Nie entfaltete Satan eine tiefere Bosheit, als in der Art, wie er diese Tochter der Trübsal hierin mit seinen feurigen Pfeilen bestürmte. Einmal, nachdem wir zusammen gebetet hatten, fragte ich sie: 'Lydia, sage mir, wie stand es um deine Seele, als Jesu sich dir zuerst offenbarte? Warst du heilig oder unheilig, rein oder unrein?' Das war Gottes Stunde, Sei Macht zu offenbaren. Wie ein Blitz zuckte ihr die Wahrheit durch die Seele, die Schlinge war zerrissen, und Habiba frei. Von da an schien nichts mehr ihre Freude in dem Herrn zu trüben, und manche Christen verließen die armselige Wohnung, belehrt und gedemüthigt durch den Gegensatz zwischen diesem Glaubensleben und ihrer eigenen Lauheit.

„Im täglichen Leben zeigte sie eine fast beispiellose Geduld. Sie war dankbar für die geringste Aufmerksamkeit, die man ihr bewies, und zufrieden mit Allem, was man ihr gab. Den Frauen, bei denen sie wohnte, keine Mühe zu machen, war ihr ein großes Anliegen. Sie achtete das, was sie um Jesu willen verloren, für nichts, um so höher aber ihren Gewinn in Ihm. Ihrer Familie bewahrte sie die zärtlichste Liebe und ließ gerne sich überreden, daß ihres Vaters Absicht, sie lebendig zu begraben, wohl nur ein Schreckbild ihrer eigenen Phantasie gewesen sei. Jerusalem blieb ihr immer ein theurer Name. Sie wünschte dort zu sein, um, wie sie sichs dachte, gleich unter den Ersten zu sein, welche den zu sehen bekommen, den ihre Seele liebte. Israel lag ihr immer sehr am Herzen. 'Gibt es Viele meines Volks, die Jesum lieben?' konnte sie fragen. 'Warum gehen die Christen nicht gleich dem guten Kaplan in die Häuser der Juden, wo sie gewiß viele Habibas fänden, meinen Jesus zu lieben?'

„Stunden verstrichen mir in ihrem Zimmer oft wie Minuten, so himmlisch lieblich waren ihre Unterredungen. Jedermann fühlte, daß sie nicht nur mit Christus gekreuzigt, lebendig gemacht und auferweckt, sondern auch sammt Ihm in das himmlische Wesen versetzt war. — Ich verließ Kalkutta Anno 1858, hörte aber von ihr bis 1861. Ob sie noch immer an ihrer Prüfungsstätte weilt, weiß ich nicht; jedenfalls aber steht ihr Glaube und ihre Liebe mir oft als ein lebendiges Zeugniß gegen meinen Unglauben und meine Kälte da, und oft tönen mir als die beredteste Predigt, die je zu

meinem Herzen drang, die zwei süßesten Worte dieser heißgeprüften Tochter Israels nach: Mein Jesus!"

Es ist ein Judenchrist, gegenwärtig bemüht seinen Volksgenossen in Amerika zu dienen, der dieses eigenthümliche Zeugniß von dem Zusammenwirken der innern Mission mit der Arbeit unter Juden und Heiden im New-York Witness niedergelegt hat. Allerhand Fragen regen sich bei der einen und andern Wendung der Geschichte; doch kann der gläubige Christ, wenn er auch ein gewisses Grauen vor diesem gar schmalen und engen Weg nicht abzuschütteln vermag, sich doch bei der Ueberzeugung beruhigen, daß es irgendwie im Ganzen wird recht gegangen sein.

Der gegenwärtige Stand der kirchlichen Missionsgesellschaft.

(Fortsetzung.)

Ceylon schließt sich so nahe an das indische Missionsgebiet an, daß manches was von dem nahen Kontinent gesagt wird, auch von diesem kleinen Anhängsel desselben gilt. Nicht nur die Nordhälfte des Eilands ist von Tamilern bewohnt, demselben Volksstamm, der die gegenüberliegenden Küsten inne hat, sondern auch die Kaffeepflanzungen im gebirgigen Innern und tief gegen den Süden hinein ziehen jedes Jahr neue Schaaren von Tamilsprechenden Arbeitern an, unter welchen sich immer auch ein Häuflein von Angehörigen der Tandschaur-, Madura- und Tinneweli-Mission findet. Unter diesen und durch diese verbreitet sich das Evangelium weiter auch in ursprünglich singalesische Distrikte.

Bischof Claughton, eben von der schönen Insel zurückgekehrt, bedauerte sehr, daß er sich genöthigt sehe, diesem seinen Missionsposten zu entsagen, nachdem er nur acht Jahre auf demselben gedient habe. Vor sechs Jahren habe er bemerkt, daß die eingebornen Missionsgehilfen in ihrer Arbeit zu erlahmen schienen, weil auch die verdienstvollsten keinerlei Aussicht hatten zu Predigern geweiht zu werden. Die Gemeinden durchwehte ein erkältendes Gefühl, als ob die englischen Lehrer denn doch kaum rechte Brüder der Insula-

ner werden, weil sie das Amt, das sie selbst führten, keinem Schwarzen anzuvertrauen sich bewogen fanden. Da die Missionare ein ähnliches Gefühl nicht unterdrücken konnten, wagte der Bischof einen neuen Weg einzuschlagen und hatte bald die Zahl der eingebornen Geistlichen mehr als verdoppelt. „Der Versuch hatte seine Gefahren: in ein oder zwei Fällen ist der ordinirte Eingeborne eitel auf seine Erhebung geworden; im Ganzen aber schlug der gewagte Schritt zum Vortheil der Sache aus, indem die Gemeinden einen viel schnelleren Zuwachs erfahren als vordem der Fall war. Sie haben ihre eigene Verantwortlichkeit erkannt und streben munter nach Selbständigkeit und Selbstunterhalt. Im nördlichen Theil, unter den Tamilern, ist die Zunahme am auffallendsten; dreimal habe ich dort in Jaffna ordinirt, das letzte Mal (1871) vier Prediger, und wenn die Kirche nur etwa 500 Personen faßte, waren noch ebensoviele außerhalb derselben versammelt. Ich darf diesen Besuch wohl die ermunterndste aller Wochen nennen, die ich je erlebte.

„Im Süden der Insel arbeitet die Mission unter einem andern Volke, den buddhistischen Singalesen. Hier war der Fortschritt längere Zeit ein unbefriedigender; neuerdings aber sind hier ganze Dörfer christianisirt worden. Ich will von einem derselben, Talangama, berichten. Ein Missionar, der sich der Reisepredigt widmete, besuchte auch das kleine Talangama, ein Dorf von kaum 100 Seelen, vier Stunden abseits von der Straße gelegen, nachdem er die benachbarten Dörfer mit der Predigt durchzogen hatte. Als er später hörte, der dort ausgestreute Same beginne zu keimen, kehrte er wieder und fand 3—4 Personen von der Wahrheit des Christenthums überzeugt; daher er sich längere Zeit dort aufhielt und bald Dutzende taufte. Zur Konfirmation gieng ich selbst ins Dorf, und konnte Stundenlang mit den Christen reden, während die ganze übrige Einwohnerschaft herumstund und zuhörte.

„Manche Anzeichen beweisen mir, daß das Christenthum in Ceylon allmählich eine Macht wird. Wenn ich zuerst in einer der Kirchen der großen Hauptstadt Kolombo predigte, mußte ich die bedeutenderen Straßen vermeiden, weil der heidnische Handelsverkehr sie völlig undurchdringlich machte; jetzt aber lassen sie sich bequem durchfahren, weil derselbe bedeutend abgenommen hat; die Heiden haben ausgefunden, daß es sich nicht zahlt, am Sonntag so viel Waaren zum Verkauf zu bringen als an den Wochentagen. Sodann

kann man kaum mit einsichtsvollen und bedeutenden Männern in Unterhaltung gerathen, ohne daß sie ihre große Unbefriedigtheit mit den alten Religionen und den auf sie gegründeten Philosophemen an den Tag legten. Die einst so leblose Masse ist sichtlich in Gährung übergegangen und hebt und bläht sich durch die Kraft des in ihr wirkenden Sauerteigs."

In ähnlicher Weise spricht sich der Bericht der Missionsgesellschaft aus: Stetiger Fortschritt ist jetzt die Losung in Ceylon, Nirgends haben die Missionare und die Bekehrten sich bereiter gezeigt, die Plane der Gesellschaft Behufs der selbständigen Stellung der eingebornen Kirche auszuführen, nirgends haben sie an ihrer Verwirklichung fruchtbarer gearbeitet. Die Kirchenräthe hörten nicht sobald vom Deficit des letzten Jahres, als sie auch schon die ihnen gewordenen Verwilligungen um mehr als 100 Pfd. St. verminderten. Mehr als 120 Erwachsene sind im letzten Jahre getauft worden; in Kolombo sammelt sich alles um den Prediger, wenn er im Freien auftritt, und hört ihm mit gespannter Aufmerksamkeit zu. In den Kotta-Dörfern sind nun vier eingeborne Pastoren angestellt, die von den Gemeinden unterhalten und durch unbezahlte „Vorleser" und „Besucher" unterstützt werden. In dem einst so unfruchtbaren Baddegama, tiefer gegen Süden, erhielten 40 Erwachsene die Taufe, und manche gleichgiltige Christen wurden erweckt. Im Innern ist auch die alte Hauptstadt Ceylons, Anuradhapuram, von der Mission besetzt worden, und die 1300 Tamilchristen, welche vom Festland übergesiedelt sind, in den Kaffeegärten von Kandi zu arbeiten, sind mit christlicher Pflege bedacht, ein wirksames Anregungsmittel für ihre heidnischen Landsleute geworden. —

Mehr als manches frühere Jahr zeichnete sich das letztverflossene durch den die englisch-kirchliche Mission in Konstantinopel begleitenden Segen aus. Vier Muhammedaner begehrten im Laufe desselben evangelischen Unterricht mit dem ausgesprochenen Zweck, Christen zu werden; mit den Geisteswirkungen giengen aber auch die davon unzertrennlichen Kämpfe Hand in Hand. Der Eine jener vier Angefaßten ist ein in gerader Linie vom Propheten abstammender Derwisch Scheich, wie sein mehrere Fuß langer, wohl beglaubigter Stammbaum beweist, der nicht nur bis zu Muhammed, sondern bis zum Urvater Adam zurückführt. Ein privilegirter Wächter des Grabs seines arabischen Ahnherrn, hatte er viele muhammedanischen

Mystiker gelesen, die verschiedene Berührungspunkte mit christlichen Ansichten enthalten, und es war dadurch in ihm ein Sehnen erwacht, für das er im Islam selbst keine Befriedigung fand. Während dieses ungestillte Verlangen ihn innerlich umtrieb, hatte er im Tempel von Mekka einst ein Gesicht, in welchem es ihm war, als rufe eine himmlische Stimme ihm zu: „Was du suchst, ist nur im Christenthum zu finden". Daraufhin brach er nach Konstantinopel auf. Durch seine Nachforschungen zu Miss. Kölle geführt, erklärte er diesem gleich nach den ersten Unterredungen: „Das ists, was ich suchte, und was zu finden mir jene Stimme vom Himmel verhieß." Drei Monate hindurch empfieng er nun regelmäßigen Unterricht von Miss. Kölle, der das ganze Leben Jesu mit ihm durchgieng und ihm den Heiland zeigte, dessen die ganze Menschheit und jeder Einzelne bedarf. Oft schien dabei der Mann tief bewegt, und als er sich verabschiedete, um in seine Heimat im östlichen Kleinasien zurückzukehren, geschah es mit dem Versprechen, nächstes Jahr mit seiner ganzen Familie wiederzukommen, um seinen Glauben an Christum zu besiegeln.

Die drei andern Taufbewerber waren Perser. Einer von ihnen war vierzehn Jahre lang zu Urumia in Regierungsdienst gestanden und nun entschlossen, von Konstantinopel aus noch weiter nach Paris und London zu reisen, um dem Christenthum gründlich nachzufragen und zur endlichen Lösung seiner Zweifel zu gelangen. Als Kölle zuerst mit ihm zusammentraf, fand er in ihm nur einen sehr eingebildeten, geschwätzigen Zänker. Dann aber warf der Herr ihn durch eine Krankheit nieder, nach der er sanfter und demüthiger wiederkam und um Unterricht bat. Bei ihm gilt es vorerst noch auf Hoffnung zu säen.

Die beiden andern Perser sind aus Ispahan gebürtig. Der jüngere derselben war vier Jahre lang Katib (Schreiber) bei einem der Söhne des Schahs; der ältere wurde, obwohl ein Kaufmann, wegen seiner Gelehrsamkeit von seinen Landsleuten ein Mulla (Priester) genannt. Er suchte öfters mit den Christen Gespräche über religiöse Gegenstände, um ihre Einwendungen zu widerlegen und sie zum Islam zu bekehren, aber anstatt sie von der Wahrheit seiner Behauptungen zu überzeugen, wurde er durch die ihrigen überwunden. Sein Einfluß auf seinen Freund und Verwandten, den Katib, bewog den Letzteren, mit ihm die Bekanntschaft eines französischen

Jesuiten in Teheran zu machen. Dieser sandte sie nach Konstantinopel mit Empfehlungen an den armenischen Patriarchen, der sie ins Kollegium der Propaganda nach Rom weiterbefördern sollte. Da der Patriarch sich des Konzils wegen gerade in Rom befand, sollten sie bis zu seiner Rückkehr in einem Jesuitenkloster in Konstantinopel bleiben. Dort sahen sie zu ihrem großen Aergerniß nichts als Bilderdienst und warteten vergeblich auf Belehrung über die evangelischen Heilswahrheiten. Unbefriedigt, wie sie es waren, suchten sie weiter und fanden Miss. Kölle auf. Nach kurzem Verkehr schon sprachen sie ihre Ueberzeugung aus, daß die Wahrheit nicht bei den Katholiken, sondern bei den Protestanten sei. „Wie kommt es nur, daß die Katholiken, wenn sie auch Christen sind, uns davon nichts sagten?“ fragten sie wieder und wieder, wenn sie hörten, was uns in Jesus geschenkt ist. Beide begehrten die Taufe; Kölle zögerte jedoch, sie ihnen zu ertheilen, bevor er ihnen irgendwelchen Schutz vor den Verfolgungen ihrer Regierung ausgewirkt hatte, da in Persien auf dem Uebertritt zum Christenthum noch immer die Todesstrafe steht.

Noch ehe er dieß thun konnte, wurden am 5. Januar 1871 alle Drei zum persischen Konsul gerufen. „Aha, da ist ein alter Protestant!“ redete der Konsul den Ersten an, während die beiden Andern im Vorsaal warteten. „Ich hörte, du seist ein Protestant geworden und habest Mulla Ali auch dahin gebracht, einer zu werden.“ — „Wenn Protestantwerden heißt, sich taufen lassen, so bin ich keiner,“ erwiederte Mirza K., „denn ich bin nicht getauft; aber ich habe Umgang mit Protestanten gehabt, ihrer Religion nachgefragt und ihre Gottesdienste besucht. Was Mulla Ali betrifft, so ist er ein weiser Mann und älter als ich, darum bedarf er meiner Leitung nicht; aber wahr ist, daß wir Beide mit Protestanten verkehrt haben.“ Darauf meinte der Konsul, es sei eine Schande, daß ein Mann in der Stellung Mirza's, ein Glied einer geachteten persischen Familie, dem Christenthum nachfrage, und verbot ihnen schließlich, es noch ferner zu thun. Vergeblich suchte der Mirza sich zu vertheidigen, indem er sagte, er sehe nicht ein, was für ein Verbrechen es sei, sich mit der Religion Jesu, des wahren Propheten zu beschäftigen. Der Konsul beharrte auf seinem Verbot und erklärte allen drei Vorgeladenen, er werde einen persischen Kawaß in der Nähe des Missionshauses aufstellen, um ihm die-

jenigen zu nennen, die es wagen sollten, dasselbe auch künftig zu besuchen. Auf die Drohung folgte die That. Mirza K., der bereits türkischer Unterthan geworden war, wurde nicht weiter belästigt; Mulla Ali und Mirza A. aber mußten am 11. ins Gefängniß wandern. Es war ein Mittwoch und schon am folgenden Montag sollten sie nach Persien zurückgesandt werden, wo, wie Jedermann wußte, ihnen nur die Wahl blieb zwischen Widerruf und Tod.

Jetzt that Eile noth. Kölle wiederholte nun dringender seine schon vorher bei dem englischen Gesandten vorgebrachte Bitte, ob er nicht den persischen Gesandten bewegen könnte, doch in religiöser Duldsamkeit nicht hinter den Türken zurückzubleiben, oder wenigstens dem Christenthum geneigten Persern den Uebertritt in den türkischen Staatsverband zu erleichtern. Er erinnerte ihn an jene denkwürdige Depesche, die am 16. Januar 1844 das auswärtige Amt Englands erließ: „Die Regierung Ihrer Majestät ist sich ihres besondern Rechtes bewußt, bei der Pforte in Betreff dieses Gegenstandes ein geneigtes Gehör zu erwarten, da sie sich auf die Gerechtigkeit und das Wohlwollen berufen kann, womit die vielen unter englischer Herrschaft stehenden Muhammedaner in Indien behandelt werden. Die christlichen Mächte werden es nicht dulden, daß die Pforte ihren Glauben beschimpft und mit Füßen tritt, indem sie Jeden, der denselben annimmt, als Verbrecher behandelt. Die Regierung Ihrer Majestät verlangt, daß die Pforte ein für allemal einem so empörenden Grundsatz entsage." — Auch an den russischen Gesandten wandte sich Kölle, als nachher verlautete, die Gefangenen sollen schon am Samstag, und zwar auf einem russischen Dampfer über das schwarze Meer geführt werden.

Ein dem Hause des verstorbenen Königs von Delhi angehöriger indischer Prinz, der in Folge des Militäraufstands in die Türkei floh, legte gleichfalls Fürsprache ein für die Verfolgten. Mulla Ali hatte ihn öfters besucht und religiöse Gespräche mit ihm gehabt, weßhalb ihm dessen Verhaftung so nahe gieng, daß es ihn nicht litt, nur müßiger Zuschauer zu bleiben. Noch läßt sich aber die ganze Verkettung von Umständen, die dann wirklich zur Befreiung der Gefangenen führte, nicht recht übersehen.

An jenem zu ihrer Absendung bestimmten Samstag trat Morgens einer von Mulla Ali's persischen Freunden in dessen Gefängniß

mit den Worten: „Wir sind für dich auf der Legation gewesen und haben da gehört, durch die Bezahlung von 18 Pfd. St. können wir deine Befreiung erlangen. Ich habe diese Summe einstweilen vorgestreckt, aber es ist mir dabei gesagt worden, wenn dieß bekannt würde, wäre es unser Tod.“ — Kurz darauf kam ein andrer bejahrter Perser zu den Gefangenen und versprach ihnen ihre Befreiung unter der Bedingung, daß wenn sie nun auf die Legation geführt werden, sie Allem zustimmen, was er dort über sie aussagen werde. Gleich darauf wurden sie von dem Stellvertreter des gerade auf Urlaub befindlichen persischen Gesandten vorgeladen. Schon war auch jener Alte da, der sich nun erhob und losbrach, es sei in der That zu arg, wie die Perser von ihrer Gesandschaft behandelt werden; bald werde Niemand mehr sicher sein vor Gefängniß und Rücksendung nach Persien. Da stehen Männer, die er längst als aufrichtige Moslems kenne, und man beschuldige sie, sie seien Protestanten geworden, während er doch wisse, daß sie an den Propheten glauben und nie Umgang mit Christen gehabt haben. „Ist es nicht so, meine Freunde?“ schloß er. Mirza A. wußte sich der Schlinge, in die er sich durch sein Versprechen begeben hatte, nicht zu entziehen; Mulla Ali aber entgegnete fest: „Habe ich nicht offen bekannt, daß ich das Evangelium lese und mich mit den Christen über ihre Religion bespreche? Warum sollte ich jetzt das Gegentheil sagen?“ Darauf der Persische Geschäftsträger, zu dem Alten gewendet: „Hörst du jetzt aus seinem eigenen Mund, daß die gegen ihn vorgebrachte Klage nicht grundlos ist? Ich selbst habe bisher gezweifelt, ob er wirklich eines solchen Vergehens schuldig sei; nun aber haben wir Alle es von seinen eigenen Lippen gehört.“ Dann reichte er den beiden Gefangenen ein Papier und befahl: „Hier unterschreibt ihr, daß ihre wahre Muhammedaner seid, an den Propheten glaubt, und nichts mit den Christen oder dem Evangelium zu thun habt.“ Mirza A. unterschrieb; Mulla Ali aber fragte: „Was soll ich unterschreiben? die Wahrheit oder eine Lüge?“ — „Die Wahrheit,“ entgegnete der Geschäftsträger. Hierauf Ali: „Dann kann ich nicht schreiben was du verlangst. Ists denn ein Verbrechen, nach Wahrheit zu forschen und die Religion Jesu zu prüfen?“ Einige der Anwesenden meinten: „Ein Mann, der so spricht, ist ein Gläubiger und nicht ein Verbrecher.“ Der Geschäftsträger aber entließ ihn mit der Verwarnung, künftig nicht mehr mit

den Protestanten zu thun zu haben, sonst werde er wieder festgenommen und streng bestraft werden.

An eben diesem Samstag schrieb der englische Gesandte an Miss. Kölle: „Ich habe die Freude, Ihnen mitzutheilen, daß ich die Freilassung der beiden Perser, Mulla Ali und Mirza A., und zugleich die Versicherung erlangt habe, daß keine weitern Maßregeln gegen sie ergriffen werden."

Das war wohl recht dankenswerth und genügte Kölle, Mulla Ali's Taufe nicht länger zu verschieben; doch wünschte er sehnlich, die englische Regierung möchte dem Schah von Persien gegenüber bald einen Schritt weiter gehen durch eine ebenso energische Erklärung, wie die, welche sie 1844 der Pforte gab, und der etwa die Bemerkung beigefügt würde, England werde deßhalb keinen Krieg beginnen, aber, wo es nur immer dazu in der Lage sei, die Beschützung der durch den Dienst einer britischen Missionsgesellschaft bekehrten Perser selbst in die Hand nehmen.

Am 5. März wurde Mulla Ali getauft und zum Katechisten unter seinen Landsleuten bestimmt, unter denen sichs an verschiedenen Orten zu regen scheint. In Konstantinopel kauften mehrere der in Geschäften dahingekommenen Perser die heilige Schrift, und Kölle hörte von einer Gesellschaft von 5—6 Männern, die sich Abends zu versammeln pflegen, um die Bibel und die gegen den Islam gerichteten christlichen Streitschriften zu lesen. Mag es immerhin vorerst nur sein, um zu sehen, was die Christen für sich selber vorzubringen wissen, oder gar in der Absicht, sie zu widerlegen, so ist das den Missionaren doch ungleich lieber, als die stumpfe Gleichgiltigkeit der Türken. In Persien selbst ließen nicht nur Mulla Ali und sein Freund manche Bekannte zurück, die sich dem Christenthum zuneigten und in deren Familien man anfieng, die Bibel zu lesen, sondern Miss. Bruce berichtet auch von Etlichen, die mit Lebensgefahr sich Jesu ganz zu eigen gaben. Daß von ihnen nichts Näheres erwähnt werden darf, so lange in Persien noch die alte Unduldsamkeit herrscht, ist selbstverständlich; aber allerlei Zeichen wecken die Frage, ob nicht vielleicht Gottes Stunde nahe sei, das vor mehr als einem halben Jahrhundert vom seligen Henry Martyn begonnene Werk wieder aufzunehmen.

(Schluß folgt.)

Der „gute schwarze Doktor".

Deutschland ist im verflossenen Jahre vielfach an die schwarzen Söhne Afrikas erinnert worden. Seine südwestlichen Gauen haben gezittert vor deren wilden Horden; seine Krieger sind im Kampf den grimmigen Feinden begegnet, die theilweise mehr als thierische Blutgier und Grausamkeit bewiesen; seine Festungen und Lazarethe haben Monate hindurch Tausende dieser Fremdlinge beherbergt und dadurch reiche Gelegenheit geboten, auch ihre besseren Seiten, ihre Gutmüthigkeit und Genügsamkeit, sowie die Achtung, die dem Sieger von solchen Naturkindern gezollt wird, näher kennen zu lernen, und statt der Barbarei, mit der jene Turkos uns zu überfluthen bestimmt waren, durch christliche Rache in ihre Herzen eine Saat der Liebe und des Friedens niederzulegen, die auch in ihrer Heimat neue Lebenssprossen treiben könnte. Wie weit diese Gelegenheit benützt, wie weit der Mahnruf des Herrn zur herzlichen Bitte um das Kommen Seines Reichs auch zu diesen Armen verstanden und befolgt worden ist — Sein großer Tag wird es einst offenbaren. Wir wissen nur von einem Turko, der in Hagenau bekehrt, in Genf getauft worden ist, worauf er zu den Seinigen zurückkehrte, um ihnen von dem gefundenen Schatze mitzutheilen.

Ein neuer Sporn aber, das bisher etwa Versäumte nachzuholen und sich mit frischer Theilnahme und Hoffnung für die gesammte Negerwelt zu gürten, liegt in den französischen, englischen und deutschen Berichten, die nun allmählich von Medizinern, Theologen und einfachen Bürgern und Soldaten über einen schwarzen Arzt einlaufen, der im Dienste rettender Liebe am 27. November 1870 in einem Lazareth bei Sedan, erst 28 Jahre alt, sein Leben ließ. Ein herrlicheres, leuchtenderes Exempel von dem, was aus einem verachteten Sohne Hams, wäre er auch ein Edelmann von Naturgnaden, durch den Einfluß des Evangeliums zu werden vermag, kann auch der kühnste Glaubensmuth sich nicht wünschen.

Unter all den Ausländern — Amerikanern, Engländern, Belgiern, Holländern, Luxemburgern und Schweden — die auf den Kriegsschauplatz zogen, um das massenhafte Elend auf den

Schlachtfeldern lindern zu helfen, fand sich auch der schwarze Dr. Davis ein. Seine Voreltern waren einst aus ihrer afrikanischen Heimat in die Sklaverei fortgeschleppt worden. Er selbst wuchs auf der Insel Barbados in einem Geschwisterkreis von zehn Kindern bereits im Genuß der Freiheit und der Segnungen des Christenthums auf. Im neunten Jahre soll er die Taufe empfangen haben.*) Von klein auf zeichnete ihn ein besonders inniges, liebevolles Wesen aus. „Von allen meinen Kindern war er am zärtlichsten gegen mich und weinte sich manchmal in den Schlaf, wenn er sah, daß ich Unannehmlichkeiten hatte," schrieb seine Mutter einer englischen Freundin.

Wie es immer mit seiner früheren Bildungsstufe gestanden haben mag, dem strebsamen Jüngling wurde jedenfalls die beste Gelegenheit geboten, seine reichen Gaben auszubilden. Ein bekannter Menschenfreund, Herr Holland aus Stoke Newington, nahm sich seiner väterlich an, und bot ihm nicht nur sein Haus zur Heimat an, so lange er in London Medicin studirte und in einem dortigen Spital als praktischer Arzt lernte und wirkte, sondern zog ihn wie einen Sohn an sein Herz. Die christliche Gemeinschaft, an die er sich anschloß und in der er manch dauerndes Liebesband knüpfte, war die der sogenannten „Plymouth-Brüder". Fest wie Stahl in der Treue gegen seinen Gott und seine Freunde, wie in unermüdlicher Pflichterfüllung, war er ein durch und durch zuverläßiger Charakter. In Aberdeen erwarb er sich im Frühling 1870 die Würde eines Doktors der Medicin. Ein daselbst erscheinendes Blatt bemerkte bei der Nachricht von seinem Tod: „Wie vielen unsrer Leser bekannt ist, war Dr. Davis ein heiterer, wohlgestalteter Mann von ungemein offenem, einnehmendem Wesen. Am bekanntesten war er hier vielleicht durch seine religiösen Versammlungen. Er nahm während seiner Studienzeit ernsten und thätigen Antheil am Wohl der Armen und Verkommenen und wirkte, wie wir von durchaus unparteiischer Seite wissen, unter ihnen in großem Segen. Er that All das ohne auch nur im Geringsten sich bemerklich machen zu wollen, und mehr als eine gute That, die laute Anerkennung verdiente, wurde auf seinen ausdrücklichen Wunsch verschwiegen."

*) So berichtet ein sächsischer Geistlicher in den „Bausteinen"; daß er, wie es dort weiter heißt „aus vornehmer Familie" stammte und von Haus aus „sehr vermögend" war, mag auf einem Mißverständniß beruhen.

Auch in seinem Londoner Spital war Christoph Davis schnell ebenso bekannt durch seine „entschiedenen religiösen Ansichten", wie durch seine außerordentliche Geschicklichkeit und Dienstfertigkeit. „Es lag in seiner Stimme ein Wohlklang, der die tiefsten Saiten des Herzens anschlug und zugleich kräftigte. Gewiß war das eine Gabe Gottes, die wie ein Lied in mitternächtlicher Stunde sich manchem Sterbenden in Ohr und Herz senkte. Und wie holdselig war sein Lächeln, wie wußte er sich der Freude Andrer zu freuen! Seine ganze Art und Weise war höchst anziehend und die flinke Hand immer bereit, dem schnellen, umsichtigen Blick Folge zu leisten, dem nichts zu entgehen schien," rühmt eine englische Feder ihm nach.

„Er war ein Mann, in welchem die höchste Begeisterung für die Sache, der er diente, mit den umfassendsten wissenschaftlichen Kenntnissen sich vereinigte," schreibt ein Fachgenosse.

„Treu wie Stahl" nennt ihn eine Freundin, deren krankes Kindlein er einmal bediente, indem er eine ganze Nacht an seinem Bette wachte und es mit Mutterzärtlichkeit pflegte. „Wenn der Doktor einmal auf eine Stunde einzutreffen versprochen hatte, wie sicher konnte man da sein, daß er im rechten Augenblick erscheinen werde!" Eben war er zum Professor der Medicin am Bartholomäus-spital ernannt worden, als die Beschreibung der Nothzustände bei Sedan ihn bewog, vor Antritt seiner neuen Stellung mit den Gütern, Gaben und Kenntnissen, die ihm Gott verliehen, den Leidenden zu dienen.

Mit bedeutenden Geldmitteln ausgerüstet — eine einzige Freundesfamilie, Herr und Frau Chrimes, übergab ihm dazu 1000 Pfd. St. — eilte er im September nach der Stätte des letzten großen Blutbades. Bald fand er auf der bayrischen Typhus-station Pont Mangis bittern Mangel aus. Was er antraf, beschränkte sich auf eine Bouteille Brandy und zwei Orangen. Er schaffte sofort für hunderte von Kranken Matratzen an und ließ sich unter ihnen nieder, um sich zunächst vorzugsweise ihrer Pflege zu widmen. In rastlosem Eifer war er den ganzen Tag, oft bis in die Nacht hinein geschäftig, in jenen Lazarethen Ordnung und Sauberkeit aufrecht zu erhalten und wo möglich die Bedürfnisse jedes Einzelnen zu befriedigen. Auch für die Kost wurde durch ihn „wirklich königlich" gesorgt. Hatte er ein neues Gericht beschafft, das

auch den wähleriſchen Kranken zuſagte, ſo konnte er ſich die Hände reiben und rufen: das geht ja prächtig!

Weil er nicht das Geringſte that, ohne den Herrn gefragt zu haben, und jeden Tag ſeine Pfleglinge ſeinem und ihrem Gott befahl, bewies er in Allem, was er unternahm, Entſchloſſenheit, Sicherheit und Ruhe; wenn die bayriſchen Aerzte des Orts einen Kranken ſchon aufgegeben hatten, wußte er öfters noch Rath. Daher auch die Bayern ihn bald ſehr lieb gewannen und ihn nur kurz ihren „alten Schwarzen" nannten.

Nicht dieſen Bayern allein aber galten ſeine Samariterdienſte; bald war der „ſchwarze Doktor" auf dem ganzen Schlachtfeld bekannt. Er fuhr in ſeinen freien Stunden von Ort zu Ort und fragte, ob er irgend einem Mangel abhelfen könne; betrübt zog er weiter, wenn er die Antwort erhielt, man ſei ſchon mit Allem verſorgt. Daneben errichtete er Suppenanſtalten für das arme, ſchwergeprüfte franzöſiſche Landvolk, das von allen Seiten ihn um Hülfe anlief. In Mangis und Balan wurden täglich Schaaren von Abgebrannten geſpeist, und als einmal Fräulein Goulden, die Schweſter des evangeliſchen Pfarrers in Sedan (eines Elſäßers Gulden) ihm ſagte, es kommen noch gar Manche, für die der Vorrath nicht ausreiche, zog er die Uhr heraus, die er einſt als Prämium erhalten hatte, mit den Worten: lieber wolle er dieſe verkaufen, als daß Eines ungeſpeist weggehe. Gewiß iſt, daß Hunderte ihr Leben ſeiner Selbſtaufopferung dankten.

Durch lithographirte Briefe ſuchte er in immer weiteren Kreiſen Theilnahme zu wecken und die werkthätige Liebe für die Opfer des Kriegs wach zu erhalten. Als dann Paſtor Goulden zu demſelben Zweck eine Reiſe nach England unternahm, begleitete ihn Davis dorthin. Vor dichtgedrängten Verſammlungen gaben da Beide herzergreifende Schilderungen von dem Jammer und Elend im Gefolge des Kriegs und kehrten unverweilt mit neuen, reichen Mitteln verſehen auf den Schauplatz ihrer Thätigkeit zurück. Doch blieb er auch auf dieſer Reiſe ſeinen Glaubensgrundſätzen beharrlich getreu. „Ich weiß," ſchreibt Freund Chrimes, „daß er nie einen Menſchen um einen Schilling für ſein Werk anſprach, daß aber dieſer ſein Glaube von Gott reichlich belohnt wurde und unerwartet große Summen bei ihm einliefen."

Ziemlich erſchöpft von dem beſtändigen Reiſen während einer

nur zehntägigen Abwesenheit langte Davis in Frankreich an, um ohne entsprechende Hilfe seine für mehr als nur Eine Kraft ausreichende Arbeit wieder aufzunehmen. Dennoch wollte er auch das Spital in Sedan besuchen und durchschritt daselbst das Pockenzimmer. Mit der alten Hingebung pflegte er noch kurze Zeit in Mangis seine Kranken, dann legte ihn die Seuche darnieder.

Auf die Nachricht von seiner gefährlichen Erkrankung eilten alsbald seine Freunde Chrimes aus England herbei. Die schreckliche Seuche hatte schon einige Tage zuvor seine Augen geschlossen, aber aus den Fieberträumen erwachend, erkannte er seine Lieben an der Stimme und freute sich herzlich ihres Kommens. „Du bist sehr krank, lieber Bruder. Der Herr hat seine Hand auf dich gelegt, aber sein liebender Arm hält dich umschlungen, nicht wahr?" sagte Frau Chrimes. Darauf erwiederte er schnell: „O ja! O ja! Und das ist genug! Das ist genug!" — Die Hände über der Brust faltend fügte hinzu: „Jetzt will ich schlafen." Nur an den ruhigen, gleichmäßigen Athemzügen wars zu spüren, daß er wirklich in Schlummer sank. Sie wurden kürzer und kürzer, und während die Freunde an seinem Lager noch auf den letzten Hauch warteten, war seine Seele schon daheim bei dem Herrn. Es war der Adventsonntag.

Kein Auge blieb trocken, als an seinem Grabe Herr Philipoteau, der Bürgermeister von Sedan, ihm nachrief: „Muß Gott nicht diejenigen belohnen, die gleich dir als Opfer ihrer Menschenliebe und Hingebung fallen? Dürfen wir nicht mit allem Recht vor dieser zahlreichen Versammlung es aussprechen, daß du da droben eine herrliche Unsterblichkeit gefunden haben wirst? Möchte unsrem verheerten Bezirk bald ein würdiger Nachfolger dessen geschenkt werden, der unter uns als „le bon docteur noir" bekannt war. Adieu! Fahr' wohl, Dr. Davis, fahr' wohl! Oder vielmehr: au revoir, auf Wiedersehen, wenn nämlich Gott eines Tags uns ein nur auch von ferne dem deinigen ähnliches Ende bescheert!" —

„Dr. Davis Gedächtniß wird in vielen Herzen und Ländern unter verschiedenen Himmelsstrichen fortleben, aber nirgends wird es köstlicher geachtet werden, als in den Dörfern um Pont Mangis her, wenn in künftigen Jahren man zu dem Grab des 'guten schwarzen Doktors' in jener Ecke des Friedhofs von Fond de Givonne

pilgert, wohin er gelegt wurde," schrieb der Agent des englischen Hilfsvereins für französische Bauern nach London.

„Einmal wöchentlich kam auch ich in sein Dorf," erzählt ein sächsischer Geistlicher in seinen „Leiden und Freuden eines Lazarethlebens". „Nachdem ich des Morgens dort meine Besuche und die kleinen Wochengottesdienste beendet hatte, war es mir eine wahre Erquickung, mit diesem Dr. Davis zusammen zu sein. Die lautere Liebe, die sich in allen seinen Worten und Thaten kund gab, und vor Allem sein bescheidenes, anspruchsloses Wesen, die Demuth, von der die ganze Art und Weise seiner Hilfsthätigkeit zeugte, mußte auf jeden einen guten Eindruck machen. Neun Wochen hat er im Segen gewirkt und sich die Herzen Aller, der Deutschen wie der Franzosen, der Vornehmen wie der Geringen, gewonnen. Er half auch kräftig, durch Ankauf und Verbreitung guter Schriften für das Seelenwohl seiner Pfleglinge Sorge zu tragen.... Ringsum machte die Kunde von seinem Tode einen erschütternden Eindruck. An der Theilnahme, die er bei seinem Begräbniß erfuhr, zeigte sich, welche Frucht sein kurzes Wirken geschafft hatte. Tausende begleiteten seinen Sarg zur letzten Ruhestätte, deutsche und gefangene französische Soldaten friedlich neben einander, die ganze Bürgerschaft von Sedan und die Bauerschaften der umliegenden Dörfer...."

Am ausführlichsten aber wird Davis ganze Wirksamkeit in Sedan von einer der drei Schwestern des schon erwähnten Pastor Goulden geschildert, die sämmtlich, obgleich von Hause aus an Alles gewöhnt, was äußerlich betrachtet das Leben schön und reich macht, in jenen Tagen der Noth freudig jeder eigenen Bequemlichkeit entsagten, um mit Hand anzulegen bei der Pflege der Hungernden, Verwundeten und Kranken. Wir geben diesen an Davis Pflegevater gerichteten Beileidsbrief fast unverkürzt wieder:

„Sedan, den 12. Dezember 1870.

„Mein lieber Herr!

„Darf ich als unbekannt Sie so anreden, wenn ich Ihnen sage, daß ich unter der Leitung Ihres theuren Pflegesohnes, unsres innig geliebten und schmerzlich betrauerten Dr. Davis arbeitete? Ich fühle tief mit Ihnen, und darum drängt es mich, Ihnen noch etwas von seiner Wirksamkeit zu erzählen seit der Zeit, da Sie durch Gottes Gnade ihn uns geliehen haben.

„Er kam in einer Zeit großer Noth, sich an eine Arbeit zu

machen, bei der keine Ehre vor Menschen zu gewarten war. Er entfaltete dabei ein Organisationstalent, wie ich es vorher noch bei Niemand gesehen hatte. Seine freundliche und dabei doch imponirende Art wurzelte in dem Gefühl, daß was gethan werden sollte, auch gethan werden müsse, und so gehorchten Alle, die ihm nahe kamen, ihm fröhlich. Sein großes, edles Herz forderte von Niemand etwas Unmögliches. Sie können sich nicht vorstellen, welcher Freudenschimmer über kranke, welke Gesichter hinglitt, wenn er unter seinen Patienten erschien; der Schwächste suchte dann irgendwie einen Händedruck oder einen freundlichen Wink zu erlangen. Als ich einmals mit ihm durch die Krankensäle schritt, sagte ich zu meiner Schwester: 'Sieh nur, wie das Gesicht dieses Mannes für seine Leute so gar nicht dunkel, sondern wie der helle Sonnenschein ist! Sieh nur, wie ihre Gesichter glänzen, wenn er mit ihnen spricht!' Mitten im Wirbel des Kriegsgetöses sahen in seiner Ambulanz Alle ruhig aus, und es herrschte in ihr dieselbe Reinlichkeit, die er für seine eigene Person pflegte. Sie wissen, wie viel damit gesagt ist.

„Ich genoß das große Vorrecht, etwa vierzehn Tage mit ihm zusammen zu arbeiten. Leider stellte ich mich dazu erst vier Tage später ein, als ich möglicher Weise gekonnt hätte, was mir jetzt, da ich nichts mehr für ihn thun kann, ein peinlicher Gedanke ist.

„Wie oft sagten mir nicht Landleute, die ich besuchte: 'Dieser Mann ist kein gewöhnlicher Mensch, er ist ein Heiliger.' Und so wars. Er wollte überall Ordnung, Genauigkeit, Uebereinstimmung und Sauberkeit haben; er führte scharfe Aufsicht über Alles, und es war meine Aufgabe mitzuhelfen, daß Alles so blieb, wie er selbst es geordnet hatte. Sie können sich keinen Begriff machen, wie gütig er gegen seine kranken Bayern war.

„Er sorgte aber für Jedermann, außer für sich selbst. So lange ich bei ihm war, blieb er immer bis sehr spät auf und ließ sich nicht überreden, früher Ruhe zu suchen. Dr. Davis Ambulanz war meiner Ansicht nach die beste in und um Sedan her. Als ich zuerst davon sprach, ihn in Pont Mangis zu unterstützen, sagte Alles, das sei ein Pesthaus und tauge nicht für eine weibliche Kraft, die sich schon vorher in andern Ambulanzen ermüdet habe. Als ich aber dem Doktor mittheilen wollte, ich sei zu unwohl, um diese Aufgabe zu übernehmen, versagten mir fast die Worte, so sehr

fühlte ich mich zu ihr hingezogen. Nie werde ich seinen Blick vergessen, als meine Schwester ihm sagte, es sei nun entschieden, daß ich nicht kommen werde. Er antwortete nur: 'O, ich werde beten.'

„Von Stund an hatte ich keine Ruhe mehr; und obgleich unsre ausgeplünderten, obdachlosen Landleute zu uns kamen, wie eine Heerde zerstreuter Schafe, und es bestimmt war, daß ich in einer holländischen Ambulanz einer liebenswürdigen Gräfin helfen sollte, welche gekommen war, die Verwundeten zu pflegen (und zwar in ihrer Ambulanz lauter Franzosen mit Ausnahme einiger zu schwer getroffenen Deutschen, um je wieder gegen mein armes Vaterland kämpfen zu können); obgleich mein so gütiger Bruder es entschieden ausgesprochen hatte, ich dürfe nicht zu Dr. Davis gehen, war ich so umgetrieben, daß ich Morgens zu meiner Schwester sagte: 'Der Mann in Pont Mangis bringt mich vor Unruhe noch ums Leben. Ich kann den Gedanken nicht ertragen, er mühe sich da draußen allein ab. Soll man sagen können, ein guter Mensch, ein Mann des Gebets habe um Hilfe gerufen und keine Antwort erhalten, wie wenn seine Stimme in einer Wildniß verhallt wäre? Ich muß noch einmal hingehen.' — Zwei Tage darauf frühstückte er mit uns, und wir fanden ihn sehr müde aussehend. Ich fragte ihn, ob er jetzt eine Hilfsarbeiterin für seine Ambulanz gefunden habe. Er antwortete: 'Nein,' und so konnte ich nicht umhin, ihn durch die Zusicherung zu beruhigen: 'Nun, wissen Sie, Doktor, so Gott will, komme ich zu Ihnen.' Ach, hätten Sie sehen können, wie da sein Gesicht aufleuchtete! Mit welcher Freude könnte ich jetzt an jenen Tag zurückdenken, müßte ich mir nicht sagen, daß ich ihm diese Erleichterung schon etliche Tage früher hätte verschaffen können! 'Und wann werden Sie kommen?' fragte er. Wie ich glaube, vom Herrn geleitet, antwortete ich: 'morgen'. Ich kam und bereue nicht, es gethan zu haben. Nur das bedaure ich, daß ich nicht früher gieng, obgleich Dr. Davis so freundlich war zu sagen, ich sei ihm noch immer von Nutzen. Nun, sei dem wie ihm wolle, mir wurde der Segen zu Theil, unter einem Manne von erprobtem, an die heiligen Menschen der Bibel erinnerndem Glauben zu arbeiten, dessen heldenmüthiges Gottvertrauen gleichsam mit Gewalt Alles zu erlangen schien, was ihm nöthig däuchte. Wie hat der liebe Doktor mich doch aus meiner Unschlüssigkeit herausgebetet! Und dann war er auch wieder so weich, so anspruchslos. Und wie bald war

er bekannt, obgleich er keine Bekanntschaften suchte! Viele, namentlich die Armen, liebten mich um seinetwillen. Ach, wenn Sie hätten sehen können, wie ich, als er erkrankte, von solchen, die sich nach seinem Befinden erkundigten, in den Straßen angehalten wurde! Er wollte mir nicht erlauben, ihn zu pflegen. Er sagte, es werde hübsch sein, wenn ich ihn in seiner Wiedergenesung zuweilen unterhalte, aber ich glaube, er that das nur, um mich zu beschwichtigen und von weiteren Bitten, ihn pflegen zu dürfen, abzuhalten.

„Die Einzelnheiten seines Todes sind Ihnen bekannt. Es war ein ruhiges Nachhausegehen. Während seiner Krankheit schien er nur an seine Patienten und an diejenigen zu denken, die ihn pflegten. Zu den Letzteren gehörte leider! ich nicht. Wenn man ihn fragte, ob sein Zustand nicht sehr beschwerlich sei, konnte er mit himmlischem Lächeln antworten: 'Nein; ich liebe Gott, ich liebe Gott!' — Als ich hörte, daß Gott diesen Vater und Bruder der Armen und Bedrängten, diesen Tröster der Weinenden hinweggenommen habe, war es mir, als hätte an diesem Tag erst der Krieg begonnen, denn er hatte die Gabe, sogar diesen erträglich zu machen, weil er es verstand in solcher Prüfungszeit die besten Eigenschaften eines Jeden hervorzulocken. Ein wunderbares Licht verbreitete sich von ihm aus auf Alles; es war der Wiederschein seiner Gottesliebe und seines Glaubens.

„So tief ich gleich Anfangs den Schlag seines Scheidens empfand, ist mir, als fühle ich ihn von Tag zu Tag tiefer. Es ist ein Verlust, an den man sich nicht gewöhnen kann. Er schien so unentbehrlich, um Kummer zu lindern und Andre aufzumuntern, daß sie ein Gleiches thun. O, es war lieblich, einen so jungen Mann so menschenfreundlich und thatkräftig, voll einer so gediegenen Frömmigkeit zu sehen, daß er in seinem Eifer für Gott Niemand verletzte und zurückstieß. Da er Tag und Nacht betete, war Gott auch Nacht und Tag mit ihm. Wer ihm nahe kam, spürte das und genoß die Frucht davon, auch ohne sich Rechenschaft davon zu geben. Obgleich wir nicht um ihn trauern wie die, die keine Hoffnung haben, leben wir doch auch im Schauen, und dieses liebliche Schauen ist uns gerade in dem Augenblick genommen worden, in dem wir es am meisten zu bedürfen glaubten. Der Herr weiß es freilich am besten, aber ich konnte doch mit den Weibern fühlen, die bei der

Nachricht von seinem Tode ausriefen: 'Gott will uns nicht mehr gnädig sein! Er hat unsern lieben Doktor von uns genommen, weil wir seiner nicht werth waren.' Wir entgegneten, er genieße nun in Kraft und Herrlichkeit, nachdem er sich hier schwach und krank gefühlt. 'O ja,' antworteten sie, 'er verdient das; aber wir brauchten ihn so nöthig. Hatten wir nicht Jammer genug? O, unser lieber Doktor!' — Ein ähnliches Gefühl ergriff auch die Reicheren, denn Alle liebten ihn.

„Ich wollte, Sie hätten die Ehrfurcht sehen können, mit der Alle seiner sterblichen Hülle zu ihrer letzten Ruhestätte folgten. Alle, die er gespeist und gepflegt hatte, kamen dazu herbei. Er wurde von Pont Mangis direkt in unsre Kirche getragen. Da stand sein Sarg umringt von Hunderten von Armen in ihren besten Kleidern. Einige kamen auch in Lumpen, denn obgleich die Franzosen ihr Elend gern verbergen, waren sie an diesem Tag so von Liebe und Dank erfüllt, daß sie wenig an den äußern Schein dachten. Achtzigjährige Männer und Weiber und achtjährige Kinder, Alle folgten ihm auf sein anfängliches Arbeitsfeld, Fond de Givonne, wo er zuerst erschienen war — eine rechte Hilfe in der Noth. Von dort gieng es weiter auf unsern evangelischen Gottesacker. Der ganze Friedhof war gedrängt voll Trauernder, und ebenso viele standen draußen auf dem Weg. Nie war ich Zeuge einer solchen Stille und solcher Thränen, wie in jener Stunde, als die herrlichen Eigenschaften Ihres theuren Sohnes noch einmal aufgezählt wurden, ehe wir ihm Lebewohl sagten. Reiche und Arme beweinten ihn gleich aufrichtig, aber die Thränen der Armen begossen wörtlich den Boden.

„Dr. Davis wurde im Tode mehr geehrt, als irgend ein Bürger unsrer Stadt. Der deutsche Kommandant erlaubte, daß deren Thore geöffnet wurden, obgleich dieß selbst bei der Beerdigung deutscher Offiziere nicht geschieht.

„Der Bürgermeister berief bei der Nachricht von Dr. Davis Tod den Magistrat zusammen, um vorzuschlagen, daß ihn Alle zu Grab geleiten sollten, gleichviel, ob eingeladen oder nicht. Er selbst erbat es sich als besondre Gunst und Ehre, eine Ecke des Grabtuchs tragen zu dürfen, wenn dazu Niemand ein näheres Recht habe. Am Grab hielt er eine schöne aus tiefstem Herzen kommende Rede, bis ihm vor Schmerz die Stimme versagte. Der Sarg

wurde von Männern getragen, denen der Entschlafene viel Liebe bewiesen hatte, und die Armen der benachbarten Dörfer strömten herbei wie Vögel zu einem schattenreichen Baum. Und war er ja auch — ein Zweig vom Baum des Lebens!

„Drei Geistliche theilten sich in den Trauergottesdienst: ein Engländer, weil Dr. Davis als Engländer galt; ein Deutscher, um ihm den Dank der Deutschen nachzurufen, und ein Franzose, um seine Stimme für mein armes Volk zu erheben und, soweit seine Thränen es erlaubten, zu sagen, was der gute Vater war, wie wir ihn liebten, und wie wir trachten wollen, ihm nachzueifern.

„Wir Alle fühlen uns Ihnen zum Dank verpflichtet, daß Sie ihn zu uns kommen ließen. Hätte er in seinem Hause gemacht, so hätten wir ihn gezwungen, auch ein wenig an sich selbst zu denken; aber es war sein Beruf, inmitten seiner Arbeit zu leben, wo der Herr ihn eingesammelt hat als eine für die ewige Ernte reife Garbe. Unter tiefen Seufzern ringen wir darnach, sprechen zu können: 'Dein Wille geschehe.' — Entschuldigen Sie mein langes Schreiben, aber Dr. Davis ist solch ein herrliches Lämmlein in der Krone Jesu." —

Noch ein Zeugniß aus dem Christian Index: „Davis im Kaffirthum unerschöpfliche Mann hat in seinem Testamente den verarmten Bauern des Schlachtfeldes noch auf Monate hinaus die Suppenvertheilung zugesichert. Wie mußte doch dieser Neger in so kurzer Zeit sich die Achtung und Liebe eines ganzen Volkes zu erwerben, mußte mehr auszurichten als eine ganze Anzahl sehr bezahlter Männer von weißer Haut! Was meinst: war er nicht doch mehr von unserm Geschlecht?" —

Die Eltern des „guten schwarzen Doktors" leben noch in Barbados. Als seine zärtliche Mutter von seiner Liebesthätigkeit hörte, bat sie ihre Freundin, ihn doch zu ermahnen, daß er sich selbst nicht ganz und gar darin vergäße. „Hätte ich Flügel, so flöge ich zu ihm!" schrieb sie. Sie hätte ihren Flug höher nehmen müssen, als nach Sekan, denn bei der Ankunft ihres Briefes hatten sich dem erlösten Geist schon die Pforten des ewigen Lebens geöffnet, und der Leib harrte im Grabe der Auferstehung der Gerechten.

Die African Times schlägt vor, in Sierra Leone und Lagos Säulen zu errichten, bestimmt, die Namen derjenigen Afrikaner zu tragen, welchen, wie unserem Christoph Davis, die allgemeine

Stimme den Tribut der Bewunderung und Dankbarkeit zollt, damit ihr Lauf von ihren schwarzen Brüdern im Andenken behalten werde und ihre Nacheiferung wecke. Wir setzen ihm einstweilen diesen kleinen Denkstein, der uns und unsern wissenschaftlichen Landsleuten zurufen möge: Gehe hin und thue deßgleichen!

Bücherschau.

Kurze Geschichte der lutherischen Mission in Vorträgen von Gustav Plitt, außerordentl. Professor der Theologie in Erlangen. Erlangen bei A. Deichert 1871.

Prof. Plitt hat in 18 Vorträgen einen Ueberblick über das Ganze der lutherischen „Missionsthätigkeit" zu geben beabsichtigt, worin das Einzelne, die Geschichte der Gesellschaften, Missionare, Stationen nur in soweit zur Sprache kommen sollte, als es von Bedeutung für das Ganze ist. Die Wurzeln der lutherischen Missionsarbeit sind darum mit besonderer Gründlichkeit offengelegt, und schon die ersten Vorträge über Luthers Ansicht von der Pflicht des Missionirens unter Heiden und Juden enthalten eine bisher vergebens gesuchte Gesammtdarstellung des wichtigen Gegenstandes. Nach einer kurzen Untersuchung über die Anfänge lutherischer Mission im 16. und 17. Jahrhundert wird sodann die Dänisch Hallische Mission ausführlicher geschildert, bis auf ihre Erneuerung durch die Dresden-Leipziger Gesellschaft. Gerade die Hälfte des Buchs, in neun Vorträgen, behandelt diese bedeutendste Arbeit lutherischer Sendboten. Die übrigen Vorträge erzählen von der Mission unter Lappen und Grönländern, wie von den neueren Arbeiten der Dänen, Schweden, Finnen und Norweger; der amerikanischen und der Hermannsburger Mission wird je ein Vortrag gewidmet, und zwei der Judenmission.

Es ist eine gründliche Arbeit, die in diesem Werke den Missionsfreunden geboten wird, durchgängig vom Geiste warmer, aber nicht blinder Liebe zu der Sache und ihren Trägern durchwebt, scheint sie dazu angethan, den Studierenden das Herz zu erweitern und Muth zu eigener Betheiligung an diesem Zweige kirchlicher Thätigkeit anzuregen. Der kirchliche Standpunkt ist der strenglutherische, der sich jedoch in keiner herben Weise offenbart, wenn er auch z. B. S. 206 einen Schwartz wegen der freien Stellung tadelt, die er zu englischen Christen einzunehmen sich gedrungen fühlte. In der Kastenfrage werden des sel. Grauls Grundsätze verfochten, als aus dem Geiste der lutherischen Kirche heraus festgestellt, während die verschiedene Behandlungsweise derselben Frage durch die „englischen Missionare" aus dem Geiste der reformirten Kirche abgeleitet wird. Daran ist wohl auch etwas Wahres, aber es ist nicht die ganze Wahrheit. Eine weibliche Seele wie die des Forschers und Dichters Graul, verhält sich einmal anders zu solchen Fragen als Männer von der Art eines Nyenius, Anderson, Harms. S. 236 wird Ringeltaube irriger Weise der Kirchenmissionsgesellschaft zugetheilt, während er den Londonern diente; durch diesen Fehlgriff erhält der ganze Paragraph eine falsche Färbung. Hart scheint uns das über die Papuas S. 296 gefällte Urtheil: daß das Gericht sich doppelt schnell an einem Volke vollziehe, welches die Gnade hartnäckig verschmähe. Wir stehen da, wie so oft in der Völkergeschichte, vor einem noch ungelösten Räthsel, möchten aber keine Mission, — auch nicht die an aussterbenden Völkerresten — „eine hoffnungslose" nennen.

KAMEHAMEHA III.

König von Hawaii.

Lith. Anst. v. W. Menges Stuttgart.

Haartrachten der Fidschier.

Eine abgeschlossene Mission.

„Wie lange kann es denn dauern, bis die Mission ihre Aufgabe in einem heidnischen Lande erfüllt hat?“ mag mit einer gewissen Ungeduld ein oder das andre Mal manch lieber Geber fragen, wenn er immer nur von der wachsenden Ausdehnung und den steigenden Bedürfnissen eines Werkes hört, von dem fast ebenso regelmäßig ein jährliches Defizit berichtet wird. Eine Beantwortung dieser Frage aus menschlichem Munde erwartet er wohl selbst nicht im Ernst; denn wie erstaunlich langsam geht es zu Zeiten doch daheim, nicht minder als unter den Heiden, mit der Arbeit im Reiche Gottes voran, und dann wieder wie wunderbar schnell, wenn Seine Stunde schlägt und Sein Odem drein bläst! Gibt der etwaige Stillstand, geben die Siege und Niederlagen draußen nicht vielleicht den Maßstab für die Zahl und den Ernst der betenden Hände, die sich zu Hause für die vereinzelten Streiter und die jungen Gemeinden in der Ferne erheben? Wartet der Herr nicht vielleicht nur auf fröhlicheres Geben, herzlicheres Sehnen, anhaltenderes Rufen und Dienen von Seiten der Christenheit, um eilends die herrliche Verheißung zu erfüllen, daß die Erde voll werden soll von der Erkenntniß Seiner Ehre, wie Wasser, das das Meer bedeckt?

Andrerseits aber hat die Frage: „Wann hat eine Missionsgesellschaft ihre Arbeit unter einem heidnischen Volke als beendet zu betrachten?“ doch auch ihre volle Berechtigung. Die Apostel evangelisirten eine Stadt, sammelten daselbst eine Gemeine, stärkten dann die Seelen der Jünger und ordneten ihnen hin und her Aeltesten; sie beteten und fasteten, und befahlen sie dem Herrn, an den sie gläubig geworden waren. Sofort zogen sie weiter (Apgsch. 14, 23).

In unseren Verhältnissen mag sich diese Reihefolge apostolischer Thätigkeiten durch lange Jahrzehnte hinziehen, irgendwie aber wird gefordert werden müssen, daß auf das von ihnen so rasch erreichte Ziel systematisch hingearbeitet werde: aus den Gläubiggewordenen Lehrer, Hirten, Helfer und Regierer heranzuziehen, die man am Ende mit Vertrauen dem Herrn befehlen und seiner weiteren Leitung überlassen kann.

Ein ehrwürdiger Veteran in der Leitung der größten amerikanischen Missionsgesellschaft, des in diesen Blättern schon vielfach genannten Board of Missions, hat es kürzlich offen ausgesprochen: „Ich kann mir nicht verhehlen, daß bis jetzt die Mission im Allgemeinen nicht genug auf einen möglichst frühen Abschluß ihrer Thätigkeit bedacht war. Sie hat meiner Ansicht nach ihr Werk gethan, sobald sie eine christliche Kirche gegründet hat, die sich selbst zu erhalten und verwalten weiß und genug Lebenskraft besitzt, um zu der Hoffnung zu berechtigen, daß sie für die ganze Masse des Volks zum Sauerteig werde, wenn auch ihre geistlichen Väter vom Schauplatz abgetreten sind. Dazu ist es keineswegs in allen Fällen nöthig, daß die ganze Bevölkerung eines Landes schon christianisirt sei; die Erfahrung hat vielmehr gelehrt, daß Heidenkirchen gar nicht zu ihrer vollen Entwicklung gelangen, wenn sie sich nicht ebensowohl an aggressives Vorgehen, als an die selbständige Besorgung ihrer eigenen geistlichen Angelegenheiten gewöhnen. Liegt darum nicht außerhalb der Grenzen ihres Landes die Gelegenheit zum Missioniren nahe, so sollte wo möglich ihnen innerhalb derselben Raum dazu gelassen werden, damit sie sich einer Art Nothwendigkeit gegenüber gestellt sehen, den Krieg Christi weiter zu führen ....

„Es ist die den katholischen Missionen innewohnende Schwäche, daß sie ihre Missionare nie von einem Arbeitsfeld zurückziehen können, das sie ihrer Kirche zu erhalten wünschen. In allen ihren großen Missionen früherer Zeiten waren ihre Priester nach einem Jahrhundert noch ebenso unentbehrlich wie Anfangs, und das Ausbleiben fremder Hilfe bedeutete soviel als den Untergang des Werks. Mir dagegen erscheint bei der Gründung einer neuen Kirche die Gegenwart einer widerstrebenden, wo nicht verfolgenden Macht fast als die Bedingung eines kräftigen Wachsthums. Zeuge davon Madagaskar."

Beiläufig sei hier eingestanden, daß auch von den protestantischen Gemeinschaften im großen Ganzen die Selbständigkeit irgend

einer Missionskirche als unbedingt zu verwirklichendes Ideal noch sehr unsicher im Auge behalten wird. Man kann sich ja über die Secularfeier einer Mission wie der grönländischen, labradorischen ꝛc. von Herzen freuen, doch wird immer wieder die Frage auftauchen: Soll auch ein zweites oder gar ein drittes Jubiläum noch begangen werden, ohne daß aus dem Fischervolk der Eskimo selbst Männer hervorgehen, welche die Gemeine zu leiten vermögen? Die Schwierigkeiten, welche zu überwinden wären, mögen noch so groß, ja unüberwindlich scheinen; je länger man mit der Uebertragung wenigstens eines Theils der Regierungsgewalt zögert, desto mächtiger werden sie anwachsen. Der fremde Missionar und die eingeborne Gemeinde gewöhnen sich an ein traditionelles Geleise; jener fährt ins Unendliche fort zu regieren und zu geben, diese — zu nehmen und sich zu schmiegen.

Dr. Anderson, der ehrwürdige Schreiber obiger Citate, führt uns in dem Werke, dem sie entnommen sind,*) zugleich in ein Land, in dem seit sieben Jahren nun die Mission die Verantwortung, die sie bis dahin trug, den eingebornen Gemeinden auf die Schultern gelegt hat — etwas später erst, als es seiner Ansicht nach hätte geschehen können, und doch gewiß vielen Freunden des Reiches Gottes zur Freude und zum Sporn. Denn welch wunderbare Veränderung war mit dem hawaiischen Inselreich nicht vorgegangen, seit 43 Jahre zuvor die ersten Friedensboten es betraten!

In dankbarer Anerkennung der Segnungen, die sie ihm gebracht, hat im Sommer des vorigen Jahrs das ganze Volk das fünfzigjährige Jubiläum ihrer Ankunft gefeiert. Eine Art Vorfeier fand schon Sonntag den 12. Juni statt. Zwei eingeborne Gemeinden versammelten sich dazu in der großen Steinkirche der Hauptstadt Honolulu. Sieben Redner traten nach einander auf. Der Amerikaner Parker übernahm das Eingangsgebet; ein Chor von 50 Eingebornen sang eine für diesen Tag componirte Hymne; der reichbegabte eingeborne Pfarrer Kuaea predigte über 3 Mos. 25, 11: „Denn das fünfzigste Jahr ist euer Halljahr" und wies dabei in freier, fließender Rede auf die großartige Umwandlung hin, die innerhalb eines halben Jahrhunderts sich in Hawaii vollzog. An

*) History of the Sandwich Islands Mission by R. Anderson D. D. Boston 1870.

den beiden folgenden Abenden theilten die Wittwen der 1820 ins Land gekommenen Brüder Thurston und Whitney und der Veteran unter den noch lebenden Missionaren (Bishop) in zahlreicher Versammlung einige ihrer Erinnerungen aus vergangenen Tagen mit.

Der eigentliche Jubiläumstag war indeß erst der 15. Juni. Um 10 Uhr Morgens bildete sich der Festzug; voran zwei Compagnien eingeborner Soldaten zu Fuß und eine zu Pferd, dann die weltlichen Behörden und die älteren Missionare zu Wagen, hierauf wieder zu Fuß die jüngeren amerikanischen und eingebornen Geistlichen und die Vertreter verschiedener Vereine und höherer und niederer Schulen — auch der Universität zu Lahainaluna. Den Glanzpunkt des Ganzen bildeten 800 blühende, festlich gekleidete Kinder, die Schüler und Schülerinnen der Sonntagsschulen, deren melodischer Gesang die rauschende Militärmusik gar lieblich ersetzte. Ihnen waren die Emporen der schön bekränzten Kirche eingeräumt. Das Schiff füllte sich fast bis zum Erdrücken mit 3000 Erwachsenen, und wohl eben so viele standen draußen. Als der König in Begleitung seiner Minister und der verwittweten Königin Emma eintrat, erhob sich die ganze Versammlung, und ein Chor stimmte das ins Hawaiische übersetzte: „Heil unsrem König, Heil!" an. Dem königlichen Stuhl gegenüber trug die Empore die in Immergrün ausgeführte Inschrift: „1820 — Jubiläum 1870", und darunter den Landeswahlspruch: „Ua mau ka ea o ka aina i ka pono" (Gerechtigkeit erhöhet ein Volk). Der König saß zur Rechten der Kanzel, hinter ihm sein Kabinet und die fremden Gesandten; zu seiner Linken die Missionare. Nach dem Eingangsgebet und dem Chorgesang in hawaiischer Sprache hielt der Delegirte des amerikanischen Board eine englische Ansprache, die Pfarrer Parker Satz für Satz übersetzte. Sie lautete:

„Es scheint die Bestimmung dieser Inselgruppe gewesen zu sein, der Welt eines der merkwürdigsten Beispiele von der segenbringenden Macht des Christenthums vor Augen zu stellen. Der Zug, der sich soeben durch eure Straßen bewegte und diese große Versammlung sind Zeugen seines Sieges. Oertliche Zwistigkeiten sind in dieser Stunde vergessen; die Werkstätten, der Saal der Rathsversammlung und die Gerichtshöfe stehen leer; Reiche und Arme, Hohe und Niedere begegnen sich auf dem alle besondern Lebensverhältnisse überragenden Standpunkt ihrer gemeinsamen menschlichen Bestimmung. Wir bringen vereint unsre Bitten und unsern Dank dar; wir stim-

men unsre Loblieder an, und königliche Freigebigkeit im Bunde mit der Güte von Privatpersonen gestaltet diesen Tag zu einem allgemeinen Volksfest.

„Die Ehre davon gebührt dem Evangelium Christi und den edlen Vorkämpfern, die den Samen christlicher Civilisation hier ausgestreut und gepflegt haben. Wir bringen hiemit den selig Entschlaffenen, wie den noch Lebenden, die der Herrlichkeit erst warten, den Zoll unserer Anerkennung dar.

„Die Welt meint durch Handel und Civilisation die sittliche und gesellige Hebung eines Volkes bewirken zu können. Wir geben dem Evangelium und der Bildung in seinem Gefolge den Vorzug. Was richtete der Handel und die Civilisation der ganzen Welt in Afrika aus, ehe man ihm das Evangelium brachte? Laßt den nächtlichen Schein brennender Dörfer und die Greuel des Sklavenhandels darauf antworten. Was haben Handel und Civilisation für China gethan? Die Verheerungen des Kriegs und der dem widerstrebenden Volk aufgedrungene Opiumhandel geben davon Zeugniß. — Was haben sie all den Eilanden der Südsee Andres gebracht, als neue Krankheits- und Todeskeime? Welcher Haushalt ist durch sie glücklicher, welches Familienleben reiner, welcher Mann oder welche Frau zu einem edleren Leben gespornt worden?

„Wer aber mißt die Umwandlung, welche die Einführung des Christenthums im Laufe der letzten 50 Jahre auf dieser Inselgruppe zu Wege gebracht hat? Wo sonst hat man je in einem so kurzen Zeitraum einen so großen und segensreichen Wechsel gesehen? Ein heidnisches Volk ist zu einem christlichen geworden; die Bibel, eine christliche Literatur, Kirchen und Schulen stehen Jedermann offen, Gesetz und Ordnung sind an die Stelle launenhafter Willkühr getreten; eine unabhängige Regierung genießt die Achtung und Freundschaft der civilisirten Welt; ein armseliger, mit etlichen dann und wann anlegenden Schiffen geführter Tauschhandel ist zu einem lebhaften, Millionen Dollars in Umtrieb setzenden Verkehr geworden; mehr als all' das aber — die auf diesem Boden gereiften Saatkörner des Christenthums sind bereits von den Winden Tausende von Meilen in die Ferne getragen worden auf die Marquesas-Inseln und nach Mikronesien hinüber und haben dort eine Stätte gefunden.

„Und woher diese schönen Gebäude, von denen in den Straßen der Hauptstadt sich eines ans andre reiht, und die thalaufwärts

und längs der Küste sich hinziehen? Woher diese geschmackvollen Häuser, diese in dem ganzen Reichthum eines tropischen Klimas prangenden und mit der Beute vieler fremden Länder gezierten Gärten? Woher alle die Gelegenheit zu lohnenden Unternehmungen und die angenehme Geselligkeit, die so viele Fremde herbeizieht? War es nicht das Christenthum, das mit höheren Gedanken und edleren Zwecken kommend seine erneuernde Kraft jedem Zweig menschlicher Thätigkeit einhauchte, um unsrem materiellen neunzehnten Jahrhundert zu beweisen, daß der höchste Fortschritt einer Nation nicht durch Handel und Civilisation allein erreicht wird, sondern nur dadurch, daß ihrem innersten Wesen ein neuer Lebensquell erschlossen wird, der alle ihre Fähigkeiten weckt und stärkt?

„Andre haben gearbeitet, und wir sind in ihre Arbeit gekommen. Wir Alle, die wir zu diesem Jubiläum hier versammelt sind, stehen da auf Grund der geduldigen Arbeit und des heldenmüthigen Glaubens eines Bingham, Thurston, Whitney, Andrews, Coan, Alexander, Lyons, Richards, Judd, Armstrong und vieler anderer ebenso eifriger Jünger Christi, von denen jeder seine besondere Gabe treulich genützt hat in Predigt, Seelsorge, Erziehung, Gründung einer hawaiischen Literatur, und auch in dem Beistand, der in schwerer Zeit der weltlichen Regierung bei der Abfassung und Durchführung bürgerlicher Gesetze und Einrichtungen zu leisten war.

„Wir dürfen heute auch nicht der großherzigen Unterstützung und opferwilligen Förderung jedes guten Werks durch eine Reihe edler Männer und Frauen vergessen, auf die das hawaiische Volk mit Recht stolz ist: eines Kalanimoku, dessen angeborner Höflichkeit nur seine christliche Treue gleichkam; eines blinden Bartimäus, der zu den Füßen Jesu sitzend viel sah und viel liebte; einer Keopuolani, der Tochter, Gattin und Mutter von Königen; einer Elisabeth Kaahumanu, in deren Charakter sich die Eigenschaften ihrer englischen und ihrer ungarischen Namensschwester zu verschmelzen schienen; einer Kapiolani, welche es gleich gut verstand, von der Lieblichkeit des Evangeliums durch ihr wohlgeordnetes Haus, und von seiner Kraft durch den Muth zu zeugen, mit dem sie Peles Zorn trotzte. Aber die Zeit würde mir fehlen, alle die Hohen und Niedern zu nennen, deren Beispiel, Glaube und Gebet die Missionare ermunterte und stärkte und so wesentlich zum Erfolg ihrer Arbeit beitrug.

„Als Vertreter des amerikanischen Board muß ich endlich auch

noch der Väter und Mütter gedenken, die ihre Söhne und Töchter in dieses ferne Land ziehen ließen, so wie der Tausende und Zehntausende, die von ihrem Ueberfluß und ihrer Armuth ihre Opfer darbrachten für die Wohlfahrt eines Volkes, von dem sie keine Gegengabe verlangten und erwarteten, und wenn sie sonst nichts zu geben hatten, doch ihre Gebete einlegten.

„Ueber die Zukunft dieses Volks und seinen Antheil an der christlichen Kirche Vermuthungen aufzustellen, ist nicht an uns. Wer die Zeichen der Zeit versteht, wird seine Bedeutung nicht unterschätzen. Die Vergangenheit jedenfalls ist uns gewiß. Die Geschichte des Evangeliums auf diesen Inseln ist in alle Lande ausgegangen und hat das Herz der Christenheit erquickt und ihre Hoffnungen belebt.

„Sollten wir angesichts dieser herrlichen Erinnerungen und der großen Erfolge, mit denen Gott den Dienst seiner Knechte gesegnet hat, nicht geloben, unsrerseits das Werk unsrer Väter fortzuführen und zu vervollständigen? Sollten wir uns nicht mit noch zuversichtlicherem Glauben und festerer Hoffnung der Evangelisirung der Welt weihen? Hier der Kampf, dort die Krone; hier der Glaube, die Arbeit, der Streit, dort das ewige Jubeljahr."

Der Chor sang jetzt ein hawaiisches Lied, das etwa unsrem: „O Jerusalem, du schöne" entspricht; dann nahm der Minister des Auswärtigen, C. Harris, das Wort. Wir heben aus dem historischen Rückblick, den er auf die Vergangenheit der Inseln warf, nur die Eine Stelle hervor: „Mit Recht feiert ihr heute die Gründung der christlichen Kirche und die Ankunft der Männer in unsrem Lande, die für euch die Apostel des Evangeliums unsres großen Herrn geworden sind. Ihren Lehren hauptsächlich und der Gesittung, die sie bei euch einführten zu einer Zeit, da der große Ocean den Nationen noch ein verhältnißmäßig unbekanntes Gebiet war, habt ihr es zu danken, daß ihr heute einen unabhängigen Staat bildet und eine konstitutionelle Regierungsform besitzt. Ohne sie wäret ihr wahrscheinlich, ja sicher in die Lage der neuseeländischen Maoris gekommen."

Nach ihm sprach der amerikanische Gesandte Pierce. „Eine fünfundvierzigjährige Bekanntschaft mit diesem Archipel," sagte er unter Anderem, „befähigt mich zu einer wahrheitsgetreuen Vergleichung seines einstigen und jetzigen Zustands. Obgleich liebenswürdig

und gastfrei, und reicher begabt als andre polynesische Völker, waren die Bewohner Hawaiis 1825 doch ein unwissendes, sittenloses Geschlecht. Heute erblicken wir sie auf einer hohen Stufe christlicher Erkenntniß, allgemeiner Bildung, Gesittung und materiellen Wohlstands. Dieser erfreuliche Fortschritt ist nächst Gott besonders den amerikanischen Missionare zu danken. Bei einer Veranlassung wie diese darf ich mir wohl erlauben, ein persönliches Zeugniß abzulegen von den christlichen Tugenden, dem Eifer, der Hingebung, der Emsigkeit, Umsicht und Treue, die sie in ihrer fünfzigjährigen Wirksamkeit entfaltet haben. Ich bin der festen Ueberzeugung, daß ohne ihre Unterweisung und ihren Beistand dieses Volk längst aufgehört hätte zu existiren. Hawaiier dieser und der künftigen Generationen dürfen daher Gott wohl danken für den von den Missionaren erhaltenen Unterricht und alle daraus entsprungenen Wohlthaten."

Nun sprachen noch Miss. Bishop als der Senior der Missionare, und drei Eingeborne, ein Mitglied der ersten Kammer, eines der gesetzgebenden Versammlung, und der seit 17 Jahren als Sendbote der hawaiischen Kirche auf den Marquesas-Inseln arbeitende Miss. Kauwealoha. Er konnte erzählen, wie ihm und seinen zwei Brüdern gelungen sei, vier Gemeinden aus einem wilden Volke zu sammeln, nicht durch Pulver und Kugeln, sondern durch das Wort des Lebens (dabei hob er seine Hawaii Bibel in die Höhe) und durch Gottes Geist. Dazwischen hinein stimmten bald die Sonntagsschulkinder, bald der Chor, bald die ganze Versammlung etliche Verse an. Den Schluß bildete eine neu gedichtete Festhymne.

Aus der Kirche begab man sich auf den schattigen Platz, wo für 7000 Personen die Tische gedeckt waren — ein Gastmahl, wie die Inseln noch keines gesehen. Für kurze Zeit beehrten es auch der König und Königin Emma mit ihrer Gegenwart. Der König hatte dazu 2000 Pfund poi*) nebst Fleisch und Fisch beigesteuert und dem Festkommittee 100 Dollars zu seinen Einkäufen von Brod und Obst, Limonade und andern Dingen zugestellt; die Frauen der Stadt hatten es übernommen, die Tische mit Blumen zu schmücken, und auch aus ihrer Küche allerlei Gutes hinzugefügt. Donnerstag Abend fand dann noch eine Einladung zu dem Herausgeber des „Commercial Advertiser", Hrn. Whitney statt, die alle amerikanischen Missionare

*) Yams gebacken und zu einem Brei gestampft.

sammt Kindern und Enkeln und den Vertretern des eingebornen Pastorats von verschiedenen Inseln mit ihren Frauen umfaßte — im Ganzen 225 Personen. Man hatte dazu im Freien ein großes Zelt errichtet und die Tische reichlich mit Erfrischungen versorgt. Hawaiier, Amerikaner, Engländer, Tahitier und Marquesaner vereinigten sich da in traulichem Verkehr, und die verschiedenen Ansprachen bewiesen, daß ein Geist wahrer, evangelischer Liebe sie Alle verband.

Es war das auch vor den Augen der Welt ein Ehrentag der von verschiedenen Seiten her einst vielgeschmähten „puritanischen" Mission, auf die sich bei dieser Veranlassung wohl ein kurzer Rückblick schickt, obwohl wir erst vor etlichen Jahren gleichfalls an Andersons Hand die Inseln und ihre Geschichte durchwandert haben.*)

Am 23. Oktober 1819 schiffte das Häuflein der ersten amerikanischen Sendboten sammt ihren Frauen sich ein — zwei ordinirte Missionare, ein Arzt, zwei Schullehrer, ein Drucker und ein Farmer — in Begleitung von drei jungen Sandwich-Insulanern, die nach Amerika gekommen waren und dort eine christliche Bildung empfangen hatten. Nach mehr als fünfmonatlicher Seereise landeten sie am 4. April 1820 vor der damaligen Residenz Kailua. Sie hatten erwartet, den alten König Kamehameha noch als despotischen Beherrscher der Inseln und eifrigen Beschützer des Götzendiensts zu finden; sie hatten sich darauf gefaßt gemacht, bei Tag Zeugen sein zu müssen von grausen Menschenopfern und bei Nacht aufgeschreckt zu werden durch den Jammerruf der dazu bestimmten Unglücklichen; sie hatten es in Rechnung genommen, wildes Kriegsgeschrei hören und blutige Schlachten ansehen zu müssen, ehe sie ein Ohr fänden für ihre Friedensbotschaft. Welch' unerwarteter, in der Missionsgeschichte einzig dastehender Ruf begrüßte sie aber statt dessen vom Ufer her! Kamehameha war gestorben, und sein Sohn Liholiho (später auch Kamehameha II genannt) hatte dem althergebrachten Aberglauben den Abschied gegeben, die Götzen und ihre Tempel verbrannt, die Priesterschaft aufgehoben, den Menschenopfern ein Ende gemacht und eben jetzt eine dieser Neuerungen wegen entstandene Revolution unterdrückt.

Kein tieferes Sehnen der Seele hatte bei all dem mitgewirkt;

*) Die Sandwich-Inseln einst und jetzt. Miss. Mag. 1865.

vielmehr hatte dazu nur der Wunsch geführt, das Joch des Tapu (hier Kapu genannt) abzuwerfen und noch zügelloser als seither allen Lüsten fröhnen zu können. Aber war es nicht dennoch, als stünde das plötzlich religionslos gewordene Volk gleichsam der Boten des lebendigen Gottes harrend da, als diese nun wirklich das Land betraten? War es nicht eine wunderbare Fügung, daß sie gerade jetzt kommen mußten? Nur wenige Monate früher hätten sie inmitten der Schrecken und entfesselten Leidenschaften des Bürgerkriegs wohl vergeblich eine offene Thüre gesucht; so aber fanden sie bereits vollendet, was die Missionare auf Tahiti erst nach 15jähriger Geduldsprobe hatten erleben dürfen.

Furchtbar hatten Kriege und Seuchen die Bevölkerung der Inseln gelichtet, seit ihre Entdecker sie auf 400,000 Seelen schätzten. Die Missionare fanden ihrer nur noch etwa 130,000, wovon 85,000 auf Hawaii kamen. Liholiho war ein einnehmender, verständiger, offener und menschenfreundlicher, aber ausschweifender junger Mann, dem jedoch glücklicher Weise in den beiden verwittweten Königinnen Keopuolani und Kaahumanu und dem Staatsminister Kalanimoku weise und einflußreiche Rathgeber zur Seite standen. Er empfieng die Missionare in seiner Audienzhalle, einem dunklen, leeren Schilfhaus; und als die hawaiische Majestät an Bord des amerikanischen Schiffs in Gesellschaft der ersten weißen Frauen speiste, die sie je in ihrem Leben sah, bestand ihre ganze Kleidung nach damaliger Landessitte in einem schmalen Gürtel um die Lenden, einer grün seidenen Schärpe über die Schultern und einer Schnur großer Glasperlen um den Hals. Das beste Obdach, das der König den aus 22 Personen bestehenden Missionsgeschwistern anzubieten hatte, war ein finsteres, scheunenartiges Gebäude ohne einen andern Fußboden als die nackte Erde, ohne Zwischenwand, Fenster oder irgendwelches Hausgeräthe.

Es wurde ihnen gestattet, sich in Kailua auf Hawaii, Honolulu auf Oahu und Waimea auf Kauai niederzulassen, obgleich Liholiho für seine eigene Person keineswegs darnach verlangte, nachdem er eben erst den Zwang einer Religion von sich geworfen hatte, unter den Einfluß einer neuen zu kommen, die, wie er an den Missionaren bald merkte, ganz andre sittliche Anforderungen machte als jene.

Zu Ende des Jahrs siedelte der König mit seinem Hof von

Kailua nach Honolulu über, das von nun an die Hauptstadt des Landes wurde, damals aber nur ein elendes Dorf von Grashütten war. — Nach zweijährigem Aufenthalt hatten die Missionare die Sprache bemeistert und in eine geschriebene Form gebracht. Das erste aus ihrer Presse hervorgehende Blatt enthielt das aus 12 Buchstaben, fünf Vokalen und sieben Konsonanten bestehende Alphabet, das zur Bezeichnung aller im Volksmund vorkommenden Laute genügte. Jeder Buchstabe hatte nur einerlei Laut, und jede Sylbe endete mit einem Vokal. Lesen und Schreiben war dadurch ungemein leicht gemacht, und bald kannten manche Häuptlinge keinen angenehmeren Zeitvertreib mehr, als die neu erlernte Kunst des Briefschreibens.

Schon aber suchten böswillige Menschen, wie später so oft, die Mission zu verdächtigen. Es wurde dem König eingeflüstert, die englischen Missionare auf den Gesellschaftsinseln haben den dortigen Eingebornen ihr Land weggenommen, und gewiß werden es die amerikanischen auf Hawaii ebenso machen, wenn man sie da dulde. Zudem sei ihre Anwesenheit eine Beleidigung für den König von England, der seinen Zorn darüber wohl zu fühlen geben könnte.

Wunderbar, daß statt dieser gedrohten Zornesäußerung gerade jetzt das englische Schiff einlaufen mußte, das Vancouver 30 Jahre zuvor einmal dem ersten Kamehameha zum Geschenk versprochen hatte! Den bedrängten Missionaren wurde dadurch über Bitten und Verstehen geholfen. Zudem brachte ihnen dieses Schiff eine schätzenswerthe Verstärkung, indem Miss. Ellis, der jetzige Sekretär der Londoner Gesellschaft, der sammt zwei tahitischen Häuptlingen auf dem dasselbe begleitenden Fahrzeug die Reise auf die Marquesas-Inseln machen wollte, sich und seine Begleiter zum Bleiben bewegen ließ. Auch die auf ihrer Rundreise durch die Inseln der Südsee begriffenen Deputirten der Londoner Gesellschaft, Bennett und Tyerman, befanden sich an Bord und verweilten vier Monate auf der Gruppe.

Ungemein interessant lesen sich jetzt, nachdem beinahe ein halbes Jahrhundert mit seinen Erfahrungen darüber hingegangen ist, die damals ausgesprochenen Ansichten dieser beiden Männer über die richtigste Art, die evangelische Mission zu betreiben. Mit klarem Blick stellten sie die Verkündigung des Evangeliums und das Beispiel der Missionare hoch über alle bloß civilisatorischen Nebenversuche. Bereits

erkannten sie auch die hohe Wichtigkeit der Verwendung bekehrter Eingeborner zur Evangelisirung ihres Volks und empfahlen darum dringend, den wackern Thomas Hopu, der in der Missionsschule zu Cornwall seine Ausbildung empfangen und sich seither als Laiengehilfe bewährt hatte, nun zum Prediger zu ordiniren. Allein jene giengen darauf nicht ein, und es dauerte noch lange, bis sie sich entschließen konnten, einem solchen Heidenchristen eine selbständige Stellung mit eigener Verantwortlichkeit einzuräumen und ihn als ihren ebenbürtigen Mitarbeiter am Dienste des Evangeliums zu betrachten.

Im Frühling 1823 traf die erste Verstärkung der Mission aus Amerika ein. Der Empfang der dießmal Landenden war schon ziemlich verschieden von dem ihrer Vorgänger, denn von den auf die Insel kommenden Sandelholzhändlern hatten der König und seine Häuptlinge zu fabelhaften Preisen bereits etliche europäische Luxusgegenstände erworben. Der Palast in Honolulu glich zwar auch jetzt noch mehr einer Scheune, als einer fürstlichen Wohnung. Glasfenster oder Zwischenwände hatte er nicht; die Pfosten, die den Dachgiebel trugen, waren durch Seile von Kokosnußfasern mit einander verbunden, zwischen ihnen hiengen etliche Lampen. Auf dem mit Matten belegten Boden aber standen einige Mahagoni-Tische, Sofas und chinesische Stühle; an der Wand hiengen ein paar Spiegel und zwei in Lebensgröße gemalte Bilder des Königs. Seine eigene Kleidung, wie die seiner Häuptlinge und einiger Frauen, war jetzt schon den Begriffen der civilisirten Welt angepaßt.

Als Liholiho das Schiff, das die zweite Abtheilung von Missionaren gebracht hatte, mit seinem Besuch beehrte, war seine ganze Erscheinung die eines wirklichen Gentleman. Etliche Wochen darauf gab er ein Gelage, bei dem der ganze Glanz hawaiischer Hofgewänder und Etikette entfaltet wurde. Der Reichthum und die Manchfaltigkeit der Farben und Formen wäre ein interessanter Anblick für irgend einen europäischen Gast gewesen; der König selbst und seine Begleiter aber spielten dabei eine klägliche Rolle. Beinahe nackt ritten sie auf ungesattelten Pferden so betrunken umher, daß sie sich kaum auf ihren Thieren zu halten vermochten. Eine Leibgarde von 60 Mann in abgeschabten Uniformen suchte dem unsichern Lauf ihres taumelnden Gebieters zu folgen, und Hunderte zerlumpter Eingeborner liefen lärmend und schreiend hintendrein. Im weitern

Verlauf des Festes vernahm man dann den eintönigen Schall der Trommeln und Kalabassen von wildem Gesang begleitet, und fühlte den Boden zittern unter den Tritten der Tausende, die sich dem Vergnügen ausgelassener Tänze überließen.

Nicht bloß der ausschweifende Lebenswandel des Königs, sondern der Zustand des ganzen Volks preßte den Missionaren manch tiefen Seufzer aus. Aeußeres, weit mehr noch aber inneres Elend umgab sie ringsum in kaum geahnter Größe. Eine aus Binsen oder Blättern geflochtene Matte, ein Stück einheimischen Zeugs als Decke für die Nacht, einige Kalabassen zur Aufbewahrung des Wassers und Poi, etliche rohe Geräthe zum Ackerbau, und die für ihre einfache Manufaktur nöthigen Werkzeuge galten den Eingebornen schon für Wohlstand. Ihre gewöhnliche Nahrung bestand aus einer Art arum, süßen Kartoffeln und dann und wann einem roh verschlungenen Fisch. Dazu kam zuweilen Schweine- oder Hundefleisch. Den Frauen gestattete früher das Tapu nur das letztere. Bananen und Kokospalmen wurden auf einen gewissen Grad gepflegt, und der Brotfruchtbaum wuchs wenigstens auf einigen der Inseln. Arrow-root gedieh gleichfalls, aber man wußte es nicht zu verwenden; ebenso das Zuckerrohr, auch sein Erzeugniß verstand man jedoch nicht zu verarbeiten. Als berauschendes Getränk wurde der Saft der Awa-(Kawa) Wurzel stark verbraucht. Einige auf den Schultern aus den Wäldern hereingetragene Pfosten, mit Gras oder Blättern bedeckt, bildeten die Wohnung des gemeinen Volks. Eine niedere Oeffnung diente als Thüre, und eine andre als Fenster. Der Boden war mit dürrem Gras belegt. Eine Matte ersetzte Tisch, Bett und Stühle; zum Kopfkissen holte man einen glatten Stein vom Meeresufer oder einen Block aus dem Walde. Die Bewohner einer solchen Hütte, alle fast nackt, saßen zu fünfen oder sechsen um eine Kalabasse herum, aus der sie mit der Hand ihr Lieblingsgericht, das Poi schöpften und aßen. Die Männer hatten so viele Weiber, als ihnen beliebte, und die Frauen waren ebenso ungebunden in der Wahl ihrer Männer. Unbeschränkteste Freiheit im Verkehr der Geschlechter, selbst die nächsten Blutsverwandten nicht ausgeschlossen, war die traurige, alle künftigen Lebenskeime ertödtende Landessitte. Fast Niemand wünschte sich Kinder, und wurde eines geboren, so gaben die meisten Eltern es gerne sogleich Jedem, der die Last, es aufzuziehen, übernehmen mochte. Fand sich dazu Niemand willig, so war es das Gewöhn-

lichste, das arme Würmchen zu erdrosseln oder lebendig zu begraben. Wenigstens zwei Drittel der Kinder sollen durch ihre eignen Eltern umgebracht worden sein. Die durch eine solche Lebensweise nothwendig herbeigeführten Uebel waren vermehrt worden durch von den Entdeckern eingeschleppte Krankheiten, deren zerstörende Folgen auf den ganzen Volksorganismus selbst das Evangelium nicht mehr aufzuheben, sondern in ihren Wirkungen nur zu beschränken und aufzuhalten vermochte.

Auch in andern Beziehungen war von den Tugenden der „glücklichen Naturvölker" wenig zu entdecken. Mitleiden und Theilnahme waren kaum bekannte Gefühle; das Unglück rief nur Spott und Beschimpfung hervor. Ein verlorenes Auge oder irgend ein sonstiges Gebrechen erregte namentlich unter den Kindern höhnisches Gelächter; nahm ein Häuptling einem Mann sein Stück Land weg, so wurde ihm sicher auch noch seine übrige kleine Habe gestohlen; brannte eine Hütte nieder, so retteten die Nachbarn was etwa darin zu holen war, für sich. Bejahrte Eltern wurden manchmal von ihren Kindern in einen Abgrund gestürzt oder lebendig begraben; Wahnsinnige pflegte man zu steinigen.

Den sittlichen Zustand eines so tief gesunkenen Volkes zu heben wäre rein unmöglich gewesen, ohne demselben das Muster eines christlichen Familienlebens gegenüber zu stellen. Ein unschätzbarer Gewinn war also von Anfang an die Anwesenheit von Missionsfrauen, die als Mütter und Gattinnen dem ganzen weiblichen Geschlecht als Vorbilder voranleuchteten und zugleich auch in äußerlichen Dingen das Beispiel eines geordneten Haushalts gaben. Einen Weg großer Selbstverleugnung hatten sie aber allerdings zu gehen. Ihre ersten Wohnungen waren Stroh- oder Grashütten, ganz wie die der Eingebornen. Ein einziges Gemach diente als Wohn-, Eß-, Schlaf- und Studierzimmer. Gekocht wurde in einem benachbarten Schuppen. Man brachte allmählich Verbesserungen an, vergrößerte die Häuser, theilte sie in Zimmer ab, legte Fußböden, setzte Fenster und Thüren ein; aber nicht ehe die Gesundheit Mancher ernstlich gelitten hatte, brachte man es statt des Stroh- oder Blätterdachs zu einem aus sonngebrannten Ziegeln oder aus Holz. Nach vierzehn Jahren noch wohnte die Mehrzahl der Missionsfamilien unter Strohdächern, und nur sehr langsam erhielten die verschiedenen Zimmer nach und nach eine entsprechende Einrichtung. Ihre Land-

reisen machten die Missionare längere Zeit zu Fuß; die zu Wasser in unbequemen, überfüllten Fahrzeugen der Eingebornen. Milch war selbst für die kleinen Kinder erst nach mehreren Jahren zu bekommen. Salz- und Schweinefleisch mit hartem Brod und von anlegenden Schiffen erhaltenem Mehl bildeten ihre Hauptnahrung.

Auch die Art der Arbeit erforderte große Geduld und Ausdauer. Während die Männer sich mit aller Macht auf die Erlernung der Sprache warfen, suchten die Frauen alsbald durch kleine Dienstleistungen Zugang zu den Herzen. Wie wenig geistlich sahen doch oft die ihnen zugemutheten oder freiwillig übernommen Geschäfte aus! Da steht eine Missionsfrau vor dem Strohpalast der hawaiischen Königin. Sie ist gekommen, derselben das gewünschte Kleid anzuprobiren, muß aber eine Stunde warten, bis es jener beliebt, sich vom Kartenspiel zu erheben. „Zu eng! weg damit!" herrscht sie dann und greift wieder nach ihren Karten. Gelingt es aber der Missionsfrau, es ihr schließlich noch nach Wunsch zu machen, so darf sie sich auf neue und immer neue Bitten gefaßt halten.

Doch das waren nur die ersten harten Anfänge. Kaum hatte im Jahr 1822 die Predigt des Worts recht begonnen, so zündete sie auch schon in verschiedenen Herzen. Der Erstling der hawaiischen Kirche war die liebenswürdige Königin Mutter Keopuolani. Voll brennender Liebe zu ihrem Heiland erhielt sie auf ihrem Sterbebett noch die Taufe durch Miss. Ellis. Eine Stunde, nachdem sie sich dadurch vor dem versammelten Hof als Jüngerin Jesu bekannt hatte, entschlief sie. Es war der 16. September 1823. „Selig sind die Todten, die in dem Herrn sterben," war der Text, über den Ellis vor einer ungeheuren Versammlung die Leichenrede hielt.

Liholiho war ergriffen durch den Tod und die Ermahnungen seiner Mutter und suchte eine Zeitlang sich den Schlingen zu entziehen, mit denen ein von ihm wohlgelittener Fremder ihn zu umgarnen bemüht war; aber das listige Anerbieten eines ausgezeichneten Branntweins war eine Versuchung, der er dennoch wieder unterlag, und die ihn in die alte Knechtschaft zurückführte. Kurz darauf trat er trotz aller Einreden seiner Häuptlinge mit seiner Lieblingsgemahlin Kamamalu jene verhängnißvolle Reise nach England an, auf der Beide an den Masern starben.

Die Abreise des Königspaars hatte die Zügel der Regierung in die Hand Kaahumanus und des trefflichen Kalanimoku

gelegt, was die Ausbreitung des Evangeliums bedeutend förderte. Liholihos ausschweifendes Leben mußte derselben nothwendig hinderlich sein, obgleich es alle Anerkennung verdient, daß er von den sittenlosen Namenchristen, die seinen Lüsten schmeichelten und sein Ohr umgarnten, sich zu keiner Art von Feindseligkeit gegen die Missionare hinreißen ließ, sondern vielmehr scheidend sein Volk noch ermahnte, auf ihre Lehren zu hören, wie er denn bereits auch die Sonntagsheiligung als Staatsgesetz eingeführt hatte. Am 27. November 1823 hatte der noch nicht 27jährige König sich nach England eingeschifft; im April 1824 rief Kaahumanu ihre Häuptlinge und die Missionare zusammen, um in ihrer Gegenwart erstmals öffentlich zu erklären, sie sei entschlossen, sich in den Unterricht der Missionare zu begeben, Gottes Gebote zu befolgen und auch ihr Volk im Lesen und in der neuen Religion unterrichten zu lassen. Nach ihr ergriff der ihr in Liebe zum Evangelium vorausgeeilte Kalanimoku das Wort, um in feuriger Rede die alte Religion mit der neuen, und den früheren Zustand des Volks mit dem zu vergleichen, der bereits anfieng, sich Bahn zu brechen. Im Uebrigen schloß er sich für seine Person ganz der Erklärung der Regentin an und fragte die anwesenden Häuptlinge, ob nicht auch sie es thun wollen. Ein einstimmiges Ja! war die Antwort. So weit giengen sogar bei diesem ersten Anlauf die versammelten Häupter des Volks, daß jede Art von Spiel verboten wurde; und wirklich, die Schulen verdrängten für einige Zeit die alten unsittlichen Volksbelustigungen.

Bei der vierten Jahresfeier der Ankunft der Missionare saß die stolze Kaahumanu als Schülerin neben 500 ihrer Unterthanen. Viele von diesen lasen, schrieben und waren auf einen gewissen Grad mit den Grundzügen der h. Schrift bekannt. Kaahumanu selbst reichte dabei als Probeschrift die Worte ein: „Dieß ist mein Wort. Ich will mich ermannen. Ich erkläre in der Gegenwart Gottes, daß ich meine Sünden bereue und an Gott, unsern Vater, glaube.“ Am Ende des Jahrs 1824 konnten bereits 50 Eingeborne als Lehrer verwendet werden, und 2000 hatten im Ganzen lesen gelernt. Bald darauf meldeten sich in Honolulu über 100 Personen beider Geschlechter zur Taufe, unter ihnen auch Kaahumanu und Kalanimoku; um sich aber ja nicht zu übereilen, zögerten die Missionare damit noch bis zum Winter 1825. Wie ernst es der Regentin und ihrem Minister mit ihrem christlichen Bekenntniß war, bewiesen diese in-

deß recht bei der Nachricht vom Tod des Königpaars, die im März ein Walfischfahrer brachte. Das ganze Volk wurde zur Demüthigung vor Gott aufgefordert, und eine solche Macht war das Evangelium bereits geworden, daß man dieser Einladung willig folgte, und auch zwei Monate später bei der Landung der durch eine englische Fregatte übersandten Leichen alle Ausbrüche heidnischer Trauer unterblieben. Das Jahr 1825 gieng nicht zu Ende, ohne daß Kaahumanu die heiligen zehn Gebote als das neue Landesgesetz hatte verkündigen lassen.

Inzwischen hatte in Kaawalo auf Hawaii auch die ihrem Heiland von ganzer Seele ergebene Fürstin Kapiolani die Taufe empfangen und jenen heldenmüthigen Gang zum Krater des Kilauea gemacht, durch den sie den Bann der Furcht vor der Feuergöttin Pele brach, der noch auf dem Volke lag. Daß nun an verschiedenen Orten von Herzen gläubig gewordene Häupter des Volks mit den Missionaren wetteiferten in dem Wunsch, das Evangelium möglichst schnell in alle Schichten der Bevölkerung auf sämmtlichen Inseln weiter zu leiten, half natürlich mächtig zur schnelleren Ausbreitung desselben mit. Da und dort begann sich bereits in weiteren Kreisen ein wirkliches Leben aus Gott zu regen, und wo sie früher nur Ausbrüchen heidnischer Lust begegnet waren, durften jetzt die Missionare auf ihren Reisen vielfach Spuren eines Gnadenwerks wahrnehmen, die ihre Herzen mit Freude und Dank erfüllten.

Wir wiederholen nicht ins Einzelne die Geschichte der nächsten 40 Jahre: die sauerteigartige Wirkung des Evangeliums auf das ganze Volksleben bis zum J. 1838; die herrliche Erweckung, die in diesem und den folgenden Jahren die Inseln durchzuckte und das eigentliche Gründungsfest und Pfingsten der hawaiischen Kirche wurde; die Wuthausbrüche weißer Wüstlinge gegen die puritanische Strenge der neuen Landesgesetze, die sich dort in Ränken und rohen Gewaltthaten und in der europäischen Presse durch Schmähungen gegen die Missionare als die herrschsüchtigen Tyrannen der Insel Luft machten; die Verwicklungen mit französischen Kriegsschiffen, die mit ihren Kanonen für den katholischen Glauben warben, welchem allmählich ein Drittheil der Bevölkerung sich zugewendet hat; endlich die Mißstände, welche die leidige Gründung einer protestantischen Gegenmission von puseyitischer Richtung herbeiführte, sind in ihren allgemeineren Umrissen unsern Lesern wohl erinnerlich. Einige Haupt-

momente aus dem äußeren und inneren Entwiklungsgang des hawaiischen Volkes und der Missionsarbeit unter ihm mögen jedoch in übersichtlicher Darstellung hier folgen.

Nach Liholihos Tod war dessen erst neunjähriger Bruder Kauikeaouli der rechtmäßige Thronerbe. Für ihn übernahm bis zu ihrem seligen Heimgang (1832) die reichbegabte Kaahumanu die Regentschaft — eine Fürstin, wie dem hawaiischen Volk bei einem so entscheidenden Wendepunkt seiner Geschichte keine bessere hätte geschenkt werden können. In ihren heidnischen Tagen wegen ihres stolzen, herrischen Wesens allgemein gefürchtet, gewann sie als Christin die Herzen durch aufrichtige Demuth und Milde. Daß bei der Auffassung ihrer Regentpflichten sie im Eifer für die Ehre Gottes und das Wohl ihrer Unterthanen nicht in allen Fällen die rechte Grenzlinie zu ziehen wußte zwischen bürgerlichen Gesetzen nnd Verordnungen über Dinge, die nur geistlich gerichtet sein wollen, kann billigerweise Niemand einer erst in höherem Alter zum Glauben gekommenen Königin verdenken, die ihr Leben lang an die unbeschränkteste Willkühr gewöhnt war. Als ein wahres Wunder der Gnade aber erschienen die lieblichen Früchte des Geistes, die in ihr reiften.

Kauikeaouli, der nach ihrem Tode unter dem Namen Kamehameha III die Regierung antrat, glich trotz alles Unterrichts, den er von den Missionaren genossen hatte, weniger ihr als seinem verstorbenen Bruder. Der Spielball seines jugendlichen Leichtsinns und der Einflüsterungen schlechter Freunde, hatte er nichts Eiligeres zu thun, als die von Kaahumanu erlassenen Gesetze wieder aufzuheben und durch das Beispiel, mit dem er vorangieng, wahre Saturnalien der alten Lüste zu entfesseln. Das überaus erregbare, für gute und schlimme Eindrücke gleich empfängliche Volk verfiel dadurch in einen wahrhaft erschreckenden Sinnentaumel, aus dem es aber zum Glück bald wieder erwachte, und nicht lange nach der Ernüchterung waren schon da und dort die ersten Anzeichen der nahenden Gnadenheimsuchung spürbar. Der König selbst fieng auch nach kurzer Zeit an, wieder auf bessere Stimmen zu hören, und erneuerte schon 1834 die von ihm aufgehobenen Gesetze und die Beschränkung des Verkaufs geistiger Getränke. Entscheidend war dabei der Einfluß seiner ihm als Premier zur Seite stehenden trefflichen Schwester Kinau. Zu einer wirklichen Herzenserneuerung brachte Kameha-

meha III es nicht, aber er blieb bis zu seinem Ende ein warmer Freund der Missionare und sorgte nach seinem Erkentnißgrade treulich für das Wohl seines Volkes. Nicht viele Herrscher werden so bereitwillig wie er zum Besten ihrer Unterthanen auf die eigenen Einnahmsquellen verzichtet haben. Aus freiem Entschluß gab er 1840 seinem Lande eine nur zu demokratische, dem amerikanischen Vorbild entsprechende Verfassung, der er alle seitherigen Lehensrechte der Krone zum Opfer brachte, und so wird auch in der hawaiischen Geschichte sein Name immer mit dankbarer Liebe genannt werden.

„Mit der Thronbesteigung Kamehamehas II wurden die Tapus gebrochen, die wilden Orgieen des Heidenthums abgeschafft, die Götzen niedergeworfen und an ihrer Statt der Dienst des Einen wahren Gottes aufgerichtet. In seine Regierung fiel die Einführung des Christenthums, unter ihr begann der große sittliche Umschwung. Die Zeit Kamehamehas III war die des Fortschritts und der Freiheit, der Schulen und der Civilisation. Er gab uns eine Verfassung und ein Gesetzbuch; er sicherte dem Volke seinen Grundbesitz und beseitigte die letzte Kette despotischen Drucks; er gab ihm eine Stimme in der berathenden Versammlung, aus der die Gesetze hervorgiengen, wonach es regiert wird. Er war ein Wohlthäter der Nation und hat der Zeit, für die er geboren war, den Stempel seiner milden, wohlwollenden Gesinnung aufgedrückt." Dieß Zeugniß gab ihm bei seiner Thronbesteigung sein Nachfolger, Kamehameha IV.

Da beide Kinder Kamehamehas III vor ihrem Vater starben, hatte dieser, ehe er im Dezember 1854 aus diesem Leben schied, Kinaus Sohn, Liholiho, an Kindesstatt angenommen und zum Thronerben bestimmt. Dieser Liholiho hatte sammt seinem Bruder, dem jetzt regierenden König, seine Erziehung in der von Miss. Cookes geleiteten Häuptlingsschule empfangen und 1849 etwas von den Genüssen, Bildungsmitteln und Versuchungen einer Reise ins Ausland gekostet. Angezogen von dem hochkirchlichen Ritualismus, den er in England sah, half er mit zur Gründung der „reformirt-katholischen Kirche", die 1862 der puseyitische Bischof Staley neben der einfachen presbyterianischen Gemeindeverfassung der Amerikaner einzuführen kam. Aber schon im folgenden Jahr starb Kamehameha IV unerwartet schnell. Auch ihm war sein einziges

Söhnlein im Tode vorangegangen, so daß er nur seine tiefbetrübte Wittwe, die liebenswürdige Königin Emma hinterließ.

Sein Nachfolger, Kamehameha V, theilte nicht seine hochkirchlichen Neigungen, erregte aber durch willkührliche Abänderungen der von Kamehameha III gegebenen Verfassung eine politische Aufregung, die das geistliche Wachsthum Vieler sehr beeinträchtigte, bis in den Jahren 1867 und 68 ein neuer Lebenshauch von oben die Gemeinden durchdrang. Durch falsche Vorspiegelungen irre geleitet, hegte er eine Zeitlang gegen die amerikanischen Missionare den Verdacht, als wünschen sie sein Land von den Vereinigten Staaten annektirt zu sehen. Dieß war und ist jedoch entfernt nicht ihr Sinn, da in ihren Augen davon nur eine schwere Beeinträchtigung der Eingebornen durch den Strom weißer Einwanderung zu gewarten wäre.

(Schluß folgt.)

Die Forderungen der chinesischen Regierung.

Was das Tschungli Yamen, das auswärtige Ministerium in Peking für nöthig hält, um die brennende Missionsfrage in befriedigender Weise zu erledigen, hat es in 12 Artikeln angezeigt, welche den fremden Gesandten vorgelegt worden sind. Wir stellen sie nach drei Recensionen zusammen und geben sie mit den hauptsächlichsten derjenigen Bemerkungen, welche chinesische Missionare und Zeitungen über die gemachten Zumuthungen zu äußern sich gedrungen fühlen.

1. Wenn den Missionen irgend ein Leid angethan wird, sollen nur die wirklichen Missethäter, nicht aber ganze Gemeinden gestraft werden. — Das heißt so viel als verkündigen: gegen Missionare ist alles erlaubt; jedenfalls gehen die Anstifter, die Literaten, frei aus, wenn auch etliche der armen Schlucker, die sich für des Scharfrichters Schwert um eine Summe Geldes verkaufen und zu Angriffen auf Missionare mißbrauchen lassen, endlich überwiesen und der Strafe verfallen würden. Nach dem Gemetzel von Tientsin hat es wochenlange, bis zur Kriegsandrohung reichende Verhandlungen gebraucht, ehe einige der Mörder — und zwar als hochgeehrte Märtyrer und Patrioten kostbar gekleidet und vom Gefolge gepriesen

— die Todesstrafe erlitten. Das schlechte Versprechen, wenigstens die wirklichen Missethäter in ähnliche Fällen zur Strafe zu ziehen, verdient also keinerlei Glauben.

2. Für eingezogenes, vernichtetes oder verlorengegangenes Eigenthum kann kein Ersatz geleistet werden. — Eine Erklärung, welche sich durch ihre Consequenz recht passend an den ersten Artikel anreiht und weiteres Licht über seinen Sinn verbreitet.

3. Alle Missionsfrauen sollen aus dem Lande verwiesen werden, indem solche Lehrerinnen für den Frieden und die Zurückgezogenheit chinesischer Weiber sich schädlich erweisen.

4. Keine Chinesin darf einer gottesdienstlichen Versammlung anwohnen. — Diese beiden Artikel sind schlaue und grobe Insinuationen, welche für chinesisches Verständniß keiner Erläuterung bedürfen. In Tempeln und Theatern findet man dort so viele Frauen, wenigstens der niedern Stände, als Männer; daher der Kirchenbesuch der ersteren nichts auffallendes hat, außer daß der römische Beichtstuhl zu übeln Gerüchten Anlaß gibt. Doch haben protestantische Missionare für gut befunden, den Frauen in den Kirchen einen besondern Sitzplatz einzuräumen, wo sie hören ohne gesehen zu werden, und ihnen auch wo möglich eine eigene Thüre zum Ein- und Austreten anzuweisen.

5. Missionare sollen keine Vorrechte ausländischer Unterthanen ansprechen oder genießen, und müssen, wo sie die Hilfe der Behörden nachsuchen, in allen Stücken einheimischem Brauch sich anbequemen. Sie dürfen sich keine Rechte der Mandarinen oder der Edelleute anmaßen. Wer das wagte, müßte verbannt werden. — Damit wäre der Missionar dem elendesten eingebornen Bettler gleichgestellt; er müßte vor dem Mandarin knieen, zuweilen auch die Stirne gegen den Boden stoßen, während diese Erniedrigung bisher keinem Ausländer zugemuthet wurde, nicht einmal den von der chinesischen Regierung angestellten.

6. Missionare sollen nie in den Rechtsgang eingreifen, noch sich der Beklagten annehmen. Ein eingeborner Christ wird sogleich als der Schuld überwiesen bestraft, sobald ein Missionar sich für ihn verwenden sollte. — Ein werthvoller Beitrag zur Kenntniß chinesischer Rechtspflege.

7. Mädchenschulen und Findel- oder Waisenhäuser sind nicht

mehr erlaubt. Man sollte sie schließen oder wenigstens unter Aufsicht der Mandarinen stellen.

8. Heidnische Kinder dürfen keine Missionsschule besuchen. — Nach anderer Fassung: Die Missionare sollen nicht mehr auf Grund alter Documente Häuser oder Ländereien ansprechen (was nur auf die katholischen Missionen paßt), und alle künftigen Käufe von stehendem Eigenthum sollen hinfort von den eingebornen Kirchen, nicht aber im Namen des Missionars vorgenommen werden.

9. Kein Missionar darf einen Chinesen taufen, der schon einmal für einen Verbrecher gegolten hat, oder überhaupt mehr als 45 Bekehrte annehmen. — (Warum gerade 45, leuchtet einem abendländischen Kopfe nicht ein. Diese absurde Bestimmung ist indessen im neuesten Exemplar des Circulars ausgelassen, und dafür vorgeschlagen: der Missionar solle monatlich die Zahl seiner Bekehrten anzeigen).

10. Alle Missionen im Binnenlande werden unter obrigkeitliche Aufsicht gestellt, und kein Missionar darf ohne besonders ausgestellten Paß im Lande reisen, noch diesen einem andern zur Benützung leihen. Wechselt einer seinen Aufenthalt, so hat er es den Behörden anzuzeigen.

11. Die Bekehrten müssen in öffentliche Register eingetragen werden, und für die Eröffnung einer Kirche ist die Erlaubniß des Mandarins einzuholen. — Diese beiden Forderungen möchten billigerweise zugestanden werden, wenn erst die Gesinnungen der Behörden und ihre Absicht, gutes Regiment zu üben und ehrlich und gerecht vorzugehen, über allen Zweifel erhaben wären. Es hängt aber dem letzten Artikel ein bedenklicher Schwanz an, sofern der Mandarin ermächtigt werden soll, den Bau einer Kirche oder die Miethe eines Hauses auf Grund des Fungschui (geomantischen Nebenglaubens) zu verbieten, obwohl dieser moderne Aberglaube früher von kaiserlichen Edicten verworfen wurde. Er ist's, der aller Einführung von Eisenbahnen, Telegraphen und andern materiellen Verbesserungen die größten Hindernisse in den Weg legt. Es ist also hiemit darauf abgesehen, die Missionare von den Städten oder doch von den besuchtesten Straßen ꝛc. auszuschließen.

12. Confucius darf nicht beschimpft noch das Gefühl seiner Anhänger beleidigt werden. — Dient blos zu einem Theatereffekt; denn kein Missionar fühlt sich je versucht, dem Weisen Chinas zu

nahe zu treten, da sich seine Ermahnungen sehr gut verwerthen lassen, noch nimmt es der duldsame Chinese dem Jünger einer fremden Religion übel, wenn er über die Lehren des großen Moralisten abweichende Ansichten äußert. Uebrigens sind der Buddhismus und der Islam dem System des Kongfutse so scharf entgegengesetzt als das Christenthum, und genießen doch vollständiger Duldung.

Die China Mail (vom 12. Mai) bemerkt über dieses Aktenstück:

„Wenn die Missionsfrage für die Chinesen eine schwierige geworden ist, so ziemt sichs zu untersuchen, wo denn die Gründe liegen mögen. Ists nicht eine Thatsache, daß die Nation im Großen noch heute weder weiß, daß Verträge mit den Fremden abgeschlossen worden sind, noch, welche Bestimmungen sie enthalten? Und wer ist daran schuld als die Behörden, die überall den Ausländer als ein ebenso lächerliches wie ekelhaftes Ungeheuer malen und beschreiben? Wer hat diesen Haß gegen den Fremden und besonders gegen den Missionar hervorgerufen und großgezogen? Hat die Regierung je dem Uebel zu steuern gesucht und dem Missionar in ihren Proklamationen einen guten Namen gegeben? Beweist nicht das Blaubuch über das Tientsin Gemetzel die schuldige Mitwissenschaft, Thatlosigkeit und Heuchelei der Centralregierung? Was hat diese je anders gethan, als mit aller Kunst, und wäre es durch Anrufung des Mitleids, sich den Feststellungen der Verträge zu entziehen? Wir Engländer aber müssen für diese Vorgänge diejenigen unserer Diplomaten verantwortlich machen, welche durch die Kraftlosigkeit ihrer Politik unser Land dermaßen in Mißachtung gebracht haben, daß die Lektionen, welche wir mit kostspieligen Kriegen und kostspieligerem englischem Blute den Chinesen ertheilt haben, schon in einem Jahrzehnt vergessen und verhöhnt werden konnten." —

Eine Denkschrift, welche die chinesischen Minister neuestens dem schwedischen Kommissär überreicht und auch andern Gesandten mitgetheilt haben, wirft ein weiteres Licht auf die Ansichten, welche gegenwärtig die höchsten Kreise in Peking durchdringen. Sie besagt folgendes:

„Vor etlichen Jahren hat China zu gegenseitigem Vortheil Verträge mit fremden Staaten geschlossen, die auf die Nachwelt übergehen sollten. Es sind aber nachgerade Mißstände ans Licht getreten, welche nicht nur ihre Fortdauer gefährden, sondern die-

selben schon jetzt geradezu unbrauchbar machen. Der Handel ist es nicht, worüber Streit entstehen könnte,*) aber die Missionen rufen eine schlimme Stimmung hervor.

„Obgleich die Missionare von Anfang die Leute nur Gutes lehren wollten, sind sie doch in solcher Weise vorgeschritten, daß die römische Religion dem gemeinen Volke verhaßt geworden ist; daher man unverweilt sich auf einen Plan besinnen muß, ein gutes Einverständniß zwischen den Völkern herzustellen.

„Ew. Excellenz wird wohl wissen, daß diese Missionare, wo sie auch hinkamen, sich dem Volke so unangenehm machten, daß viele Ausbrüche stattfanden und die Herstellung der Ruhe des Landes unmöglich wurde. Diese katholischen Missionare waren immer sehr gebildete, ihre Bekehrten meistens friedliche Leute; erst seit den Verträgen sind letztere bösartig und übelwollend geworden. Sie benützen den Einfluß der Priester, um das gemeine Volk zu bedrücken und zu beschädigen. Entsteht ein Rechtsfall zwischen den Einwohnern und den Bekehrten, so nehmen sich die Missionare der letztern in einer Weise an, welche den Behörden ihr Amt erschwert und die Menge aufreizt. Treten dann unruhige Köpfe zu jener Religion über, so brüten sie Gewaltthaten aus, welche natürlich Rachegefühle erzeugen.

„Das Volk aber weiß nichts vom Unterschied zwischen Protestanten und Katholiken und nennt beide die Tientschu Religion; ebenso wirft es alle fremden Nationen zusammen; daher können kaum Unruhen entstehen, ohne daß alle Ausländer, die in China weilen, gleichermaßen gefährdet würden. Sogar in den ruhigen Provinzen herrscht doch bei der Mehrzahl der Eingebornen eine drohende Stimmung. Wie läßt sich da Gereiztheit und Aufruhr

*) Diese Behauptung ist geradezu lächerlich, so weit entfernt sie sich vom wahren Sachverhalt. Eher könnte man die Gegenbehauptung aufstellen, daß die größten Schwierigkeiten Chinas sich vom Handel herschreiben. Noch während der Taiping-Rebellion wurde der Aufruhr durch fremde Waffenzufuhr unterstützt; eben diese Förderung wird heute noch sogar der Seeräuberei zu Theil. Dann hat die verruchte Ausfuhr von Kulis wiederholt das Volk so stark erbittert, wie alle Wechselfälle des Opiumhandels; dieser dauert noch ungemindert fort, während jene durch massenhafte Verluste in diesem Jahre erst (s. Calw. Blatt Aug. 1871) ins Sinken geräth.

vermeiden, oder der Unterschied der Nationen (und Confessionen) den Einzelnen deutlich machen?*)

„Diese vollen zehn Jahre seiner Amtsführung hat Prinz Kung Tag und Nacht in banger Erwartung verlebt und im letzten Jahr brach plötzlich der Aufstand in Tientsin aus. Obwohl nun die Ortsbehörden gestraft, die Schuldigsten hingerichtet, die Beschädigten durch gegebenen Ersatz zufriedengestellt sind, ist doch seine Lage um nichts erleichtert; denn wie leicht kann ein noch schwierigerer Aufruhr ausbrechen, und durch jeden würde die aufgeregte Stimmung nur verbitterter.

„In keiner Provinz, wo Aehnliches stattfand, waren die Ortsbewohner im Stande, die Ruhe herzustellen, so erbost sind die Einwohner und die Bekehrten aufeinander. Und warum steht es so? Einfach, weil die hohen Gesandten, obwohl sie nicht alle Vorgänge in den Missionen billigen, sich doch nicht zu einem Plane vereinigen konnten, der die Aufregung beschwichtigen würde. Geschieht etwas, so weiß der betreffende Gesandte nur für diesen Einen Fall ein Heilmittel ausfindig zu machen, und zwar meist ein gewaltthätiges, unbekümmert, ob dadurch die Gemüther nicht noch weiter entfremdet werden. So suchen auch die chinesischen Ortsbehörden nur nach temporärer, nicht systematischer Abhilfe.

„Der Prinz hat jetzt im Verein mit den Ministern die ganze Frage untersucht und zwar im Blick auf eine auch für die Zukunft ersprießliche Verfahrungsweise. Er hat vernommen, daß in den Abendländern die Missionare einer Nation auch im Lande der andern wohnen, ohne daß die guten Beziehungen gestört werden. Das

*) Diese Darstellung entspricht durchaus nicht dem Thatbestand. Wo Missionare sich niedergelassen haben, wissen auch die gemeinen Leute um den Unterschied von Protestanten und Katholiken mit viel mehr Sicherheit als um den der abendländischen Nationen. Einmal kleidet sich der Priester chinesisch, der Protestant europäisch; dieser predigt und verkauft oder theilt Bücher aus, was jener nie unternimmt. Die evangelischen Schulen stehen Jedermann offen und werden nach Belieben von den Chinesen im Vorbeigehen inspicirt; die katholischen Anstalten verbergen sich alle hinter hohe Mauern. Kein protestantischer Missionar spricht obrigkeitliche Befugnisse, amtlichen Rang u. dgl. für sich, noch exterritoriales Gericht für seine Bekehrten an, während alle diese Wünsche von römischen Priestern stark betrieben werden. Dazu kommt dann noch der auffallende Unterschied, welchen das Cölibat, die kirchlichen Orden und die Abstufungen der Hierarchie hervorbringen, ganz abgesehen von den verschiedenen Gebräuchen und Lehren.

geschieht augenscheinlich in Folge zweckdienlicher Vorkehrungen und als solche werden mir bezeichnet die Anordnungen, welche erzielen, daß wer sich im fremden Lande aufhält, auch den Gesetzen desselben sich unterwerfen muß; wer aber sie übertritt, unfehlbar gestraft wird.

„So könnte auch in China Ordnung und Eintracht herrschen, wenn die Missionare sich zuerst der günstigen Stimmung des Volkes versicherten, und nicht rasch vorangiengen, wie die Bekehrten ihnen rathen, seis beim Bau von Kapellen oder in Rechtsstreitigkeiten. Letzteres ist gegenwärtig um so mehr zu befürchten, indem die Bekehrten seit dem Schadenersatz für die Tientsin Geschichte ihr Haupt nur stolzer erheben und sich mit ihrem Einfluß brüsten. Stünde aber einmal ganz China auf, so kann man doch nicht alle tödten, wie geneigt auch Kaiser und Minister sein mögen, die Wünsche der Fremden zu befriedigen.

„Alle Regierungen, die chinesische so gut wie die abendländischen, müssen die Gefühle ihrer Unterthanen berücksichtigen, wenn sie nicht wollen, daß das Volk sich gegen den Druck von oben wende und die bestehenden Gesetze außer Wirkung setze. Können die chinesischen und ausländischen Minister die jetzt drohende Gefahr nicht beschwören durch einen Plan, der das Volk zu beruhigen verspricht, so werden sie auch unvermögend sein, andern Aufgaben ihres Amts, die noch an sie herantreten mögen, wirklich gerecht zu werden."

Worauf der chinesische Premier lossteuert, ist unschwer zu erkennen. Er möchte die gegenwärtige Schwächung Frankreichs benützen, um die unverhüllten Machtbestrebungen der römischen Mission zurückzudrängen, und da er von der kühlen, wenn nicht geradezu feindseligen Stellung, welche das jetzige britische Ministerium zur protestantischen Mission einnimmt, wohl unterrichtet ist, scheint es ihm eine leichte Sache, zu gleicher Zeit auch die letztere des vertragsmäßigen Schutzes zu berauben.

Seine Behauptung aber, für die Gewaltthätigkeiten in Tientsin sei bereits Ersatz geleistet, darf nicht in vollem Ernst genommen werden. Wohl ist für die ermordeten Franzosen eine schöne Summe Geldes als Entschädigung an ihre Verwandten bezahlt worden, die zerstörten Kapellen sind aber noch nicht wieder aufgebaut; und statt der verlangten 8925 taels haben die Mandarinen den protestantischen Missionen nur 2500 zugetheilt, und zwar diese erst im Juni, ein

Jahr nach dem Gemetzel, ausbezahlt. Ein Korrespondent der A. Allg. Zeitung schreibt: „China verhält sich noch ruhig, aber in Tientsin ist noch keine Maßregel gegen die den Fremden feindlich gesinnten Mandarinen und Tumultuanten ergriffen worden, auch hat die protestantische Mission (im Mai) noch keine Entschädigung erhalten. Im Gegentheil, Wen Siang, der die bekannte Schrift gegen die Missionare verfaßt hatte, hat von den höhern chinesischen Behörden Glückwünsche erhalten und ist zum Staatssekretär zweiten Rangs erhoben worden. Taku wird nun auch von der Landseite befestigt, die Chinesen im Kiangnan Arsenal gießen dafür 90pfünder und bauen Fregatten. Die Langmuth, welche England China gegenüber an den Tag legt, ist allerdings sehr auffallend."

Diese Langmuth des britischen Ministeriums ist so auffallend, daß ein englischer Missionar darüber in die Worte ausbricht: „Die tiefe Unwissenheit, welche in Großbritannien über diesen Gegenstand herrscht, hat die chinesische Regierung zu diesem kecken Vorgehen ermuthigt, doch darf man hoffen, daß Gott es mißlingen läßt. Hätten die Chinesen nur ein Bischen weniger gefordert, als dieser entschiedene Vertragsbruch einschließt, so würden sie es sehr wahrscheinlich erlangt haben; so aber haben sie sich ein wenig zu weit vorgewagt. Die Regierung möchte gern die Fremden aus dem Reiche drängen, bescheidet sich aber vorerst, den mißliebigen Missionaren den Aufenthalt zu heiß zu machen. Natürlich, wäre man erst die Missionare los, so würden auch die Kaufleute bald an die Reihe kommen, weil einer fremden Macht, die den einen Theil ihrer Unterthanen preisgegeben hätte, in China keinerlei Ansehen mehr gezollt würde."

Ueber die Berathungen der Missionare, welche diese Sachlage veranlaßt, erzählt Miss. Lechler aus Hongkong folgendes:

„Wir wurden kürzlich sehr überrascht durch die Veröffentlichung des diplomatischen Cirkulars, welches der Premier des Kabinets in Peking an die auswärtigen Mächte gerichtet hat. Darin drückt die chinesische Regierung ihre Willensmeinung aus, wie es in Zukunft mit uns gehalten werden solle, und begreiflicher Weise ist es dabei nur auf Einschränkungen und Plackereien abgesehen.

„Wir haben noch nicht gehört, was die ausländischen Regierungen zu diesen klugen Einfällen der chinesischen Regierung sagen werden. Von England ist gerade nichts Gutes zu erwarten. Dort ist jetzt eine Partei am Ruder, die um jeden Preis nur Frieden

will und sich, glaub' ich, noch vielmehr gefallen lassen und von den schlauen Chinesen Schritt für Schritt verdrängen lassen würde aus den ihnen durch die Verträge abgezwungenen Rechten.

„Einige (wie es scheint hauptsächlich amerikanische) Missionare im Norden fühlten sich gedrungen, eine Denkschrift an die Gesandtschaften zu richten, die so anfängt:

'Wir, die unterzeichneten protestantischen Missionare in China, fühlen uns berufen, im Interesse des Christenthums und der christlichen Kirchen, deren Vertreter wir sind, bei der ernsten Natur der gegenwärtigen Krisis und der engen Beziehung, in der dieselbe zu unsrem Werke steht, über folgende Punkte unser Zeugniß abzulegen:

'1. Wir zollen der einsichtsvollen Politik der Verträge, welche verschiedene christliche Nationen in den Jahren 1858—1860 mit China abgeschlossen, und die nicht nur dem Handel ausgedehnte Privilegien, sondern auch der christlichen Religion volle Duldung, und denen, die sie lehren und bekennen, Schutz zusagen, hohe Anerkennung.

'2. Wir bitten um Berücksichtigung der geschichtlichen Thatsache, daß im Vertrauen auf diese Vertragsbestimmungen, mit der Genehmigung der Vertreter der auswärtigen Regierungen und im Einvernehmen mit der chinesischen Regierung und deren Beamten, eine Anzahl Missionare in verschiedenen Theilen Chinas an mehr oder weniger von der Küste entfernten Plätzen sich niederließ, daß dort Land gekauft, Häuser erbaut und seit einer Reihe von Jahren Missionsarbeiten betrieben wurden.

'3. Wir haben mit Bedauern und bangen Ahnungen in den letzten Jahren eine andre Politik einführen sehen als die, welche jene Verträge schloß und bestätigte, eine Politik, welche nicht auf der schnellen und genauen Beobachtung dieser Verträge durch die Chinesen bestand .... und obgleich Nachgiebigkeit gütig und großmüthig scheinen mag, läuft dieselbe in Wirklichkeit nur darauf hinaus, die Chinesen zu Gewaltthätigkeiten zu ermuthigen, für die sie selbst schließlich so gut wie wir zu leiden haben.

'4. Als Beweis für die Richtigkeit dieses Sachverhalts erwähnen wir nur das entsetzliche Gemetzel, das kürzlich in Tientsin stattfand und die natürliche Folge dieser veränderten Politik der Westmächte war. Obgleich die Greuel jener Frevelthat in ihrer ganzen Heftigkeit nur an einem einzigen Ort zum Ausbruch kamen und größtentheils Angehörige einer einzigen Nation trafen, ist es doch hinreichend bewiesen, daß

dieselbe Feindschaft gegen die Fremden im Allgemeinen jetzt in einer früher nicht gekannten Ausdehnung und Tiefe besteht und ausgesprochen wird.

'5. Wir sind darauf gefaßt, daß die christliche Religion Widerspruch erregen wird, wie unser HErr es vorausgesagt hat, aber wir geben deßhalb keineswegs zu, daß sie darum in China nicht gelehrt werden sollte .... Wir bitten darum inständig, den Chinesen gegenüber nicht eine Handlungsweise einzuschlagen, die ihnen gestattet, sich ihren vertragsmäßigen Verpflichtungen zu entziehen sowohl in andern Punkten, als auch in Betreff der den Missionaren seither für ihre Arbeit gewährten Freiheit. Dieselben jetzt zu verlassen, wäre ein Unrecht gegen uns und diejenigen, welche uns senden und unterstützen, wie auch ein Nachtheil für die große Sache christlicher Civilisation.'

„Diese Denkschrift wurde hieher geschickt mit dem Wunsche, daß wir sie auch unterschreiben möchten. Doktor Legge lud uns zu einer Konferenz ein, um diesen Gegenstand zu berathen. Wir waren zu sechsen versammelt, fanden aber bei genauer Ueberlegung, daß unsre Brüder im Norden sich etwas überstürzt hatten, und daß wir keine Freudigkeit finden, ihr Memorandum zu unterschreiben. Zu Artikel 2 mußten wir sagen, daß was auch seither im Innern geschehen ist, wobei ja wir Basler mehr betheiligt sind, als irgend eine andre Mission, man durch Verträge gleichwohl kein Recht hat zum Landerwerb und Häuserbauen, weßhalb wir uns damit helfen, daß wir unsre Gemeinden das thun lassen und ihnen gegen Pfandschein Geld vorschießen. Zu Artikel 3 mußten wir sagen, daß es nicht weise und eigentlich unberufen sei von Seiten der Missionare als Kritiker der Diplomatie aufzutreten; der fragliche Paragraph muß Veranlassung zur Verkennung des Geistes geben, in dem die Missionare arbeiten, und obgleich wir nicht sagen können, wir billigen die gegenwärtige Politik der auswärtigen Regierungen, ist es doch nicht an uns, in einem von der Genossenschaft der protestantischen Missionare verfaßten Schriftstück ein Verdammungsurtheil darüber abzugeben. Bei Artikel 4 glauben wir, daß die Mordthaten in Tientsin und das feindselige Wesen gegen die Ausländer im Allgemeinen viel verschuldet ist durch das Bestreben der katholischen Missionare, sich und ihren Bekehrten eine vom Landesgesetz unabhängige Stellung zu erringen. Wir würden daher mehr mit

eingestimmt haben, wenn das Memorandum dargethan hätte, welches der Einfluß der protestantischen Mission in China sei, daß weder wir Missionare uns dem Gesetz entziehen, noch für unsre Christen das anstreben, so weit unser Gewissen uns nicht zwingt, Gott mehr zu gehorchen, als den Menschen, und daß wir unsre politischen Vertreter bitten, ihren Einfluß zu benützen, das bisher Errungene zu erhalten und auf dem betretenen Wege vorwärts zu gehen, bis uns auch das Recht der Niederlassung und Besitzhaltung im Inlande gesichert sei."

Aus den neuesten Zeitungen erhellt, daß wenigstens Hr. Low, der amerikanische Gesandte in Peking, gegen alle diese Zumuthungen des Prinzen Kung lauten Protest erhoben hat. Er erklärte sehr entschieden: einige der vorgelegten Artikel scheinen nur die französischen Missionare zu treffen. Die evangelischen Sendboten seien noch nie beschuldigt worden, in den Rechtsgang eingegriffen zu haben, und wo sie das versuchen wollten, würden sie bei ihren Ministern keinerlei Unterstützung finden. Die Mandarinen sollen sich nur streng an die Bestimmungen der Verträge halten, so lasse sich den meisten der beklagten Uebel leicht vorbeugen. Was aber z. B. die Ausweisung der Missionsfrauen betreffe, so sei die Hebung des weiblichen Geschlechts der Stolz der Westländer, und die Wünsche der Regierung in dieser Beziehung werden jedem Unbefangenen höchst unweise dünken. Er bitte doch Prinz Kung, sich in der heil. Schrift umzusehen, damit er mit den Grundsätzen bekannter werde, welchen christliche Völker allen ihren Aufschwung zu danken haben.

Der englische Bischof von Viktoria aber (Alford), welcher eben von China schied, um über San Francisco nach Europa zurückzukehren, hat seiner Regierung in eingehender Darlegung vorgestellt, daß ohne ein festes Auftreten der Seemächte das Werk der Mission in China (und Japan) beinahe vernichtet werde. Nicht als ob er wünschen könnte, daß die europäischen Regierungen oder Amerika heidnische Völker mit den Waffen nöthigen sollten, bei sich missioniren zu lassen; aber der stärkste moralische Druck dürfte wohl bei chinesischen und japanesischen Behörden in Anwendung gebracht werden, sie darüber aufzuklären, daß wenn sie in die große Familie der gebildeten Nationen eingereiht werden wollen, es ihren Unterthanen freistehen müsse, sich mit dem christlichen Glauben bekannt zu machen, und im Falle gewonnener Ueberzeugung ihn auch zu bekennen.

Es steht demnach zu erwarten, daß die chinesische Regierung die Forderungen, welche sie den westländischen Ministern vorgelegt hat, bedeutend ermäßigen, vielleicht sogar ganz fallen lassen wird. Ein Telegramm meldet, daß das letztere geschehen ist.

Missions-Zeitung.

Muhammedanische Mission in Brasilien.

Vor einigen Jahren als noch der Suez-Kanal nicht existirte, hatte die türkische Regierung Anlaß ein Kriegsschiff nach Baßra zu schicken, welches also den weiten Weg durch das Mittelmeer und den Atlantischen Ocean um das Vorgebirge der guten Hoffnung zu machen hatte. Ungünstige Winde zwangen das Schiffe in Rio de Janeiro einzulaufen, wo der Imam desselben, der Scheich Abdurrahman Effendi, nicht wenig erstaunt war, unter der schwarzen Bevölkerung der brasilischen Hauptstadt eine Anzahl Muhammedaner anzutreffen. Freilich war ihr Islam durch die Länge der Zeit und durch die Entfernung in einem hohen Grad ausgeartet, z. B. sie fasteten nicht im Monat Ramazan, sondern im Monat Schaban; über die Gebetzeiten wußten sie gar nichts; arabisch verstand keiner von ihnen, ihre Ehen und Leichen wurden von katholischen Geistlichen eingesegnet, und ihre Kinder von kath. Geistlichen getauft, sonst aber kümmerten diese sich nicht weiter um die Neger, welche zur Verrichtung ihrer gottesdienstlichen Gebräuche eines Juden aus Tanger sich bedienten, der sich für einen Imam ausgab. Eben derselbe diente als Dolmetscher zwischen den Negern und dem Scheich Abdurrahman, und gestand Letzterem ohne Umschweife, daß er mit Hilfe dessen, was er in seiner Jugend von den Muhammedanern in Marokko gesehen hatte, seine angemaßte Imamsstelle so gut als möglich gespielt habe, ohne irgend etwas Arges darin zu sehen. Auch die Neger waren nicht wenig erstaunt, weiße Muhammedaner zu sehen, denn nach ihrer bisherigen Erfahrung waren die Weißen Christen, während alle Muhammedaner schwarz waren. Scheich Abdurrahman verließ nun mit Genehmigung seiner Vorgesetzten das Schiff und hielt sich einige Jahre in Rio de Janeiro, Bahia und Pernambuco auf, um die dortigen muhammedanischen Neger in den Grundsätzen ihrer Religion zu unterrichten, und einige von ihnen so weit auszubilden, daß sie den Koran in der Ursprache lesen und ihren Landsleuten als Schullehrer und Imame dienen können; er entwöhnte sie von dem Genuß des Schweinefleisches und des Weines und führte den Gebrauch ein, daß die Weiber sich vor fremden Männern verschleiern. Bei seiner Rückkehr veröffentlichte er zu Beirut eine „Reisebeschreibung von Brasilien" in arabischer Sprache, die bald ins Türkische übersetzt wurde. Unsere Kenntniß von Brasilien wird

durch dieses Buch gerade nicht erweitert, aber wir erhalten doch einige Notizen über die muhammedanische Bevölkerung des Landes, deren Anzahl in Rio de Janeiro allein sich auf 19,000 Köpfe beläuft; ihre Anzahl in Bahia und Pernambuco gibt er nicht an. Er beklagt den großen Hang der brasilischen Muhammedaner zur Wahrsagerei und Zauberei, und beweist, daß solche Künste den Lehrsätzen des Islam entgegen seien. (A. Allg. Zeitung.)

Das ist nun schon die zweite Mission, die von Konstantinopel aus zur Hebung und Verbreitung des Islam unternommen wurde. Die erste besteht in der Kapstadt und wirkt erfolgreich unter den niederen Volksschichten.

Missions-Literatur.

Bunte Bilder zu den Blättern für die Mission. Unter Oberleitung des Herrn Prof. G. Jäger und unter Mitwirkung verschiedener Künstler nach Originalquellen herausgegeben von Diac. R. Härting. Erstes Heft, Lieferung 1—9.

Wir haben bereits von diesem neuen Bestreben, durch Herbeiziehung der darstellenden Kunst das Missionsinteresse zu wecken und zu beleben, einige Nachricht gegeben. Nun liegt das erste Heft vollendet vor und ist bei der Expedition der Blätter für Mission (große Windmühlenstraße 28 a Leipzig) um 20 Ngr. zu haben, im Buchhandel um 25 Ngr. Zwei der Bilder versetzen uns nach Grönland und Nordamerika, drei nach Ostindien, hauptsächlich in das Gebiet der lutherischen Tamil-Mission, deren Mutteranstalt in Leipzig sammt ihrem nun vollendeten Leiter Dr. Graul auf einem vierten ihre Darstellung findet. Die australische, westafrikanische und chinesische Mission ist mit je einem Bilde bedacht. Für die künstlerische Ausführung bürgt der Name des leider nun auch zu seiner Ruhe eingegangenen Professor Jäger. Bereits haben auch zwei Bilder vom zweiten Hefte ihre Erscheinung gemacht und führen uns in die Tantschaur und Hottentotten-Mission ein. Sie zeigen durchaus keinen Nachlaß in der Oberleitung an, welche nun dem Prof. Nieper übertragen ist. Gewiß würden diese Bilder manchem Missionsfreund ein willkommener Schmuck seiner Zimmer werden oder ein dienliches Geschenk für Kinder und Freunde abgeben, wenn er nur die Mühe nicht scheue, sich mit ihnen bekannt zu machen.

J. JOHNSTON

Eine abgeschlossene Mission.

(Schluß.)

Bis zum Jahr 1838 hatten die Missionare 1186 hoffnungsvoll Bekehrte in dreizehn Gemeinden gesammelt; im Jahr 1843 war die Zahl derselben auf 23,800 gestiegen. Gewiß ein schlagendes Zeugniß von dem wunderbaren Segen, der in den dazwischen liegenden Jahren die Verkündigung des Worts begleitete! Man begann nun in Amerika sich zu fragen, ob nach so außerordentlichen Erfolgen die Sandwich-Inseln nicht als ein christianisirtes Land zu betrachten seien? Noch hatte sich kein einigermaßen klarer Begriff darüber gebildet, was man eigentlich unter der Bekehrung eines Volks zu verstehen habe. Die Verfassung, die Gesetze, alle Institutionen des hawaiischen Staats- und das religiöse Bekenntniß der Gemeinden waren so entschieden evangelisch, als nur irgendwo in der alten Christenheit. In christlicher Gesittung dagegen hatte das Volk im großen Ganzen nur erst einen schwachen Anfang gemacht. Das häusliche und gesellige Leben war noch keineswegs davon durchdrungen, es fehlte noch sehr an Fleiß und Strebsamkeit, Urtheil und Zuverlässigkeit, und die Nationalsünde der Unzucht grassirte noch immer in trauriger Weise. Waren auch die Gemeinden ihres Christennamens vollkommen würdig, so bildeten sie eben doch nur die Minderheit der ganzen Nation, für welche zwei Jahrzehnte nicht genügt hatten, sie aus der tiefsten heidnischen Versunkenheit in bürgerlicher, sittlicher und geselliger Beziehung auf den Standpunkt eines christlichen Volks emporzuheben.

Konnte man unter diesen Umständen die Aufgabe der Mission schon jetzt als beendet ansehen? Die Antwort fiel entschieden verneinend aus, und zwanzig weitere Jahre, innerhalb deren die junge

hawaiische Kirche bereits ihre eigene Missionare auf die Sandwich-Inseln und nach Mikronesien zu senden begann, verstrichen, bis sie eine Selbständigkeit erhielt, die, wie Anderson jetzt glaubt, ihr schon eine Reihe von Jahren früher hätte eingeräumt werden können, zu der zu erziehen aber von Anfang an entschiedeneres Augenmerk der Missionare hätte sein sollen.

„Der Irrthum," sagt er, „lag in der Unterschätzung der geistigen Lebensfähigkeit der eingebornen Kirche und des eingebornen Pastorats, und in der Ueberschätzung einer lange fortgesetzten Anleitung und Heranbildung zum Dienst am Evangelium in neugegebildeten Christengemeinden. Es wurde dabei auch nicht genug der erleuchtenden und belebenden Wirkung Rechnung getragen, welche der h. Geist allenthalben übt, und die wohl die Annahme gestattet, daß unter je hundert Bekehrten wenigstens Ein Mann von den nöthigen Gaben zu finden sein wird, dem, nachdem er selbst biblische Unterweisung empfangen hat, die Pflege einer aus den Heiden gesammelten Gemeinde überlassen werden kann. Wären Missionare und Missionsleiter von Anfang an von dieser Voraussetzung ausgegangen, so hätte ihre Arbeit wohl um ein Gutes abgekürzt werden können." Ob dieses Urtheil ein völlig richtiges ist, kann der Fernstehende nicht zu entscheiden wagen, jedenfalls aber empfiehlt es sich der gewissenhaften Erwägung anderer, auch deutscher Missionsleiter.

Die Gesammtzahl der ordinirten Missionare, die der Board auf die Sandwich-Inseln sandte, beläuft sich auf 52. Dazu kamen 21 Lehrer und Laiengehilfen und 38 Missionsfrauen und Lehrerinnen, zusammen 156 Personen. Zehn ordinirte Missionare starben auf ihrem Arbeitsfeld, 14 kehrten aus verschiedenen Gründen nach Amerika zurück und sind seither theilweise dort gestorben. Die durchschnittliche Arbeitszeit der auf den Inseln gestorbenen Missionare beträgt 27 Jahre. Die 16, welche jetzt noch dort leben, haben nun eine Dienstzeit von 26—47 Jahren hinter sich — ein Beweis von dem herrlichen Klima, das ja das gesündeste der Erde sein soll. Sie nehmen den hawaiischen Gemeinden gegenüber eine väterliche Stellung ein, sind Mitglieder der aus der gesammten Geistlichkeit gebildeten und die kirchlichen Angelegenheiten leitenden evangelischen Association mit all dem Einfluß, den die Erinnerung an das, was sie geleistet, ihnen sichert, und daneben sammt ihren

Kindern hawaiische Staatsbürger voll der innigsten Theilnahme für alles, was das Wohl des Volks betrifft.

Die 1863 vollzogene selbständige Organisation der hawaiischen Kirche hat nun bereits sieben Jahre lang Zeit gehabt, sich zu erproben, und bis jetzt ist davon nur Erfreuliches verlautet. „Unsere eingeborene Geistlichkeit ist eine höchst achtungswürdige Menschenklasse," schrieb 1867 Dr. Wetmore, ein intelligenter Missionsarzt, nachdem er der Jahresversammlung der evangelischen Association in Honolulu beigewohnt hatte. „Sie steht bei jeder Frage von einiger Wichtigkeit fest und muthig hin und berathet und beschließt mit so viel Umsicht wie — die Mehrzahl unsrer Missionsväter, hätte ich fast gesagt, und ich glaube, diese Behauptung wäre nicht unwahr gewesen. Vor vier Jahren war viel Zögerns und Schwankens, ihr im Predigtamt die gleiche Stellung mit diesen einzuräumen, jetzt aber sind alle jene Bedenken geschwunden, und man reicht ihr von ganzem Herzen die Bruderhand."

Verhältnißmäßig nicht minder befriedigend klingt das Urtheil Dr. Gulicks, eines gründlichen Kenners der hawaiischen Inseln, über den sittlichen Zustand des ganzen Volks. „Die Fundamente des Damms gegen die furchtbare Brandung der Sinnenlust, die gegen unser hawaiisches Zion heranbraust, sind tief und fest gelegt und an manchen Orten so sichtbar, daß auf diesen sonnigen Inseln weibliche Tugend nun eine anerkannte Thatsache ist, wo man früher nicht einmal einen Namen dafür hatte. Eine Keuschheit, die solchen Versuchungen widersteht, ist wahrhaftig ächter Art. Aller Macht der Verführung zum Trotz bildet sich durch den Einfluß des Evangeliums und der besseren Elemente unter den Fremden allmählich eine öffentliche Meinung zu Gunsten der Sittlichkeit. Viele Eltern sind willig, es sich wirkliche Opfer und manche Selbstverleugnung kosten zu lassen, ihre Kinder von schädlichen Einflüssen ferne zu halten und ihnen zu einem andern Standpunkt zu verhelfen, als der ihrer lasterhaften Umgebung ist. Kaum eröffnen wir irgendwo eine Knaben- oder Mädchenschule, so füllt sie sich gleich dergestalt, daß wir manche Gesuche um Aufnahme zurückweisen müssen."

Die neuesten Berichte geben die Zahl der hawaiischen Kirchen auf 58 an; diese Gemeinden unterhalten nun ihre eigenen Prediger, bauen ihre Gotteshäuser, evangelisiren durch einen beredten und feurigen Chinesen Aheong die 1300 Einwanderer aus dem Reich

der Mitte und tragen fleißig bei zu den Missionen auf den fernen Inselgruppen. Sieben Theologie studierende Jünglinge haben im J. 1870 das Seminar in Wailuka verlassen, wodurch die Zahl der ordinirten Hawaii-Prediger auf 48 (39 Pastoren und 9 Missionare) gestiegen ist; und die jährlichen Beiträge für kirchliche Zwecke übersteigen die Summe von 31000 Dollars*).

Da die Presse sich nicht mehr ausschließlich in den Händen der Missionare befindet, nimmt die junge hawaiische Literatur allmählich den gemischten Charakter der Literatur anderer Länder an. Erschienen sind in ihr seit jenem ersten Druckbogen im J. 1822 nicht weniger als 150 Werke zur Verbreitung religiöser, praktischer und wissenschaftlicher Kenntnisse; dazu noch eine Anzahl Bücher in fünf anderen Sprachen der Südsee; 20,000 Bibeln, 30,000 Neue Testamente und über 100,000 Gesangbücher wurden theilweise verschenkt, weitaus der Mehrzahl nach aber verkauft. Die Zahl der wöchentlich erscheinenden politischen und religiösen Blätter ist schwankend, zu Zeiten waren es ihrer schon 10. Leser gibt es im Verhältniß mehr als selbst in Boston.

Der Gesammt-Aufwand des amerikanischen Board für die Mission auf den Sandwich-Inseln betrug bis zum Jahr 1869 in runder Summe 1,220,000 Dollars. Abgeschlossen waren die Kosten derselben damit jedoch nicht, da die noch auf den Sandwich-Inseln lebenden Missionare theils einen Ruhegehalt, theils auch ihre Besoldung aus der Heimat fortbeziehen, während die hawaiische Kirche den Unterhalt der nun mehr und mehr an ihre Stelle tretenden eingebornen Prediger bestreitet.

Auch an den Leistungen des hawaiischen Board of Missions betheiligt sich die amerikanische Muttergesellschaft noch immer. Die 1852 gegründete mikronesische und die im Jahr darauf ins Leben getretene Marquesas-Mission sind Sprößlinge der hawaiischen Kirche, die ihre neun eingebornen Sendboten sammt deren Familien und vier Gehilfen ganz unterhält. Die amerikanischen Leiter des mikronesischen Werks und das die Reisen der dortigen Missionare vermittelnde Missionsschiff Morning Star dagegen sind noch auf die Zuschüsse aus Amerika angewiesen, die sich bisher im Ganzen auf 150,000 Dollars beliefen.

*) Miss. Herald 1871.

„Vergleicht man die Kosten dieses sich durch ein halbes Jahrhundert hinziehenden Unternehmens," sagt Dr. Anderson, „mit denen, welche für Eisenbahnbauten, Dampfboote, eisengepanzerte Fregatten und See-Expeditionen aufgewendet werden, oder mit den Summen, die eine einzige Woche unseres letzten Kriegs verschlang, so erscheinen sie nicht groß, während der Erfolg ein unschätzbarer bleibt. Die Rettung einer einzigen Seele gilt unsrem Herrn und Heiland höher als die ganze Welt, und die Einverleibung hoffnungsvoller Bekehrter in die Gemeinde Christi hat auf den Sandwich-Inseln innerhalb eines halben Jahrhundert sich im Durchschnitt auf jährlich mehr als 1000 Seelen belaufen. Manche dieser Bekehrten gehörten zu den leuchtendsten Beispielen christlicher Frömmigkeit; auch bleibt es nicht minder wahr, daß das hawaiische Volk dem Evangelium gewonnen wurde — selbst wenn es in nicht ferner Zeit aufhören sollte zu existiren. Dieß wäre sein unvermeidliches Loos, wenn noch ein merklich größerer Theil anbaufähigen Landes als seither in die Hände von Ausländern übergienge. Hauptsächlich dem Segen, den Gott auf die evangelische Mission gelegt hat, ist es zu danken, daß es nicht schon jetzt dahin gekommen ist, und in den evangelischen Kirchen und Schulen liegt auch für die Zukunft vorzugsweise der Halt der Nation. Die neuesten Ereignisse lassen hoffen, daß der König und seine Räthe zu der Einsicht gelangen werden, daß die Stärke eines Staats auf seinem Festhalten an den Grundlagen beruht, auf denen er erwuchs. Dessen ungeachtet aber scheint es leider unverkennbare Thatsache, daß bei der Ankunft der Missionare der ganze Volksorganismus bereits so durch Laster vergiftet war, daß selbst das Christenthum nicht vermag, das sich fort und fort wiederholende Mißverhältniß zwischen der Zahl der Geburten und der weit größeren der Todesfälle auszugleichen." Nach all dem Gejauchz der Jubiläumsfeier macht sich der bittere Nachgeschmack dieses Geständnisses so fühlbar, daß es ein undankbares Bemühen wäre, ihn irgend verhüllen zu wollen. Ein unbestreitbarer Mangel der jetzigen Missionsthätigkeit, die relative Schwäche des mitgetheilten neuen Lebens, ein niederer Grad von intensiver Erneuerungskraft bei allem Trieb zu vielverzweigter Thätigkeit nach außen, ist damit offen dargelegt.*)

*) Die Zahl der Eingebornen, welche im J. 1850 noch 84,165 betrug, ist im J. 1860 auf 67,084, im J. 1866 auf 63,959 herabgeschmolzen, und zwar

Belebend in manchfacher Weise hat sicherlich die mikronesische und die Marquesas-Mission auf die Heimatgemeinden zurück gewirkt. Die Ankunft der Briefe oder die Rückkehr eines Bruders von seinem Arbeitsfeld ist immer ein wichtiges Ereigniß, das die höchste Theilnahme der Gemeinden in Anspruch nimmt, und selten hört man einen hawaiischen Christen beten, ohne daß er der Sendboten seines Volks gedenkt, die hinausgezogen sind, um auch andern Inseln das Evangelium zu bringen.

Dagegen übte nach Andersons Ansicht die auffallende Entfremdung Kamehamehas IV gegen seine Lehrer und Freunde und die Gründung der sich seiner besondern Gunst erfreuenden reformirt katholischen Gegenmission etliche Jahre hindurch in manchfacher Beziehung einen erkältenden, störenden Einfluß. Wer möchte auch vom einfach evangelischen Standpunkt aus einer jungen Heidenkirche es nicht lieber wünschen, daß ihr ein Blick in die Zerrissenheit der alten Christenheit erspart bliebe? Anders sieht sich freilich die Sache von einem vorher eingenommenen Parteistandpunkt aus an. Während die amerikanischen Missionare meinen, so schroff und unfreundlich wie der anglikanische Bischof Staley seien ihnen selbst die katholischen Priester nicht gegenüber getreten, spricht Letzterer von der Schonung und Rücksicht, womit er zu Werke gegangen, und klagt, wie er von Anfang an auf eine defensive Stellung angewiesen gewesen sei.*) So unfertig ihm auch 1862 das Werk der amerikanischen Missionare noch schien — wie er sich denn rühmt, am 25. September 1864 den ersten Diakon William Hoapili ordinirt zu haben, während die Amerikaner in 40 Jahren, die Katholiken in einem Vierteljahrhundert noch keinen Kanaka-Prediger geweiht haben**) —, so zweifelhaft es ihm noch immer ist, ob das hawaiische Volk schon reif war für die noch immer sehr „demokratische Verfassung", durch welche Kamehameha III i. J. 1852 die zuerst gegebene milderte

kamen auf 34,395 männliche nur 28,561 weibliche Einwohner. Wenn die Verringerung der Bevölkerung in dieser Weise fortgeht (im Verhältniß von 13,3 Procent Abnahme binnen sechs Jahren) wird kaum Ein Kanaka das 100jährige Jubiläum der Mission mitfeiern!

*) Mission Life 1871. S. 329 ff.

**) Ein Irrthum. Die Amerikaner hatten etliche Pastoren und noch mehr Missionare ordinirt, allerdings aber ihnen noch keine Gleichberechtigung mit sich selbst eingeräumt.

oder ersetzte, fußt er auf die darin gewährte Gewissensfreiheit doch ganz mit derselben Zuversicht, als ob es sich um ein längst christianisirtes Land handelte, wenn er sagt: „Unter ihrem Schutz hatten römische Katholiken, wesleyanische Methodisten und sogar Mormonen ihre Gottesdienste. Gewiß sollte die Episcopalkirche nicht allein von dieser Duldung ausgeschlossen bleiben."

Noch weiter, als in ihrer Grundanschauung, gehen Anderson und Staley in ihrer Beurtheilung der Wirkungen des nun vorerst aufgehobenen Bischofsitzes in Honolulu auseinander. Staley rühmt sich, in Folge des 1864 unter seiner Mitwirkung zu Stande gekommenen Schulgesetzes, das sich „in religiöser Beziehung auf den Boden der strengsten Neutralität stelle", seien mehrere Erziehungsanstalten für Mädchen ins Leben getreten, während vordem auch nach amerikanischen Zeugnissen für die Heranbildung des weiblichen Geschlechts unverhältnißmäßig wenig geschehen sei. Anderson dagegen spricht von einem kläglichen Zerfall der Schulen, seit das neue Unterrichtsgesetz die wirklich evangelischen Elemente so daraus verdrängt habe, daß viele gar nicht, und andre mit untauglichen Lehrern besetzt worden seien, wodurch dann auch der Schulbesuch der Kinder ein unregelmäßigerer geworden sei. Manchen Eltern seien diese Uebelstände so zu Herzen gegangen, daß es durch die persönlichen Opfer, die sie brachten, an einzelnen Orten sogar zur Gründung neuer, von den Unterstützungen der Regierung unabhängiger Schulen gekommen sei. — Dieser Opferwilligkeit der von amerikanischen Missionaren gesammelten Gemeinden kann Staley um so weniger seine Anerkennung versagen, als seine eigene Mission voriges Jahr durch Mangel an Beiträgen aus der Heimat ein Ende nahm. „Im Jahr 1862 hatten die Amerikaner 14,925 Gemeindeglieder, die 3,578 Pfd. St. für kirchliche Zwecke beisteuerten," erzählt er uns; „im Jahr 1870 gaben die bei einer bedeutenden Abnahme der Gesammtbevölkerung vorhandenen 14,850 Gemeindeglieder 6,340 Pfd. St., worunter 1,295 zur Aussendung hawaiischer Missionare nach Mikronesien und auf die Marquesas-Inseln. Es wäre erbärmliche Bigotterie, der hawaiischen evangelischen Association, die solche Zahlen und solche Erfolge aufzuweisen habe, kein Lob zu spenden," meint er, „aber nicht minder unbillig wäre es, bei der Vergleichung der jetzigen lebenskräftigen Rührigkeit der Gemeinden mit der religiösen Lethargie, von der die amerikanischen Missionare

selbst vor sieben Jahren sprachen, leugnen zu wollen, daß dieser entschiedene Fortschritt dem Sporn zu danken sei, zu dem ihnen der Ernst und Eifer der hawaiischen Episkopalkirche gereichte." Daß Anderson diese „Unbilligkeit" wirklich begeht und die Neubelebung der hawaiischen Gemeinden nicht der Anregung zuschreibt, die von dem Ritualismus der Hochkirche ausging, sondern einer sämmtliche Inseln durchziehenden göttlichen Gnadenheimsuchung, wollen wir nicht verhehlen; halten aber für wahrscheinlich, daß durch die Concurrenz der Kirchen der Fortschritt in Mündigmachung der Gemeinden und Ordinirung eingeborner Prediger denn doch beschleunigt worden ist.*)

Es mögen jetzt in Honolulu etwa 2000 Engländer und Amerikaner ansäßig sein. Unter ihnen befinden sich manche Glieder der Episkopalkirche, aus deren Schooß sowohl nach England, als auch nach Amerika der Wunsch nach einem Prediger ihres eignen Bekenntnisses schon wiederholt gelangt war, ehe Kamehameha IV sich ihren Bitten anschloß. Da die englisch-kirchliche Missionsgesellschaft im Geiste brüderlicher Liebe gegen den amerikanischen Board es ablehnte, sich an der Aussendung eines Missionars dorthin zu betheiligen, nahm die minder rücksichtsvolle Ausbreitungsgesellschaft die Sache allein in die Hand, fand aber selbst in Honolulu nur theilweise das erwartete Entgegenkommen, während das Volk sich gegen diesen Halbkatholicismus ablehnend verhielt. Auch Vielen der weißen Residenten entsprach das puseyistische Formenwesen nicht, das besonders durch einen Stellvertreter Staley's in Schwung kam, so lange dieser selbst sich auf einer Reise nach England befand, um neue Theilnahme für das künstlich ins Leben gerufene Unternehmen zu wecken. Nationale Abneigungen während des amerikanischen Bürgerkriegs mögen auch mitgeholfen haben, die kleine anglikanische Gemeinde zu spalten; kurz es kam dahin, daß Staley im Mai 1870 Honolulu definitiv Lebewohl sagte.

Er hofft, im Bund mit der protestantisch-bischöflichen Kirche

*) Noch im Jahr 1863 erklärte die Generalkonferenz der Missionare: „Wir sind der Ansicht, daß alle oder beinahe alle Stationen, die jetzt mit fremdländischen Pastoren besetzt sind, noch viele Jahre von solchen versehen werden sollten." Damals zählte man 17 fremde Pastoren und 21 Kirchen. Gerade um jene Zeit aber besuchte Dr. Anderson die Inselgruppe und wirkte nun entschlossen für die Einsetzung eingeborner Hirten.

Amerikas werde trotz seines Austritts die anglikanische Mission in Honolulu vielleicht doch in ihrer vollen Ausdehnung erhalten bleiben. Anderson seinerseits ist der frohen Zuversicht, die dortige anglikanische Gemeinde werde künftig von einem evangelischer gesinnten Mann bedient werden, mit dem sich in herzlicher Liebe das Band des Friedens festhalten lasse. Daß es solche gibt, mit denen dieß nicht schwer sein dürfte, mag ein Schreiben beweisen, das der Sekretär der bischöflichen Missionsgesellschaft der Vereinigten Staaten im Jahr 1867 an die Leiter des Board richtete, nachdem er seiner Gesundheit wegen vier Monate auf den Inseln zugebracht hatte:

„Da die Gründung der reformirt-katholischen Mission, die ja nicht ein Unternehmen meiner Kirche als solcher, sondern nur dasjenige einzelner Personen innerhalb derselben ist, eine Kontroverse hervorgerufen hatte, welche die Luft mit den verschiedensten Gerüchten erfüllte, beschloß ich, so weit mir das möglich sei, mit eignen Augen zu sehen, was von den Missionaren des Board, wie von der römisch- und der reformirt-katholischen Mission gethan worden und ungethan geblieben sei. Ich suchte, um mir als Christ und als anglikanischer Geistlicher in dieser Sache mein eigenes Urtheil zu bilden, jenem Vorsatz im Aufblick auf Gott nachzukommen. Ich bereiste deßhalb die Hauptinseln, besuchte fast jede Missionsstation auf der ganzen Gruppe und besah mir, so weit sich mir Gelegenheit dazu bot, alle ins Gebiet der Religion, der Erziehung und des bürgerlichen Lebens gehörigen Institutionen. Ich wohnte den Sonntags- und Wochengottesdiensten bei, machte die persönliche Bekanntschaft der meisten Missionare der verschiedenen christlichen Bekenntnisse und besprach mich mit Personen von den mannigfaltigsten Berufsarten und Lebensstellungen. Je genauer ich nachforschte, desto mehr gelangte ich zu der Ueberzeugung, daß was von Ihren Sendboten der Natur der Sache nach ein bloßer Missionsversuch war, unter Gottes Segen ein glänzender Erfolg geworden ist. Jeder neue Morgen brachte mir neue Veranlassung, die Macht der göttlichen Gnade zu bewundern, die den Geringen aus dem Staub aufrichtet und ihn unter die Fürsten setzt. Jeder neue Morgen gab mir neue Ursache, den Herrn für die unaussprechliche Liebe zu preisen, die uns in den Stand setzt, unsern Mitmenschen so reiche Segnungen zu bringen, wie die Missionare sie dem hawaiischen Volke gewährten. Wenn ich vorhin von einem 'glänzenden Erfolg' sprach, so versteht es sich,

denke ich von selbst, daß ich diesen Ausdruck nicht in seiner absoluten Bedeutung, sondern nur in vergleichungsweisem Sinn gebrauchte. Es ist nicht Alles erreicht worden, was man hätte wünschen mögen, aber weit mehr, als man erwarten konnte. Ein halbes Jahrhundert ist, wie die Jahrbücher der Missionsgeschichte uns lehren, eine zu kurze Zeit zur vollständigen Christianisirung eines heidnischen Volks. Es hat in diesem Falle genügt, einen ganzen Stamm von dem despotischen Scepter des Heidenthums unter den bildenden Einfluß des Evangeliums hinüberzuführen und ihn auf einen gewissen Grad nach dem Bilde Christi umzugestalten. Mir erscheint es als ein Wunder, daß in verhältnißmäßig so wenigen Jahren das bürgerliche, politische und religiöse Leben dieses Volks eine so gründliche und segensreiche Umwandlung erfahren hat, wie es der Fall ist, und ich hätte die obige Beschränkung gar nicht gemacht, wenn nicht so Vielen die rechte Würdigung der Kluft zwischen Heidenthum und Christenthum und darum auch der Macht fehlte, die es bedarf, eine Seele zum Verlassen des einen und zum Ergreifen des andern zu vermögen. — Sehe ich darum das Königreich Hawaii-Nei an, wie es heute seine Stelle einnimmt unter den christlichen Nationen der Erde, so kann ich darin nur einen der herrlichsten Triumphe der Macht des Kreuzes und eines der schönsten Siegel erblicken, das Gott der Arbeit seiner Knechte aufgedrückt hat, so wie eine der größten Ermuthigungen, unsre Missionsbestrebungen in allen Ländern mit wachsendem Eifer zu betreiben und den Schall des Evangeliums zu allen Völkern gelangen zu lassen. Indem ich diese Worte warmer Anerkennung an Sie richte, fühle ich, daß dieselben mehr zum Lobe dessen gereichen, was der Herr für ein durch Sein kostbares Blut erkauftes Volk gethan hat, als zum Ruhme dessen, was von menschlicher Seite für ein einst tief gesunkenes Geschlecht geschehen ist."

Ein bekehrter Muhammedaner.

Autobiographie eines indischen Geistlichen.*)

Sowohl in den Missionskreisen der Heimat, als auch draußen in Indien beginnt man immer tiefer zu fühlen, daß das große Bedürfniß dieses Landes in unsern Tagen eine fromme und dabei gründlich gebildete eingeborne Geistlichkeit ist. Im Blick auf die Leitung der bereits gesammelten Gemeinden nicht minder, als in dem auf die Verkündigung des Evangeliums unter den Heiden bricht sich mehr und mehr die Ueberzeugung Bahn, das Christenthum werde erst dann seine Wurzeln recht tief in den Boden senken und seine Zweige recht kräftig ausbreiten, wann einmal das Werk hauptsächlich von bekehrten Eingebornen getrieben werde. Bereits steht deren eine schöne Anzahl in der Arbeit. Die kirchliche Missionsgesellschaft allein verwendet 72 eingeborne ordinirte Geistliche in verschiedenartiger Weise zur Bedienung ihrer Landsleute mit dem Brod des Lebens, und viele von ihnen bekleiden wichtige Posten mit großem Segen. Verglichen mit dem noch auszurichtenden Werk und den sich auf allen Seiten öffnenden Thüren sind sie jedoch ein verschwindend kleines Häuflein. Um so dankbarer darf darum die Bekehrung von Männern begrüßt werden, die der Geist Gottes eine lange Reihe von Jahren hindurch unter Kämpfen und Anfechtungen aller Art zu der seligen Aufgabe vorbereitete, Boten Seines Heils zu werden. Ein solcher tritt in der folgenden Selbstbiographie Imãdeddin's vor uns hin. Sie wurde im Jahr 1866, zu Lahor in Hindustani veröffentlicht, nachher durch Miss. Clark in Amritsar ins Englische übersetzt, und lautet in deutscher Uebertragung:

Die Gnade unsres Herrn Jesu Christi sei mit Allen! — Der Schreiber dieser kleinen Flugschrift trat am 29. April 1866 einzig und allein aus dem Wunsche, das Heil seiner Seele zu erlangen, zum Christenthum über. Aber viele Männer, die ich hochachte, manche meiner Verwandten und Freunde sowohl als auch meiner

*) A Mohammedan brought to Christ, being the Autobiography of a Native Clergyman in India. Translated from the Hindustanee. London 1870.

Schüler haben eine falsche Meinung von mir gefaßt. Etliche sagen gar, der Imâdeddin, der jetzt christliche Bücher schreibe, sei nur ein fingirter Name und nicht der einer wirklichen Person. So höre ich wenigstens aus Peschawer. Andre meinen, ich sei ein Christ geworden, um meine äußere Lebensstellung zu verbessern. Einige strenge Muhammedaner hinwiederum, z. B. in Karuli, wollen gar nicht glauben, daß ich überhaupt Christ geworden sei. Darum habe ich für passend erachtet, diesen vollen und wahrheitsgetreuen Bericht über mich selbst zu schreiben, damit jeder mit den Verhältnissen Bekannte sich überzeugen möge, daß es sich um eine wirkliche Person handelt.

Meine Vorfahren bewohnten die Stadt Hansi, in welcher zwölf Häupter des Islam lebten, deren schöne, von den Königen erbaute Gräber bis auf diesen Tag erhalten sind. Der Name eines jener Häupter der Gläubigen war Tschelaladdin. Sein Sohn war Schech Fateh Mohammed; dessen Sohn war Maulwi Mohammed Sârdâr; dessen Sohn war Maulwi Mohammed Fasil; dessen Sohn war Maulwi Mohammed Sirâdschaddin, mein Vater; dessen Kinder sind meine Brüder und Schwestern und ich selbst.

Zur Zeit Schâhdschahâns lebten meine Vorfahren in guten Verhältnissen und hatten bedeutende Einkünfte und liegende Güter. Ihre Besitzungen blieben in unsrer Familie während der Zeit der Mahratten; aber in den Tagen meines Großvaters, als die englische Regierung ins Land kam, verkannte dieser seinen Vortheil. Unsre sämmtlichen Güter wurden eingezogen, und wir widmeten uns nun dem Studium und dem Unterricht.

Man rechnet uns gewöhnlich nach Panipat, weil mein Großvater, Mohammed Fasil, nach dem Verlust seiner Habe von Hansi nach Panipat zog. Diese Stadt ist ein Platz, an dem sich die Nachkommen verschiedener berühmter Familien niedergelassen haben, und wo von Alters her viele eifrige und außerordentlich strenge Befolger des muhammedanischen Gesetzes lebten. Zu allen Zeiten hat sie ihre gelehrten und beredten Lehrer gehabt, die große Bibliotheken arabischer und persischer Werke besaßen. Der besondere Grund, aus dem mein Großvater sich in Panipat niederließ, war der, daß der Afghane Ghulam Mohammed Chan, ein sehr angesehener Mann, dessen Familie seit der Zeit der Könige durch alle Generationen hindurch hohe Aemter im Lande bekleidete, der Häupt-

ling dieser Stadt war, der auch meinen Großvater in seine Gesellschaft zog, ihm seiner Gelehrsamkeit wegen große Achtung und Rücksicht bewies und ihm in jeder Weise behilflich war. So beschloß denn mein Großvater sein Leben in Panipat, und nach seinem Tode blieb auch mein Vater, Maulwi Sirâdschaddin, am gleichen Ort und verbrachte daselbst sein ganzes Leben mit denselben Uebungen der Frömmigkeit wie jener. Die Nachkommen Ghulam Mohammed Chans erwiesen auch ihm die volle, ihrem Religionslehrer gebührende Achtung und Ehre. Ebenso beweist der jetzige afghanische Häuptling Abdallah Chan, der Enkel und Nachfolger des Obgenannten, obgleich seine äußere Lage sich nicht verbessert hat, meinem Vater fortwährend dieselbe Achtung. Mein Vater ist jetzt sehr alt, ohne bis jetzt in seinen religiösen Uebungen die geringste Veränderung zuzulassen. Wie zuvor ist er den Tag über mit gottesdienstlichen Verrichtungen und bei Nacht mit Vigilien beschäftigt; obgleich sein hohes Alter seine Geisteskräfte geschwächt hat, habe ich ihm doch geschrieben, um ihm die Botschaft unsres Herrn und die frohe Kunde von Seiner Erlösung mitzutheilen. Wenn er sie annimmt, gut; thut er es nicht, so ist ihm wenigstens die Möglichkeit dazu angeboten worden. Es ist für ihn eine sehr schwere Sache, weil gelehrte Muhammedaner in der gröbsten Unwissenheit befangen sind. Da sie glauben, das Wesentlichste des ganzen Gesetzes und der Propheten durch Muhammed gelernt zu haben, haben sie seit Generationen das Alte und Neue Testament nicht mehr gelesen, und es tönt ihnen nur immer der alte Ausspruch Muhammeds in den Ohren, daß diese Schriften „verändert" und „aufgehoben" worden seien. Auch pflegen sie keinen Umgang mit Christen, um etwa deren wahren Stand kennen zu lernen. So sind sie von einer Generation zur andern betrogen worden, und da sie die Christen insgesammt für schlechte Leute halten, wollen sie in keiner Weise auf sie hören. In diesem Theil des Landes hat jedoch neuerdings ihre Bigotterie und Unwissenheit etwas abgenommen.

Meine Familienverhältnisse sind folgende: ich war einer von vier Brüdern. Einer dieser Brüder, Muavanaddin, starb 1865. Mein ältester Bruder ist Maulwi Karimaddin, das gegenwärtige Haupt unsrer Familie, durch Gottes Gnade ein Mann von beträchtlicher Gelehrsamkeit ohne Bigotterie; er ist einer der Hauptschriftsteller unsrer Tage in Nord-Indien und dient als Schul-

Inspektor im Distrikt von Lahor, von wo viele seiner Werke im Arabischen, Persischen und Urdu in Umlauf gesetzt worden sind. Seine Religion ist die des Islam; doch forscht er bis auf einen gewissen Grad nach Wahrheit.

Mein nächster Bruder ist Munschi Chairaddin, der früher in Ludiana und Huschiyarpur im Erziehungsfach thätig war, jetzt aber bei meinem Vater in Paniput wohnt. Auch er ist ein verständiger und gelehrter Mann ohne Bigotterie. Wenn er jetzt nur an sein Ende gedenken und sich darauf vorbereiten wollte, könnte er wohl den Pfad der Wahrheit betreten; aber ach! es ist kein Führer in seiner Nähe, um ihn seinen Irrthümern zu entreißen! Alle um ihn her sind Betrüger, Prediger verkehrter Geschichten und nicht im Besitz der wahren Religion. Möge der Herr ihr Führer sein!

Ich bin der jüngste Bruder, und mein Name ist Imâdeddin.*) Als ich 15 Jahre alt war, verließ ich meine Freunde und Verwandten, um meine Erziehung zu vollenden, und gieng nach Agra, wo mein Bruder, Maulwi Karimaddin, der erste Lehrer in der Urdusprache war. Ich blieb lange Zeit meines Unterrichts wegen unter seiner Leitung; und da mein einziger Zweck beim Lernen war, auf eine oder die andre Weise meinen Herrn zu finden, so begann ich, sobald meine wissenschaftlichen Studien mir Muße ließen, Fakirs und fromme und gelehrte Männer zu beobachten, um den Gewinn der Religion ausfindig zu machen. Ich besuchte die Moscheen und andre religiösen Zwecken geweihte Häuser, sowie die Wohnungen der Maulwis und setzte daneben mein Studium des muhammedanischen Gesetzes, der Kommentare des Koran und der Traditionen von Muhammeds Reden fort, und ebenso das der Sitten, der Logik und der Philosophie.

Schon als Student, und ehe ich etwas von der christlichen Religion wußte, hegte ich in Folge des Verkehrs mit einigen Christen Zweifel gegen den Muhammedanismus, aber die höhnischen Bemerkungen und Verwünschungen der Maulwi's und Muhammedaner verwirrten mich so, daß ich schnell wieder von allen solchen Gedanken zurückkam. Sogar mein Freund, Maulwi Safdar Ali, der Schulinspektor in Dschabalpur, der im Kollegium in Delhi

*) „Pfeiler der Religion."

mein Studiengenosse und damals ein sehr bigotter Muhammedaner war, dessen wissenschaftliche Gründlichkeit und Gewissenhaftigkeit in Worten und Handlungen ich bezeugen kann, bedauerte meine Zweifel tief, sobald er davon hörte.*) Er sagte mir bestimmt, ich weiche von dem rechten Pfade ab und die Christen haben mich irre geführt, obgleich ich nicht einmal ihre Schriften gegen den Muhammedanismus gelesen hatte. Er forderte mich auf, mich aller dieser Gedanken zu entschlagen, und mit Aufmerksamkeit die muhammedanischen Werke zu lesen, um die Wahrheit zu finden. Er nahm mich dann mit zu Maulwi Abdal Halim, der im Dienste des Nawab von Banda stand, einem muhammedanischen Prediger und sehr gelehrten Mann.

Ich las gerade in jener Zeit Hamdallahs Werk, das allerhand Zweifel in mir rege machte. Daher legte ich ihm meine Bedenken vor. Er aber wußte sie nicht zu widerlegen, sondern wiederholte nur Sprüche aus dem Koran und wurde dabei so heftig, daß wir Beide seiner bald müde waren, zusammen aufstanden und davon giengen. Seit jenem Tage gab ich jeden Gedanken an Disputation und Kontroverse auf, und suchte mit großer Anstrengung gründliche Einsicht zu erlangen. Ohne mich um irgend etwas anderes zu kümmern, las ich 8—10 Jahre lang fast Tag und Nacht fort, und da ich mit der Ueberzeugung las, jede Erkenntniß sei ein Mittel, mich dem ungekannten Herrn näher zu bringen, betrachtete ich die darauf verwendete Zeit als wirklichen Gottesdienst.

Als ich die nöthige Vollkommenheit in der äußern Erkenntniß der Religion erreicht hatte, — bis ich von muhammedanischer Bigotterie fast überfloß, — gerieth ich in eine andere Schlinge, welche die muhammedanischen Gelehrten auf den Pfad der Wahrheitsforscher gelegt haben, und wodurch diese leicht so getäuscht werden, daß sie ihr ganzes Leben vergeblich hinbringen. Zuerst und lange Zeit hindurch halten sie den Heilsverlangenden mit den äußeren Vorschriften ihres Gesetzes, mit leiblichen Uebungen, unnützen Geschichten und all den sinnverwandten Worten auf, die sie bei ihrer Polemik gebrauchen. Dann binden sie ihm den Fuß mit einem Strick des Betrugs fest, damit er sich niedersetzen und fein ruhig bleiben möge,

*) Wie dieser Safdar Ali zu Christo bekehrt wurde, siehe Miss. Mag. 1866, S. 165 ff. Es wird sich im weitern Verlaufe zeigen, welche Wichtigkeit diese Bekehrung für Imadeddin hatte.

indem sie ihm sagen, was er bisher gelernt habe, seien nur die äußern Vorschriften des Muhammedanismus und die Gemeinplätze ihrer Wissenschaft; wolle er aber seine Forschungen fortsetzen, den Wirklichkeiten der Religion nachspüren und so zur wahren Erkenntniß Gottes durchdringen, so müsse er zu den Fakirs und Heiligen gehen und viele Jahre hindurch in ihrer Umgebung verharren, weil sie die Geheimwissenschaft der Religion besitzen, die von Muhammeds Tagen an unter den Fakirs sich von Herz zu Herz fortgepflanzt habe und die wahre Frucht des Lebens sei.

Der Mann, der mich in dieses Labyrinth einführte und mich damit betrog, war der Doktor Wasir Chan, der als Hilfsarzt nach Agra gekommen war. Er war ein äußerst fanatischer Muhammedaner und hielt sich selbst für einen Heiligen. Diese Geheimlehre der Religion wird Sufismus (Mystizismus) genannt, und gelehrte Muhammedaner haben große Bibliotheken mit Büchern gefüllt, die sie darüber aus dem Koran, den Traditionen, ihren eigenen Gedanken, den Wedantalehren der Hindus, den Gebräuchen der Römer und Christen, so wie der Juden und Magier, endlich aus den Uebungen von Mönchen und Weltentsagern zusammengetragen haben. Sie hat es ganz mit der Seele zu thun und ist den geistlichen Bedürfnissen und Strebungen der Muhammedaner früherer Zeiten entsprungen, die wirklich nach Wahrheit verlangten und, wenn das Sehnen ihrer Seele in den rein muhammedanischen Lehren keine Befriedigung fand und ihr umgetriebener Geist nicht zur Ruhe kam, ihr Gemüth dadurch zu trösten suchten, daß sie eine Sammlung aller möglichen mystischen Gedanken anlegten. Wäre ihnen in dieser Stimmung nur das Alte und Neue Testament in die Hand gegeben worden, daß sie mit den Schriften der Propheten und Apostel bekannt geworden wären, so hätten sie die wahre Erkenntniß Gottes gefunden und wären nicht Muhammedaner geblieben. Aber Muhammed ersann von Anfang an einen Plan für solche Fälle. Er verbot seinen Anhängern, das Alte und Neue Testament zu lesen, und als einst der Chalif Omar in seiner Gegenwart das Alte Testament las, wurde er sehr zornig und fragte ihn, ob ihm der Koran nicht genüge. Diese leidige Gewohnheit, die Bibel sich fern zu halten, besteht bei den Muhammedanern bis auf diesen Tag; und wenn sie je dieses heilige Buch in der Hand eines der Ihren sehen, heißen sie ihn verflucht. Und — allerdings — von seinem Standpunkt aus

that Muhammed (wie der Papst) wohl daran, das Bibellesen zu verbieten; denn er wußte wohl, daß jeder, der einmal im Wort Gottes forschen würde, seinem Koran nicht mehr zustimmen könnte.

Sobald ich in diese neue Wissenschaft verwickelt war, fieng ich an, wenig zu sprechen, wenig zu essen, mich von den Menschen abzusondern, meinen Leib zu peinigen und Nachts zu wachen. Ich pflegte ganze Nächte mit dem Lesen des Koran hinzubringen und legte mir alle die Büßungen und Andachtsübungen auf, die andre muhammedanische Schriften*) empfehlen. Ich pflegte meine Augen zu schließen und stille dazusitzen, um durch das Nachdenken über den Namen Gottes denselben in mein Herz zu graben. Ich saß beständig auf den Gräbern heiliger Männer in der Hoffnung, durch inneres Schauen eine Offenbarung aus den Grüften zu erhalten. Ich setzte mich in die Versammlungen der Aeltesten und hoffte dadurch Gnade zu erlangen, wenn ich mit großem Glauben ins Angesicht der Sufis schaute. Selbst zu träumerischen und trunkenen Fanatikern pflegte ich zu gehen, in der Hoffnung, dadurch zur Vereinigung mit Gott zu gelangen. Und all das that ich neben der Verrichtung meiner Gebete fünfmal des Tags und dreimal des Nachts (um Mitternacht, frühsten Morgen und Dämmerung); und immerfort wiederholte ich den Gruß Muhammeds und das Glaubensbekenntniß. Ich unterwarf mich allem und ertrug bis zum äußersten Grade, was ein Mensch nur von Anstrengung und Pein zu leiden vermag; aber nichts wurde mir nach all dem klar, als daß es lauter Betrug war.

Während dieses Treibens trugen mir Dr. Wasir Chan, Maulwi Mohammed Mazhar und andre Häupter der Muhammedaner auf, in der großen königlichen Moschee zu Agra über den Koran und die Traditionen zu predigen, um dadurch Dr. Pfander entgegenzuarbeiten. Drei Jahre lang fuhr ich da fort zu predigen und die Kommentare und Traditionen auszulegen; aber einem scharfen Dorn gleich schnitt mir diese ganze Zeit über der Spruch des Koran ins Herz: „Jeder Sterbliche muß unvermeidlich einmal zur Hölle gehen; Gott kann nicht anders als alle Menschen einmal in die Hölle schicken, hernach mag Er begnadigen, wen Er will.“ Die Bedeutung dieses Verses hat von jeher den muhammedanischen Gelehrten viel zu schaffen gemacht; sie haben ihn gar verschiedenartig

*) Das Qasida Ghausia, Tschahal Kaf, Hisb el bahar ꝛc.

ausgelegt und können im ganzen Koran keine sichere Hoffnung auf Versöhnung mit Gott finden, als eben diesen Spruch. So oft ich darüber nachdachte, war ich immer sehr bestürzt. Einige sagen zwar, Muhammed selbst werde Mittler und Fürsprecher für seine Nachfolger sein, und gerade dieß zu bewirken, sei der Zweck der muhammedanischen Religion; aber sie können dafür keinerlei Beweis vorbringen, denn nirgends im Koran steht es geschrieben, daß Muhammed der Fürsprecher seiner Anhänger sei. Der gelehrte Dschelaladdin Sinta hat allerdings über diesen Gegenstand ein Buch geschrieben, worin er für diese Behauptung aus den Traditionen Belege beibringt. Ich erhielt auch aus dem Lesen dieser Schrift ein wenig Trost, wußte aber damals noch nicht, daß sie sich nur auf Traditionen gründet, deren Zuverlässigkeit gerade so groß ist wie ihr Werth. Andre dagegen sagen, Muhammed könne in keiner Weise die Menschen vor Gott vertreten, und führen für ihre Behauptung triftige Gründe aus dem Koran selbst an, aber die Sunniten erkennen sie nicht an, obgleich die Wahabiten ihnen Glauben schenken. Noch viele andre Gedanken in Betreff einer Mittlerschaft werden von muhammedanischen Schriftstellern vorgebracht, aber sie machen das Gemüth des Lesers nur noch verwirrter und unruhiger.

Inmitten solcher Gedanken war es mein einziger Trost, mich immer ununterbrochener dem Dienste Gottes zu widmen. Ich zog mich in mein innerstes Zimmer zurück und betete mit vielen Thränen um die Vergebung meiner Sünden. Oft brachte ich die halbe Nacht in der Stille am Grab des Schah Abul Ala zu; gerne betete ich auch im Tempel des Kalander Bo Ali, auf der Schwelle des heiligen Nizameddin und an den Gräbern der Aeltesten. Ich suchte Vereinigung mit Gott durch Pilger und Fakire, und der Lehre der Sufi Mystiker gemäß sogar durch die Wahnsinnigen der Stadt. Der Gedanke, der Welt gänzlich zu entsagen, überkam mich dann mit solcher Macht, daß ich jedermann verließ, in die Dschangel hinausgieng und ein Fakir wurde. Ich zog mit rothem Oker bestrichene Kleider an und wanderte von Stadt zu Stadt und von Dorf zu Dorf Schritt für Schritt, allein, ohne Gepäck und Plan dahin und dorthin — wohl 2000 cos (über 1000 Stunden) weit. Wahre Aufrichtigkeit und zwar der Glaube an die muhammedanische Religion kaum im menschlichen Herzen aufkommen lassen; doch habe ich damals, obwohl sich manche irdische Beweggründe beimischten,

wirklich nur Gott gesucht. In dieser Gemüthsverfassung betrat ich die Stadt Karuli, wo ein Bach Tscholida aus einem Berg entspringt. Dort verweilte ich, um das Hisb al bahar zu verrichten. Ich hatte ein Buch über die Lehren des Mystizismus und die Führung eines gottseligen Wandels bei mir, das ich von meinem geistlichen Führer erhalten hatte und noch theurer achtete als den Koran selbst. Auf meinen Reisen hatte ich es Nachts zu meiner Seite liegen und fand Trost darin, es an mein Herz zu drücken, so oft mein Gemüth in Unruhe gerieth. Mein Lehrer hatte mir verboten, dieses Buch irgend jemand zu zeigen oder von seinen Geheimnissen das Mindeste verlauten zu lassen, da es die Summe der ewigen Glückseligkeit enthalte; und so liegt dieses unschätzbare Werk auch jetzt noch unbenützt auf einem Bücherbrett in meinem Hause. Ich nahm also dieses Buch und setzte mich an das Ufer des Baches, um die darin befohlenen Ceremonien nach folgenden Regeln zu verrichten: Der Vollstrecker muß zuerst seine Waschungen am Ufer des Baches vornehmen, und dann in einem ungenähten Kleide zwölf Tage lang in einer besonders vorgeschriebenen Weise auf einem Knie sitzen und täglich dreißig Mal mit lauter Stimme das Gebet Dschagopar wiederholen. Er darf keine mit Salz zubereitete Speise und überhaupt nichts genießen, als ein wenig selbstverdientes Gerstenbrod, das er mit eigener Hand geknetet und mit Holz gebacken hat, welches er selbst aus dem Dickicht herbeitrug. Den Tag über muß er völlig fasten, nachdem er vor Tagesanbruch seine Waschungen in dem Fluß verrichtet hat; er muß barfuß bleiben, kein menschliches Wesen berühren, auch, eine bestimmte Zeit ausgenommen, mit niemand sprechen. Der Zweck von all dem ist, daß er Gott begegnen möge, und aus dem sehnlichen Wunsche dahin zu gelangen, unterzog ich mich all dieser Mühe.

Ueberdieß schrieb ich in jenen Tagen den Namen Gottes 125,000 Mal auf ein Papier, jeden Tag eine bestimmte Anzahl, schnitt jedes Wort mit einer Scheere zu einem besondern Stückchen ab, rollte es zusammen in ein Mehlkügelchen und fütterte die Fische des Baches damit, wie mein Buch es vorschrieb. Damit brachte ich meine Tage zu. Die Hälfte der Nacht schlief ich; die andre Hälfte blieb ich wach und schrieb den Namen Gottes innerlich in mein Herz und sah Ihn mit dem Auge des Geistes. Als alle diese Arbeit vorüber war und ich weiter gieng, hatte ich keine Kraft mehr

in meinem Körper: mein Gesicht war geisterhaft blaß und ich konnte mich gegen den Wind kaum aufrecht halten.

Der Schatzmeister, Tadsch Mohammed, und Fazl Rasul Chan, der Minister des Radscha von Karuli, trugen nun große Sorge für mich und wurden meine Jünger. Auch viele Leute aus der Stadt kamen zu mir, wurden meine Jünger, gaben mir viel Geld und verehrten mich höchlich. So lange ich dort blieb, predigte ich den Koran beständig in den Straßen, in Häusern und Moscheen, und viele Leute bereuten ihre Sünden, betrachteten mich als einen Heiligen und kamen und berührten meine Kniee mit ihren Händen.

Aber dennoch fand meine Seele keine Ruhe, und in Folge der Erfahrungen, die ich gemacht hatte, fühlte ich von Tag zu Tag einen wachsenden Widerwillen gegen das muhammedanische Gesetz. Als ich wieder zu Hause ankam, nachdem ich noch weitere 200 Kos durchwandert hatte, waren mir meine religiösen Uebungen und das Lesen des Koran ganz zum Ekel geworden, und in den nächsten 8—10 Jahren brachte mich das Beispiel der muhammedanischen Aeltesten und ihrer Heiligen, Maulwis und Fakirs, deren Umgang ich pflegte, sammt der tieferen Kenntniß ihres sittlichen Charakters und dem Aufmerken auf die Gedanken, welche ihre Herzen füllten, die Einsicht in ihre Unwissenheit und Bigotterie, ihre Schliche und Betrügereien zu der Ueberzeugung, es gebe überhaupt keine wahre Religion auf der Welt. Ich gerieth damit in einen Gemüthszustand, welchem schon viele gelehrte Muhammedaner verfallen sind. Ich hatte einst den Muhammedanismus als die beste aller Religionen auf Erden betrachtet, weil Maulwi Rahmat Allah und Andere in ihrer Anmaßung die Falschheit des Christenthums bewiesen zu haben glaubten, und weil ich bei der großen Disputation zugegen gewesen war, welche die muhammedanischen Gelehrten in Agra mit Dr. Pfander gehalten hatten. Ich hatte den Istiffar, den Azalat al Waham und den Idschaz Isawi*) gelesen, welche die Muhammedaner zur Wider-

*) Der 1853 veröffentlichte Idschaz Isawi scheint eine der Hauptwaffen zu sein, welche die Muhammedaner Nordindiens gegen das Christenthum gebrauchen. Er will nur aus anerkannt christlichen Quellen geschöpft haben und brüstet sich auf seinen ersten Seiten mit einer Liste von nicht weniger als 116 christlichen Schriftstellern aller Länder, Kirchen und Sekten von Clemens und Ignatius bis auf Scott und Paley herab. Er rühmt sich, durch Citate aus Luther, Calvin, Cranmer, Zwingli ꝛc. bewiesen zu haben, daß die ganze Bibel in ihrer jetzigen

legung des Christenthums geschrieben hatten. Ich hatte darum das Christenthum für unwahr gehalten und meinen Jüngern immer, selbst in meinen Predigten, dargelegt, was ich für seine Hauptirrthümer hielt. Meine Bigotterie war so groß, daß als einmal Dr. Henderson und ein andrer Engländer, Schulinspektoren der Regierung für die Bezirke von Mirat und Bahar, mit Maulwi Karimeddin in die große Moschee von Agra traten, um die Predigt zu hören, worin ich eben über die christliche Religion zu den Muhammedanern sprach, selbst die Anwesenheit der Beherrscher des Landes mich nicht zurückhaltend machte. Mit Einem Wort: ich war ein heftiger Gegner des Christenthums, aber Erfahrung hatte mir jetzt auch etwas von dem Zustand der Muhammedaner gezeigt. So setzte sich in meinem Gemüth die Ueberzeugung fest, daß alle Religionen nur eitle Fabeln seien und ich besser daran thue, ruhig und behaglich zu leben, gegen Jederman ehrlich zu handeln und mich mit dem Glauben an die Einheit Gottes zu begnügen. Sechs Jahre lang plagte sich mein Herz mit diesen thörichten Gedanken, und einige der Grundsätze festhaltend, welche das Ergebniß meiner seitherigen Erfahrungen waren, baute ich auf sie Schlüsse, in die ich mein volles Vertrauen setzte.

Als ich nach Lahor kam und die Leute sahen, daß ich nicht nach dem Gesetz Muhammeds lebte, begannen die Häupter der

---

Gestalt voller Irrthümer sei. Seine Verfasser, Maulwi Rahmat Allah und Doktor Wasir Chan, waren die Kämpen des Muhammedanismus gegen das Christenthum in jener berühmten Disputation mit Dr. Pfander und Miss. French; und ihrem Glauben getreu, griffen sie unter den Ersten, welche im Militär-Aufstand des Jahrs 1857 sich erhoben, zu materielleren Waffen gegen dasselbe, wobei sie solcher Verbrechen überwiesen wurden, daß wenigstens Einer von ihnen nicht in die von der Königin erlassene Amnestie eingeschlossen werden konnte. Einer der beiden lebt in Mekka, der Andere als geächteter Flüchtling in Konstantinopel, wo er 1865 um die Wirkung der türkischen Uebersetzung von Pfanders Mizan al Haq zu neutralisiren eine tückenhafte und unwahre Darstellung jener Agra-Disputation veröffentlichte, die seiner Angabe gemäß „von dem gelehrten Iskander Ibn Mohammed aus Kaschmir ins Türkische übersetzt und von der osmanischen Regierung sowohl als von den Ulemahs und Gelehrten angenommen und gebilligt wurde." — Von den übrigen bei jener Disputation betheiligten Maulwis haben sich inzwischen nicht weniger als drei zu dem von ihnen damals bekämpften Christenthum bekannt, worunter zwei allgemein als sehr gelehrt bekannte Männer, nämlich Maulwi Safdar Ali von Dschabalpur und Maulwi Imadeddin.

Religion mich zu tadeln; denn obgleich ich in gewissem Sinn den Muhammedanismus noch für wahr hielt, glaubte ich mich doch nicht mehr an alle seine Anforderungen gebunden. Zu Zeiten aber, wenn ich an meinen Tod, das Scheiden aus dieser Welt und den Tag des Gerichts dachte, fühlte ich mich umgeben von Angst und Gefahr, allein, hilflos und machtlos. Ja es kam eine solche Bewegung über meine Seele, daß mein Gesicht immer blaß blieb, und ich oft in meiner Unruhe auf mein Zimmer gieng, bitterlich zu weinen. Ich war so verwirrt, daß ich zuweilen den Aerzten sagte, es müsse eine Krankheit sein, die mein Gemüth wider meinen Willen ruhelos mache; ich könnte wohl einmal dahin kommen, mich selbst zu entleiben. Thränen waren meine einzige Erleichterung; sie aber gaben mir verschiedene Arzneien, die mir nicht im Mindesten gut thaten, und das ärgerte mich nur aufs Neue.

Seit meiner Ankunft in Lahor war ich unter Hr. Mackintosh, dem Rektor der dortigen Normalschule, einem gelehrten und sehr frommen Mann, angestellt. Hier hörte ich nun mit großem Erstaunen, daß Maulwi Safdar Ali (1864) sich zum Christenthum bekehrt habe. Einige Tage gieng ich umher und sprach hart von ihm, und viele arge Gedanken über ihn kamen in meine Seele, allmählich aber dachte ich daran zurück, daß Maulwi Safdar Ali ein wahrer und gerechter Mann sei, und begann mich zu fragen, wie er doch eine solche Thorheit begangen und die muhammedanische Religion verlassen haben könne. Da kam mir denn in den Sinn, ich sollte anfangen, brieflich mit ihm darüber zu disputiren, und ich beschloß, das ehrlich und mit Mäßigung zu thun. Zu diesem Zweck verschaffte ich mir das Alte und Neue Testament und verschiedene polemische Schriften der Moslim. Ich bat auch Hrn. Mackintosh um die Gefälligkeit, das englische Neue Testament mit mir zu lesen und es mir zu erklären, so daß ich dessen Wahrheit prüfen könne. Er that das mit Freuden.

Als ich bis zum siebenten Kapitel des Evangeliums Matthäi gelesen hatte, begannen Zweifel an der Wahrheit des Muhammedanismus in meiner Seele aufzusteigen. Ich wurde so aufgeregt, daß ich ganze Tage und zuweilen auch ganze Nächte mit Lesen und Betrachten meiner Bücher zubrachte und mit Missionaren und Muhammedanern darüber zu sprechen anfieng. Innerhalb eines Jahres

hatte ich, hauptsächlich bei Nacht, den ganzen Gegenstand geprüft und gefunden, daß die muhammedanische Religion nicht von Gott ist, daß die Muhammedaner getäuscht wurden und im Irrthum gefangen liegen, und daß in der christlichen Religion sicheres Heil zu finden ist. Sobald mir das klar geworden war, that ich es meinen muhammedanischen Freunden und Jüngern kund. Einige von ihnen wurden zornig; einige hörten aber auch in meinem Zimmer die Beweise an, die ich ihnen gab. Ich bat sie, mir entweder befriedigende Antworten auf meine Gründe zu geben, oder aber mit mir Christen zu werden. Sie sagten ganz offen, sie wissen wohl, daß der Islam nicht wahr sei, fragten aber, was sie thun können, wenn sie sich vor dem Widerstand der Welt und den Vorwürfen und Flüchen unwissender Menschen fürchten? In ihren Herzen, sagten sie, glauben sie an Christus, und daß Muhammed nicht der Fürsprecher seiner Anhänger sein könne; aber sie vermögen sich nicht zu entschließen, die Achtung der Welt zu verlieren. Sie drangen dann in mich, doch kein öffentliches Bekenntniß abzulegen, sondern mich äußerlich einen Muhammedaner zu heißen und dabei in meinem Herzen an Christum zu glauben. Andre sagten mir, die Religion Christi sei recht und vernünftig, aber sie können die Dreieinigkeit nicht begreifen, noch wie Christus der Sohn Gottes sein könne, und deßhalb werden sie dieselbe nicht annehmen. Wieder Andre sagten, sie mißbilligen die Sitten so mancher Christen und wollen darum in keine Gemeinschaft mit ihnen treten.

Der Grad ihres Glaubens wurde mir auf diese Weise durch ihre eigenen Geständnisse klar. Ich befahl sie Alle Gott, denn außer der Fürbitte für sie wußte ich nichts für sie zu thun. Ich selbst aber gieng nach Amritsar, wo ich von dem engl. kirchl. Miss. Clark getauft wurde. Der Hauptgrund, warum ich mich von ihm taufen ließ, war, daß er der erste Missionar war, der mir die Botschaft des Herrn brieflich nach Lahor gesandt hatte; auch dachte ich groß von seiner Frömmigkeit und seinem Eifer. Dann schrieb ich das Buch Tahqiq al Iman (Forschung nach dem wahren Glauben) für solche Maulwis, die im Glauben an den Muhammedanismus ohne jede Sorge dahin leben, und ich bin jetzt an der Abfassung eines andern Werks (einer Entgegnung auf den Idschaz Isawi), das sehr noth thut, und wozu ich um Gottes Beistand bete. Sollte Gott mir den Wunsch gewähren, daß ich es vollende, so hoffe ich, die

Ehre des Herrn dadurch zu verkünden und Vielen damit nützlich zu werden.

Ich habe in religiösen Angelegenheiten viel Gewinn gehabt durch die Herren Forman und Iswara Das Moitra (Missionare der amerikanischen Gesellschaft in Lahor, wo damals die engl. kirchl. Mission keine Station hatte), deren Kirche ich mit großem Segen besuche. Auch Hr. John Newton war mir eine große Hilfe und das Werkzeng, viele meiner Bedenken zu lösen.*) Seit meinem Eintritt in die Gnade unsres Herrn Jesu Christi habe ich großen Frieden in meiner Seele gehabt. Die Gemüthsaufregung und Ruhelosigkeit, wovon ich sprach, hat mich gänzlich verlassen, sogar meine Gesundheit hat sich gebessert, weil meine Seele sich jetzt nicht mehr ängstigt. Durch das Lesen des Wortes Gottes habe ich Freude auch an diesem Leben gefunden. Die Furcht vor Tod und Grab, die vorher meine Krankheit war, ist bedeutend gemildert. Ich bin ganz fröhlich in meinem Herrn, und meine Seele wächst beständig in Seiner Gnade. Er gibt meinem Herzen Frieden. Meine Freunde und Bekannten, meine Schüler und Anhänger und Andre sind Alle meine Feinde geworden. Sie suchen mich zu jeder Zeit und auf jede Weise zu betrüben; da ich aber im Herrn Trost gefunden habe, achte ich darauf nicht, denn in eben dem Maße, in dem ich geschmäht und gequält werde, gibt Er mir Frieden und Trost und Freude. Unter meinen Angehörigen schreiben mir nur noch meine Brüder, Maulwi Karimaddin und Munschi Chairaddin, mein Verwandter Mohammed Hosein und mein Vater. Sie sind die Einzigen, die mir noch etwas Liebe zeigen; alle meine übrigen Verwandten und Freunde haben sich von mir abgewandt. Ich bete deßhalb für sie. Möge Gott ihnen Gnade geben und ihre Geistes-

*) Der vom amerikanischen Board of Missions ausgesandte John Newton ist der Senior der Pandschab Missionare. Sein Eifer und seine Frömmigkeit, verbunden mit seinen reicher Erfahrung und seiner vielseitigen Tüchtigkeit haben ihm sowohl unter Europäern als unter Eingebornen das Vertrauen und die Achtung und Liebe Aller erworben, die ihn kennen lernten. Er war es, der 1851 die kirchliche Missionsgesellschaft zum Beginn einer Mission im Pandschab aufforderte und 1859 deren Missionare French und Knott, die auf seiner eigenen Station Lahor ein Seminar für eingeborne Prediger und Evangelisten gründen sollten, herzlich willkommen hieß.

augen öffnen, daß sie durch die Gnade unsres Herrn Jesu Christi auch noch Erben des ewigen Lebens werden! Amen.

Nur fünf Jahre sind verstrichen, seit Imadeddin diesen Abriß seiner Lebenserfahrungen schrieb, aber durch Gottes herrliches Erbarmen sind die Schlußworte desselben großentheils nun nicht mehr Wunsch und Bitte, sondern haben bereits ihre Erfüllung gefunden. Von Imadeddins ganzer Familie ist nur sein ältester Bruder, jener Maulwi Karimeddin in Lahor (S. 399) noch nicht getauft. Eine Zeitlang schien es, als werde er der Erste der Seinen sein, der Christum kühn bekenne, und eine Lahor-Zeitung besprach damals offen seinen erwarteten Uebertritt; allein obgleich zuerst berufen, ist er als der Letzte dahintengeblieben, die Schmach und den Kelch Christi auf sich zu nehmen, was Alle thun müssen, die einst seine Krone zu tragen hoffen. Der zweite Bruder, Munschi Chairaddin, wurde mit seiner Frau und seinem Vater am Neujahr 1868 in Amritsar getauft. Er und Imadaddin geleiteten sodann den betagten Vater Maulwi Siradscheddin, der nun seine 100 Jahre hinter sich hat, zum Altar, wo sie mit 17 andern Eingebornen am 3. Dezember 1869 durch den Bischof von Kalkutta konfirmirt wurden. Drei Tage später wurde Imadeddin zum Diakon der anglikanischen Kirche geweiht. Er war in seiner Professorsstelle an der Normalschule in Lahor geblieben, bis er nach Amritsar übersiedelte, um sich dort auf das geistliche Amt vorzubereiten. Eine ihm von der englischen Regierung angetragene wichtige und sehr einträgliche Stelle lehnte er ab, um sein Leben der Verkündigung des Evangeliums unter seinen Landsleuten zu widmen. Außer mehreren andern werthvollen Schriften hat er unter dem Titel Hidayat al Musulman (Ein Wegweiser für Muhammedaner) auch jene oben erwähnte Widerlegung des Idschaz Isawi veröffentlicht, der die eigentliche Rüstkammer zu sein scheint, woraus die Muhammedaner Nord-Indiens ihre Angriffswaffen gegen das Christenthum entnehmen. Diese 460 engedruckte Seiten haltende Entgegnung legt die schiefen Darstellungen und falschen Schlußfolgerungen der Verfasser des Idschaz Isawi in ihrer ganzen Blöße dar und beweist, daß die in diesem Buche vorgebrachten

Gründe richtig ausgedrückt und logisch entwickelt in vielen Fällen nur weitere Zeugnisse für die Wahrheit der christlichen Religion sind. — Mögen diese Mittheilungen unsern Lesern eine Aufforderung sein, Imadeddins fürbittend zu gedenken, daß derselbe ein treuer und demüthiger Diener Jesu Christi werde und ein gesegnetes Werkzeug, viele seiner Volksgenossen aus der Knechtschaft der Unwissenheit und Sünde zur herrlichen Freiheit der Kinder Gottes hindurchzuführen!

Zur Missionswissenschaft.

Wir haben vor ein paar Jahren (Miss. Mag. 1869, S. 413) einen Ueberblick über die verschiedenen Bestrebungen zu gewinnen versucht, welche in Großbritannien und Deutschland schon gemacht worden sind, um eine Vertretung der Missionswissenschaft auf den Universitäten anzubahnen. Damals konnte von Schottland allein eine fruchtbare Verwirklichung dieses berechtigten, jedoch schwer durchzuführenden Gedankens berichtet werden. Aus Amerika liegt uns nun ein vollständiger Kursus von Vorlesungen über die Mission vor, welche der greise Sekretär der ersten Missionsgesellschaft Neuenglands, Dr. R. Anderson, nacheinander in sechs theologischen Seminarien gehalten hat.*) Wir ersehen daraus, daß im Jahr 1866 ein Beschluß der Vorsteher des Andover Seminars zu Stande kam, ein Missionskollegium in mindestens zehn Vorlesungen von drei zu drei Jahren oder alljährlich halten zu lassen; und daß ein Bostoner Bürger, H. Hyde, die nöthigen Geldmittel zu liefern übernahm. Dr. Anderson, der volle 40 Jahre lang die Korrespondenz mit den Missionaren seiner Gesellschaft geführt hatte, nun aber in den Ruhestand zurücktrat, ließ sich bewegen, diese Vorlesungen zu übernehmen, Er brachte dazu eine vielseitige Erfahrung von Menschen und Dingen mit, verstärkt und erprobt durch wiederholte Reisen in die verschieden-

*) Foreign Missions, their relations and claims. By Rufus Anderson D. D. Newyork 1869.

sten Missionsgebiete und die dadurch gewonnene Anschauung der Aufgabe sowohl als der ihr gewordenen Durchführung. Der Doctor hatte gelernt, daß diejenige Missionstheorie die beste ist, welche dem großen Heidenapostel am genauesten nachzufolgen sich bestrebt, während er in vielen Einzelheiten noch schwierige Probleme findet, die er theils ihrer Lösung etwas näher zu führen versucht, theils auch nur anzudeuten sich bescheidet. Daß wir einen nüchternen, einsichtigen Führer für dieses weite Gebiet an ihm haben, wird auch zweifelnden oder kritisch gerichteten Lesern genugsam fühlbar werden, wenn sie ihn auf diejenigen Missionsfelder begleiten, von welchen er aus eigenem Augenschein Zeugniß ablegen kann.

1. Die Welt thut sich auf.

Daß die unevangelisirte Welt sich während der letzten hundert Jahre in wahrhaft providentieller Weise christlichen Einflüssen erschlossen hat, ist eine auch dem kühlsten Beobachter sich aufdringende bedeutungsvolle Thatsache.

Die bevölkertsten Gegenden der Erde, die großen Reiche Asiens mit ihren mehr als 600 Millionen von Menschen mußten dem Evangelium geöffnet werden, wenn es die Welt durchdringen sollte. In Indien, dem Angel, um welches jenes Völkergebiet sich dreht, herrschte die muhammedanische Vormacht, welcher eine britische Handelsgesellschaft in der Schlacht bei Plasi 1757 den ersten Stoß versetzte, in Folge dessen allmählich das ganze große Reich einer protestantischen Seemacht zu eigen gegeben wurde.

Die Sicherung dieser angloindischen Herrschaft und das Interesse, den kürzesten Weg zwischen dem Mutterland und der werthvollen Kolonie unverriegelt zu erhalten, bedingte mit Nothwendigkeit die Verstärkung des englischen Einflusses im türkischen Reiche, ohne welchen Vorderasien eine Beute des katholischen Frankreichs oder des orthodoxen Rußlands wurde. So begab es sich, daß die besten Diplomaten Englands nach Konstantinopel (und Teheran) abgeordnet wurden, daß diese die starre Unduldsamkeit des Islam ermäßigten, und um russischen und französischen Einflüssen die Waage zu halten, die allmählich durch amerikanische Missionen gesammelten Protestantengemeinden unter ihren Schutz nahmen. Damit wurde ermöglicht, daß in Vorderasien die evangelische Mission festen Fuß

fassen konnte. Ohne die Umwälzung der Dinge in Indien wäre der Bestand evangelischer Gemeinden unter Armeniern und Nestorianern etwas Undenkbares geblieben.

Ebenso waren es die Verwicklungen der ostindischen Kompagnie mit dem chinesischen Statthalter von Kanton, welche den Opiumkrieg hervorriefen. Gewiß ein beklagenswerther, schmachvoller Zusammenstoß, der aber in seinen Folgen dazu führte, daß China für die gesammte Handelswelt des Westens aufgeschlossen wurde und sich zu Verträgen herbeiließ, welche auch die Duldung römischer wie evangelischer Missionen zusicherten. Und Japan, wie sehr es sich auch wehrte, wurde durch die ungeheure Zunahme des chinesischen Handels zum Aufgeben seines Ausschließungssystems gezwungen.

Als dieser Umschwung in China und Japan sich bewerkstelligte, schlug der ostindischen Handelsgesellschaft die letzte Stunde. Sie hatte sich lange gegen die Zulassung von Missionaren gewehrt und das absterbende Heidenthum durch Bevorzugung und reichliche Gaben noch gestützt und neubelebt. Durch einen Ausbruch des von ihr selbst gepflegten Kastengeistes in der Meuterei der lange gehätschelten Sipahiarmee kam ihr Ende herbei, im Jahr 1858, nachdem sie einen der größten Pläne der göttlichen Vorsehung, ohne es zu wollen, ausgeführt hatte.

In ähnlicher Weise haben die Südseeinseln, West- und Südafrika, das spanische und portugiesische Amerika, die Neger der Südstaaten, und endlich Italien und Spanien es erfahren, wie dem Evangelium weite Thüren geöffnet wurden. —

Zu diesen sich allerwärts öffnenden Pforten aber drängt sich nun

2. Eine sich erhebende Kirche,

die Theil nimmt an der vorherrschenden Tendenz der modernen Staaten, sich die Pflege internationaler Beziehungen angelegen sein zu lassen.

Dr. Anderson erwähnt hier das Erwachen des Missionsgeistes in verschiedenen Kirchen, zunächst in J. Eliots, A. H. Franke's und Zinzendorfs Tagen, dann die Bildung von sechzehn britischen und mehreren kontinentalen Missionsgesellschaften seit 1792, und endlich die Entstehung der 17 amerikanischen Missionsgesellschaften seit 1810. Ueberall wurde diese Angelegenheit als eine unpraktische, verfrühte, ja tolle Idee behandelt, die am Mangel der erforderlichen

Theilnahme sterben müsse. Sie hat auch keine allzuraschen Fortschritte gemacht, denn ein Drittheil der eigentlichen Kirchenglieder trägt (in Amerika) noch immer nichts bei zu dem Fortgang des Missionswerks. Dennoch haben sich in der Union allein die Einnahmen der auswärtigen Mission von 1,667 Doll. im Jahr 1811 binnen 57 Jahren auf mehr als 1,600,000 Doll. gehoben.

Der Zusammenhang, in welchem die Umwälzungen der Heidenwelt zu dem neuerwachten Missionseifer der christlichen Kirchen stehen, kann sicherlich nicht verkannt werden. Die Welt ist überall zugänglich geworden, die Entfernungen sind immer mehr zusammengeschrumpft, damit das schreiende Bedürfniß jedem Christenherzen näher gerückt werde. Unsere Väter hörten keinen solchen Ruf von abgelegenen Völkern, wie wir ihn vernehmen, seit die Berge erniedrigt und Oceane überbrückt wurden, um uns eine offene Bahn in jedes Land zu schaffen.

3. Die apostolische Mission.

Langsam entwickelte sich während des apostolischen Zeitalters der Begriff einer die Welt umfassenden Kirche und zwar geschah es im steten Kampfe mit jüdischen Vorurtheilen. Der Verfasser beschreibt eingehend die Methode, welche Paulus auf seinen Missionsreisen befolgte, um in kürzester Zeit lebenskräftige, sich selbst erhaltende und regierende Gemeinden zu gründen, denen auch die weitere Ausbreitung des Evangeliums überlassen werden konnte. Von Jerusalem bis nach Illyrien erstanden Leuchter, welche freilich nicht ausreichten, die Nacht in den Tag zu verwandeln, aber dennoch eine mächtige Anziehungskraft auf die umgebende Finsterniß ausübten. — Im weiteren Verlauf sind es vornehmlich die irischen Missionen des Mittelalters mit ihrer großen Ausdehnung und ihrem langen Bestande, die unsere Aufmerksamkeit besonders darum in Anspruch nehmen, weil sie aller Unterstützung durch eine Centralregierung entbehrten und dennoch Jahrhunderte lang sich kräftig erhielten. Doch wir halten uns dabei nicht auf, sondern eilen zu den Erfahrungen der Neuzeit.

4. Die Geschichte der neueren Mission.

Es sind derzeit wohl 800 Millionen, welche von den Gliedern der evangelischen Kirchen die gute Botschaft empfangen sollten, eine

Aufgabe von so überwältigendem Umfange, daß man ohne Gottes ausdrücklichen Befehl sich ihr gar nicht unterziehen möchte. Weil aber Gott will, daß wir sie übernehmen, so fragt es sich zunächst: wie läßt sich die Sache ausführen? Die Antwort ist schon sehr verschieden ausgefallen, weil die Ansichten vom Wünschenswerthen und Erreichbaren, sowie die Versuche, welche sich auf dieselben gründen, von Anfang an sehr weit auseinandergiengen.

Eine der größten Schwierigkeiten, die wir zu überwinden hatten, lag in der verhältnißmäßig hohen Civilisationsstufe, zu der sich unsere christlichen Völker hinaufgerungen haben. Kamen die Apostel nur langsam zu einer scharfen Unterscheidung alles dessen, was wesentlich zum Christenthum gehörte, so hatten und haben wir Mühe, uns nicht zwar von jüdischen, aber von modernen Bildungsvorurtheilen loszuwinden.

1) Man fragte sich z. B.: müssen nicht die Wilden erst civilisirt werden, ehe man sie christianisiren kann? Der amerikanische Board erklärte in seinem Bericht vom Jahre 1816: Die Mission zu den Indianern bezwecke, dieselben in der Sprache englisch, in ihren Bräuchen civilisirt und in ihrer Religion christlich zu machen. Und drei Jahre später wies er die nach Hawaii abgehenden Sendboten an, „sich keine geringere Aufgabe zu stellen, als die, daß jenes Inselgebiet mit fruchtbaren Feldern und angenehmen Wohnungen, Schulen und Kirchen bedeckt und die gesammte Einwohnerschaft zu einem würdigen Zustand christlicher Bildung erhoben werde." Von selbst ergab sich daraus, daß Handwerker und Feldarbeiter die Missionare begleiten mußten. Allein im Jahre 1852 finden wir, daß kein solcher Gehilfe mehr auf den Missionsstationen sich aufhielt; das Evangelium hatte sich als ein wohlfeileres und tüchtigeres Mittel zur Civilisirung der Wilden erwiesen.

2) Große Hoffnung setzte man anfangs auf den Beistand, welchen die Bildungskräfte der englischen Sprache dem Werk der Evangelisation leisten würde. Namentlich den Indianern Nordamerika's schien durch das Erlernen dieser Sprache ein bedeutendes Mittel geistigen Fortschritts und schnelleren Anschlusses an ihre weißen Nachbarn in Aussicht gestellt. Dagegen bezeugt nun der ehrwürdige Dr. Kingsbury, der erste Indianermissionar des Boards, der 1817—70 unter den Tschokta's gewirkt hat: „Neben einigen interessanten Ausnahmen hat sich herausgestellt, daß diejenigen

Rothhäute, welche die beste Kenntniß des Englischen sich angeeignet haben, der Annahme des Evangeliums durchschnittlich am fernsten blieben und die wenigste Bereitwilligkeit zur Benützung der Gnadenmittel an den Tag legten. Sie sahen sich über die Masse ihrer Volksgenossen gehoben, wurden eitel und ihr thörichtes Herz verfinsterte sich." Obwohl übrigens Kingsbury glaubt, die besten Interessen der Rothhäute wären besser berathen worden, wenn in den Schulen ihre Zunge die ausschließliche Unterrichtssprache gewesen wäre, steht er doch nicht an, die Tschokta's bereits für ein christliches Volk zu erklären.

Ein ähnliche Erfahrung machte man in Syrien. Der Board gründete dort im Jahr 1835 die hohe Schule zu Beirut und und führte sie sieben Jahre lang fort, bis sich ergab, daß der englische Unterricht und die ganze Behandlung der Zöglinge nach abendländischer Weise sie doch nur entnationalisire. So löste man im Jahre 1842 jene Anstalt auf, um im Libanon eine einfachere, mit arabischer Unterrichtssprache, an ihre Stelle zu setzen, und der Fortschritt war bald unverkennbar.

Da und dort verkannte man die naturgemäße Entwicklung des Reiches Gottes: „Zum ersten das Gras, darnach die Aehren, darnach den vollen Waizen in den Aehren!" Die eingebornen Gehilfen wurden öfters mit zu viel weltlichen Erkenntnissen für die Anfangsstadien des ihnen aufgetragenen Werkes ausgerüstet. Allzu hoch erhoben über das allgemeine Niveau ihrer Landsleute, fühlten sie sich angeekelt von der Stumpfheit der Dorfbewohner, verlangten nach gebildeteren Kreisen und höheren Gehalten, und beugten sich nur widerwillig unter den Rath und Befehl ihrer geistlichen Väter, daher die auf ihre Bildung verwendete Mühe und Auslage in vielen Fällen für die Mission verloren gieng. Dennoch bleibt die Erwägung nicht ausgeschlossen, daß in späteren Stadien des Missionswerks bedeutende Mittelpunkte, wie Beirut, Konstantinopel, Kalkutta, Hawaii ꝛc. mit allem Recht eine besondere Handreichung für höhere Bildung gewisser Menschenklassen heischen und erlangen; immerhin sollte diese aus andern Quellen als der Missionskasse geschöpft werden.

3) Nur sehr langsam ist die richtige Erkenntniß von der Anwendbarkeit der apostolischen Methode der Kirchengründung auf unsere Verhältnisse, bei Missionaren sowohl als bei Missionsleitern

durchgedrungen. Titus z. B. sollte „vollends anrichten, da es der Apostel gelassen habe, und besetzen die Städte hin und her mit Aeltesten"; gleichwohl aber wurde erwartet, daß er noch vor dem Winter zu Paulus reise, so daß also die rasch organisirten Kirchen sich selbst überlassen blieben. In Folge einer sehr erklärlichen Ueberschätzung unserer Bildung oder unseres modernen Christenthums haben wir es kaum für möglich erachtet, daß eingeborne Gemeinden mit noch schwach gebildeten Pastoren aus ihrer eigenen Mitte sich ohne fremde Hilfe halten könnten. Daher ergab es sich von selbst, daß die Missionsstation lange Zeit unter der Pastoralaufsicht des Missionars blieb, und die dortige Gemeinde vielleicht eingeborne Prediger, aber keine eingebornen Hirten und Aufseher hatte. Der amerikanische Board bestand 40 Jahre (bis 1854), ehe eine seiner Missionen einen eingebornen Pastor oder überhaupt einen ordinirten Heidenchristen hatte; und andere Missionsgesellschaften scheinen hierin kaum schnellere Fortschritte gemacht zu haben.

Als nun aber die Franzosen im Jahre 1842 sich der Insel Tahiti bemächtigten und die englischen Missionare verjagten, fand sich dort kein einziger ordinirter Pastor vor. Die Dringlichkeit der Lage machte alsbald die Predigergehilfen — ohne Ordination — zu Pastoren, und Dr. Tidman, der Sekretär der Londoner Missionen, bezeugt von ihnen: „Sobald sie durch göttliche Führung zum Werke berufen wurden, erwiesen sie sich als demselben gewachsen. Und nach 20 Jahren französischer Mißregierung, trotz allem Umgreifen des Papstthums auf der einen, des Branntweins auf der andern Seite, leben jetzt unter der Leitung dieser eingebornen Pastoren mehr Kirchenglieder, als in der Zeit der englischen Missionare."*)

Ebenso wurden bekanntlich auf Madagaskar die europäischen Sendboten vertrieben, nachdem sie bis zum Jahr 1836 keine 200 Kirchenglieder gesammelt hatten „schüchterne Lämmer mitten unter Wölfen". Nach 25jähriger Verfolgung aber zählten die Gemeinden Tausende von Gläubigen, alle durch Männer gesammelt, welche Gott selbst unter ihnen sich zugerichtet hat.

So hat denn endlich die evangelische Kirche gelernt, dem apo-

*) Wir wollen nicht verhehlen, daß die französischen Missionare, welche in den letzten Jahren der Tahiti Gemeinden sich annahmen, die Wirksamkeit der polynesischen Pastoren in minder glänzendem Lichte anschauten.

stolischen Vorbild genauer nachzueifern und vermehrt jetzt zusehends die Zahl der Gemeinden, die unter eingebornen Pastoren stehen. Man hat gefunden, daß das Kind nie laufen lernt, wenn es beständig im Gängelband gehalten wird. Nicht als ob unsere Missionare so schnell weiter reisen dürften als der Apostel Paulus; sie werden aber wohl daran thun, gelegentlich die unabweisbare Verantwortlichkeit für die Gemeinden auf eingeborne Pastoren zu werfen, bis sie diesen ungetheilt übertragen werden kann.

4) Eine weitere Entdeckung wurde ums Jahr 1847 auf den Sandwichinseln gemacht. Die Missionare fanden, daß das im Ganzen christianisirte Völklein jener Gruppe eines neuen Sporns bedurfte, um nicht einzuschlafen; die innere Mission, so groß auch ihre Aufgabe noch blieb, reichte nicht hin, solchen zu bieten. Das gab Veranlassung zur Gründung der mikronesischen Mission durch hawaiische Sendboten, die ihren Unterhalt aus der Heimat beziehen. Der Erfolg hat gezeigt, wie werthvoll eine solche auswärtige Anstrengung für die Neubekehrten selbst ist.

In dieser Weise lernte die evangelische Mission, sich von den gröberen und feineren Beimischungen weltlicher Weisheit zu befreien und ihre Hoffnung auf Erfolg mehr und mehr der apostolischen näher zu bringen, d. h. unter Heiden und Bekehrten nur Jesum Christum und Ihn als den Gekreuzigten zu wissen, und auf Ihn und den Geist der Wahrheit allein zu vertrauen.

5. Die vereinfachte Methode der jetzigen Mission.

Der Schwerpunkt in der Evangelisirung von Heidenvölkern ruht, heutzutage so gut wie zu der Apostel Zeiten, in der Bildung von Ortsgemeinden. Die Sammlung von Häuflein wahrhaft glaubiger Seelen in einem engeren oder weiteren Gebiet, ihre Ausbildung und Organisirung bleibt das Hauptanliegen des Missionars vom Anfang bis zum Ende seiner Wirksamkeit.

Daß eine jede Ortsgemeinde bald möglichst einen eingebornen Pastor haben sollte, der mit Freuden die Aufsicht über ein zunächst kleines, armes, unwissendes Gemeinwesen übernähme, sich mit dessen Bedürfnissen innigst vertraut machte und diesen zu genügen vermöchte, also auch das Recht der Sakramentsverwaltung hätte, versteht sich nach dem Gesagten von selbst. Henry Venn, der Sekretär der engl. kirchl. Missionsgesellschaft, spricht sich über dieses Fundamentalprincip folgendermaßen aus (Jan. 1867): „Die Missionswissenschaft scheint

erst kürzlich die wichtige Entdeckung gemacht zu haben, daß der Missionar, wenn er von einer andern und bevorzugteren Rasse ist als seine Bekehrten, sich nicht unterwinden sollte, ihr Pastor zu werden. So anhänglich sie auch an seine Person, so verpflichtet sie ihm für die empfangenen Wohlthaten geworden sein mögen, dennoch wird sich aus ihnen, wenn er fortfährt ihr Hirte zu bleiben, keine lebenskräftige Gemeinde bilden; sie werden im Ganzen eine unselbständige Haltung bewahren und wenig Fortschritte im geistlichen Wachsthum aufweisen, während dieselbe Gemeinde unter tüchtigen eingebornen Leitern mehr Kräfte aus sich selbst entwickeln und ihr Glaubensleben einen männlicheren, naturwüchsigeren Ton annehmen würde."

Sobald die Missionsgemeinde einen eingebornen Hirten besitzt, sollten ihr die Verantwortlichkeiten der Selbstregierung übertragen werden. Mißgriffe, Verlegenheiten, Aergernisse werden nicht ausbleiben; aber durch solche eben gewinnt sie die nöthige Erfahrung. Der Gehalt des eingebornen Pastors sollte nach den christianisirten Begriffen seiner Volksgenossen vom nöthigen und schicklichen Lebensunterhalt bemessen werden; und die Gemeinde sollte so früh als möglich sich selbst durchschlagen. Sie muß aber auch — und das vom Anfang an — eine sich selbst ausbreitende werden. Solche Kirchen, und nur solche, sind das Leben, die Kraft und die Ehre einer Mission.

Des Missionars Aufgabe besteht im Pflanzen von Gemeinden, die er bei nächster bester Gelegenheit eingebornen Pastoren übergibt, denen er übrigens fortfährt, mit väterlichem Rath zu dienen; denn apostelähnlich trägt er „Sorge für alle Gemeinden" (2 Cor. 11, 28). So kann er mit 20 und mehr Kirchen in innigem Verkehr stehen, nicht als Zuchtmeister und Lehrer der einzelnen, jedoch als ihr Vater (1 Kor. 4, 15).

Der Pflanzung und Ausbildung solcher selbständigen, arbeitenden Kirchen müssen die übrigen Zweige der Missionsthätigkeit streng untergeordnet werden. Ohne Erziehung z. B. ist keine Selbstregierung, keine Selbsterhaltung noch Selbstausbreitung denkbar. So muß also eine Dorfschule helfen, die Bekehrten zu heben und ihre Heimat zu einem Licht in der sie umgebenden Finsterniß umzuwandeln. Am Anfang muß wohl die Mission solche Schulen unterhalten, bald aber wird diese Pflicht auf die Eltern übergehen. Eine höhere Ausbildung sprechen die eingebornen Lehrer und Pastoren

an, wie immer auch das Maaß derselben von besonderen Verhältnissen bedingt sein mag; denn die Offiziere des neugesammelten Heers müssen fähig sein, wenn allein gelassen, dennoch fest zu stehen und andere sicher zu leiten. — Ebenso ist die Presse für die Schulen und Kirchenglieder ein unentbehrliches Hilfsmittel; doch werden die Missionen wohl daran thun, sich möglichst bald fremder Pressen zu bedienen, wo solche nämlich zu haben sind.

Andere Hilfsmittel, wie z. B. die englischen Schulen für die strebsame Jugend der indischen Hauptstädte ꝛc., mögen gelegentlich große Hoffnungen erregen und verdienen gewiß aufmerksame Betrachtung und Erwägung; zu den nothwendigen Thätigkeiten einer Mission möchten wir sie jedoch nicht rechnen, so wenig als alles andere, was zur Bekämpfung besonderer Religionssysteme oder Lebensformen ausgedacht oder versucht wird. Immerhin bleibt noch Spielraum genug für die besonderen Gaben der einzelnen Sendboten. Im Grunde aber gibt es nur zwei Religionen, eine welche durch Gnade selig macht, und eine andere welche mit Werken umgeht. Die Krankheit ist Eine und ihr Heilmittel nur Eines, das Evangelium vom Kreuz.

(Fortsetzung folgt.)

Die Krisis in Japan.

Daß sich in Japan wichtige Dinge vorbereiten, in welche einen Einblick zu gewinnen den Europäern nicht leicht gemacht wird, darüber stimmen die verschiedenartigsten Berichterstatter überein. Es scheint, daß die unruhige Stimmung, welche in weiten Kreisen sich bemerklich macht, hauptsächlich von dem Umstande herrührt, daß im nächsten Jahre die Verträge mit den fremden Mächten revidirt werden sollen. Vor diesem Ereigniß die Regierung des Mikado zu stürzen und die Fremden zu vertreiben, ist wohl der Lieblingsgedanke der altjapanesischen Fürsten. Diese Partei beschuldigt den Mikado, er habe sie zwar zur Beseitigung des Taikun bei der letzten Umwälzung des Jahrs 1868 gerne benützt, dagegen sei er die Ausführung des zweiten Theils vom damaligen Programm — welcher

in der Austreibung der Fremden bestand — schuldig geblieben. So mehren sich denn die Complotte gegen die Regierung und die Verhaftungen hoher Staatsbeamten mit den verworrenen Nachrichten von allerlei Truppenbewegungen.

Einmal hieß es schon: der Mikado wolle den Fürsten nachgeben und eine Gesandschaft nach Peking senden, um ein Schutz- und Trutzbündniß behufs gegenseitiger Unterstützung gegen fremde Mächte abzuschließen, falls das eine oder das andere Land in einen Krieg mit denselben verwickelt würde. Die Besorgniß vor einer solchen Allianz war es wohl, welche die britische Regierung veranlaßte, ihre Flottenstation von Yokohama nach Nagasaki zu verlegen, weil letzteres näher bei Schanghai liegt.*)

Jetzt aber, nachdem die Gesandtschaft nach China abgegangen ist (Anfang Juli), verlautet, sie habe blos Handelszwecke im Auge, wie denn auch ihr Vorstand, Date, der Fürst von Owadschima, das Haupt des Finanzministeriums ist. Immerhin wird bedauert, daß die Japanesen gerade jetzt in Peking ihre Erscheinung machen, da dort die fremdenfeindlichen Einflüsse noch immer vorwiegen, wenn auch die drei vornehmsten Träger derselben kürzlich gestorben oder gefallen sind.

Daß in Japan fanatische Fremdenfeindschaft noch immer ihre Anhänger hat, zeigte sich neulich in Niigata, wo der englische Schullehrer King überfallen und gefährlich verwundet wurde. Ueber diesen Fall hat freilich die Regierung ihre Mißbilligung öffentlich ausgesprochen und für die Beibringung des Mörders eine Belohnung von 100 riyos angeboten.

Aber sonst verlautet, daß die japanesische Regierung, obwohl sie die Fremden zur Herstellung von Eisenbahnen ꝛc. brauche, doch Alles thue, um dieselben beim Volke verächtlich zu machen. So wurde in der Hafenstadt Hiogo, welche den andern Handelsorten voraneilt, wie denn in ihr gegenwärtig eine protestantische Kirche gebaut wird, neulich ein Befehl erlassen, daß alle Bauern und andere Klassen der Bevölkerung bei schwerer Strafe von Zeit zu Zeit auf das Kreuz treten müssen. Damit wird auch in den niedersten Klassen ein gewisser Fanatismus gegen alle Namenchristen erzeugt, wie sich

*) Auf unserer Abbildung ist die Mündung der Bai von Jeddo vorgestellt an deren innerer Westseite die Fremdenstädte Kanagawa und Yokohama liegen.

bei der letzten Ausübung dieser Ceremonie beobachten ließ. Während die Westmächte sich anheischig gemacht haben, jeden ihrer Unterthanen zu strafen, der die japanesische Religion zu verspotten wagen würde, läßt die Landesregierung seit 18 Monaten keine Gelegenheit vorbei, ihren Haß gegen das Christenthum in jeder Form an den Tag zu legen. Ja, der englische Bischof Alford glaubt, die japanesische Regierung sei noch feindseliger gegen das Christenthum als die chinesische, wie ihm Dr. Brown, einer der ältesten amerikanischen Missionare in Japan nachgewiesen habe. Letzterer schrieb: „Eine der ersten Handlungen des Mikado war die Wiederaufweckung der alten Gesetze gegen das Christenthum. Er ließ in allen Theilen Japans die verrufene Proklamation wieder anheften, welche alle Jünger Christi eine 'verdorbene Menschenklasse', und ihre Lehre eine 'liederliche' nennt. Damit weckt er natürlich die schwindenden Vorurtheile gegen alle Fremden wieder auf und beschimpft öffentlich die Vertragsmächte. Selbstachtung verbietet diesen, eine solche Behandlung geduldig hinzunehmen. Daher wünschen wir, daß ihre Vertreter in Japan eine Sprache gegen die japanesische Regierung führen, geeignet, dieser zu zeigen, sie nehmen die Sache ernst. Wir wünschen nicht, daß die christlichen Mächte sich der Ausbreitung des Christenthums annehmen, sondern nur daß sie dem Verbot desselben nicht schweigend beistimmen."

So schreibt auch Miss. Greene von Hiogo, das Land sei wohl fester verschlossen, als je seit dem Eindringen des christlichen Elements. Bibelleser werden verfolgt, so daß viele Japaner nicht mehr wagen, ihre chinesische Bibel offen zu benützen. Der Mikado nennt sich den Himmelssohn, woraus einer seiner Minister in Unterredungen mit den fremden Gesandten den Schluß zog: da die Gestattung christlichen Unterrichts einen zweiten Sohn Gottes ins Land einführen würde, ließe sich nichts als Zwietracht von ihr voraussehen. Doch sind auf der Hochschule von Jedo Vorlesungen über die Geschichte christlicher Völker vorerst noch gestattet, während die Behörden freilich beklagen, daß eben damit die Geschichte des verbotenen Christenthums selbst gelehrt werde. Sie suchen mittlerweile den Buddhismus auszurotten, wollen die zum Theil kolossalen Bilder Buddhas zerstören ꝛc., finden aber, daß derselbe im Volksgeist tiefere Wurzeln geschlagen hat als der alte Sintuismus, und erfahren beständig, daß diese Bemühungen des Mikado von vielen Daimios ungern

gesehen werden. Mehrere der letzteren sind nicht nur überhaupt den hohen Ansprüchen des Kaisers abgeneigt, sondern stimmen geradezu für Duldung verschiedener Religionen und lassen sich auch da und dort bereitwillig finden, englische Schulen zu gründen, wie sie auch europäische Ingenieure anwerben und ihnen neue Arbeiten auftragen, während das Volk unzweifelhaft große Empfänglichkeit für neue Anschauungen an den Tag legt, hierin sehr verschieden von den viel stumpferen Chinesen. Schon verbindet der Telegraph Yokohama mit Jedo und eine Eisenbahn ist im Bau begriffen, während in China beide Erfindungen noch mit Argwohn angesehen werden. „Im Februar 1872 sollen die Verträge mit den Seemächten revidirt werden, da denn der amerikanische Gesandte die Duldung des Christenthums, seis auch nur aus Gründen der Menschlichkeit, befürworten wird. Wenn seine Collegen ihn gehörig unterstützen, zweifelt er nicht einen günstigen Erfolg zu erzielen."

Sonst thut die Regierung viel, um das Land zu heben; namentlich hat sie Hunderte von Schülern und Professoren nach Europa und den Vereinigten Staaten geschickt, um sich in allen Fächern auszubilden. Selbst drei japanesische Fürsten studieren derzeit in England, Deutschland und Nordamerika; ein vierter soll eben jetzt nach Rußland reisen.

Besonders aber ist der Einfluß des deutschen Elements im Steigen begriffen. Waren früher unter dem Taikunat französische Offiziere, Aerzte und Ingenieure ins Land berufen, und junge Japaner zu ihrer Ausbildung hauptsächlich nach Paris gesandt worden, so werden nun vor allem deutsches Heerwesen und deutsche Erziehung hochgehalten, und bereits ist vom Daimiyo Kischin eine kleine Armee preußisch einexercirt worden. Bezeichnend ist namentlich der Umstand, daß der Oheim des Mikado und sein früherer Kriegsminister, Prinz Higaschi Mito, seinen europäischen Bildungskurs zwar in London antrat, jetzt aber nach Berlin übergesiedelt ist, wohin auch noch der Prinz Fusimi geschickt wurde. Zwanzig weitere Japaner studieren derzeit in Preußen.

Neuerdings hat der deutsche Bevollmächtigte, Hr. von Brandt, eine Urlaubsreise nach Europa angetreten, wohl um sich mit seiner Regierung betreffs der Revision der Verträge in ein gründliches Einverständniß zu setzen. Beim Abschied versicherte er etliche 40 Deutsche, die ihm ein Essen gaben, daß die Ansiedlung der

Fremden sicherlich nicht beschränkt, vielmehr höchstwahrscheinlich über alle Häfen des Reichs ausgedehnt und ungehindertes Bereisen des ganzen Landes gestattet werden dürfte; eine Mittheilung, welche natürlich die deutschen Kaufleute entzückte.

Nun hofft man also, daß die Regierung des Mikado durch das vorsichtige Vorgehen der Amerikaner sowohl als der Deutschen beruhigt, den japanesischen Fanatikern entschieden gegenübertreten werde. Sucht sie eine nationale Armee zu schaffen und sich mit China zu verbünden, so dürften auch diese Maßregeln nicht gegen die Fremden im Allgemeinen, sondern nur gegen jene Nationen gerichtet sein, welche ihr das Gesetz diktiren wollen: gegen Frankreich in erster Linie, sodann gegen England.

Amerika namentlich hat sich durch sein maßvolles Auftreten eine bedeutende Stellung in Japan verschafft; es thut auch Alles, die Eigenliebe der Eingebornen zu schonen. In Folge hievon ist der höhere Unterricht in den japanesischen Anstalten hauptsächlich amerikanischen Missionaren anvertraut, und wohl 100 japanesische Jünglinge vollenden derzeit ihre Studien in den Städten der Union, wie denn ein einziger Dampfer 14 Edelleute in San Francisco landete, alle in der Absicht gekommen, dort eine höhere Schule zu besuchen. Welche Früchte diese Berührung mit der christlichen Bildung zu reifen vermag, dürfte ein Vorfall zeigen, den der Lutheran Observer berichtet; es läßt sich aus demselben zugleich auch erkennen, daß die Verpönung des Christenthums in Japan wenigstens nicht consequent durchgeführt wird.

Auf der Rutgers Hochschule in Newjersey studieren einige japanische Jünglinge; einer derselben, Kozo, wurde neulich zum Christenthum bekehrt. Da er von seiner Regierung über die übrigen Studenten gesetzt und mit dem Amt eines Kassiers in Betreff ihrer Ausgaben betraut war, schrieb er an seine Behörde in Japan, er fühle sich durch die Gesetze der Ehre verpflichtet, sie von seiner Bekehrung und der Aenderung seines ganzen Lebensziels in Kenntniß zu setzen, damit sie ihn seiner Verantwortlichkeit für seine Mitschüler entbinde und nicht länger für seinen Unterhalt sorge. Darauf erhielt er folgenden Bescheid von den betreffenden Beamten: er möge unter ihrer Fürsorge wie bisher seine Studien fortsetzen; zugleich wurde ihm für seinen Unterhalt ein erhöhter Gehalt übersandt. Der Brief wurde in einer öffentlichen Versammlung der Studenten

verlesen, worauf Kozo eingeladen wurde zu sprechen. In kurzer Rede theilte er die Thatsache seiner Bekehrung mit als eine Folge seiner Versetzung nach Amerika und erklärte, seine Absicht gehe dahin, sein künftiges Leben der Evangelisirung seines Vaterlandes zu widmen.

Es mag hier am Platze sein, über die Missionsthätigkeit in Japan, soweit dieselbe bekannt geworden ist, einen kurzen Ueberblick zu geben!

Die Pioniere der protestantischen Mission betraten den neuen Boden im Jahre 1859. Es waren der Dr. th. R. Brown und der Missionsarzt J. C. Hepburn. Beide landeten in Kanagawa, nahe bei Jedo, einem jetzt völlig verlassenen Posten, seit nämlich die Fremden Yokohama zu ihrem Stapelplatz gewählt haben. Sie wohnten zunächst in Buddhisten-Tempeln und widmeten sich in aller Stille dem Studium der Sprache im Blick auf die Uebersetzung der h. Schrift. Dem fleißigen Brown war es gegeben, die erste japanische Grammatik für die englisch sprechenden Fremden auszuarbeiten.

Andere Amerikaner (von fünf verschiedenen Kirchengemeinschaften), rückten bald nach, wie Thompson, Goble und Ballagh, derzeit in Yokohama. Carruthers und Cornes ließen sich in Jedo nieder, wo aber die Ertheilung religiösen Unterrichts ihnen bereits untersagt worden ist. In Kobe haben die beiden Missionare Greene und Gulick ihre Arbeit gefunden. In Nagasaki, dem südlichsten Hafen, arbeitete seit 1859 der Miss. Verbeck, bis er im Jahr 1870 von der japanischen Regierung zur Leitung einer höheren Schule nach Jedo berufen wurde. Als Präsident der kaiserlichen Universität mit etwa 1000 Studenten, 16 fremden und 50 eingebornen Lehrern, nimmt er dort eine bedeutende, höchst verantwortungsvolle Stellung ein. Bischof Williams, Stout und andere folgten ihm in Nagasaki nach. Daselbst haben auch zwei Sendboten der engl. kirch. Mission, Ensor und Burnside (seit 1869) ihr Arbeitsfeld gefunden. Eine Anzahl amerikanischer Frauen und Jungfrauen hat sich außerdem zum Unterricht der weiblichen Jugend in Japan eingefunden.

Dr. Brown hatte bereits einen großen Theil des Neuen Testaments übersetzt, als eine Feuersbrunst seine Arbeit vernichtete. Gegenwärtig lehrt er mit Verbeck an der höhern Schule in Yokohama. Dr. Hepburn hat nicht nur im Missionsspital beständig Patienten berathen und behandelt, sondern auch japanische Jünglinge in der

Heilkunde unterrichtet, und dazu noch ein umfassendes Wörterbuch gesammelt und gedruckt, wofür ihm alle Fremden zu großem Dank verpflichtet sind. Ihm gelang es auch, die vier Evangelien zu übersetzen, die er in Schanghai drucken läßt.

Der Baptist Goble hat gleichfalls den größeren Theil des Neuen Testaments übersetzt; er läßt sein Werk in lateinischen Lettern drucken. Es ist bedauerlich, daß diese Arbeiten nicht nach einem einheitlichen Plan unternommen und durchgeführt werden; jede Mission verfolgt ihren Weg, ohne viel nach rechts oder links zu schauen.

Alle Missionare halten Bibelstunden in ihren Häusern und verbreiten chinesische Neue Testamente, die jeder gebildete Japaner zu lesen vermag. Ballagh und Thompson haben bis jetzt etwa 10 Japaner zum Bekenntniß des Christenthums gebracht, noch 20 andere haben da und dort den Glauben an Christum gefunden. Ohne allen Zweifel suchen viele Eingeborne sich mit den Lehren des Christenthums bekannt zu machen; aber die Regierung mischt sich beständig mit immerwachem Auge und eiserner Hand in die Beziehungen, welche zwischen Missionaren und ihren Schülern sich anknüpfen, und scheint entschlossen, jedes keimende Glaubenspflänzchen zu zertreten.

Ueber das ganze Land hin sind die auf Bretter angeschlagenen Erlasse verbreitet, welche das Christenthum als eine verpönte Religion darstellen und jeden Bekehrten mit dem Tode bedrohen. Jesuitische Intriguen haben den Namen „Kiristan“ so verhaßt gemacht, daß man es dem Miss. Goble kaum verdenken kann, wenn er für's Christenthum eine andere Benennung wünschenswerth findet. Ein Kiristan gilt einmal den Japanern für einen Menschen, der irgendwie mit Zauberei und andern geheimen Künsten zu thun hat. Die römischen Priester vermochten noch vor 3--4 Jahren mehrere Heiden, in ihre Kirche einzutreten und vor dem Altar knieend zu beten. Ein „Zaubermittel“ wurde ihnen zwischen die gefalteten Hände gegeben und diese hatten sie zu erheben, bis sie schläfrig wurden. Da wachten sie plötzlich an einem Knall auf, und siehe da, der ganze Raum vor ihnen war mit schönen Glasgemälden bedeckt, wo keines vorher zu erblicken war. Wiederum sollten sie beten, und wiederum erschreckt sie der Knall, und andere Gemälde grausenerregender Art entfalten sich vor ihren erstaunten Blicken. Aehnliche wunderbare Wechsel folgten auf diese; und bald wußte das ganze

Land, die „Kiristan“ seien wieder gekommen, denn seit den Tagen der portugiesischen Seeherrschaft hatte man von keinem Volk erfahren, das dergleichen Wunderkräfte besäße.

Gegenwärtig werden die katholischen Kapellen in Yokohama und Nagasaki nur von den unmittelbaren Dienstboten der Priester besucht. Holländer, Engländer und Deutsche haben schon, ehe sie im Auftrag der Regierung ins Innere reisten, sich mit einem Eide verpflichten müssen, vom Christenthum völlig zu schweigen. Amerikanischen Ingenieuren und Arbeitsleuten hat man bis jetzt kein solches Versprechen abgenommen.

Rußland hat sich durch Besitznahme der Insel Sachalin keinen guten Namen gemacht; indeß wird es wohl einige Entschädigung zu geben bereit sein. Eine griechische Mission für die Japaner ist seit 1870 in Moskau beschlossen, bis jetzt aber noch nicht ins Leben getreten.

Indessen wird der fremden Mode in überraschender Weise von allen Klassen gefröhnt. Alte Herren, die selbst ihrer Landestracht treu bleiben, freuen sich doch, ihre Enkel in Hüten und Stiefeln, und aller westländischen Pracht, die zwischen jenen ihren Platz findet, einherstolziren zu sehen. Nähmaschinen hört man in allen Schneiderläden surren. Rindfleisch, der Greuel des Buddhismus, wird in Masse verzehrt, und Brot findet allgemeinen Anklang. Die Zeitungen geben Auszüge aus europäischen Journalen; die Büchereinfuhr nimmt colossale Dimensionen an, und die Studenten lernen dem Hundert nach Englisch, Französisch und Deutsch, etliche Lehrer auch Lateinisch. Acht christliche Aerzte unterrichten in den medicinischen Collegien.

So ist denn alle Aussicht vorhanden, daß dem besten Theil der Nation noch allerlei Gelegenheit geboten wird, mit dem Evangelium bekannt zu werden. Mittlerweile geräth der Buddhismus dermaßen in Abgang, daß die Zahl der Mönche sich seit fünf Jahren um ein Drittheil vermindert hat. Die fremden Sitten und Wissenschaften (namentlich Erdkunde und Chemie) gehen ihm ans Leben; so machen sich denn viele junge Priester an die Schulen her und lesen die Bibel. Der Sintuismus erfreut sich vorerst der allerhöchsten Gunst und scheint sich durch ausgedehnte Bauten und Ausbesserungen von Tempeln verjüngen zu wollen; wesentlich aber ist es ein todter, kalter Atheismus, der blinden Gehorsam fordert, wie ihn „das junge Japan“ kaum mehr aufzuwenden vermag. Die denkenden

Japaner haben derzeit keinerlei Religion; sie geben sich jener Zweifelsucht hin, welche so oft am Sterbelager einer alten Religion sich entfaltet und das Vorspiel zu einer neuen Phase des Strebens nach höherer Wahrheit bildet.

Hoffen wir, daß alle, welchen das Kommen des Gottesreiches am Herzen liegt, auch für Japans Zukunft sich ernstlich interessiren und bei der Revision der Verträge im Februar 1872 durch ihre Fürbitte kräftig mitwirken, daß die Predigt des Evangeliums gestattet, und der Verfolgung auch der unglücklichen katholischen Japaner ein Ziel gesetzt werde!

Tante Nelly.

Eine Amerikanerin berichtet von einem Besuch in Georgien, wo sie die Bekanntschaft einer ältlichen Negerin machte, Folgendes:

Sie ist kein Gebilde der Phantasie, diese Tante Nelly, noch habe ich lange nach Stoff zu meiner Erzählung suchen müssen. Ihre einfache Geschichte hat keinen andern Werth, als daß sie völlig wahr ist und uns einen Einblick gibt in das Leben einer einfältigen Seele. Vom ersten Morgen an, den wir in diesem südlichen Land erwachten, ward uns Tante Nelly eine bekannte Persönlichkeit unter dem dunkelfarbigen Gesinde; hatte sie doch die Aufsicht über die Küche. Wir haben uns manchmal mit ihr unterhalten und dabei ihre Lebensgeschichte zu hören bekommen. Ihre Aussprache erinnerte nicht gerade an das gewöhnliche Negerenglisch der Feldarbeiter, da sie mehr im Hause und in der Umgebung von gebildeten Amerikanern gearbeitet hatte.

Ihre Heimat war in Virginien, und wie es Allen Freigewordenen geht, so wünschte auch sie sehnlichst, doch noch einmal dorthin, nach ihrem Norfolk zu kommen. „Denn," konnte sie sagen, „in diesen südlichen Ländern gibt es einmal keinen Ort wie dort und ich habe diese zwanzig Jahre Heimweh darnach gehabt. Ich fürchte fast, wenn meine Todesstunde kommt, so werde ich mich noch so nach Virginien sehnen, daß ich den Ausblick auf die Stadt der Offenbarung darüber verliere."

„Doch ist ja das himmlische Land ein noch besseres," wurde ihr entgegengehalten.

„Ja freilich, ich habe mein ganzes Leben nach demselben ausgeschaut und wenn der Ruf an mich ergeht, so weiß ich, der HErr wird es mir nicht verbergen. Aber doch bitte ich, daß Er mich zuerst noch mein Norfolk wieder sehen lasse."

„Warum mußtest du es verlassen, Nelly?"

„Ich that es meinem Kinde zu lieb. Sehen Sie, mein Herr war ein sehr freundlicher Mann, stammte auch aus einer guten Familie, gerieth aber leider in Schulden und war daher genöthigt, etliche seiner 'Hände' zu verkaufen. Meine Tochter sollte zuerst verkauft werden, da sie so hübsch aussah und anstellig war; es schien mir aber, als ob ich das rein nicht ertragen dürfe. Also steh ich auf und bitte Master Frank, mich mit Kätie zugleich zu verkaufen. — 'Geh hinaus, Nelly', sagt er. — Aber ich bleibe und sage: 'Meine nette Tochter soll nicht in den Süden hinab kommen ohne ihre Mama, die nach ihr sehen kann.' Nun da gabs einen Haufen von Durcheinander, aber ich blieb dabei und der Händler war ganz froh, mich zu bekommen, denn ich war damals eine mächtig gute Köchin. Und Mass' Frank konnte nicht standhalten, wenn mein Blut heiß wurde. Sie merkten wohl, daß sie Kätie nur über meinen Leichnam fortschleppen könnten, wenn sie mich nicht mit ihr hätten ziehen lassen."

Nelly hat so eine eigene Bewegung des Kopfes und ein feuriges Blitzen in ihren Augen, daß wir ihre Darstellung für sehr wahrscheinlich halten mußten. „War Kätie dein einziges Kind?" fragten wir.

„Nein, Missis, das war gerade der Jammer. Ich hatte vier weitere, aber es waren lauter Knaben. Sie war das einzige Mädchen, gerade sechzehn Jahre alt und hübsch. Die andern waren kleiner, doch aber besser im Stande, sich selbst durchzubringen; irgendwie konnten sie nicht so leicht in Sünde und Schande fallen als Kätie. Ach, Missis, jene Zeiten! Sie lehrten uns Weiber, Gott zu bitten, daß er uns doch nur Söhne schenken wolle! — So küßte ich also meine Knaben und Jim (so hieß mein Mann); er weinte, aber ich sagte ihm nur: 'Jim, du sorgst für die Jungen und ich will auf unser Mädchen achthaben. Ich will sie vor Jammer beschützen, wenn eine Mama das kann, und sie rein in

die Offenbarungsstadt bringen, wo du einmal wieder zu uns kommst.' Es gieng hart, aber er merkte, es war so am besten."

Da nun Nelly schwieg und sich nachdenklich hin und herwiegte, sagte ich: „Hast du eine gute Heimat hier unten gefunden?"

„Nun, Gottes Wille muß geschehen und er ist freilich nicht immer der unsrige. Eine Weile gieng es ordentlich, die Leute schienen zu merken, was mich hergeführt hatte, und ließen Kätie in Ruhe. Ich habe jeden Tag tüchtig gebetet und das hat gut gethan. Aber nur ein kurzes Jahr und dann starb sie. Sehen Sie, man hatte sie zur Feldarbeit angehalten und daran war sie nicht gewöhnt. Sie hielt es rein nicht aus und brach endlich gerade zusammen. Als sie zuerst sich aufs Bett legte, konnte ich sie nicht pflegen wegen all meiner Arbeiten, zuletzt — spät erst — erlaubte es mir meine Herrin. Aber ach! als ich in das Zimmer kam, sah ich, wie es stand. Die Leute sagten, Kätie werde mich nicht mehr kennen. Allein ich gieng stracks auf ihr Bett los und sagte: 'mein Honigkind!' — 'Es ist mein gutes altes Mamele,' sagte sie alsbald. — 'Ja Honiglein,' sagte ich 'und wie geht dirs denn, mein Herzenskind?' — 'Mama, ich gehe bald dahin, wo ich keine Baumwolle mehr zupfen muß,' und dann lächelte sie mich bedeutsam an. — 'Herzchen, wenn das so ist, kannst jetzt auch den HErrn Jesum sehen? Er ist gewiß hier bei uns, streck deine sterbende Hand aus, mein Kind, und laß dich von ihm durch die Fluth führen.' — 'Das thue ich, Mütterchen,' sagte sie; denn ich hatte sie zu einem betenden Kind erzogen. Sie lag jenen ganzen Tag in meinen Armen, und als die Sonne untergieng, flüsterte sie so eigen: 'Himmel ist besser als Georgien; ich gehe gern.' Damit küßte sie mich und gieng zu ihrem Heiland; mein einziges Mädchen! und ich stund allein im fremden Lande."

Der Zuhörenden Augen waren irgendwie weggewandt oder verborgen; auch ich fühlte, daß die meinen feucht wurden; aber Nelly vergießt keine Thräne, nur ist ihre Stimme gehobener und weicher geworden.

„Danke Ihnen, Missis. Ein Menschenherz kann nicht brechen, so thats auch das meinige nicht. Aber die ganze Welt schaute mich wie eine Tannenrodung an; ich sah nichts als Schwärze und Asche überall um mich her. Doch der HErr war freundlich: er hatte mir gezeigt, wie ich ja gewünscht und gehofft habe, Kätie bewahren zu

können; so that Er also noch ein Besseres und beschützte sie selbst vor allem Uebel in Seinen Armen, die doch ein gutes Theil stärker sind als die meinigen. Der HErr läßt seine Kinder nie allein, bis sie Seine Liebe in Trübsal ganz so gut verspüren als zu andern Zeiten. So brachte Er mich durch und ich kann jetzt an Kätie denken und Ihm danken."

Wirklich, wenn Glaube und Liebe irgend ein Angesicht verklären können, so war dieß bei Nelly der Fall, als sie das Trauerspiel dieser ihrer Muttererfahrung abschloß. — Und obgleich ihr ganzes Leben mit solchen schweren Begegnissen durchwebt ist, bis dasselbe eine so dunkle Farbe trägt als ihre Haut, so zieht sich doch die himmlische Hoffnung wie ein goldener Faden durch das Ganze.

Es würde zu lange währen, wollte ich alle Einzelheiten ihrer Geschichte wieder geben; ich füge nur bei, daß zwei Jahre nach Käties Tod ein Brief aus Norfolk den Tod ihres Gatten Jim berichtete. Obgleich sie sich nun sehr nach ihren vier Knaben sehnte, hat sie doch nie mehr etwas von ihnen gehört und weiß heute noch nicht, wie sie sich deren Loos vorstellen soll! —

Nach Verlauf von fünf Jahren verheirathete sich Nelly wieder und fand damit einiges, wenn auch oft umwölktes Glück. Zwei Knaben wurden ihr geschenkt — und der Mutter Stimme ist wundersam bewegt, so traurig und doch so geduldig, wenn sie erzählt, wie sie wuchsen und stark und klug wurden, ihre Hoffnung und ihr Stolz, — jedoch nur, um ihr entrissen zu werden. Der Eine ward während des Krieges verkauft; ihr tägliches Gebet ist, das er eines Tages noch zu ihr zurückkommen möge! Der Zweite, welcher seinem Herrn im Lager der Konföderirten diente, ward dort durch eine ungezielte Kugel getödtet.

„Aber der Krieg brachte uns endlich Freude," fügte Nelly gleich bei. „Wenn ich früher je und je meinte, ich könnte vor Schmerz sterben, so dachte ich sicherlich jetzt, die Freude über die Freiheit werde mich das Leben kosten."

„Hast du vorher viel darüber nachgedacht, Nelly?" — „Ei du meine Güte, Missis, ich hatte ja mein ganzes Leben lang um dieselbe gebetet und ich wußte, der HErr werde sie senden, so bald Er damit fertig war. Wenn Sie nicht gesehen und es nicht mit erlebt haben, wie die Sachen standen, so können Sie nicht verstehen, wie brünstig wir beteten. Doch darüber wollen wir nicht weiter

reden. Ich mag jener Tage gar nicht mehr gedenken, außer um dem HErrn zu danken und Ihn zu loben, und das thue ich nun jede Stunde, die ich lebe und freien Athem schöpfe." —

Das einzige noch lebende von Nellys acht Kindern, ein etwas verzogenes Töchterlein, zeugt davon, welch ein Gut Freiheit für Nelly und ihren Mann ist, „Josephine Karoline Napoleon Bonaparte", wie ihre Mutter sie nicht ohne Stolz betitelt, hat schon diese zwei Jahre her die Schule besucht. Sie liest gar fließend mit einer angenehmen hellen Stimme und ausdrucksvoller Betonung, und kann sich mit manchem gleichaltrigen Kind Neuenglands in ihren Kenntnissen von Geographie und Arithmetik messen. Für sie arbeitet die Mutter von früh bis spät. Ihres Herzens tiefste Leidenschaft ist, das Kind reinlich zu kleiden, vor aller rohen Gesellschaft zu bewahren, und sie lesen und nähen zu sehen. „Sie ist meine letzte Sorge auf Erden," bemerkt Nelly in ernstem Tone. „Sobald sie einmal gelernt hat, ihren Unterhalt in ehrlicher Christenweise zu verdienen, ihre Bücher recht los hat und in des HErrn Pfad wandelt, so habe ich nichts mehr zu erbitten."

Es ist eine traurige Thatsache, daß lange Jahre der Sklaverei die Afrikaner im Allgemeinen zu trauriger Verkommenheit und geistlicher Stumpfheit erniedrigt haben, tiefe sittliche Mängel, denen man nur mit fleißigem geduldigem Unterricht abhelfen kann. Doch ermuthigt es uns immer wieder, auch unter diesem Geschlechte solch edlen Charakteren zu begegnen wie dieser Nelly.

Missions-Zeitung.

Grönland.

Im vergangenen Frühling hat die dänische Missionsgesellschaft in ihre Statuten auch den Beschluß eingereiht: sie wolle nach Kräften der grönländischen Kirche dazu behilflich sein, daß dieselbe Pastoren aus der Mitte des Volkes erhalte. Zugleich wurde bestimmt, daß mit der Regierung sowohl als mit den nördlichsten Missionsstationen Verhandlungen angeknüpft werden sollen betreffs der Uebersiedlung der nördlich von Upernivik wohnenden Eskimo (vgl. Miss. Mag., S. 283) nach den dänischen Niederlassungen. Im Juli hat sodann die Regierung eine Commission, bestehend aus Dr. Rink, Dr. Kalkar, einem Departementschef und zwei grönl. Missionaren, niedergesetzt zur Regulirung der kirchlichen Angelegenheiten Grönlands. (Correspondenz.)

Aus Tschota Nagpur

berichten die Missionare der Ausbreitungs-Gesellschaft, daß ihre kleine Zahl und die sich immer mehrenden zerstreuten Gemeinden einfältiger, noch sehr unwissender Christen sie für den Augenblick darauf hinweisen, vor Allem das innere Wachsthum der jungen Kirche und die festere Begründung ihrer Glieder in evangelischer Erkenntniß und gottseligem Wandel ins Auge zu fassen. Sie hoffen jedoch, daß wackere eingeborne Geistliche bald tüchtig mit Hand anlegen können zur Erbauung der Gemeinden. Der Zuwachs von außen dauert in der Weise fort, daß im Lauf des Jahrs 719 Personen getauft wurden, worunter 507 Neubekehrte und 212 Kinder von Christen.

Der innere Zustand gibt Stoff zu Freude und Sorge. Zwar besteht ein sehr bestimmte Grenzlinie zwischen dem sittlichen Verhalten der christlichen und heidnischen Kols, und es ist in den Gemeinden eine schöne Summe aufrichtiger, herzlicher Frömmigkeit vorhanden, obgleich es vielfach noch an Gediegenheit fehlt und die heidnischen Laster nicht durchweg ausgerottet sind. Sie haben mit besonderen Versuchungen zu kämpfen, von denen wir einige nennen.

Eine Quelle vielfacher Noth sind die laxen Begriffe der Kols von der Ehe. Vielweiberei ist anerkannte Sitte und wird vo solchen, deren erste Ehe kinderlos blieb, in ausgedehnter Weise geübt. Wünscht ein Mann eine zweite Frau zu nehmen, so kann er dies ohne jede Feierlichkeit thun, obwohl zuweilen die bei der ersten Hochzeit üblichen Ceremonien wiederholt werden. Ebenso einfach und willkürlich wird es mit Ehescheidungen gehalten. Da ist es keine leichte Aufgabe, die Kols zur Vorsicht in der Knüpfung einer Ehe anzuleiten und ihnen die Heiligkeit dieses Bandes, das nach Gottes Ordnung nur der Tod lösen soll, begreiflich zu machen. Wirbt ein junger Mann um ein Mädchen, so macht er ihrem Vater Geschenke, da dieser ohne solche seine Tochter nicht hergeben will; diese Sitte nimmt aber oft eine Gestalt an, daß sie fast dem Kauf der Braut gleichkommt. Sie wurde in den Gemeinden schon besprochen und einstimmig verworfen, und dennoch besteht das Uebel fort. — Trunkenheit ist ferner eine unter den heidnischen Kols allgemein im Schwang gehende und für höchst ehrbar geltende Unsitte. Männer und Weiber sind diesem Laster gleichermaßen ergeben. Gleich von Anfang an suchten darum die Missionare jeden Christen an völlige Enthaltsamkeit von geistigen Getränken zu gewöhnen; an manchen Orten aber thun sie sich heimlich dennoch darin etwas zu Gute. Auch der Rückfall in abergläubische Bräuche droht immer, wenn irgend eine besondre Noth die alten Erinnerungen weckt. Den heidnischen Kols ist es eine ausgemachte Sache, daß jede Art von Krankheit, Kummer und Mißgeschick das Werk eines der vielen bösen Geister ist, die sie Bonga nennen. Die Furcht vor diesen Bongas lebt in den Herzen mancher Christen fort, die doch aufrichtig an die größere Macht Gottes glauben. Da kann dann, wenn eines seiner Kinder auf den Tod krank wird oder ihn sonst eine Bedrängniß trifft, ein Mann in große Versuchung gerathen, den bösen Geist durch das Opfer eines Huhns oder einer Ziege versöhnen zu wollen, wie seine heidnischen Nachbarn es ihm rathen. — Eben der Umstand, daß ein bekehrter Kol nicht ein Auswürfling unter seinen Volksgenossen wird, wie das bei Hindus und Muhammedanern der Fall ist, setzt ihn fortwährend weit mehr Versuchungen von Seiten seiner heidnischen Angehörigen aus und macht auch die Anwendung der Kirchenzucht weniger wirksam. (Mission field.)

Die Mekka Karawane.

In Beirut und Damaskus.

In Beirut herrschte unter den Christen aller Kirchen in den letzten Junitagen dieses Jahrs große Bewegung über die plötzliche Gefangennehmung eines seit etwa zwei Jahren bekehrten Muhammedaners, dessen Geschichte wir uns von Miss. Jessup erzählen lassen. Es hängt sich daran eine Mittheilung über tiefgreifende Bewegungen unter den Muhammedanern in Damaskus, deren Bedeutung jedoch noch nicht bemessen werden kann.

Hassan, der Kutscher eines wohlhabenden griechisch-katholischen Kaufmanns in Beirut, ein durchaus einfältiger, harmloser Mann, wurde als Muhammedaner geboren und erzogen. Er war ein so ernster und eifriger Moslem, daß er nicht weniger als siebenmal die Pilgerfahrt nach Mekka machte.*) Vor Jahren heirathete er ein römisch-katholisches Mädchen aus Akka unter der Bedingung, daß sie zum Islam übertrete. In ihrer Unwissenheit that sie's, wurde aber später sehr unruhig darüber, ohne Rath und Hilfe zu wissen. Da erkrankte Hassan vor etwa zwei Jahren. Dr. Wortabet, unser Missionsarzt, behandelte ihn und empfahl ihn dann meiner Aufmerksamkeit als eine dem Christenthum zugewandte Seele. Ich machte die Bekanntschaft des Mannes und fand bald, daß es ihm ein voller, ganzer Ernst war. Er trat offen mit seinem christlichen Bekenntniß hervor und besuchte unsre Versammlungen so regelmäßig, als es einem Manne seines Standes und Gewerbs nur irgend möglich war. Auch seine Frau kam mit ihm, und Beide baten um Aufnahme in die Gemeinde.

*) Diese Pilgerkarawane geht jedes Jahr von der heiligen Stadt Damaskus nach dem noch heiligeren Geburtsort Muhammeds ab.

Da Hassan nicht lesen konnte, bezahlte er einen jungen Mann, damit derselbe jede Nacht komme und ihn unterrichte. Seine Mutter, eine unwissende, fanatische Muhammedanerin, wurde nun aber seine bittre Feindin und suchte den ganzen Pöbel der Stadt gegen ihn aufzuregen. Sie gieng in die Harems der vornehmen Moslems, um die Frauen zu bewegen, ihre Männer aufzustiften, daß sie Hassan entweder zur Umkehr bringen oder aus dem Wege räumen und seine Kinder der großmütterlichen Pflege und Erziehung übergeben. Längere Zeit sprach und lief sie vergebens; endlich aber erreichte sie ihren Zweck. Eines Abends lauerte man Hassan in der Straße auf und prügelte ihn durch. Während er eben in den Händen seiner Verfolger war, ließ sich in der Nähe ein Instrument hören. Sie liefen dem Schall nach, und Hassan entkam. In seiner kindlichen Weise dachte er nicht anders, als der Herr habe jenes Instrument geschickt, um ihn vom Tod zu erretten.

Eine Drohung folgte der andern jetzt aber so schnell, daß es klar war, sein Leben schwebe wirklich in Gefahr. Dr. Thomson begab sich daher zu den britischen, preußischen und amerikanischen Konsuln und bat sie, ihren Einfluß zu gebrauchen, um Hassan die Rechte zu sichern, die jener berühmte Hatti Humayun des Jahrs 1856 den Christen gewährt, indem er allen Unterthanen des türkischen Reichs Religionsfreiheit zusagt. Hassan aber wurde inzwischen dreimal verhaftet und vor die Militärbehörden gestellt, wo einige niedere Beamte ihn beschimpften, während ihre Vorgesetzten sie darüber tadelten und ihm sagten, er habe nichts zu fürchten, denn hart unter den Thoren des großherrlichen Palastes seien in Konstantinopel schon Schaaren von Moslems Christen geworden. Die Konsuln wandten sich an Rauf Pascha, einen Mann, der sich vor der Mehrzahl seiner Amtsgenossen durch freisinnige, großherzige Gesinnungen auszeichnet. Er erklärte, Hassan habe nach den Gesetzen des Reichs das volle Recht, ein Christ zu werden, der Aufregung der untern Klassen in Beirut wegen würde er aber besser daran thun, die Stadt zu verlassen um einen Ausbruch der Volkswuth gegen sich zu vermeiden.

Wir Missionare glaubten, darauf nicht eingehen zu sollen; denn wenn der Sultan seinen Unterthanen Religionsfreiheit zusagt, ist darunter gewiß nicht die Freiheit gemeint, von Haus und Weib und Kind, den Gnadenmitteln und dem Lebensunterhalt weg in die

Verbannung geschickt zu werden. Der Pascha ließ durchblicken, wenn wir Missionare Hassan nicht entfernen, so könnte er selbst sich genöthigt sehen, es zu thun, um einer Ruhestörung zuvorzukommen. Wir lehnten es entschieden ab, ihn fortzuschicken, weil wir die Regierung für verpflichtet hielten, nicht einen harmlosen Menschen zu bestrafen, der keinerlei Verbrechen begangen hatte, sondern die ungeordneten Leute, die ihn bedrohten.

Man rieth Hassan, aus Furcht vor den Moslems sich lieber insgeheim taufen zu lassen. „Nein," entgegnete er, „mich verlangt, meine Liebe zu Christus offen zu bekennen. Er ist für mich gestorben, und ich bin bereit, für Ihn zu sterben." Er erzählte, er habe einmal bei Nacht Jesum deutlich gesehen und ihn sagen hören: „Hassan, ich bin für dich gestorben. Diene mir und folge mir nach bis zum Ende." In seinem einfältigen, kindlichen Glauben scheint er wirklich nichts zu wissen als nur Jesum. In der Bibelklasse machte er zuweilen Fragen, die bewiesen, daß alle seine Gedanken sich einzig um seinen Heiland bewegten. Und seine Frau bezeugte, beim Familiengebet sei es, als spräche er zu Jesus wie zu einem Freund, der an seiner Seite stehe. Man fluchte ihm auf der Straße und spie ihn an, ohne daß er Ein Wort entgegnete. Ende Mai etwa änderte er seine Wohnung, um sich den Plackereien des muhammedanischen Pöbels in seiner Nachbarschaft zu entziehen.

Am 27. Juni befand ich mich in Beirut bei der jährlichen Konferenz der Vorsteher und Lehrer des dortigen Seminars. An diesem Tag hatte sich in Hassans Sache noch nichts Neues ereignet. Mittwoch Morgen aber, als ich eben zu Dr. Thomson gieng, begegneten mir drei protestantische Frauen in Thränen und großer Betrübniß. Ich erkannte in ihnen die Bibelfrau und Hassans und des Kolporteurs Gattinnen. Hassan war an diesem Morgen abermals verhaftet und in's Gefängniß geworfen worden. Ein Haufen Polizeidiener hatte ihn weggeschleppt, ohne daß man wußte warum. Die drei Frauen kamen gerade von Dr. Thomson und baten mich, auch ich möchte mithelfen zu seiner Befreiung. Bei Dr. Thomson fand ich den Dragoman des englischen Konsulats, ein uns sehr liebes Gemeindeglied, und den Kolporteur Ischok. Niemand wußte, warum Hassan nochmals festgenommen worden war, und wir Alle fühlten, daß bis wir die Ursache davon erfahren, wir nichts für ihn thun können, als beten. Um 11 Uhr kam die Nachricht, er sei festgenommen

worden, weil er ein Christ sei; Näheres aber wußte Niemand zu sagen, da der Pascha noch nicht in das Serai (Bureau) herabgekommen war. Ich gieng die Stadt entlang und fand die Christen aller Bekenntnisse in großer Aufregung. Griechen, Maroniten und Protestanten standen in Häuflein beisammen und besprachen dieses Ereigniß; die Moslems sahen finster und mürrisch drein. Ich begab mich zu dem preußischen Konsul Weber, der die Sache sehr energisch in die Hand nahm. Er hatte bereits seinen Dragoman zu dem Pascha gesandt und schickte sich an, selbst auch hinzugehen. Der englische Konsul lag in einem der Gebirgsdörfer krank, aber sein Vicekonsul und Dragoman waren nicht müßig, und der amerikanische Konsul Johnson zeigte sich gleichfalls bereit, Alles zu thun, was in seinen Kräften stehe, dem Verfolgten Gewissesfreiheit zu sichern. Auch der russische Konsul schickte seinen Dragoman; die ganze Stadt war gespannt auf den Ausgang der Sache.

Ich mußte Nachmittags zwei Uhr auf meinen Posten in Abeih zurückkehren, da ich die theologische Klasse bereits zwei Tage verlassen hatte. Am andern Morgen aber sandten wir einen Boten hinüber, durch den Dr. Thomson uns schrieb, auf Befehl des Wali (Generalgouverneur) von Syrien sei Hassan mit der Post nach Damaskus geschickt worden; der Pascha von Beirut habe sich aber für dessen sichere Rückkehr nach vier Tagen verbürgt. Niemand wußte, welche Absicht der Wali dabei hatte, aber man vermuthete, er wolle Hassan selbst sehen, um sich zu überzeugen, ob derselbe wirklich ein Christ sei, und dann die ihm geeignet scheinenden Maßregeln ergreifen. Die Möglichkeit, daß Hassan nur unter der Bedingung, daß er das Land verlasse, nach Beirut zurückgeschickt werde, mußte in's Auge gefaßt werden. Uns Allen stand fest, daß wir hierin nicht nachgeben dürften, denn was wäre Gewissensfreiheit, wenn sie nicht in dem Recht bestünde, so lang wir kein Landesgesetz verletzen, in unsrer Heimat uns ungefährdet zu der von uns erwählten Religion zu bekennen? Diese Freiheit hat der Sultan Angesichts der Welt seinen Unterthanen verbürgt, und die civilisirte Welt hat das Recht, ihn an sein Wort zu binden. Der englische Konsul erbat sich deßhalb telegraphisch Verhaltungsmaßregeln von seinem Gesandten, und es verlautete, die andern Konsule haben das Gleiche gethan. Das ganze europäische diplomatische Corps, Protestanten wie römische und griechische Katholiken waren Eines Sinnes, denn Alle fühlten,

daß es sich hier um einen Fall handle, in welchem ein Grundsatz auf dem Spiel stehe, der die rechtliche Lage sämmtlicher Unterthanen des Sultans tief berührt.

In Hassans Abwesenheit suchte seine fanatische Mutter seine Kinder wegzufangen, so daß sie ihrer Sicherheit wegen in das Haus eines in der Stadt wohnenden Engländers gebracht wurden. Inzwischen kehrte der Vater nach vier Tagen wirklich wieder von Beirut zurück und konnte nun mündlich berichten, wie es ihm seit seiner Gefangennehmung ergangen war.

Sobald man ihn in Beirut in's Gefängniß geworfen hatte, hatte man ihm eine schwere Kette um Hände und Knöchel gelegt und den Dieben und Räubern, mit denen er zusammengesperrt wurde, gesagt, ihn ja nicht ruhig sitzen oder schlafen zu lassen, sondern ihn zu plagen und zu quälen, da er ein vom Glauben Abgefallener sei. Abends ließ man ihm sagen, wenn er widerrufen wolle, solle ihm kein Leid geschehen, auch die Reise nach Damaskus habe er dann nicht zu machen. Er entgegnete aber ruhig, er sei bereit, sich irgend wohin schicken zu lassen und auch an Ort und Stelle zu sterben, aber seinen Glauben an Jesum gebe er nicht auf. Den andern Morgen wurde er mit einem Polizeidiener in die Postkutsche gebracht. Dr. Thomson hatte aber die Vorsicht, mit derselben Gelegenheit auch den Kolporteur Ischok nach Damaskus zu senden. Bald stellte sich heraus, daß der Polizeidiener keine Ahnung hatte, wer Ischok war, und so saßen die beiden, durch warme Bruderliebe verbundenen Christen auf dem ganzen Wege neben einander und pflogen erquickende Gemeinschaft, indem Ischok dem Gefangenen Muth und Trost einsprach, der seinerseits wohl wußte, daß nur Bande und Trübsal seiner warteten. Für alle Fälle hatte Ischok sich auch reichlich mit Mundvorräthen versehen, und ehe sie Damaskus erreichten, stärkte sich Hassan tüchtig mit Speise, um unabhängig zu sein von dem, was ihm etwa zum Essen vorgesetzt würde.

Bei ihrer Ankunft führte der Polizeidiener Hassan in's Stadtgefängniß. Ischok begleitete ihn dorthin und erbat sich die Erlaubniß, sein Loos theilen und gleichfalls als Gefangener da bleiben zu dürfen, allein dieß wurde ihm nicht gewährt. Darauf gieng er in's Haus der Missionare, wo er den früher in Abessinien thätigen Laienmissionar Waldmeier traf, der schon Tags zuvor von Beirut

herübergekommen war in der Voraussetzung, Hassan werde mit der Nachtpost befördert werden.

Als sich die Thüren des Gefängnisses hinter Hassan schlossen, versammelten sich die Wächter um ihn her und bemerkten in türkischer Sprache gegen einander, da sei wieder ein Abtrünniger, dem vermuthlich das gleiche Loos bevorstehe, wie jenem andern kurzleibigen jungen Moslem, der vorige Woche von Beirut gekommen sei. Hassan, der gut Türkisch versteht, erhielt dadurch eine ihn tief bewegende Nachricht. Der „kurze junge Moslem", von dem seine Wächter sprachen, war ihm ein lieber Freund gewesen. Er war in Latakia etwa zehn Jahre lang der Diener des englischen Vicekonsuls Grierson gewesen und dort Christ geworden. Sein Name war Hammudi. Vorigen Winter fing er an, meine Bibelklasse zu besuchen und zeigte sich sehr verlangend nach Unterricht und nach der Taufe, obgleich er noch sehr wenig von der christlichen Lehre wußte. Im Juni, ganz kurz vor Hassans Gefangennehmung, sprach in dessen Wohnung ein Polizeidiener vor und fragte nach Hammudi, weil der Pascha von Damaskus ihn zum Kutscher wünsche. Hassan ahnte gleich Böses und wollte Hammudi vor der ihm drohenden Gefahr warnen; allein noch ehe er ihn auffand, hatte die Polizei sich seiner schon versichert unter dem Vorwand, er habe sich früher einmal der Konscription entzogen. Am folgenden Tag besuchte Hassan ihn in der Kaserne, wohin er gebracht worden war. Dort sagte ihm Hammudi, er sei seines christlichen Bekenntnisses wegen festgenommen worden und erleide jede Art von Plackerei und Verfolgung. Am gleichen Tag noch schaffte man ihn weiter nach Damaskus. Als der amerikanische Konsul den Pascha von Beirut darüber befragte, erwiederte dieser: Hammudi sei festgenommen worden, um in die Armee eingereiht zu werden. Seither ist nichts mehr von ihm verlautet, außer was Hassan durch die Gefängnißwärter in Damaskus hörte. Darnach ist kaum zu zweifeln, daß er insgeheim ermordet wurde.

Kurz nach Hassans Ankunft sprach der längst übel berüchtigte Mustafa Beg, der Polizeidirektor von Damaskus, bei ihm vor und lud ihn aufs freundlichste zum Mittagessen in seinem Hause ein. Hassan gieng, jedoch nicht um zu essen. Eine reiche Mahlzeit in europäischem Styl wurde vor ihm aufgetragen und Mustafa sagte voll Herzlichkeit: „Nun komm, mein Freund,

schenke mir einmal über Tisch die Ehre Deiner Gesellschaft. Du mußt müde sein von der langen Fahrt, und diese Speisen werden dich erfrischen. Komm, laß uns zusammen essen." „Ich bitte Eure Excellenz, mich zu entschuldigen," entgegnete Hassan. „Mögen dero Tage lange währen. Ich habe gerade jetzt im Postwagen eine Mahlzeit eingenommen und will diesen Abend lieber nichts mehr essen." Vergeblich drang der Beg weiter in ihn, Hassan blieb fest. Jetzt brachte ein Diener Kaffee. Der Beg nahm mit eigener Hand eine Tasse und reichte sie Hassan hin, aber auch sie wies dieser höflich, jedoch entschieden zurück. Er wußte nur zu gut, in wessen Hände er gefallen war; denn Mustafa Beg ist ein Schreckensname in Damaskus und die Luft wimmelt von Gerüchten über alle seine Thaten der Finsterniß. Hätte Hassan von diesem Gastmahl gegessen oder von diesem Kaffee getrunken, so wäre es wohl das letztemal gewesen, daß er überhaupt gegessen oder getrunken hätte. Gift wird im Orient mißliebigen Personen so oft auf diese Weise beigebracht, daß es eine die Fremden vielfach überraschende Sitte geworden ist, daß der Hausherr selbst ein wenig aus der Tasse trinkt, die er dem Gast hinbietet, um diesen zu überzeugen, daß er nichts zu fürchten habe. Der Beg war beleidigt über Hassans Weigerung und ließ abtragen.

Dann befragte er ihn über seinen Religionswechsel und bot ihm Geld an, wenn er widerrufen wolle. Schmeicheleien und Drohungen, Alles wurde aufgeboten, wie einst in den Tagen der Inquisition, um den Abtrünnigen zum Glauben zurückzuführen. Als nichts fruchtete, rief der Beg zwei Bewaffnete herein und hieß sie Hassan an die Cisterne führen und dort ängstigen und mit augenblicklichem Tod bedrohen; jedoch verbot er ihnen, ihn ins Gesicht zu schlagen. Er gab diesen Befehl in türkischer Sprache, ohne zu denken, daß Hassan ihn möglicher Weise verstehen könnte. Sie schleppten ihn in ein Gemach, auf dessen einer Seite ein dunkler, tiefer Brunnen ohne Umzäunung war. „Wenn du nicht zum Islam zurückkehrst, stoßen wir dich da hinunter," sagten sie dann und warfen einen Stein hinab, der lange brauchte, bis er den Boden erreichte. Hassan aber antwortete: „Thut, was euch beliebt. Ich kann sterben, aber Jesum verleugnen kann ich nicht. Tödtet meinen Leib, meine Seele könnt ihr nicht tödten." Darauf stellten sie ihn hart an den Rand des Loches und Einer stieß ihm sein Bayonet

so in den Rücken und die Füße, daß er das Blut in seine Schuhe herabrieseln fühlte. Aber Hassan fürchtete sich nicht. „Ich fühlte, wie die Hand Christi meinen rechten Arm hielt und mich bewahrte," erzählte er nachher. „Fürchtest du dich denn nicht?" fragten die Wächter. „Wir können dich augenblicklich tödten." „Nein," entgegnete Hassan, „ich bin bereit zu sterben." Sie führten ihn endlich zu dem graubärtigen Mustafa zurück, der ihn in großem Zorn empfieng. „Einen so eigensinnigen Burschen haben wir noch nie gesehen. Er fürchtet den Tod nicht und sagt, er wolle als Christ sterben. Mit dem können wir nichts machen," erklärten seine Begleiter wieder in türkischer Sprache.

Nun wurde er ins Gefängniß zurückgebracht. Dort redete ihn ein Mann an, der sagte, auch ihn halte man hier fest, weil er ein Christ sei. Er sei einst der Kadi von Baalbek gewesen und jetzt als Christ ins Gefängniß geworfen worden, von wo er erwarte, zum Tode geführt zu werden. Während sie sprachen, trat Mustafa Beg ein und gab der Wache einen strengen Verweis, daß sie zwei abtrünnigen Hunden gestattet habe, da zusammenzusitzen und zu schwatzen. Er schlug den diensthabenden Polizeidiener und schickte ihn hinaus, führte den Kadi ans andere Ende des Gemachs und brachte einen Soldaten herein, um bei den Gefangenen Wache zu stehen. Etwa ein Uhr Nachts kam eine Abtheilung Polizeidiener und holte den Kadi ab. Als er an Hassan vorbei gieng, rief er diesem zu: „Lebe wohl, Bruder! Ich gehe, um für Jesum gehängt zu werden."

Am andern Morgen fand man in der großen Moschee el Amweh die Leiche eines zum Christenthum übergetretenen Muhammedaners hängen. „Er hat sich selbst erhängt," sagten Einige. „Er hat die Lampen der Moschee gestohlen, und darum hat ihn Nebi Yehya (der Täufer Johannes, Schutzheiliger der Moschee) aufgehängt," meinten Andre. Die Missionare aber berichten, dieser Mann sei vor Monaten ein Christ geworden, dann nach Athen geflohen, wo er sich taufen ließ, und von da nach Konstantinopel gegangen. Dort habe ihn ein andrer Damascener erkannt und nach Damaskus zurückgeschickt. Hier suchte er die Missionare auf und sagte ihnen, er sei ein Christ, müsse sich aber äußerlich als Muhammedaner stellen. Er bat sie, seine beiden Knaben aufzunehmen und christlich zu erziehen, da sein Leben täglich in Gefahr schwebe. Das Nächste,

was sie über ihn erfuhren, war, daß seine Leiche in der Moschee hänge. — Nach Hassans Bericht bleibt kaum ein Zweifel darüber, auf wessen Befehl des Kadi Hinrichtung erfolgte; abzuwarten ist nur noch, ob die Behörden einen Versuch machen werden, ihn als Verbrecher hinzustellen.

Hassans Angelegenheit nahm indeß der englische Konsul in Damaskus, Hauptmann Burton, mit großer Energie in die Hand. Wunderbar, daß der berühmte Reisende, der bisher nur Worte der Verachtung und Geringschätzung für die Mission hatte, und um an die heiligen Orte der Moslems in Arabien vordringen zu können, sich selbst als Muhammedaner geberdete, hier mit einem Manne zu thun bekam, der bereit war, um seines christlichen Bekenntnisses willen sein Leben zu lassen! Er übersandte dem Wali eine Depesche, in welcher er auf Grund des Hatti Humayun von 1856 und der auf die volle religiöse Duldung in der Türkei gestützten Verträge, Hassans sofortige Freilassung verlangte. Der Wali lehnte es ab. Burton trug darauf an, daß wenigstens die Missionare Hassan in seinem Gefängniß besuchen dürfen. Es wurde wieder abgeschlagen. Nach der traurigen Erfahrung des Morgens fühlten die Missionare jetzt, daß nun ihre Hoffnung einzig und allein auf Gott stehe. Heiße Gebete stiegen für Hassan empor; auch in Beirut und Abeih schrieen Viele zum Herrn, er möge dem verfolgten Bruder die Freiheit schenken, oder wenn dieß nicht Sein Wille sei, ihm doch Gnade geben, treu zu sein bis an den Tod.

Es war gerade Freitag, der Sabbat der Moslems, und so ließ der Wali erst Nachmittags nach Beendigung der öffentlichen Gebete Hassan kommen, von dem Mustafa Beg ihm gesagt hatte: „das ist ein schwieriger Fall. Dieser Mensch ist durch und durch ein Christ, und nichts wird ihn davon abbringen.“ Hassan selbst erzählte über die nun folgende Unterredung: „Der Wali fragte mich: 'Warst Du ein Moslem?' Und ich antwortete: 'ja, aber jetzt bin ich ein Christ.' — 'Glaubst Du nicht an Muhammed?' — 'Muhammed ist nicht Gott und kann meine Seele nicht retten. Ich bin ein Sünder, und Jesus Christus ist zu meiner Erlösung gestorben, und ich glaube an Ihn.' — 'Was hast Du denn im Christenthum gefunden, das Dir so wünschenswerth erscheint?' — 'Ich habe Jesum gefunden!“ Das Ende der langen Unterredung, bei der kein Zeuge zugegen war, bestand darin, daß nachdem der

Wali durch Versprechungen, welche Vielen den Kopf schwindeln, und durch Drohungen, die manches brave Herz hätten erbeben machen können, Hassans unerschütterliche Festigkeit erprobt hatte, er diesem die Thüre öffnete mit den Worten: da er ein Weib und fünf Kinder habe, wolle er ihm zwanzig Tage Frist geben, Beirut zu verlassen; wenn er in dieser Zeit nicht freiwillig gehe, werde er, der Wali, ihn fortschaffen lassen.

Da es den Freunden in Damaskus nicht gestattet worden war, Hassan in seinem Gefängniß zu besuchen, hatten sie beschlossen, den ganzen Sachverhalt ausführlich nach Beirut zu berichten. Ischok saß eben in der Schule von Frl. James, zu traurig, um das ihm vorgesetzte Mittagsmahl zu verzehren, und im Begriff, an Dr. Thomson zu schreiben, als es plötzlich laut an die Thüre pocht. Man öffnet, und herein tritt Hassan mit freudestrahlendem Gesicht. Ischok traute seinen Augen kaum. „Bist Du's, Hassan?" „Ja, Gott sei Dank, ich bin's." Ein warmer Bruderkuß und Thränen der Freude und des Danks waren das nächste; dann erzählte Hassan, wie einst Petrus den im Hause der Maria Versammelten, wie der Herr ihn aus dem Gefängniß geführt habe. Als er durch die doppelten Reihen der Wächter hinschritt, sprach Keiner ein Wort. Es war, als hätte der Herr sie mit Stummheit geschlagen. Offenbar hatten sie von dem General-Gouverneur den Befehl erhalten, ihn in Freiheit zu setzen. Er gieng durch ein Gemach in ein anderes, und von da in den äußeren Hofraum, dann durch das in die Stadt führende Thor, und weiterhin allein vom Serai durch die langen Gassen und Bazars zu dem östlichen Ende der Stadt, von wo er den Weg zum Haus des Judenmissionars fand. Dort gab man ihm einen kleinen Knaben mit, um ihn in das Haus zu führen, wo die versammelten Brüder nicht weniger erstaunt über seine Erscheinung waren, als einst jene Magd Rhode über Petri Stimme.

Samstag Abend verließ Hassan Damaskus mit der Nachtpost in Begleitung Ischoks und Miss. Waldmeiers. Er langte Sonntag früh in Beirut an und kam, nachdem er seine Familie begrüßt hatte, um neun Uhr in den Morgengottesdienst, wo in der ganzen Gemeinde frohe Bewegung war, als er seinen gewohnten Sitz in ihr einnahm.

Während all dieser Prüfungen hat Hassans Glaube nicht gewankt. Sein kindliches Vertrauen zu seinem immer nahen Heiland

ist etwas wirklich köstliches. Seine einzige Antwort dem Wali, wie den Militär- und Polizei-Beamten gegenüber war: „Es ist Gottes Werk in meiner Seele, nicht das eines Menschen. Er hat mich gerufen. Für Christus werde ich leben, und für Ihn bin ich auch bereit zu sterben." So viel Mühe er sich auch gegeben hatte, lesen zu lernen, will ihm nur erst das Buchstabiren gelingen, aber er hat die süßen Verheißungen des Evangeliums als einen Schatz in seinem Gedächtniß aufgespeichert und weiß nichts lieberes als zu beten und von Jesus und Seiner Liebe zu sprechen. —

Die mündliche Bemerkung des Wali gegen Hassan, daß er binnen zwanzig Tagen das Land zu verlassen habe, bereitete den Missionaren manche Sorge und Verlegenheit. Einen Augenblick verstanden sie dieselbe so, als wolle der Wali Hassan verbannen, falls dieser in Beirut bleibe; nachher aber wurden sie von wohlunterrichteter Seite beruhigt, zu einer solchen Maßregel werde derselbe nicht schreiten, und vermuthlich habe er Hassan nur den Rath geben wollen, persönlichen Beleidigungen und Pöbelaufläufen lieber aus dem Weg zu gehen. Von diesem Gesichtspunkt aus waren sie dann damit einverstanden, daß er ohne seine Familie sich eine Zeitlang auf den Libanon begebe, um der Wuth der wüsten Schreier auszuweichen, deren es im Orient nicht weniger gibt als im Abendland. Daß die Regierung ihre eigenen Gesetze übertrat und durchaus willkührlich handelte, indem sie einen Mann festnehmen und in's Gefängniß werfen ließ, der kein andres Verbrechen begangen hatte, als den Eingebungen seines Gewissens zu folgen, hatte der Protest der Missionare zwar nicht zu hindern vermocht, doch trösteten sie sich mit der Hoffnung, für die Zukunft könnte dieser Vorfall dennoch von wesentlichem Nutzen sein. Und dazu scheint es sich jetzt wirklich auch anzulassen, obgleich Raschid Pascha, der Wali von Syrien, über den ganzen Vorfall falsch berichtet gewesen zu sein scheint. Er richtete an alle Generalkonsule in Beirut eine Note, worin er sein Verhalten dadurch zu rechtfertigen suchte, daß Hassan verstohlener Weise bekehrt worden sei, daß er als Muhammedaner zu Bett gegangen und als Christ erwacht sei, und daß seine seitherigen Glaubensgenossen keine Gelegenheit gehabt haben, ihm noch irgend einen Rath zu ertheilen, ehe er in die christliche Kirche aufgenommen worden sei. Weiter führt das Schreiben aus, wie es Sitte sei, daß ein Christ, der zum Islam übertreten wolle,

zuerst von den Geistlichen seiner eigenen religiösen Gemeinschaft und dann von einer aus Christen und Moslems gemischten Rathsversammlung geprüft werde; daher auch gegenüber von Muhammedanern, welche Christen zu werden wünschen, dieselben Formen beobachtet werden sollten. Warum also diese unziemliche Eile, Hassan zu einem Christen zu machen?

Da diese Ausstellungen des Wali eigentlich den protestantischen Missionaren galten, fühlten diese sich zu einer Entgegnung berufen. Dr. Thomson verfaßte daher einen wahrheitsgetreuen Bericht von Hassans Sache, den die übrigen mit unterzeichneten. Sie wiesen darin nach, daß sie von Anfang an mit der größten Behutsamkeit zu Werk gegangen seien, daß Hassan im Herzen schon ein evangelischer Christ gewesen, ehe sie ihn nur sahen, und daß, obgleich er nun schon längere Zeit in ihrem Unterricht gestanden sei und die Taufe gewünscht habe, sie ihn noch immer nicht durch dieselbe in ihre Kirchengemeinschaft aufgenommen haben. Diese Eine Thatsache widerlegt so gründlich alle falschen Gerüchte, die dem Wali etwa hinterbracht worden sein mögen, daß er darauf kaum etwas zu erwiedern haben wird. Hätte Hassan aber auch wirklich die Taufe empfangen gehabt, so wäre doch keineswegs der Vorwurf gerechtfertigt gewesen, man habe ihn heimlich zum Christen gemacht. Er wohnte ganz öffentlich, nur einen Steinwurf weit von der türkischen Kaserne, den Sonntags- und Wochengottesdiensten in der protestantischen Kirche bei, und die leitenden Moslems von Beirut disputirten wieder und wieder mit ihm darüber.

Hassan hatte ja einmal bei Nacht ein Gesicht, in welchem ihm Jesus erschien und ihn zu Seiner Nachfolge einlud, und von da an war er wirklich ein neuer Mensch. Er erzählte dies Mustafa Beg in Damaskus, und möglicherweise wurde das dem Wali in der Weise berichtet, als wäre es ein ganz neues Ereigniß und der Anfang seines christlichen Bekenntnisses. Immerhin aber hatte Hassan, in Folge der vom Sultan verbürgten Gewissensfreiheit der Unterthanen des türkischen Reichs, das Recht seine Religion zu wechseln, gleichviel ob durch eine langsame oder schnelle Bekehrung.

Am 20. Juli wurde Hassan mit seinen fünf Kindern getauft. Man wollte ihn sodann seiner Sicherheit wegen nach Aegypten senden, allein die türkischen Behörden verweigerten ihm den Paß, ohne welchen er den Dampfer nicht besteigen durfte. Sie gaben zuletzt

der Sache die neue Wendung, Hassan sei nie ein ächter Moslem gewesen, sondern stamme von Armeniern ab, daher seiner Bekehrung durch die Finger gesehen werden könne. Hiemit suchen sie wohl so viel zu erreichen, daß seine Sache nie als ein Präcedenzfall gebraucht werden möge, falls sich weitere Bekehrungen von Muhammedanern ereigen sollten.

Der den Missionaren gegenüber von dem Wali bei dieser Veranlassung erstmals ausgesprochene Grundsatz, daß in Betreff von Christen, welche Muhammedaner, und Muhammedanern, welche Christen werden wollen, dieselben Formen zu beobachten seien, woraus folgt, daß beide Fälle in dieselbe Linie gestellt werden, wäre nach Jessups Ansicht, wenn er wirklich zu allgemeiner Anerkennung gelangte, ein ungeheurer Fortschritt der religiösen Freiheit innerhalb des türkischen Reichs. Alle um Hassans willen überstandene Angst scheint ihm gering, verglichen mit dem Resultat des ganzen Vorfalls, das er in folgender Weise zusammenfaßt:

„1. Ein syrischer Moslem, der dem Islam entsagte und das Christenthum annahm, und von dem Generalgouverneur Syriens öffentlich zum Verhör in die heilige Stadt Damaskus beschieden wurde, ist öffentlich wieder in Freiheit gesetzt worden, um in seine Heimat und zu seinen Freunden zurückzukehren.

„2. Der syrische Generalgouverneur Raschid Pascha hat in einem an sämmtliche Generalkonsule Syriens gerichteten Dokument ausgesprochen, die bei dem Uebertritt eines Christen zum Islam üblichen Formalitäten sollten gleichermaßen beim Uebertritt eines Moslem zum Christenthum beobachtet werden. Hiemit ist also das Recht eines Moslem anerkannt, seinen Glauben zu verlassen, und Muselmanen und Christen sind auf dieselbe Linie gestellt.

„3. Hassans Sache ist demnach ein Präcedenzfall für alle Zukunft, und den türkischen Behörden dadurch der Grundsatz der Toleranz zur Richtschnur gegeben. Freilich hat der Wali eine schwierige Stellung. Es ist keine leichte Aufgabe, den Fanatismus der syrischen Moslems zu bändigen und zugleich den Ansprüchen der christlichen Regierungen Europas und Amerikas zu genügen. Der Sultan hat Allen Freiheit zugesagt, aber im muhammedanischen Syrien Duldung zu erzwingen, ist nicht minder schwer als im päpstlichen Rom. Seien wir indeß dankbar, daß Duldung wenigstens Reichsgesetz ist! Der englische Bischof von Gibraltar, dessen Diöcese von Spanien bis

zum schwarzen Meere reicht, hat kürzlich mehrere bekehrte Muhammedaner öffentlich in Konstantinopel konfirmirt, was der Levant Herald in die Welt hinaus schrieb. Hier in Syrien wird große Weisheit nöthig sein, die Bekehrten vor Volksaufläufen und heimlicher Ermordung zu schützen." —

Die Glut des syrischen Fanatismus bekam Hassan nicht nur von muhammedanischer, sondern auch von katholischer Seite zu fühlen. Seine Frau war ja von Haus aus eine römische Katholikin. Im Juni nun kam von Tyrus her ihre Schwester und ihr Bruder auf Besuch zu ihr. Sonst hatten sie in dem muhammedanischen Hause ohne Bedenken übernachtet, jetzt waren sie so entsetzt über den Gedanken, die protestantische Familienandacht mit anhören zu müssen, daß sie es vorzogen, im muhammedanischen Nachbarhaus zu schlafen und ihrer Schwester sagten, es wäre besser gewesen, sie wäre Muhammedanerin geblieben. Das Gleiche bekam Hassan seinerseits vielfach von griechischen und römischen Katholiken in Beirut zu hören. So werden auch heute noch Herodes und Pilatus Freunde, wenn es sich darum handelt, Ihn in der Person seiner Jünger zu verfolgen.

Fanatischer als die päpstlichen Maroniten im Libanon, können es kaum die Moslems in Mekka sein. Durch schwere Mißhandlung haben sie erst kürzlich ein ganzes protestantisches Dorf zur Rückkehr in den Schooß der römischen Kirche vermocht. Der von den Priestern aufgestiftete Mudir (Distriktsgouverneur) half bei der Sache mit und trieb den evangelischen Lehrer mit eigener Hand zum Dorf hinaus. Franko Pascha, der Gouverneur des Libanon, wird den Fall zu untersuchen haben. Er hat schon öfters versichert, er werde in seiner Provinz Duldsamkeit durchsetzen; das Dörflein Keferfu wird ihm Gelegenheit geben, zu seinem Wort zu stehen. —

Miss. Waldmeier aber berichtet (24 Juli) von Damaskus, wo er die Schulen zu examiniren hatte, nicht nur Günstiges über deren Stand, sondern theilt geradezu Erstaunliches mit über „eine große Bewegung unter den Muhammedanern der Stadt, von denen nicht weniger als 3000 Christen werden wollen! Sie haben regelmäßige Betstunden und rufen unsern Herrn Jesum Christum an, daß er sich ihnen als ihr Heiland offenbare und sie aus der Finsterniß in sein Licht und seine Wahrheit führe. Es ist dies eine Thatsache, die bereits vor den britischen Konsul, Hauptmann

Burton gekommen ist und ihn sehr interessirt. Zugleich regt es sich auch unter den griechischen Christen, von denen mehr als hundert am Sonntag ins englische Schulhaus kommen, um das Wort verkündigen zu hören. Viele schlossen sich auch bereits der protestantischen Kirche in Abeih an".

Es ist dies eine Nachricht, die wir wohl mit einigem Unglauben aufnehmen dürfen; denn Tausende von Muhammedanern gibt es kaum in Damaskus, welche schon etwas Genaueres von Christo zu hören Gelegenheit gehabt hätten. Wenn es aber nur 300 oder 30 sind, welche ernstlich nach der Wahrheit forschen, so sind die beiden muthmaßlichen Märtyrer, Hammudi und jener Kadi, nicht vergeblich gestorben. —

Doch auch nach der (ultramontanen) englischen Zeitung Tablet besteht wirklich eine allgemeine Bewegung unter den Muselmanen in der Nähe von Damaskus, nur wird sie hier auf katholische Einflüsse zurückgeführt. Es sollen nämlich muhammedanische Mystiker einer gewissen Sekte Tag und Nacht vor dem Gnadenthron um Erleuchtung gefleht haben, worauf 40 derselben zu gleicher Zeit ähnliche Träume hatten, welche sie zunächst auf Christum und dann auf einen gewissen betagten Mann hinwiesen. Der letztere erwies sich ihnen als der römische Priester Fra Emanuel Forner, der sie auch alsbald in die Kirche aufnahm. In kurzer Zeit wuchs die Zahl der Bekehrten zu 250 an, die mit Betstunden in ihren Häusern abwechselten und dadurch die Augen der Muselmanen auf sich zogen. Die Ulema der Stadt wurden so bestürzt, daß sie endlich im Hause des bekannten Abdel Kader eine Versammlung hielten, worin das Todesurtheil über die Abgefallenen ausgesprochen wurde. Der Wali Raschid Pascha warf ihrer 14 ins Gefängniß und hielt sie dort drei Monate lang fest, bis die Verwendung des russischen Konsuls, Mokejeff, ihnen eine kurze Freilassung auswirkte. Doch nicht lange darauf verhaftete man 12 derselben von neuem, und führte sie in die Kerker der Dardanellenschlösser ab, während ihre Familien in Damaskus blieben und sich kümmerlich durchbrachten. Zuletzt verbannte man die Apostaten nach Murzuk in Nordafrika. Dennoch soll die Bewegung fortgehen, indem wohl 5000 Leute allein in Damaskus dem (römischen) Christenthum sich zuwenden. —

Die Pallmall Gazette hat gleichfalls Kunde erhalten, daß syrische Dörfer in Masse sich zum Christenthum bekennen wollen,

und nicht blos Arme, sondern die reichsten unter den Muhammedanern um Damaskus unter den Bekehrten zu finden seien. Ein Zusammenstoß zwischen Moslim und Christen sei daher in Kürze zu erwarten.

Ohne uns daran zu wagen, diese Nachrichten auszugleichen oder zu deuten, fügen wir nur noch zwei jedenfalls in Verbindung mit diesen Vorfällen stehende Zeitungsnachrichten bei. Die erste besagt, daß der britische Konsul Burton (Sept.) von Damaskus abberufen worden sei, weil er sich bei der muhammedanischen Bevölkerung so unbeliebt gemacht habe, daß Raschid Pascha seine persönliche Sicherheit nicht mehr verbürgen konnte, und also aus purer Rücksicht für den Konsul dessen Entfernung beantragte. Dieser Post folgte aber eine zweite auf dem Fuße nach. Der Wali Raschid Pascha selbst sei auch von seinem Posten in Damaskus abberufen worden. Mit Spannung sehen wir der Weiterentwicklung dieser mysteriösen Vorgänge entgegen.

„Todesstoß für verderbliche Lehren."

Unter diesem Titel erschien im Jahr 1870 in der Provinz Schantung ein chinesisches Büchlein, welches trotz seines höchst werthlosen Inhalts der Ehre einer Uebersetzung ins Englische gewürdigt worden ist.*) Und zwar aus dem bedauernswerthen Grunde, weil der gelehrte Verfasser sicherlich ein hoher Beamter des chinesischen Reiches ist, der Zutritt zu allen öffentlichen Acten und Rescripten haben mußte und im Stande war, seine Schartecke auf amtlichem Wege allen Mandarinen und ihren Untergebenen in die Hände zu spielen.

Diese Schmähschrift ist namentlich im Norden Chinas weit verbreitet und von den höhern Beamten in die Dörfer geschickt wor-

*) Deathblow to corrupt doctrines. A plain statement of facts. Published by the Gentry and People. Translated from the Chinese. Shanghai 1870.

den, damit die Schullehrer und die angeseheneren Einwohner sie lesen; schließlich lautete der Befehl an einem Orte, sie sei aufs Amt (Yamen) zurückzuschicken und Sorge zu tragen, daß sie keinem Christen in die Hände falle. Anderswo, in Pingtu, Tschihia ꝛc. hat man sie viel reichlicher vertheilt, so daß die meisten Dörfer ein Exemplar besitzen. Anführungen aus dem Büchlein wurden den Christen beständig entgegengeworfen, sogar in öffentlichen Verhandlungen auf dem Marktplatz. Nur zwei Exemplare sind gegen den Befehl der Obrigkeit an Christen abgegeben worden, und zwar das eine von einem Freunde des Bekehrten, welcher sich mit der Hoffnung trug, den armen Getäuschten damit von der fremden Religion zurückzubekehren.

Das Christenthum wird hierin immer mit der Phrase Tientschu keaou bezeichnet, was die Sekte des Himmelsherrn bedeutet. Dieser Name kommt im strengeren Sinne nur der römisch-katholischen Kirche zu, wird aber allgemein für die Religion der Westländer gebraucht. Im Buche selbst wird behauptet, daß Katholiken und Protestanten im Grunde Eines seien, daher auch die gegen die Jesuiten vor 200 Jahren aufgesetzten Schmähungen ohne Unterschied auf die Bekenner des evangelischen Glaubens anwendbar seien. So weiß auch die große Masse des Volks nur von Einer europäischen Religion. Gegen diese den Haß der Chinesen aufs Aeußerste zu steigern, ist der Zweck der vorliegenden Schrift.

Und leider sind die Uebersetzer vermöge ihrer Kenntniß des chinesischen Volkscharakters überzeugt, daß beinahe alle Leser dieses Büchleins ihm Glauben schenken werden. Je freier darin gelogen, entstellt und übertrieben wird, desto sicherer bleibt bei dem leichtgläubigen Volke etwas hängen, as ihm die Europäer unendlich ekelhaft macht. Mit großem Bedacht haben darum die Verfasser den widerlichsten, theilweise völlig unübersetzbaren Unflath zusammengetragen, damit ja der Chinese schon vor dem Anblick eines Fremden zurückschrecke und ihm nichts natürlicher erscheine als der Gedanke an die völlige Wegfegung jedes abendländischen Elements von dem geheiligten Boden des Reichs der Mitte.

Daraus erhellt die Bedeutung dieses boshaften Erzeugnisses chinesischer Einbildungskraft. Wenn jetzt in China da und dort mit entschlossener Gewaltthätigkeit gegen die Missionare vorgegangen wird, darf mit Sicherheit vorausgesetzt werden, daß die Schmähungen

dieses Pamphlets als Mittel dienten, die patriotische Begeisterung zur erbittertsten Feindschaft zu steigern.

Das Büchlein beginnt mit dem „Heiligen Erlaß", den erst der Kaiser Kanghi (im Jahr 1670) aussandte, und der nachher von seinem Sohne Yung-tsching (1724) erweitert und verschärft wurde. Mit scheinbar himmlischer Ruhe behandelt er die Frage der Duldung des Christenthums.

„Ich, der Kaiser, vom Verlangen beseelt, die Volkssitten zu heben, suche zuerst die Herzen zurecht zu bringen. Dazu dient vor Allem, daß die Weise des Unterrichts geordnet werde. Das Verborgene aufzusuchen, das Wunderbare in Gang zu bringen, das sind Dinge, welche die Weisen nie gebilligt haben. Die wesentlichen Tugenden, die Aufmerksamkeit auf die Pflichten des täglichen Lebens, die Ordnung der gemeinen Verhältnisse, das sind die Grundlagen, auf welchen das Reich ruht.

„Neue Lehren, geeignet das Volk zu verwirren und aufzuregen, Unterschiede und Unregelmäßigkeiten hervorzurufen, und den Grund des Bestands aller Dinge zu untergraben, alle solche gefährliche Unterrichtsweisen und Bücher müssen unterdrückt und ausgerottet werden. Obgleich ihr, mein Volk, größtentheils weise und wohlgesinnt seid, mag es doch etliche geben, die verführt und durch Unwissenheit in Schuld verwickelt wurden. Für solche fühle ich, Euer König, das tiefste Mitleid.

„Von alten Zeiten her sind drei Religionen nebeneinander verbreitet worden; außer der besten, dem Confucianismus, haben wir auch den Buddhismus und Tauismus. Beide betreffen, wie Tschuts richtig bemerkt, nicht die äußeren Weltgeschäfte, sondern nur das Herz. Doch gibt es herumschweifende Abenteurer, welche vorgeben, diese beiden letzteren Systeme zu lehren, und sie nur in schlechten Ruf bringen, indem sie, um sich einen Lebensunterhalt zu verschaffen, Männer und Weiber zu nächtlichen Weihrauchopfern zusammenschaaren, geheimnißvolle Dinge reden und gefährliche Geheimbünde stiften. Die Strafe, welche über solche verhängt ist, möge Euch zur Warnung dienen.

„Was die Religionen des Abendlandes betrifft, so ist die herrschende die des „Himmelsherrn". Sie darf nicht als richtig ange-

sehen werden. Ihre Lehrer wurden von der Regierung benützt, weil sie sich trefflich auf die Sternkunde verstanden; aber unerlaubte Lehren, welche das Volk irreleiten, dürfen nicht geduldet werden. Ihr seid in eine Welt des Friedens und Schutzes geboren; erhaltet Nahrung und Kleidung, und wohin ihr blicket, findet ihr nichts, das euch schrecken könnte. Der Staat aber sorgt, das Gefährliche zu unterdrücken und das Gute zu heben. Würdet ihr seine Gesetze übertreten und seine Ahndung auf euch laden, wäre das nicht die äußerste Thorheit?

„Mein verehrungswürdiger Vater bildete sein Volk durch Liebe und wandelte es um durch Gerechtigkeit. Mit Demuth aufblickend zum kaiserlichen Willen, solltet ihr also verderbliche Lehren wie Räuber, Brand und Wasserfluth meiden und bekämpfen. Gefährden doch diese nur den Leib, jene aber den Geist. Vollzieht also eure Standespflichten, ackert, gärtelt, übt euch in den Waffen, arbeitet in Tuch und Seide, und empfangt dafür den Lohn der Ruhe und des Friedens; so werden die verderblichen Lehren von selbst verschwinden, ohne daß ihr euch anstrengt, sie von euch fern zu halten."

Es folgt nun eine lange Aufzählung von Schriften, aus welchen sich „Thatsachen betreffend die falsche Religion des Himmelsherrn" zusammentragen ließen.

Den Reigen eröffnet „Ein Mann von Jaotschau, der tieferes Herzeleid hat als alle andern." Er schreibt:

„Die Religion des Himmelsherrn begann mit Jesus, von dem seine Anhänger fälschlich behaupten, er habe göttliche Gaben besessen und verschiedene Sprachen gesprochen. Er fieng seine Wirksamkeit damit an, daß er die Leute zur Tugend ermahnte, wurde aber später von gewaltthätigen Personen gekreuzigt. Himmelsherr heißen ihn die Abendländer, weil sie vorgeben, schon vor seinem Erscheinen auf der Erde habe er existirt; auch haben sie in künstlicher Weise ein Buch verfaßt, das sie eine Offenbarung vom Himmel nennen. Ueberall in Städten und Dörfern bauten sie Bethäuser und beugten sich vor dem Kreuz. Die Lehrer halten das Kreuz in ihren Händen oder tragen es auf der Brust. Erzeigt man demselben irgend eine Mißachtung, so betrachten sie das als eine Beleidigung des Himmels, welche die schärfste Strafe verdiene.

„Diese Religion geht unter zwei Namen, Taufe und Abendmahl; ihre Unterabtheilungen aber belaufen sich auf 25, von denen nicht im Einzelnen geredet werden kann. Ihr Hauptquartier ist in Italien, wo eine Reihenfolge von Kirchenkönigen regiert, welche es unternehmen, den Unterricht vom Himmel herab zu vermitteln. Kommen im Abendlande neue Könige auf den Thron, so erhalten sie die Erlaubniß zu regieren vom Pabste, der auch in allen wichtigen Dingen ihnen Befehle ertheilt und in jedes Reich seine Bevollmächtigten aussendet. Das sind die Fawang (Bischöfe?), während die niedrigeren Religionsbeamten Schenfu (Priester) heißen. Letztere erzieht man für diesen Zweck meist von klein auf und entmannt sie (was Miseh [?] genannt wird). Wer in diese Religion eintritt, treibt unnatürliche Lüste mit den Priestern, was sie 'Fortschritt in der Erkenntniß' betiteln. Ihre Ausgaben werden von Beiträgen der Fürsten und Unterthanen in den Westreichen bestritten, von wo die Geldmittel ihnen ununterbrochen zufließen.

„Jeden siebenten Tag wird der Gottesdienst der Messe gefeiert, da Alles zusammenströmt und Gebete murmelt, worauf man sich unterschiedsloser Fleischeslust hingibt. Dieß ist ihr höchster Genuß und heißt darum die große Communion oder Liebeszusammenkunft."

In diesem Style werden nun weiter die christlichen Bräuche abgehandelt, wornach zwar Vielweiberei verboten, aber jede Verwandtenehe und Blutschande wie auch jegliche Art von Ehebruch gestattet, und dem Priester das Recht der ersten Nacht zugesprochen ist. „Leicht mag ein Weib den Mann verjagen und einen andern Gatten suchen; sie sagen, der Mann sei vom Weibe geboren, so werden denn viele ihrer Reiche von Königinnen regiert."

„Sie bezeugen einander Ehre durch Abnehmen des Huts, geringere durch Erheben der Hand bis zur Stirne. Nie knieen sie vor Menschen, nicht einmal vor dem König, dem sie nur die Hand küssen oder eines ihrer Haare ausreißen und zu Boden werfen, während sie blos vor Gott und dem Herrn ihrer Sekte die Kniee beugen. Begegnen sich Freunde, so fragen sie nach dem Befinden der Frau, nicht nach dem der Eltern. Uebrigens sehen sich auch Brüder selten, und wenn sie's thun, nur um ihren unnatürlichen Lüsten zu fröhnen. Hohe und Niedrige heißen einander Brüder, wie auch Mütter und Töchter sich Schwestern nennen. Nur der himmlische Vater, die himmlische Mutter und der himmlische Bruder

scheinen ihnen verehrungswürdig; sonst gibt es keine Unterscheidung von Hoch und Niedrig. All das gilt von den Abendländern im Allgemeinen, jedoch ganz besonders von England und Frankreich. Diese Völker besitzen einen äußerlichen Anstrich von Adel, aber ihre Herzen sind voll Trugs und ihr Auftreten hat etwas Verführerisches.

„Sie leben alle vom Seehanndel und finde sich in jedem Hafen ein, wo sich mit Rennen und Plündern etwas verdienen läßt. Anfänglich wagten sie sich mit ihren Uebergriffen nicht ans Reich der Mitte, sondern begnügten sich mit Ausbeutung der ihnen näher gelegenen Barbaren; aber gegen das Ende der Ming Dynastie schlichen sich Matthäus Ricci und andere in China ein, gestützt auf ihre Geschicklichkeit im Maschinenbau und ihre Kenntnisse in Mathematik und Sternkunde; auch übten sie geheime Teufelskünste und Alchemie und betrogen nur zu Viele.

„Unsere Regierung bediente sich erst dieser Leute zur Ausarbeitung des kaiserlichen Kalenders; da wagten sie denn in den Hauptstädten Kapellen zu bauen, denen Abendländer vorgesetzt wurden, und nannten diejenigen, welche zu ihnen übertraten, 'westliche Lehrjünger'. Sie schrieben auch ein Buch 'Warnungsworte', worin dem Himmelsherrn die Schöpfung und Erhaltung des Alls zugetheilt und jedes gesetzliche Opfer verworfen wird; ihren Anhängern wird verheißen, ohne Höllenstrafe in den Himmel zu steigen, während auch alles irdische Glück, um das sie bitten, ihnen zufallen soll. Damit wecken sie die Lüsternheit der Unwissenden und bezaubern sie sodann durch ihre Teufelskünste, daß sie fröhlich sich ihnen anschließen.

„Der Staat behandelte sie anfangs so strenge, daß sie ihren wirklichen Charakter nicht zu offenbaren wagten. Gegen das Ende von Tao Kwang's Regierung aber bedienten sich Hungsiu-tschuen u. a. (Führer der Taiping) dieser Religion, um einen Aufruhr anzurichten, überschwemmten die südlichen und östlichen Provinzen und störten die Ruhe des ganzen Reichs. Da sie nun so viele Leute ihrer Religion zufallen sahen, nahmen sich auch die frechen Barbaren die Freiheit, im achten Jahre Hien Fungs Canton zu besetzen, und im zehnten Jahr sogar die kaiserliche Hauptstadt anzugreifen.

„Nun hat unser mitleidiger Kaiser sich herabgelassen, mit ihnen freundlich zu verkehren; aber weit entfernt, diese Milde zu schätzen, haben die Barbaren nur die Gelegenheit benützt, ihren ungesetzlichen Lüsten die Zügel schießen zu lassen, und ihre Agenten

über jede Provinz auszustreuen, damit die verderblichen Lehren des Himmelsherrn, die christliche, katholische, protestantische und andere Religionen ausgebreitet werden. Sie schwatzen alle vom Suchen des Himmels und Meiden der Hölle, mit ihren zügellosem Zungen fangen sie die Unvorsichtigen, würdigen sie zu Sklaven herab, und richten mehr als je großartigen Schaden an.

„Tritt Jemand zu dieser Religion über, so gibt ihm der Lehrer vier Unzen Silber und eine Pille; hat er letztere verschluckt, so wird sein ganzer Sinn dermaßen verfinstert, daß er die Ahnentafeln vernichtet und nur ein nacktes Kindlein anbetet, das mit einem Finger nach oben, mit dem andern nach unten weist. Das soll der Fürst Jesus sein. Dann opfern sie einem Gott 'Kani', und einem 'Patihing'; oder malen sie auf rothes Papier ein Kreuz mit Schwertern und Speeren, und bringen es über ihren Hausthüren oder in einer Nische an.

„Wollen nun Leute in ihre Kapelle gehen, es sei Mann oder Weib, so wascht der Lehrer erst diesen den Leib, büßt dabei seine böse Lust und hat nun solche widerstandslose Schlachtopfer aus ihnen gemacht, daß sie ihm in allem zu Willen sind und noch ihrer Schande sich rühmen. Wird eine Familie bekehrt, so hält man eine Tochter vom Heirathen ab, braucht sie dazu, die Schlüssel der Zauberkiste zu hüten, und bei solchen wohnt dann der Lehrer, wenn er die Leute besucht.

„In Krankheitsfällen werden nicht die gewöhnlichen Mittel gebraucht, sondern der Lehrer übernimmt die Behandlung. Weiber müssen sich ihm zur Untersuchung nackt vorstellen. Wo keine Genesung eintritt, wird die Leiche aufgeschnitten, um nach dem Grund der Krankheit zu forschen, was die ärztlichen Kenntnisse der Nachkommenden vermehrt. Christen, deren Körper nach dem Tod zerschnitten wurden heißen dann „Heilige des ersten Grads"; die, welchen man nur den Kopf abnahm, heißen „Heilige der mittleren Klasse"; wem aber blos Ohren und Nase abgetrennt wurden, der muß ein „niederer Heiliger" sein. Aus Kindern, die sterben, werden „jungfräuliche Genien", aus den Bewahrerinnen der Zauberkiste „keusche Genien". Vor dem Begräbniß jagt der Lehrer alle Verwandten aus dem Haus und legt die Leiche bei verschlossenen Thüren in den Sarg, nimmt flugs beide Augen heraus und verpflastert das Loch. Das bedeutet: „die Augen für die Reise nach Westen versiegeln" ꝛc. Wehrt sich

jemand gegen diese Bräuche, so wird er von einem aufgewiegelten Volkshaufen in jeder Weise beschimpft und muß die zum Eintritt erhaltenen vier Unzen Silber mit Zinsen zurückbezahlen.

„Wozu aber die Augen ausziehen? — Hundert Pfund chinesisches Blei enthalten acht Pfund Silber, die sich aber nur durch Vermischung mit Chinesenaugen gewinnen lassen. Europäische Augen taugen nicht zu diesem Proceß, daher man blos die der Chinesen herausnimmt. So lange auch schon diese Religion bei uns sich verbreitet, hat doch noch kein eingeborner Christ die Methode, durch welche das Silber abgeschieden wird, ausfindig zu machen vermocht Doch gibt es eine einträgliche Kunst, durch Bestreichen eines Spiegels mit Präparaten Lichtbilder zu nehmen, und diese haben etliche eingeborne Christen mit großer Beharrlichkeit sich zu eigen gemacht.

„Das Schlimmste aber ist, daß sie das Wasser verheren, Zauber auf den Schwingen des Windes verbreiten, und die Geister der Lebendigen zum wollüstigen Mißbrauch gefangen nehmen können. Sie heißen das „geistlichen Verkehr"; so bemächtigen sie sich der Haare oder Nägel von Weibern, bezaubern Kinder ꝛc., und können solche damit zwingen, sich vor ihnen zu stellen, oder Geld und Geräthschaften ihnen abnehmen."

Was folgt, bleibt besser unübersetzt. „Es ist unmöglich, alle diese Künste aufzuzählen, durch welche sie sich Herz und Gedanken der Betrogenen zu eigen machen, um unter dem Vorwand der Religion unser Volk zu vernichten und das Reich der Mitte in Besitz zu nehmen. O der Tollheit, solch einer Religion sich anzuschließen! Durch umfassende Forschung in alten Büchern und genaue Beobachtung und Nachfrage ward ich in den Stand gesetzt, diese Bosheit ans Licht zu ziehen und noch zeitig genug meine Warnungsstimme zu erheben."

Nachschrift eines unwürdigen vereinsamten Gelehrten.

Bücher über das Christenthum sind sehr zahlreich vorhanden, aber mein Freund, der den vorstehenden Aufsatz aus vielen derselben zusammengetragen hat, macht sie entbehrlich durch seine lichtvolle Darstellung. Wer's liest, dem schaudert das Herz und sträuben sich die Haare; auch die Ungebildeten und Lasterhaften können das nicht ohne zu erschrecken mit anhören. So wurde denn das Werk

alsbald dem Drucker übergeben, um männiglich zu warnen, bis Alle die innerhalb der vier Meere wohnen, vor Wuth die Zähne knirschen. Obgleich euch nicht erlaubt ist, die Streitart und das Schwert der Rache zu schwingen, könnt ihr die Bösen doch durch die Schärfe eurer Zungen vernichten. So wird der allgemeine Haß einen Ausweg finden und die Macht des Verderbens wird gebrochen, zum großen Nutzen aller künftigen Geschlechter. Wenn Mencius sagt: Wer falsche Lehren umzustürzen vermag, verdient ein Nachfolger der Weisen zu heißen, so hat sicherlich mein Freund und Schüler, der Verfasser dieser Abhandlung, diesen Beinamen ehrlich verdient.

Die nächste Abtheilung „Allerhand Beweisstellen" enthält Auszüge aus 17 älteren und neueren Schriften, in welchen vom Christenthum und seinen verschiedenen Formen die Rede ist. Z. B. von den Nestorianern (King), welche den dreieinigen Aloah anbeteten; von Manichäern, welche in nächtlichen Versammlungen ihren Lüsten fröhnten und sagten: Buddha zwar ist groß, aber unser König noch größer; vom Bilderdienst in Frankreich, von Kirchenbegräbnissen in Italien, Hochzeitsbräuchen in Rußland, Zauberkünsten in England ꝛc. „Sollte mans glauben, die Engländer schneiden Männer und Pferde aus Papier, und verwandeln sie durch Zaubersprüche in leibhaftige Truppen, ihre Feinde zu schrecken. Doch lösen sich dieselben in Nichts auf, wenn man Kanonen gegen sie abfeuert oder Wasser über sie spritzt." — „Im Reiche Akwoer (?) werden Jesu Menschenopfer dargebracht, beim Tode von Vornehmen wohl 1000 auf einmal; dazu stiehlt man Fremde und Handelsleute ꝛc." — „Die schlimmste Sekte ist die griechische, welche in Rußland und England herrscht." Die Scheußlichkeiten, die ihr nachgesagt werden, lassen sich nicht wiedergeben.

Doch findet sich immer auch ein Körnchen von Wahrheit in den Haufen von Lügen: z B. nachdem von den Zaubereien der Franzosen die Rede war, welche Menschen in Thiere verwandeln können, wird ihnen hauptsächlich vorgeworfen, „sie stehlen in China Leute zusammen und führen sie in ihr Land (Kolonieen), um sie als Sklaven zu gebrauchen." Und wie der Kulihandel, so wird auch der Opiumhandel benützt, die Erbitterung gegen die Fremden anzufachen. „Opium," heißt es in einem geographischen Werke,

„ist ein Erzeugniß des Abendlandes. Es riecht gut und schmeckt ausgezeichnet, kann auch beim ersten Gebrauche Krankheit heilen. Keine der fremden Nationen ist an seinen Genuß gewöhnt, aber sie bethören die Chinesen, es um ungeheure Preise zu kaufen und zu genießen. Nach einiger Zeit vertrocknet es den Körper und vernichtet die Lebensquellen, bis der ganze Mensch ruinirt ist, und viele an den Folgen sterben."

„Beweis aus amtlichen Akten"

ist der Titel eines weiteren Abschnitts, in welchem die greulichsten und abgeschmacktesten Geschichten von chinesischen Christen erzählt werden, die sich durch ihren Uebertritt in allerlei Sünde und Schande verloren und endlich ins größte Unglück gestürzt haben. Zu den erträglichsten gehören etwa folgende:

„Unter der Regierung des Kaisers Wan Li kam ein Fremder, Namens Patali, nach Tschekiang, und fieng an viele Leute zur Sekte des Himmelsherrn hinüber zu ziehen. Da war aber ein gewaltiger Ringer, der Unteroffizier Wang Wenmu, der sich unterrichten wollte, was eigentlich an den Leichen der Christen vorgenommen werde, und darum sich der Sekte anzuschließen vorgab. Einige Tage lang aß er nichts (und schien endlich todt). Das wurde dem Priester hinterbracht, der auch alsbald kam und mit einem kleinen Messerchen sich an die Augen des vermeintlich Todten hermachte. Dieser aber sprang flugs auf, schlug ihn, hieb ihm den Kopf ab und zerstörte sein Jesusbild. Als die Sache in der Hauptstadt bekannt wurde, belohnte ihn der Kaiser in fürstlicher Weise.

„Als gegen das Ende der Ming-Dynastie gar viele sich der Secte zuwandten, wehrte sich der kluge Wu tschienkwei gegen alle ihre Anläufe ritterlich. Das Haupt der Sekte suchte ihn nun durch die Kunst des Himmelfahrens zu gewinnen, worauf Wu antwortete: Wann ichs erfahren habe, will ichs glauben. Sofort lud ihn der Fremde in einer Nacht zur Fahrt in den Mond ein. Wu folgte ihm. Kaum waren sie außerhalb der Thore angelangt, als sie durch den Raum zu fliegen begannen und bald einem wundervollen Bau mit herrlicher Flöten- und Geigenmusik sich näherten; es war ein völlig überirdischer Platz. Plötzlich aber schallt es aus der Luft: Willst du auch in diese teuflische Religion eintreten? Und in diesem

Augenblick sieht Wu seinen gestorbenen Vater und fällt erschrocken aufs Angesicht; wie er aus seinem Traum erwacht, findet er sich in den Zweigen eines Baumes, und sein Begleiter ist verschwunden. Sogleich entschloß sich Wu, eine Abhandlung über die Zauberkünste dieser verwerflichen Secte zu schreiben, und hat darin auch diesen Vorfall erzählt."

Bedeutender ist, was von Annam und Japan erzählt wird, wie in diesen beiden Reichen die Regierung beinahe machtlos geworden war, ehe sie — keinen Augenblick zu früh — „die alles überwuchernde Sekte ausrottete, von jedem Fremden das Treten aufs Kreuz verlangte, und jeden Hang nach westlichen Lehren oder Handelsartikeln unnachsichtlich mit dem Tode bestrafte."

Ein weiterer Artikel, betitelt „Todesstreich für falsche Lehre", enthält die giftige Schrift eines Muhammedaners Yang Kuang Hsien, der beim astronomischen Bureau angestellt, den Jesuiten um ihrer begünstigten Stellung willen gram wurde und durch seinen Angriff die heiße Verfolgung der Jahre 1665—71 gegen sie hervorrief. Der listige Verfasser läßt in seiner Polemik keine einzige muselmanische Lehre hervorblicken; im Gegentheil kehrt er seine bittersten Waffen gegen die biblische Urgeschichte, von welcher ja der Koran nicht wissentlich abweicht, und leugnet sogar die Schöpfung von Himmel und Erde. Ein Lehrbuch des Christen Li Tsupai hatte den Chinesen erklärt, wie am Anfang der Zeiten nur Ein Menschenpaar im Westen wohnte, dessen Nachkommen sich dann über die Erde verbreiteten; von diesen seien auch welche nach China gekommen und haben die uranfängliche Eine Religion des Einen Gottes mitgebracht, die freilich durch fortgesetzte Ueberlieferung sich allmählich getrübt habe.

Was? ruft der Verfasser aus, unsere alten Könige und Weisen sollen aus dieser unreinen Quelle ihren Ursprung ableiten, und unsere heiligen Klassiker nur der überlieferte Bodensatz einer falschen Religion sein? China selbst soll keinen eigenen himmlischen Lehrer gehabt haben? Welche Sprache wäre stark genug, eine solche Beschimpfung gehörig zu brandmarken?

Das Christenthum, fährt er fort, zeigt durch sein Verbot, die Tafeln der Kaiser und Ahnen göttlich zu verehren und den vollen-

beten Vätern zu opfern, daß es die geheiligten Bande, welche die Menschen mit Kaiser und Eltern verknüpfen, zerreißen und abwerfen will. So ward auch Jesus mit Recht gekreuzigt, weil er den Landesgesetzen nicht gehorchte. Wer aber dem Confucius treu bleibt, kann dessen Grundlehre vom kindlichen Gehorsam nimmermehr abschütteln.

Die Ming-Dynastie ging zu Grunde, weil sie die Gesetze der Vorfahren mißachtete und die Bewachung der Seehäfen einschlafen ließ. So kamen denn Unterthanen einer fremden Macht, reisten, wohin sie wollten, trieben, was ihnen beliebte, bis sie sich in 30 Nestern eingerichtet hatten. (Diese 30 Kirchen der Jesuiten werden aufgezählt, und — mittelst eines Anachronismus, der beim gemeinen Volk keiner Kritik begegnen wird — knüpft sich an diese Liste die Bemerkung: „Hongkong, das zu Kwangtung gehört, enthält Zehntausende von Einwohnern, die sich dort festgesetzt haben und ein eigenes großes Gemeinwesen bilden, als eine Station für Empfang und Weitersendung von Waaren.") Diese Fremden nun, die man als Mathematiker und Astronomen so zuvorkommend aufnahm, haben genaue Karten und Verzeichnisse unserer Berge und Flüsse und jeder besonderen Landschaft in 13 Provinzen entworfen und sich von allen Hilfsmitteln des Staates, sowie von seiner Militärmacht sichere Kenntniß erworben. Wenn einmal ihre diebischen Absichten ihren Gipfelpunkt erreichen und sich offenbaren werden, dann wird man anerkennen, daß ich gesprochen habe, wie ich that, weil ich nicht anders konnte.

Irgendwie suchen diese Fremden etwas Großes; ob sie uns durch ihre Wissenschaften un Künste verblüffen, ob ihre geschickt fabricirten Waaren uns ins Auge stechen, ob ihre Ehelosigkeit und sonstige Enthaltsamkeit uns besticht, mit Allem ist es darauf abgesehen, das ganze Volk ihnen nachzulocken. Was aber ihren Länderdurst so deutlich enthüllt, wie ihre Bestrebungen in Japan und die Eroberung der Philippinen, das sollte doch billig uns als Warnung dienen. Der Dichter sagt: Wenn auch der Adler sich in eine Taube verwandelt, so muthet doch sein Auge den Weisen etwas unheimlich an. Lädst du einen Räuber ein und öffnest ihm die Thüre, so verdienst du die Folgen zu tragen. Ich aber möchte lieber heute mir allzugroßen Argwohn vorwerfen lassen, als später einmal ein gewaltiger Prophet heißen. Was ich wünsche, ist einfach, daß für den Fortbestand und das Glück des Reichs der Mitte Vorsorge getroffen werde.

Anmerkung (des Herausgebers). In neueren Schriften wird die Sekte des Himmelsherrn von der Jesussekte (dem Protestantismus) unterschieden, ein Umstand, der uns nur tiefere Blicke in den hundsgemeinen Charakter dieser Barbaren werfen läßt. Sie ereifern sich, einen Unterschied herzustellen, wo keiner besteht, damit sie die Zweifel derer, welche ihnen noch nicht beigetreten sind, durch die Behauptung verjagen können: was in früheren Zeiten gegen die Tientschu Sekte geschrieben und berichtet worden sei, leide keine Anwendung auf die Jesussekte. Damit führen sie die Einfältigen, ohne daß diese es merken, an der Nase herum.

Eine Bittschrift aus Hunan, um Vertreibung der unmenschlichen Gattung,

ist das letzte Aktenstück, das dieses Sammelsurium enthält. Dieselbe wurde durch eine Verfolgung der Katholiken im Jahr 1861 veranlaßt, welche zu beschönigen, im Grunde aber zu rechtfertigen, die Aeltesten von Hengtschau und Tschinghien folgende Denkschrift aufsetzten:

„Die Anhänger der Sekte des Himmelsherrn waren ursprünglich thierische Barbaren; erst gegen das Ende der Ming-Dynastie drangen Ricci, Schaal, Verbiest und andere ihrer Lehrer von der See aus in China ein und errichteten allmählich in jeder größeren Stadt ihre Kapellen. Man vernachlässigte es, den Gang der Dinge zu bewachen, und viele lernten ihre Lehre. So drang der Ocean ins Blumenland und verheerte es, bis unsere Dynastie, wie sie Alles verjüngte, auch diesen Unrath hinausschaffte, ihre Häuser zerstörte, ihre Bücher verbrannte, ihre Führer vertrieb und alle ihre Anhänger nach strengem Gesetz verurtheilte.

Wer sollte es nun für möglich gehalten haben, daß diese aufrührerischen Barbaren, unversöhnt durch die Güte unseres Kaisers, der sie am Reichthum von Canton auch ihren Antheil gewinnen ließ, mit ihrer Bosheit sich doch wieder ins Innere schleichen durften? Da verlocken sie die Unweisen, drucken und verkaufen elende Bücher, trennen Familien und treten mit schamloser Frechheit auf. Sie sind schuld daran, daß die langhaarigen Rebellen, die den Namen der Jesussekte entlehnten (die Taiping), sich mit den Waffen erheben und ihr Gift über das halbe Reich verbreiten konnten. Als

diese Fremden vollends Peking einnahmen (1860), ergrimmte wohl das Land, die Rebellen aber triumphirten. Niemand wußte, was das Ende von Allem sein werde.

Diese Tientschu-Sekte hat keinen Himmel, keine Weisen, keinen Vater, keine Ehe, kein menschliches Grundrecht. Wie läßt sich das beweisen?

Jesus, der Gott vorstellt, ward im zweiten Jahr des Kaisers Ai Ti, von der Han-Dynastie, geboren. Wer war dann aber Himmelsherr vor jenes Kaisers Tagen? oder blieb sein Thron leer? Daß sie also den Himmel leugnen, ist ihr erster Irrthum.

Yau, Schun, Yü, Tang ꝛc. mit Confucius gründeten die vollkommene Lehre; sie sind die Weisen der 10,000 Geschlechter. Diese Sekte aber beschimpft dieselben, und hat sogar heimlich den Hain und Tempel von Confucius zerstört. Daß sie die Weisen zu verwerfen wagen, ist ihr zweiter Irrthum.

Der Ursprung von Allem ist der Himmel; des Menschen Ursprung sind seine Ahnen; wer hätte das je bestritten? Diese Sekte aber will, daß man das Kreuz verehre, an dem ihr Jesus starb, und die Ahnentafeln zerbreche, und den Vater nur älteren Bruder nenne Diese Läugnung von Eltern und Ahnen ist ihr dritter Irrthum.

Der Himmel hat alles aus den zwei Geschlechtern und den fünf Elementen entwickelt, und alles civilisirte Leben entspringt aus der geordneten Ehe. Diese Sekte aber fängt zuerst den Gatten und dann verlockt sie die Frau mit verführerischer Arznei, die sie Unsterblichkeitspille heißen, bis sie von Lust entbrennt, dem Ehebruch nachläuft und ihren Mann verachtet. Auch werden manche Töchter nicht verheirathet, sondern müssen dem Himmelsherrn dienen. Diese Läugnung der Ehe ist ihr Irrthum Nr. 4.

Der Himmel hat Freude am Leben. Sie aber bethören die Weiber, die ihnen anhangen, baden mit ihnen im gleichen Gefäß ꝛc., kurz fröhnen allen, auch den unnatürlichsten Lüsten; mißhandeln und tödten Kinder, wühlen in Mark und Gehirn ꝛc. Ein Mann ist kaum am Sterben, so treiben sie schon die Familie von ihm weg, singen Gebete und pflücken ihm das Auge, schneiden ihm das Herz heraus, um fremdes Silber nachzumachen; dann wickeln sie die Leiche in Seide oder Zeug und legen sie flink genug in den Sarg. Diese Verläugnung aller Menschlichkeit ist ihr Irrthum Nr. 5.

Diese fünf Irrthümer genügen, aus den Inselbarbaren unver-

besserliche Uebelthäter zu machen. Sie giengen nach Liweihatschau und es wurde ihnen unterthänig; nach Indien, und es gehört ihnen; nach Japan, und alles geräth dort in Verwirrung. Gestattet man dieser Sekte, sich in China auszubreiten, so ist es mit dessen tausendjähriger Kultur zu Ende und nackte Ungethüme treiben sich dann auf seinem gefeierten Boden um. Wäre das nicht ein Anblick zum Erbarmen? Wir möchten rathen, die Festungen der Küste zu verstärken, ihre Schiffe abzuhalten, sie selbst aber auszuwurzeln, ihre Quelle zu verstopfen und ihre halsstarrige Natur zu zermalmen.

Unsere heilige Dynastie hat vermöge ihres weitherzigen Erbarmens sich bezwungen, Verträge mit ihnen zu schließen und keinen ewigen Krieg gegen sie zu führen. Aber da diese Barbaren keine Selbstzügelung kennen, wagten sie alsbald ihr niederträchtiges Geschlecht zu vermehren, überall Kapellen zu erbauen und die Leute hineinzulocken. Jeder Vagabund und Verbrecher, jeder Verräther und Vogelfreie flog ihnen zu, und niemand unterstand sich ihnen zu wehren. So gieng es in unserem Hengtschau; in Folge gedrückter Verhältnisse hatte man die Schärfe des Gesetzes sich abstumpfen lassen. Da wurden die Schurken übermächtig. Ihr Priester, einst einfach gekleidet, kam nun in der Sänfte oder zu Pferd; früher predigte er bei Nacht, jetzt bei Tag; ihre Gottesdienste, zuvor neben draußen, wurden nun in den bevölkertsten Städten gehalten; ihre Sendlinge waren einst gemeine Leute, jetzt sind es Literaten und Offiziere. Doch beschränkte man sich darauf, sie als Ketzer zu verachten, und ahnte noch nicht das Aergste.

Als aber die Rebellen von Kwangtung (1852) hier einbrachen, und Alles floh oder das Bündel für die Flucht schnürte, verhielten diese Sektirer sich völlig ruhig, kauften Reis wohlfeilen Preises auf, und legten Magazine an. Und weil sie Tientschu um Abwendung der Plage anflehten, traten viele dumme Bauern zu ihnen über. Bot man doch einem jeden 10 Unzen Silber an, außer höherem Lohn. Im Verlauf, als die Flüchtlinge zurückkamen, giengen uns die Augen auf; man verglich nun die Art der Rebellen und die der Barbaren, und siehe — sie enthüllten sich als auf und nieder dieselbe Art.

So haben sie den kaiserlichen Heeren nie den geringsten Vorschub geleistet, ihnen mit keinem Haar geholfen. Dagegen führten sie ihre eigenen Hauptleute auf den Thurm der Pagode, von wo

sie durch ein Fernrohr Stadt und Umgegend überschauten, um eine Karte zu entwerfen, die sie mit fortnahmen.

Einmal hatten sie ein Leichenbegängniß, da verfiel ein Knabe, der in der Straße spielte, auf den Gedanken, Dreck in Gestalt eines Kreuzes zu streuen. Alsbald banden sie den Vater und den älteren Bruder des Knaben, schlugen einen Gelehrten, der sie beschwichtigen wollte, und ließen den Sarg ins Haus des Jungen tragen, um ihn dort einzugraben; und die Nachbarn mußten Geldgeschenke bringen und mit vielen Abbitten den Kopf an den Boden stoßen, ehe sie sich davon abbringen ließen.

Weiter sandten sie ihre Leute nach allen Richtungen aus, Zucker und Arznei zu verkaufen; davon starben viele Kinder an Durchfall, während die Erwachsenen närrisch wurden und sich der Sekte anzuschließen bewogen fanden.

Ein Verbrecher Tschang wurde ergriffen und gebunden; sobald er aber sich in die Sekte flüchtete, stellte sich der Hauptbarbar ein und vertheidigte den Mann, so daß der Beamte die Untersuchung nicht fortzuführen wagte, sondern den Schuldigen laufen ließ.

Ferner haben sie viele Boote, die monatlich mehrere Fahrten unternehmen, und wovon jedes etliche 100 Fässer führt. Diese sind fest versiegelt, und wer weiß, was sie alles enthalten!

Endlich aber haben sie, — nachdem die Verträge bekannt gemacht wurden, — sich täglich zu Tausenden in der Kathedrale versammelt, und in den Straßen verkündigt, daß sie an einem gewissen Tag den Tempel der Stadt niederreißen und dafür ihren Anhängern Häuser bauen würden. An einem andern Tag aber sollten die Tafeln von den Amts- und Prüfungshallen entfernt werden, damit sie statt ihrer das Kreuz aufrichten. Hindere das Volk ihre Ausbreitung, so würden ihre Vorsteher Truppen von Kwangtung und Hupeh her senden. Sie behaupteten auch, der Himmelsherr habe uns eine scharfe Züchtigung zugedacht, weil wir das kaiserliche Heer gegen die Rebellen, ihre Brüder, unterstützt haben.

Da sie also unsere Gesetze verachtet, unsre Weisen verspottet, unsre Sitten verderbt, unsere Tugenden vernichtet, unsre Mandarine verhöhnt, unsre Jugend verführt und unsere Städte ausspionirt hatten, mußten wir nicht weiterer Gefahr für das Leben der Unsrigen vorbeugen? Das war der Grund unserer Erhebung am dritten

Tage des vierten Monats, ihr unerträgliches Verfahren, und nicht irgend welche Einmischungssucht unsererseits. Fragt man, warum wir nicht zuerst bei den Mandarinen Klage führten, so müssen wir gestehen, die Sache gieng allzurasch und wir waren unversehens mitten drin. Aber so geschah es auch in den Zeiten Yung Tschings; und wie aus den Zeitungen erhellt, wehren sich die Leute von Yu Tschang und Kiangsi gegen die Schurken dieser Sekte in gleicher Weise.

Ihre Gottlosigkeit ist unbeschreiblich, ihre Sprache geradezu unerträglich. Damit, daß man ihre Häuser verbrennt, ist ihren Verbrechen noch nicht volles Recht angethan. Nun heißt es, die zerstörten Kapellen sollen wieder aufgebaut werden! Wir bedauern nur, daß wir sieben derselben auf dem Lande nicht auch noch anzünden konnten; und wenn die Mandarinen das Eingerissene ihnen wieder herstellen, wird es uns unmöglich sein, mit dieser Sekte auf demselben Stück Erde zu stehen. Auch wenn man uns mit dem Henkerschwert bedroht, können wir uns den Befehlen der Barbaren nicht unterwerfen.

Ein vereintes Volk ist so stark als eine Mauer. Aus Anhänglichkeit an unsern Kaiser sind wir entschlossen, nicht blos einen Theil unseres Hasses gegen diese verächtlichen Wesen loszulassen, sondern mit ihnen völlig aufzuräumen. Das würde viel tägliche und nächtliche Sorge vom Throne entfernen. Und wenn wir uns hierin über Gebühr etwas Vollmacht angemaßt haben, sollte nicht in Betracht der Umstände gegen uns mit Milde verfahren werden?

Wenn ganz China wünscht, das Ostmeer aufzufüllen, so trage jedermann seinen Stein herbei! Wollten die hohen Beamten überall nachforschen und einen günstigen Zeitpunkt ergreifen, den Volksgeist zu entflammen, wir könnten die langhaarigen Rebellen ausrotten und die Barbaren vom Vordringen aus den Seehäfen abhalten. Legt man sich aber aufs Temporisiren, so wird die unmenschliche Gattung wieder überhandnehmen. Wie aber ist damit der Ruhe des Reichs gedient?

Wir kommen alle vereint vor Eure Herrlichkeit, blutige Thränen weinend, und bitten, daß unser göttlich weiser Vater sich an unsre Spitze stelle, um die unmenschliche Gattung hinauszujagen und die Guten zu erretten, die Wurzel der Gesetzlosigkeit auszureißen und die vollkommene Lehre (des Confucius) wieder zu erwecken."

Zum Schluß weist der Verfasser auf die 110jährige Ruhe hin, welche die Christenverfolgung des Kaisers Yungtsching dem Reiche verschafft habe, und spricht die Hoffnung aus, daß wenn auch die Regierung derzeit sich äußerlich nachgiebig gegen die Ketzerei zeige, „der heilige Erlaß" (S. 452) darum doch nicht vergessen oder beseitigt sei. „Einer, der die Sache mit Ernst erwogen, viele Quellen untersucht und die daraus erwiesenen Thatsachen mit dem, was er selbst sah und hörte, verglichen hat, legt Euch hiemit seinen wahrheitsgetreuen Bericht von der verderblichen Lehre vor. Mit Thränen hat er ihn niedergeschrieben, im Vertrauen, daß jeder Leser den kaiserlichen Erlaß ehren, der Netze dieser listigen Sekte sich erwehren und so der Grube des Verderbens entgehen wird."

Wirkungen der gegenchristlichen Flugschriften.

Die Polemik der römischen und griechischen Heiden gegen das nachapostolische Christenthum hatte so wenig, wie die der eben geschilderten chinesischen Schriftsteller, einen blos literarischen Zweck. Da es einmal der unverhüllbare Anspruch des Christenthums ist, die allein wahre und allgemeine Religion zu sein, versteht es sich von selbst, daß jede Volksreligion in ihren Vertretern einen Kampf auf Leben und Tod mit ihm eingeht, die chinesische so gut wie die hellenische, römische oder germanische; und später mag es einmal für chinesische Christen ein ebenso interessantes Studium abgeben, den „Todesstoß" und die vielen von seinem Verfasser angeführten Werke und Dokumente zu durchforschen, als die Beschäftigung mit den Angriffen eines Lucian, Celsus, Philostratus ꝛc. europäischen Gelehrten darbietet. Allein diese Zeit liegt noch in weiter Ferne; vorerst bleibt der Streit auf einem ganz andern als dem literarischen Gebiete durchzufechten, denn die heidnischen Gegner denken nicht an die Nachwelt, sondern wünschen Erfolge in der allernächsten Gegenwart zu erzielen.

Zunächst ist nun im Norden des Reichs ein gewisser Umschlag oder Stillstand in der Christen-feindlichen Politik eingetreten, indem plötzlich drei Hauptgegner der Fremden gefallen sind. Zuerst fiel der VII. Prinz, der mächtige Nebenbuhler des Regenten Kung, in Ungnade und wurde vom Hof verbannt. Dann starb (9. Juni) der 80jährige Wodschen, der überaus einflußreiche grundgelehrte Hof-

meister des jungen wie des frühern Kaisers, ein fanatisches Haupt der Kriegspartei, ein geborener Mongole, der beständig gewünscht hatte „der Fremden Fleisch zu essen und auf ihrer Haut zu schlafen". Endlich liegt seine Drahtpuppe, der Volksaufwiegler Generallieutenant Tschenkwodschui, dessen Kopf der französische Gesandte wegen des Gemetzels in Tientsin lange vergeblich gefordert hatte, derzeit um anderer Vergehen willen im Gefängniß von Nanking. Und in Verbindung mit diesen Vorgängen steht wohl die unmißkennbare Zuvorkommenheit, womit neuestens das chinesische Ministerium den fremden Gesandten begegnet. Englische Christen erblickten in dem Allem bereits eine Erhörung ihrer Gebete.

Allein mittlerweile wirkt der vom Herzen des gewaltigen Reichs gegebene Anstoß in den entfernteren Gliedern unaufhaltsam fort, und es bleibt fraglich, ob die hohen Beamten die Geister, welche sie aufgerufen haben, auch wieder dämpfen und loswerden können. Die neuesten Nachrichten aus der Südprovinz Kwangtung sind ernster Natur. Die Overland China Mail vom 4. August 1871 enthält unter andrem folgende Mittheilungen.

Wie voriges Jahr vor den Greueln von Tientsin der Pöbel im Norden durch das Gerücht aufgereizt wurde, es werden im Auftrag der Missionare Kinder gestohlen, aus deren Leibern diese dann allerlei Arzneien bereiten, so verbreitet man jetzt im Süden in der Provinz Canton die Lüge, die Fremden verkaufen in der Gestalt von Pulvern und Pillen ein langsam wirkendes Gift, das Schan-sin-fan (Geisterpulver), damit die Erkrankten in den Missionsspitälern, wo man sie dann mit Gewalt zu Christen mache, Heilung suchen möchten. Wir hören durch einen Eingebornen in Canton einen Bericht über den Ursprung dieser Verleumdung, der sehr bezeichnend ist für die Erfindungsgabe und die Meisterschaft dieses Volkes, Alles zur Anschürung des Hasses gegen die Fremden zu verwerthen. Um die Mitte Juni soll eine Bauersfrau, als sie in der Nähe der Stadt Fatschan zur Arbeit aufs Feld hinaus gieng, zu ihrem Erstaunen einen Korb Mehl gefunden haben. Die Nachbarn beglückwünschten sie über diese besondere Gunst der Götter, da der Mehlkorb nur das Geschenk eines Schutzgeistes sein könne. Viele von ihnen baten sie, ihnen auch ein wenig von der göttlichen Gabe mitzutheilen, und bald wußte man in der ganzen Umgegend von dem Inhalt des vielbesprochenen Korbs.

Eben damals hatte der Aerger der Vornehmen und Gelehrten über die bevorstehende Wiedereröffnung der voriges Jahr zerstörten evangelischen Kapelle in Fatschan seinen Höhepunkt erreicht. Boshafter Weise benützten nun Einige von ihnen die Entdeckung der „göttlichen Gabe", um ihrerseits weit und breit Pillen zu verbreiten, von denen sie ausstreuen ließen, sie kommen von den Fremden und zwar ganz besonders von denen, die mit der Kapelle in Fatschan in Verbindung stehen. Ob diese Pillen wirklich Gift enthielten, ist nicht erwiesen; möglicherweise gab es verschiedenartige Präparationen derselben; bei Einer Gattung wenigstens ergab die chemische Untersuchung keinen andern Bestandtheil als Mehl.

Große Bogen wurden nun in Canton, Fatschan, Inpo ꝛc. angeheftet, in welchen das Volk zur Bestrafung der Pulververbreiter aufgefordert wird. „Die Fremden bewirken erst die Krankheit, welche kein eingeborner Arzt heilen kann, damit man sich von ihnen curiren lasse, was dann die Reichen nöthigt, Summen von 1000 Dollars zu zahlen, während die Armen sich bekehren müssen." Also werden Belohnungen von 50 Dollars dem verheißen, der einen lebendigen Fremden einfängt, 10 Dollars für einen todten, und für einen lebendigen Chinesenchristen 30 Dollars ꝛc.

Ein 18jähriger junger Mensch ist bereits diesen Ränken zum Opfer gefallen. Man sah ihn im westlichen Theil von Canton ein Päckchen in einen Brunnen werfen, und alsbald stürzte der Pöbel über ihn her und bearbeitete ihn mit Stöcken und Prügeln, bis er bewußtlos auf dem Boden lag. Der Lärm führte eines der Häupter des Adels, den reichen und gelehrten Leong herbei. Er hielt den Leuten vor, sie haben da sehr voreilig gehandelt, einen Menschen zu tödten, ohne nur auch seine Schuld ermittelt zu haben. Er schlug vor, die Kleider des Jünglings zu durchsuchen, und unglücklicher Weise fanden sich darin einige Päckchen Pulver. Nun brach die Wuth des Pöbels abermals los, und ein geschickt geschleuderter Stein machte dem Leben des noch bewußtlos Daliegenden ein plötzliches Ende. Als der arme Vater herbeieilte, konnte er nichts machen, da sein Sohn wegen des angeblichen Versuchs, das Volk zu vergiften, den Tod erlitten hatte. Er nahm nachträglich eine Geldentschädigung an und unterließ jede Klage.

Daß in einer so volkreichen Stadt wie Canton die Lynchjustiz besteht, während doch eine Masse Gerichtshöfe da sind, ist ein schla-

gender Beweis von der chinesischen Mißregierung und besonders von den Schäden der Rechtspflege, sowie von der ungeheuren Macht der „Kuifong" oder Vornehmen, gegen die sogar das Gesetz ohnmächtig ist, wenn sie als Gesammtheit auftreten.

Der Vicekönig scheint den aufrichtigen Wunsch zu haben, keinem Ausbruch der Volkswuth Raum zu lassen. Er hat dem englischen und dem amerikanischen Konsul zu wissen gethan, er habe allen ihm untergebenen Mandarinen jeden Rangs gemessenen Befehl ertheilt, daß sie ihr Aeußerstes thun sollen, weitere Aufregung zu verhüten, und diejenigen, welche aufreizende Plakate schreiben oder anheften, streng zu bestrafen, da diese „Pulvergeschichte" internationale Verwicklungen nach sich ziehen und sehr ernste Folgen für China haben könnte. Wie weit es dem Vicekönig mit seinen Versicherungen und Bemühungen Ernst war, vermögen wir nicht zu beurtheilen. Den gehofften Erfolg hatten sie jedenfalls nicht, denn am 28. Juli schreibt Miss. Lechler aus Hongkong:

„Was ich dießmal mitzutheilen habe, ist leider nichts erfreuliches. Schon im vorigen Jahr waren ja vor den Ereignissen in Tientsin auch hier im Süden Unruhen ausgebrochen. Es wurde damals eine katholische Kapelle in der Stadt Tungkun, wo die Barmer Mission arbeitet, zerstört und das Missionshaus in Schäklung, wo Krolczyks stationirt sind, geplündert. Später wurde auch in der Stadt Fatschan eine Kapelle zerstört, die in Verbindung mit der Londoner Mission stand. Die Kapelle in Tungkun mußte auf Kosten der Chinesen wieder aufgebaut, und der Schaden für die Plünderung von Schäklung ersetzt werden. In Fatschan dagegen wollten die Chinesen zwar schon Geld bezahlen für die zerstörte Kapelle, aber unter keinen Umständen zugeben, daß man dieselbe wieder aufbaue. Das konnte ihnen aber nicht nachgelassen werden, und der Gouverneur von Canton sandte strengen Befehl an die Mandarinen in Fatschan, daß die Kapelle hergestellt werden müsse. So pflanzten denn die Mandarinen Militär auf vor dem Bauplatz, und ließen die Kapelle unter dem Schutze der Soldaten wieder aufbauen. Dieß erbitterte die Leute, und es kamen Plakate heraus, auf denen eine Kapelle gemalt war und zwei Hunde davor mit Mandarinenhüten nebst der Unterschrift: „Unsre Mandarinen sind jetzt die Hunde der Fremden, und müssen ihnen das Haus bewachen." Es wurde ferner in dem Plakat gerathen, zuerst die

Amthäuser zu zerstören und die Mandarinen fortzujagen, und dann dem Christenthum den Garaus zu machen. Der Gouverneur von Canton hat deßhalb gleich 500 Soldaten nach Fatschan geschickt, um den Mandarinen dort die Hände zu stärken; aber wenn es einen Aufstand gäbe, würden diese nicht viel helfen.

„Noch einen andern ganz abscheulichen Plan ersannen die Feinde, um das Volk gegen die Ausländer aufzuwiegeln. Es wurden wieder andre Plakate veröffentlicht, in denen gesagt war, daß die Ausländer schädliche Medikamente unter den Chinesen vertheilen, welche Männer und Weiber wassersüchtig machen, damit sie in die Missionsspitäler gehen sollen, wo sie dann gezwungen werden, die christliche Religion anzunehmen. Zu gleicher Zeit hat man chinesische Priester ertappt, welche schädliche Pulver verkauften als im Auftrag der Fremden. Der Gouverneur in Canton hat einige arretiren lassen und einen obrigkeitlichen Erlaß veröffentlicht, in dem er diese Albernheiten widerlegte und das Volk ermahnte, sich nicht durch die List einiger schlechten Charaktere irre führen zu lassen. Indessen sind die Chinesen theils so dumm und unwissend, theils so boshaft, daß sie doch gerne alles mögliche Schlechte von den Ausländern glauben. Neulich kam nun ein Wassersüchtiger zu Br. Krolczyk und bat ihn um Heilung. Die Plakate waren schon auch in Schäklung veröffentlicht worden, und es entstand ein Auflauf in der Straße vor Krolczyks Haus, indem die Leute sagten, da sei ein Kranker, der von den schädlichen Pulvern der Ausländer die Wassersucht bekommen habe. Der Lärm und das Getöse wurde so groß, daß Krolczyk auf die Polizei schicken und um Beistand bitten mußte zur Wiederherstellung der Ruhe vor seinem Haus. Dieß gelang nun zwar für eine Weile, aber den Mandarinen in Schäklung wurde selbst so bange für die Sicherheit Krolczyks und seiner Familie, daß sie in der Nacht in das Missionshaus kamen und dringend baten, Krolczyk möchte doch mit seiner Familie nach Canton fliehen, indem sie selbst nicht im Stande seien, genügenden Schutz gegen das aufgeregte Pöbelvolk zu gewähren.

„Br. Nacken war aber auch von Hongkong her in Schäklung angekommen und wollte auf seine Station Tungkun gehen. Glücklicher Weise hielt Br. Krolczyk ihn davon ab und bewog ihn, lieber mit nach Canton zu gehen. So packten Geschw. Krolczyk in der Nacht vom 23/24. Juli das Nöthigste zusammen und begaben sich

mit ihren zwei Kindlein auf ein Boot, welches die Mandarinen besorgt hatten, und dem sie noch ein Kanonenboot zur Bedeckung mitgaben, und kamen Montag Abend 7 Uhr in Canton an, wo sie bei dem amerikanischen Miss. Dr. Kerr freundliche Aufnahme fanden. Die Mandarinen sollen Soldaten ins Missionshaus einquartirt haben, um wo möglich zu verhindern, daß es wieder ausgeplündert werde.

„Indessen ist aber Geschw. Nackens Haus in Tungkun geplündert und all ihr Eigenthum, so wie die Habe ihrer Gehilfen weggeschleppt worden. Die Christen fühlten sich natürlich auch nicht mehr sicher und flohen nach Fumun, von wo sie diesen Morgen mit den Familien von Nackens Leuten hieher kamen. Br. Faber in Fumun schreibt auch, daß er nicht mehr sicher, und daß es auf seinen Kopf abgesehen sei; er werde deßhalb auch bald fliehen müssen. Die Aufregung ist hauptsächlich unter den Puntis, kann sich aber auch leicht unsern Hakkas mittheilen. Ich werde deßhalb jedenfalls die Geschw. Bellon in Lilong von dem Stand der Dinge benachrichtigen und sie einladen, lieber bei Zeit mit ihren Kindlein hieher zu kommen, bis es wieder ruhiger wird."

Am 1. August fährt Lechler dann fort: „In Schäklung ist es seither ebenso gegangen, wie in Tungkun; die Wohnung der Geschw. Krolczyk und das Gottesdienst-Lokal sind zerstört und alles, was darin war, verbrannt. Es begab sich also: Ein Weib wurde in Schäklung von dem Pöbel ergriffen und beschuldigt, daß sie die schädliche Arznei der Fremden verkaufe. Man brachte sie vor den Mandarin. Dieser öffnete seine Thüre gar nicht und wies das Volk ab. Aergerlich darüber schleppte der Pöbel das Weib von dem Amthaus vor die Kapelle, wo sie ohne Weiteres von dem wüthenden Haufen todtgeschlagen wurde. Dann fieng das Werk der Zerstörung im Missionshaus und der Kapelle an. Die Mission hat natürlich eine schwere Niederlage erlitten durch die Zerstörung von zwei (rheinischen) Stationen, und da dieß so kurz hintereinander nun zweimal geschehen ist, denkt gewiß der Teufel, jetzt habe er den Sieg davon getragen und die Missionare für immer vertrieben. Doch bei uns geht es ja durch Unterliegen zum Sieg. Möge der Herr nur seinen Boten Geduld und Glauben schenken!"

Bereits bringt die Zeitung nun aber auch die Nachricht, daß in Fatschan zwei Hinrichtungen stattgefunden haben von Leuten, welche sich gebrüstet hatten, daß sie die Ersten sein wollen, wenn

es einmal einen Aufstand gebe. Der Eine derselben soll an der Spitze einer geheimen Gesellschaft von 160, der Andre an der einer Verbindung von 400 Personen gestanden sein, die sichs zur Aufgabe gemacht hatten, durch das „Schan-sin-fan" und die Aussprengung falscher Gerüchte Mißhelligkeiten zwischen der chinesischen Regierung und den auswärtigen Mächten herbeizuführen und das Volk gegen die Mandarinen aufzureizen. Die Sache gewinnt dadurch fast den Anschein, daß dießmal noch etwas andres mitspielte, als blos der Haß gegen die Fremden, und daß die Verschworenen hauptsächlich deßbalb einen Zusammenstoß mit diesen zu veranlassen wünschten, um in der allgemeinen Verwirrung dann mit ihren eigenen Umsturzplänen hervorzutreten. Sichtbar entzog der Adel und die Zunft der Gelehrten den Mandarinen jede Unterstützung, während sie den niedrigsten Leidenschaften des Volks schmeichelten. So tief in diesem auch die Ehrfurcht vor der vom Thron ausgehenden kaiserlichen Gewalt wurzelt, haben die Bedrückungen und hat die Käuflichkeit der Mandarinen in den Gemüthern allgemein die Ueberzeugung geweckt, der väterliche Wille des Kaisers komme durch die Hand seiner Beamten nicht zur Ausführung. Nicht gegen ihn, sondern gegen seine Regierung kehrt sich daher die Unzufriedenheit des mit beinahe unerschwinglichen Steuern überbürdeten Volks, und die Mandarinen sehen deßhalb mit allem Grund nicht ohne Unruhe der neuen Steuer entgegen, welche die bevorstehende Hochzeit des kaiserlichen Knaben nöthig machen wird.

In Fatschan selbst haben die beiden Hinrichtungen großen Eindruck gemacht und die Ruhe alsbald wieder hergestellt; an entlegeneren Orten aber spukt die Schan-sin-fan-Geschichte noch stark und die Mandarinen hüten sich auffallenderweise, ihren beschwichtigenden Ankündigungen irgend eine entschiedene Läugnung des Geisterpulverspuks einzufügen oder die Fremden gegen die verbreiteten Gerüchte offen in Schutz zu nehmen.

Soviel aber sehen wir aus diesen leidigen Haßausbrüchen, daß die Mission in China nicht gerade die verächtliche, kaum bemerkenswerthe Unternehmung etlicher begeisterten Schwächlinge ist, als welche Missionsfeinde in der abendländischen Christenheit sie gerne hinstellen möchten. Sie hat weit nicht die reichumstürzende Macht, welche ihre chinesischen Gegner ihr zuschreiben möchten, und bildet sich nicht ein, all die Zauberkräfte oder nur einen winzigen Theil der ma-

gischen Wirksamkeit zu besitzen, welche chinesische Phantasie ihr beilegt. Aber daß sie fleißig an den Einzelnen weiter arbeitet, und daß ihre Erfolge an diesen, sowohl was die Intensität als die Ausdehnung ihres Einflusses betrifft, hinreichende Bedeutung erlangt haben, um das ganze Volksleben in seinen Tiefen zu bewegen, das wird angesichts der erzählten Thatsachen kein aufmerksamer Beobachter zu läugnen vermögen. So schöpfen wir denn aus diesen die Hoffnung, daß das Wort, durch gute wie durch böse Gerüchte, doch unaufhaltsam weiterlaufen und das ausrichten wird, wozu es auch nach China gesandt wurde.

Zur Missionswissenschaft.

(Fortsetzung.)

6. Der Werth eingeborner Gemeinden.

Daß nun solche Gemeinden, wie wir sie uns als Ziel der Missionsthätigkeit denken, bereits bestehen, mag uns eine kurze Umschau auf dem Missionsfelde lehren.

Wie in Sierra Leone eine wilde Negerbevölkerung aus 22 Stämmen zusammengebracht wurde, von Leuten, welche ohne alle sittliche Erziehung heranwuchsen und sich einander nur durch ein gebrochenes Englisch verständlich machen konnten, ist bekannt genug. Der Hannoveraner Jansen kam unter sie mit dem einfachen Evangelium von Christo, und gewann ihr Herz in der kurzen Zeit von nicht ganz sieben Jahren (1816—23). Ueberwiesen durch die Kraft des heiligen Geistes, begannen sie sofort in einem neuen Leben zu wandeln, sie lernten Handwerke und Ackerbau, bauten Kirchen und Schulen, und bildeten eine vorwärts strebende Gemeinde.

Man hatte noch nicht ausgefunden, wie nöthig dieser Gemeinde eingeborne Lehrer wären. Unter Jansens Nachfolgern wollte der Aufschwung nicht gleichmäßig anhalten; doch wurde nun (besonders durch Kießling) für Heranziehung von eingebornen Lehrern tüchtig gearbeitet. Im Jahr 1862 zog sich die Mission von zehn Gemeinden

zurück, welche ihre eingebornen Pastoren hinfort selbst zu unterhalten übernahmen; und zugleich unterzog sich diese junge Kirche der Aufgabe, auf sechs verschiedenen Punkten die Mission unter den umliegenden Völkerschaften fortzuführen.

„Zur Ehre Gottes und seines Evangeliums wage ich zu sagen, daß keine der sieben Gemeinden Asiens in einem helleren Lichte strahlte als diese aus den Sklavenschiffen Westafrikas gesammelte Kirche."

Noch größeres geschah in Madagaskar. Die Missionare unter dem Schutze des Königs Radama, gaben dem Volke ein Alphabet, eine Grammatik und Wörterbuch, Schul- und Gesangbücher sammt der Bibel; sie lehrten etliche Tausende die heilige Schrift lesen und verstehen, und tauften wenige Bekehrte. Dann mußten sie (1836) die Insel verlassen, und in 25jähriger Verfolgung haben mehr als 2000 Christen die Strenge der heidnischen Gesetze in verschiedenen Strafformen erfahren. Sie wurden vergiftet, gehenkt, gespiest, gesteinigt, in den Abgrund geworfen, lebendig verbrannt, einige auch gekreuzigt. Mit schweren Ketten und Halseisen belastet wurden sie in ferne Gegenden verbannt, oder in die Sklaverei verkauft. Dennoch fuhren sie fort, sich in Gemeinden zusammen zu thun und einsichtige, todesmuthige Leiter fanden sich in genügender Zahl bereit und fähig, an ihre Spitze zu treten. So wuchs die Zahl unter aller Noth. Tausende bekannten sich zum Christenthum, als 1861 die Missionare zurückkehrten; und auf eine Viertelsmillion ist ihre Zahl gestiegen, seit auch die Königin erkannt hat, daß das Heil ihres Volkes nur im Evangelium enthalten sei.*)

Lehrreich ist auch die Standhaftigkeit, welche die indischen Christen im Prüfungsjahr 1857 bewiesen. Von 20 Missionsstationen, die im Sipahiaufstand vernichtet wurden, vertrieben, geschlagen und ausgeplündert, mit dem Tode bedroht von Muselmanen und Hindus, haben doch diese Flüchtlinge, etwa 2000 an der Zahl, ihr Bekenntniß festgehalten. Elf derselben haben es mit ihrem Tod versiegelt, während nur sechs sich zum Abfall bewegen ließen. Und das waren

*) Ungeschickter Weise fügt Anderson hier bei: „wir sollten auch nie vergessen, daß diese heldenmüthigen Blutzeugen der Negerrasse angehörten". Es ist eine durch die Sprachenverwandtschaft außer allen Zweifel gestellte Thatsache, daß die Madagassen und besonders der Stamm der Howas malayischen Geschlechtes sind.

großentheils Leute, die in der künstlichen Treibhaushitze der Kostschulen und Waisenhäuser herangezogen, vor jedem rauhen Lüftlein bewahrt, im engsten Anschmiegen an den Missionar, der meistens auch ihr Brotherr war, ihr Geistesleben empfangen und kümmerlich entwickelt hatten. Sie wurden plötzlich in die Brandung geworfen und hatten nun ohne den Beistand der Schwimmblasen und Korkgürtel, auf die sie bisher sich verlassen, durch zu schwimmen; eine gesunde Uebung, aus der sie nicht blos lebendig, sondern als Männer ans Ufer stiegen.

Harput in der osttürkischen Mission mag zeigen, wie eine Missionskirche die Mutter weiterer Gemeinden wird. Amerikaner gründeten dort am oberen Euphrat im Jahr 1856 eine Missionsstation, um welche sich eine protestantische Gemeinde sammelte. Diese erhielt nach zwei Jahren einen eingebornen Pastor, dem sie einen Theil seines Gehalts zu geben versprach, ein willkommener Beitrag, der schon im nächsten Jahre verdoppelt wurde. Später wurde ein Predigerseminar eröffnet, welches im Jahr 1864 die ersten 18 Lehrer und Prediger entließ. Mit diesen konnte man Außenstationen in den Dörfern besetzen, wo sich alsbald auch große Bereitwilligkeit zeigte, für den Unterhalt ihrer geistlichen Führer zu sorgen. So waren denn im elften Jahr seit Gründung der Mutterkirche 13 Gemeinden vorhanden, meist arme Leute, die aber ihre 11 Pastoren mehr als zur Hälfte unterhielten.

Aintab in der mitteltürkischen Mission hat vor etwa 20 Jahren den ersten Missionar, der es besuchte, mit Steinwürfen davongejagt. Als ich acht Jahre später der Stadt einen Besuch abstattete, ritten mir christliche Männer eine Meile weit entgegen, und führten mich ins Herz der Stadt, ohne daß mir ein Blick der Mißbilligung entgegentrat. Erst vor 12 Jahren wurde eine Missionsstation in Marasch begonnen, nicht ohne daß man mehrmals die Boten des Evangeliums verjagt hätte. Doch schon im Jahr 1861 sprach dort Dr. Dwight zu einer geordneten Versammlung von 1200 Personen, und derzeit bestehen auf diesen beiden Punkten vier Kirchen, deren jede 150 volle Glieder zählt, während die Zuhörer sich auf 6—800 belaufen mögen. So schnell können an den rechtgewählten Punkten bedeutende Gemeinden sich sammeln.

Betrachten wir nun die eingebornen Prediger, wenigstens in einigen bedeutenden Repräsentanten dieses Standes!

Quala ist der Prediger der Tavoy Karenen, dem seine Eltern diesen Namen, der Hoffnung bedeutet, geschöpft hatten, weil um die Zeit seiner Geburt die ersten britischen Schiffe einliefen, deren Erscheinen Hoffnung auf Befreiung vom barmanischen Druck machte. Der Knabe ward übrigens 16 Jahre alt, ehe die Engländer Tavoy in Besitz nahmen. Nach drei weiteren Jahren taufte Dr. Judson den ersten Karenen, und dieser fieng alsbald an das Wort zu verbreiten; seine erste Predigt aber hielt er im Hause von Qualas Vater, und sie wars, welche den forschenden Jüngling ins Herz traf. Sofort wurde er getauft, im Jahr 1830.

Sein Vater blieb fast bis zum Ende ein Ungläubiger, die Mutter aber trank das Evangelium mit vollen Zügen ein. Ihr ähnlich, lud Quala jeden, den er erreichen konnte, zu Christo ein, half den Missionaren bei der Uebersetzung des N. T., begleitete sie in die dichten Waldungen von Tavoy und Mergui, und wirkte mit zur Gründung vieler Karenenkirchen. Nach 14 Jahren erst wurde er ordinirt und entschloß sich nun, in Taungu eine Mission zu beginnen. Lange wehrten sich die Gemeinden seines Geburtslandes gegen die Entlassung ihres tüchtigsten Pastors; aber nach der Eroberung Pegus ließ er sich nicht mehr halten. Im December 1853 gelangte er nach Taungu, vollzog schon im nächsten Monat die erste Taufe und hatte vor Jahresschluß neun Gemeinden mit 741 Bekehrten gesammelt; in drei Jahren waren es 30 Gemeinden mit 2127 Gliedern geworden. Und zwar erhielt er hier keinen Gehalt, seine Schüler gaben ihm ein Kleid, wenn er eines bedurfte; seine Gattin hatte er in Tavoy gelassen, und aß mit denen, an welchen er gerade arbeitete.

Nun bitten ihn die wilden Bergkarenen, in ihre Höhen hinauf zu steigen und dort den „Ewigen Gott" zu verkündigen. Der englische Commissär bietet ihm eine schöne Besoldung, wenn er sich zum Häuptling jenes wilden Stammes machen lasse. Aber er lehnt das ab, um nicht Gottes Werk mit Regierungsgeschäft zu vermischen. Wo finden wir schnell ähnliche Opferwilligkeit bei Christi Knechten? Ist dieser allverehrte Greis uns nicht eine Verheißung, daß Gott noch jetzt apostolische Männer unter den Heidenchristen erwecken kann und will?

Von einem Tamilprediger, der 1860 starb, urtheilt der selige Missionar Thomas: „Er war zweifelsohne der begabteste

Redner der indischen Kirche. Hätte irgend eine Kapelle Londons solche Predigten, wie er sie gewöhnlich hielt, aufzuweisen, alles würde dahin strömen. Seine letzte Predigt, über den Text: 'Er duldete das Kreuz und achtete der Schande nicht,' war unbesehen die mächtigste, die ich irgendwann hörte; nie noch schien mir eine menschliche Zunge Christum so erhöht zu haben. Der Eindruck war aber auch ganz überwältigend."

Der blinde Bartimäus von Hawaii (gestorben 1843), war ein Mann, der von der tiefsten Erniedrigung eines heidnischen Possenreißers und Hofnarren sich zur höchsten Beredtsamkeit eines Zeugen Christi aufschwang. Wie ihm, dem Blinden, Psalmen, Sprüche, Weissagungen — und zwar mit Kapitel und Vers -- zu Gebot standen, und mit welcher Macht er alle Bilder der ihn umgebenden wie der nie gesehenen fernen Schöpfung zum Bußeruf an die Gleichgültigen verwandte, ist auch den Missionaren ein nie gelöstes Räthsel geblieben. Was er von Gottes Wort je hörte, war bei ihm alsbald aufgespeichert, und ohne von Concordanz oder Parallelstellen einen Laut vernommen zu haben, zog er mühelos aus diesem Schatz des Herzens jederzeit hervor, was ihm gerade dienen konnte.

Das Auftreten solcher Männer wie der drei genannten, darf uns freilich nicht zu der Erwartung begeistern, als ob unter Heidenchristen verhältnißmäßig mehr außerordentliche Prediger sich finden werden, als bei uns. Sie wurden nur erwähnt, um zu zeigen, wie berechtigt die Hoffnungen auf eine gesegnete Amtsführung auch solcher Bekehrten sind, die kaum erst aus den Befleckungen des Heidenthums sich herausgewunden haben. Polynesien aber weist viele Inseln auf, welche einzig durch furchtlose Eingeborne, die Pioniere des weißen Missionars, für Christum gewonnen wurden und noch jetzt von solchen Pastoren ausschließend bedient werden.

Dr. Anderson findet auch, daß umfassende Erweckungen oder revivals unter den Missionsgemeinden so leicht vorkommen als in Israel. Hier, heißt es ja 2 Chron. 29, 36, geschah die Reformation unter Hiskia „eilend"; ebenso plötzlich treten die Herzensbewegungen in Esras Tagen, unter Johannes dem Täufer und am Pfingstfest auf. Aehnlich war die Erweckung auf der Hawaiigruppe, wo in wenigen Jahren (1836 ff.) über 30000 Bekehrte zu der Gemeinde hinzugethan wurden; und die Südseeinseln, Sierra Leone, Madagaskar, die Karenen, die Missionen Vorderasiens erlebten nach

allerlei Hemmungen auch solches Ueberströmen des göttlichen Gnadenflusses. Nur scheinen dergleichen Geistesergießungen mehr unter schmiegsamen Urvölkern statt zu finden, als bei erobernden und dominirenden Nationen, in welchen das Evangelium auf einen strenger organisirten Widerstand stößt, der freilich die Ernte weiter hinausrückt, sie aber dann nach längerer Geduldsprüfung um so reichlicher ausfallen läßt.

7. Das Leben des Missionars.

Der amerikanische Missionar geht hinaus mit dem Bewußtsein, eine persönliche Pflicht gegen seinen Herrn und Heiland zu erfüllen, nicht als Diener einer Kirche oder einer Gesellschaft, sondern von diesen nur soweit unterstützt, daß sie sich ihm nicht minder verpflichtet fühlen, als er es ihnen ist.

Ist der Missionar von Gott berufen, so werden auch die Eltern, wenn wirkliche Christen, sich nicht weigern ihn herzugeben, obwohl Unbekanntschaft mit der Missionssache oder Mangel an Opferwilligkeit das Jawort hinausziehen mag. Nur eines Falls erinnere ich mich, da der Missionsgedanke, der in zwei Söhnen zumal erwachte, die Mutter in solche Aufregung versetzte, daß ihre geistige Gesundheit ernstlich bedroht war. Ich ermahnte die Jünglinge (mit Hinweisung auf Marc. 7, 11) ihren Entschluß fahren zu lassen, und sie sind nun beide sehr tüchtige Pastoren in der Heimat. Dr. Milne fand, daß er verpflichtet sei, seiner schottischen Mutter ein Häuschen und eine Kuh zu verschaffen, ehe er sich nach China begebe; und einmal kehrte auch ein guter Missionar nach Hause zurück, um einer verarmten Mutter unter die Arme zu greifen. Im Ganzen aber kann ich mich kaum entsinnen, daß Eltern, welche ihre Kinder an die Mission abgegeben haben, wirklichen Mangel gelitten hätten, und Familienverhältnisse scheinen mir auf die Wahl oder Ablehnung des Missionsberufs vielleicht keinen stärkeren Einfluß geübt zu haben, als er bei der Frage nach dem Wohnsitz des künftigen Pastors gewöhnlich ins Spiel kommt.

Für uns steht fest, daß die meisten Missionare nur um so brauchbarer sind, wenn sie von einer wackern, frommen, gebildeten und gesunden Gattin hinausbegleitet werden. Ihre Gegenwart wird in manchen Fällen des Mannes Muth, oft auch seine persönliche Sicherheit vermehren; und selbst die Kindlein, mit denen ein Missionshaus

gesegnet sein mag, tragen dazu bei. Kann die Gattin das Klima nicht länger ertragen, so erlaubt die Missionsleitung gerne einen Besuch in der Heimat; in vielen Fällen mag auch die Aussichtslosigkeit ihrer Gesundheitsumstände eine Rückkehr ins Missionsfeld verbieten, da wir uns denn damit begnügen müssen, den Missionar in der heimischen Kirche thätig verwendet zu wissen. Missionen mit verheiratheten Sendboten kosten zweifelsohne bedeutend mehr als die, welche nur ledige aussenden; sie wecken aber in der Heimat ein größeres Interesse und sind darum leichter zu unterhalten.

Missionskinder mögen an den Orten ihrer Geburt ungefährdet bis gegen das 12te Jahr heranwachsen; dann aber verbietet schon die Sorge für ihre geistige Bildung den längeren Aufenthalt im Heidenlande. Unsere Gesellschaft überläßt es den Missionaren, wann und in wessen Obhut sie ihre Kinder abgeben wollen; sie trägt aber die Kosten der Heimfahrt und setzt für das Kind bis in sein 18tes Jahr eine Summe von etwa 100 Dollars jährlicher Unterstützung aus. Das Uebrige mögen die Vormünder und Freunde der Missionskinder nach bestem Wissen besorgen. Eine besondere Erziehungsanstalt für diese Kleinen würden wir als ein Unglück ansehen, wie auch die meisten Missionare eine solche Abtrennung derselben von der Masse ihrer Altersgenossen entschieden verwerfen würden.

Ich habe von 95 Söhnen und 89 Töchtern unserer Missionare Erkundigungen eingezogen, von denen einige fast 50 Jahr alt sind; 149 derselben sind Kirchenglieder, mehr als die Hälfte der Söhne (51) haben eine Universitätsbildung erhalten und 31 bereiten sich auf eine solche vor; 13 sind Prediger geworden, wie auch 13 Töchter Missionsfrauen wurden. Gewiß eine trostreiche Verwirklichung der Verheißungen, die denen gegeben sind, welche auch für ihre Nachkommenschaft auf Gottes besonderen Segen hoffen.

Dem Board (Kommittee) gegenüber steht der Missionar in derselben Freiheit und Verantwortlichkeit, wie sie irgend welche Pastoren in ihren kirchlichen Beziehungen fühlen. Es ist ein Werk des Glaubens, welches der Board ausübt, wenn er über die Ausgaben einer halben Million Dollars, ein Jahr ehe sie eingehen, die nöthigen Bestimmungen trifft. Wenn er also den Missionaren den zugetheilten Gehalt zusichert, so spricht er damit im Grunde nur sein festes Zutrauen aus, daß die erforderlichen Mittel von Gott dargereicht werden; denn mehr als er empfängt, kann er nicht geben.

Die Gesellschaft hat so wenig einen festen finanziellen Boden als ihre Missionare, ausgenommen die Verheißung eines reichen Herrn und Königs.

Ist dieses Vertrauen des Missionars noch nie getäuscht worden, sofern noch keiner von ihnen Noth gelitten hat, so wird aus dem gleichen Grunde auch die Unterstützung der Invaliden und der Wittwen und Kinder nie einen merklichen Ausfall erleiden. Was die Versorgung des Missionars betrifft, der nicht mehr auf sein Arbeitsfeld zurückkehren kann, so wird darin nach Billigkeitsgründen verfahren, in einer Weise, die freilich nicht jede Meinungsverschiedenheit abschneidet, aber der Mission noch in jedem Falle die Zustimmung der Unparteiischen gewonnen hat.

Für die zurückgekehrten Wittwen ist ohne einen besondern Fond so gut, wenn nicht besser gesorgt worden, als für die Wittwen amerikanischer Pastoren geschieht.

Nach meinen 45jährigen Beobachtungen ist sonach das Verhältniß zwischen den Missionaren und dem Board ein gegenseitig befriedigendes, wenn auch Mißverständnisse und andere Menschlichkeiten nicht ausgeblieben sind.

In seiner Mission gehört der (amerikanische) Sendbote einer kleinen Republik an, worin jedem Gliede das gleiche Stimmrecht zusteht und die Mehrzahl entscheidet; sehr selten wird an die heimische Aufsichtsbehörde appellirt. „Europäer scheinen in Folge eines Mangels ihrer frühesten Erziehung die sittliche Verantwortlichkeit einer solchen Stimmgebung nicht gehörig zu würdigen; bei Amerikanern, die dazu herangebildet sind, wirkt diese Regierungsweise — sofern jeder Einzelne ein genügendes Gewicht von Arbeitslast zugemessen bekommt — mit ausgezeichnetem Erfolg."

Im Ganzen hat uns die Erfahrung gelehrt, daß die Einführung kirchlicher Verfassungen im wesentlichen von dem Urtheil der draußen, stehenden Missionare abzuhängen hat. Uebrigens mögen Presbyterien-Synoden, Vereine ꝛc. in den heimischen Verhältnissen sehr angemessen sein, ohne darum auch im Missionsgebiete sie als ebenso passend zu erweisen.

Zu seiner Predigt unter den Heiden mag mancher Missionar gewissen Vorbedingungen, der Schulbildung ꝛc. allzuviel Gewicht einräumen, selbst nachdem er die Sprache des Volks, dem er dient, sich angeeignet hat. Wir glauben, daß er ganz einfach die Botschaft des Heils durch das Kreuz Christi zu verkündigen hat und damit nicht zu Schanden wird, wenn eine Kohle von Gottes Altar ihm die Lippen berührt hat.

Der weitere Verlauf seiner Wirksamkeit wird sich als günstig für seine geistige Fortentwicklung beweisen; denn er findet so nach und nach, wie er der Fuß des Lahmen, das Auge des Blinden sein, den Unwissenden den Kopf zurechtsetzen, ja gleichsam das Gewissen

umschaffen, kurz Alles mögliche thun sollte und dafür keinen menschlichen Beistand herbeiziehen kann. Je länger er lebt und wirkt, desto entschiedener werden unter diesem Drucke alle seine geistigen Fähigkeiten angespannt und fortgebildet werden.

Wird er dabei auch ein glücklicher Mensch sein? Unter mehr als 400 Missionaren, mit denen ich im engsten Verbande lebte, hat es an betrübten Fällen nicht gefehlt, — den einen versagte frühe die leibliche Gesundheit, andere wurden durch gesteigerte Empfindlichkeit, Unfähigkeit die Sprache zu meistern und andere Erfahrungen tief niedergedrückt. Doch in der Regel fand ich die Missionsfamilien glücklicher als eine gleiche Anzahl heimischer Pfarrfamilien. Und das weiß ich mir nur aus den Verheißungen des Heilands zu erklären; denn unzweifelhaft bedarf der Missionar, entrückt dem gesunden Druck der öffentlichen Meinung, die uns in christlichen Landen wie eine Atmosphäre umgibt und beeinflußt, eines größeren Maaßes von Gnade, um richtig zu wandeln, als wir in der Heimat. Aber eben diese besondere Gnade wird auch gesucht und gewöhnlich gefunden; und die Aufforderung zu besonderen Opfern, wie sie z. B. in der Abgabe heranwachsender Kinder liegt, hilft zu gläubigerem Ergreifen der uns geschenkten Verheissungen.

So sage ich denn nicht, daß Missionare durchschnittlich frömmer sind als Pfarrer zu Hause; doch meine ich, fühlt man ihnen einen festeren und höheren Ton des Glaubenslebens an, wie er in ihrer vereinsamten Stellung nothwendig angestrebt werden muß. Ich meine z. B. sie sterben leichter, und finden sich gelassener in die Trennungen, welche der Tod verursacht. Am liebsten sterben sie im Lande ihrer Arbeit; Graves, der nach langer Arbeit in Indien sein Vaterland besuchte, um sich zu erholen, ließ mich, als denn doch sein Ende nahte, die Erlaubniß zu seiner Rückkehr nach Indien auswirken, und sie wurde ihm gegeben. Und wie viele triumphirende Heimgänge schweben mir vor — vom greisen Poor, der in Ceylon mit den Worten: Freude, Hallelujah! entschlief, bis zu der jungen kaum in Indien gelandeten Missionsfrau, die flüsterte: Wenn dies das finstre Thal ist, so sehe ich kein Dunkel drin; alles Licht!

Eben deßwegen aber habe ich längst die Erwartung aufgegeben, einen Missionar in seinem Beruf ausharren zu sehen, der diesen nicht als ein Leben in Glaubensproben antreten und lieben kann. Philosophen gehen nicht hinaus, Philanthropen halten nicht lange aus, ein unverständiger frommer Drang verfliegt, noch ehe die Sprache erlernt ist. Was zum Missionar erfordert wird, ist einmal der feste Vorsatz, Menschen zu Gott zurückzuführen, verbunden mit erfahrungsmäßiger Gotteserkenntniß und einem Schöpfen aus den Kräften der zukünftigen Welt.

(Schluß folgt.)

Leichenprocession in Japan.

Abermals Japan.

Seit das Oktoberheft des Missionsmagazins die gegenwärtige Krisis in Japan und die dort seit dem Jahr 1859 gemachten evangelischen Missionsbestrebungen besprochen hat, ist von dem Amerikaner Gulick ein Brief mit Nachrichten eingelaufen, die in trauriger Weise bestätigen, daß die japanesische Regierung entschlossen ist, nicht nur dem Katholicismus, sondern dem Christenthum in jeder Gestalt mit derselben Entschiedenheit entgegenzutreten, sollte seiner Verbreitung auch bloß durch blutige Verfolgung gesteuert werden können. Er schrieb am 1. Juli 1871 von Kobe (S. 426):

„Die vergangene Nacht brachte eine neue Erfahrung in unser Missionsleben. Wir waren eines kranken Kindes wegen lange wach geblieben, als wir um Mitternacht Miss. Greene's Stimme auf der Straße hörten, der vor dem Fenster um Einlaß bat. Er brachte uns die Nachricht, ein Diener, der seit kurzem in seinem Hause sei, habe ihn eben jetzt geweckt, um ihm zu sagen, mein treuer Lehrer, der seit einem Vierteljahr zu mir kam und vorher über ein Jahr der seinige war, sei sammt seinem Weibe im Auftrag der Regierung festgenommen worden.

„Yeinoski ist ein Gelehrter von ruhigem, nüchternem, durchaus würdigem Wesen. Er hielt früher eine Leihbibliothek in Jedo und begleitete Miss. Greene als Sprachlehrer hieher. Wir hatten an ihm einen sehr zuverlässigen Mann, der gestern noch bei uns war. Offenbar ist sein einziges Verbrechen, daß er uns zu nahe kam und christliche Begriffe einsog. Wir betrachteten ihn bereits als einen Christen und Greene gab sich der Hoffnung hin, er werde ihn als den Erstling seiner Bekehrten aus den Heiden bald in die Gemeinde aufnehmen dürfen.

„Wir hielten es nicht für thunlich, der Sache in der Nacht nachzugehen, darum suchten wir, nachdem wir dahin aufgeblickt hatten, woher unsre Hilfe kommt, noch bis zum Morgen zu schlafen — freilich ein vergebliches Bemühen. Unsre Gedanken begleiteten das unglückliche Paar, das ohne Ankläger und Verhör jetzt vielleicht in irgend einen entfernten Kerker geschleppt wurde — möglicherweise in das große Beinhaus in Kii, dem von hier aus gerade jenseits der Bai von Osaka gelegenen Bezirk, wo die noch Uebrigen der 500 dahinsiechenden Katholiken eingeschlossen sind, die vor anderthalb Jahren dorthin gebracht wurden.*) Vor einiger Zeit ist der Lehrer des englischen Missionars Ensor in Nagasaki plötzlich verschwunden, ohne daß man seither etwas von ihm hörte. Ohne den mitternächtlichen Hilferuf eines Freundes hätte es hier wohl einen zweiten Fall solch' rätselhaften Verschwindens gegeben; Dank der väterlichen Leitung Gottes fanden aber Greene und ich diesen Morgen die Beamten in Yeinoski's Hause, wie sie eben dessen Papiere durchsuchten und seine Briefe lasen.

„Als Greene sie darüber zur Rechenschaft zog, sagten sie, sie seien nur sehr untergeordnete Bedienstete und handeln auf Befehl des Gouverneurs der Stadt und des Hafens. Als er ihnen sagte, sie haben da auch einige uns gehörige Bücher mit weggenommen, standen sie sogleich davon ab und giengen, um dem Gouverneur Bericht zu erstatten, während wir unsrerseits die Sache dem Konsul der Vereinigten Staaten vorlegten. Letzterer wird die sofortige Freilassung des Lehrers verlangen; mit welchem Erfolg, ist aber sehr zweifelhaft.

„Yeinoski bewohnte ein gemiethetes, nur etliche Minuten von uns entferntes Haus. Er hatte erst gestern zwei uns gehörige Abschriften der japanesischen Uebersetzung des Evangeliums Marci mit

*) Die Japaner tragen die Todten in einer Art Zuber hinaus, worin die Leiche hockt, während ein papierener Tempel denselben verdeckt. Voraus gehen Fackelträger und Priester mit ihren heiligen Büchern, Weihrauch ꝛc., sodann die Dienerschaft, die Bambusstangen trägt, an welchen Laternen, Schirme und beschriebene Papierstreifen hangen. Hinter der Leiche wandeln die Verwandten und Freunde, in die Trauerfarbe, ein reines Weiß, gekleidet; zuletzt folgen die Damen der Familie, jede in ihrem Norimon (Palankin), von ihren Dienerinnen begleitet. Selbstverständlich gilt diese Schilderung nur von den höheren Ständen, denen die niederen nacheifern, so weit sie dürfen und können.

nach Hause genommen. An eine derselben sollte er die letzte Hand legen — vielleicht die Verse numeriren. Diese Abschriften von Dr. Hepburns Uebersetzung fehlen jetzt in seinen Zimmern und werden wahrscheinlich als Belege benützt, um ihn der Verschwörung gegen die Regierung und Religion des Mikado zu überweisen. Außerdem mögen sich unter seinen Papieren auch noch Abschriften eines Gebets gefunden haben, das er vor einiger Zeit von Greene erhielt.

„Sehr wahrscheinlich wurde er auf Befehl der Centralregierung in Jedo verhaftet. Irgend eine andre Beschuldigung als seine Verbindung mit uns, wird ohne Zweifel gegen ihn ausposaunt werden, und vermuthlich wird er dem Bereich unsres Einflusses, möglicherweise auch unsrer weiteren Kenntniß entzogen .... Vor etlichen Wochen hatten wir Beide, Greene und ich, den Besuch eines Regierungsbeamten, der ein wenig Englisch sprach und eine englische Bibel und etliche Geschichtsbücher zu entlehnen wünschte. Wir liehen ihm einige Bücher; seine Art und seine Fragen aber weckten in uns Allen den Verdacht, er sei wohl als Spion gekommen. Er hat unsre Bücher nicht zurückgebracht und wir erwarten auch nicht, ihn wieder zu sehen. Unser Argwohn in Betreff seines Charakters verstärkt sich.

„Im Lauf des Tages hörten wir noch, daß die Beamten, welche Yeinoski vorige Nacht festnahmen, sich zu versichern suchten, ob er ein Kruzifix oder Zaubermittel habe; auch fragten sie ihn, nach welcher Richtung wir beim Gebet das Gesicht wenden. Ihre Wahl war richtig, indem sie den Einzigen traf, von dem wir gegründete Hoffnung hatten, daß er im Herzen ein Christ sei. Wir beten, daß sein Glaube in der Prüfung gestärkt werden und Alles zur Ehre Gottes und zur Förderung voller religiöser Toleranz ausschlagen möge. Die unmittelbare Folge davon wird freilich die sein, daß es für mich schwer halten wird, einen andern Lehrer und Abschreiber zu finden; denn Yeinoski's Schicksal wird den Muth derer dämpfen, die etwa Lust zu dieser Stelle gehabt hätten. Ferner dürften auch Greene's japanesische Morgenandachten, woran 6—7 Eingeborne theilzunehmen pflegten, und ebenso seine Nachmittagsgottesdienste am Sonntag, zu denen sich die gleiche Zahl einfand, nunmehr aufhören, weil man den Besuch derselben für zu gefährlich halten wird. Auch die Missionare in Nagasaki finden die Eingebornen

gegenwärtig viel ängstlicher, ihnen nahe zu kommen, als zu irgend einer frühern Zeit seit der Eröffnung der Häfen für den Handel.

„In Einer Beziehung scheint es eine Fügung Gottes, daß dieser Fall sich gerade jetzt ereignen mußte, da dadurch die Aufmerksamkeit der evangelischen Christenheit vielleicht noch rechtzeitig entschiedener auf die japanische Unduldsamkeit hingelenkt wird, um bei der bevorstehenden Revision der am 1. Juli 1872 ablaufenden Verträge die Handlungsweise verschiedener Regierungen zu beeinflussen. Es scheint keinem Zweifel zu unterliegen, daß ohne den Widerstand der Behörden Schaaren, ja die ganze Masse des Volks dem christlichen Unterricht zugänglich wäre ...."

Am 8. Juli fuhr Gulick fort: „Es ist jetzt eine Woche seit Yeinoski's Verhaftung verflossen, aber es scheint keine Aussicht auf seine Befreiung vorhanden. General Frank, unser Konsul, forderte seine Freilassung auf Grund einer zwischen ihm und dem Gouverneur getroffenen Uebereinkunft, daß er Meldung erhalte, bevor man den Diener eines amerikanischen Bürgers verhafte. Der Gouverneur entgegnete aber kaltblütig, Yeinoski habe nicht in unsrem Gehöfte gelebt, sondern sei nur täglich in unser Haus gekommen; er habe ihn nicht als einen Diener, sondern mehr als einen Arbeiter, einen Maurer oder Schreiner betrachtet, der von Zeit zu Zeit in dem Gehöfte von Fremden Beschäftigung finde. Yeinoski's ganze Zeit war indeß seit anderthalb Jahren ausschließlich unsrem Dienste gewidmet und zwar in der Weise, daß er in demselben seine Heimat in Jedo verließ, um Greene hieher zu begleiten. Der Konsul will daher weitere Anstrengungen zu seiner Freilassung machen, und sollte er nichts ausrichten, die Sache dem amerikanischen Gesandten in Jedo übergeben.

„Der Gouverneur von Kobe und Hiogo ist derselbe Nakayama, der als Gouverneur von Nagasaki vor anderthalb Jahren die 4000 eingebornen Katholiken verhaften ließ, die seither in ihren verschiedenen Kerkern unsägliche Qualen erduldeten. Er hatte sich in Nagasaki den fremden Konsuln so unerträglich gemacht, daß auf ihre vereinigten Bitten hin die Centralregierung ihn nach Jedo zurückberief. Kurz darauf jedoch wurde er zum Gouverneur von Kobe und Hiogo, einem weit wichtigeren Posten befördert, als der in Nagasaki es war. Sein Eifer und Erfolg in der Festnehmung von Christen, seien es nun römische oder protestantische, ist in den Au-

gen des Mikado und seiner Regierung ohne Zweifel nur eine Empfehlung für ihn.

„Wir hören von eingebornen Bekannten, daß Yeinoski und seine Frau vor etlichen Tagen aus dem einstweiligen Verschließ, worin man sie verwahrt hatte, in das gemeine Gefängniß gebracht wurden, das nur für verurtheilte Verbrecher bestimmt ist. Demnach hätte das Scheinverhör bereits stattgefunden, und sie wären schuldig erklärt worden.

„Es scheint fast unglaublich und wahrhaft unerträglich, daß gerade vor unsrer Thüre, im hellen Lichte des 19. Jahrhunders und an einem Platz, wo die volle Fluth des Handels der christlichen Nationen ab- und zuwogt, ein Mensch als Schurke verurtheilt werden soll, bloß weil er das Evangelium gehört und geglaubt hat; aber es ist so. Unsrer Ansicht nach kann es in ganz Japan keinen geordneteren, harmloseren Menschen geben als Yeinoski.

„Die kaiserliche Regierung hat eine Bekanntmachung erlassen, die am 5. Juli 1871 in den 'Hiogo News' veröffentlicht wurde, und wovon Ein Abschnitt lautet:

'Die Gesetze über die Religion müssen genau beobachtet werden, und es wird hiemit Jedermann streng aufgefordert, sich zu beschweren, wenn man mit ihm über die christliche Religion spricht oder ihn zur Annahme derselben zu überreden sucht.'

„Mit Yeinoski ist allerdings vom Christenthum gesprochen worden. Er hat Monate hindurch einen Theil des Tags damit zugebracht, die von Dr. Hepburn übersetzten Evangelien abzuschreiben und der zuständigen Behörde keine Klage darüber eingereicht; seine Schuld ist also klar. Welches Verbrechen man aber seinem armen Weibe zur Last legt, wissen wir nicht, es sei denn, daß ihr Mann mit ihr über das Christenthum gesprochen und sie ihn deßhalb nicht angegeben hat. Es ist uns nicht bekannt, daß sie christliche Erkenntniß oder einen besondern Zug zum Evangelium gehabt hätte, allein hier zu Lande theilt das Weib die Strafe für das Verbrechen des Mannes. Das ist heidnische und japanische Regel, trotz aller Höflichkeit im Verkehr und aller Freiheit im Austausch von Luxusartikeln mit fremden Nationen. Christus und Sein Reich ist der Eine Stein, den die Baumeister des erneuten Japan verwerfen möchten."

Wieder acht Tage später fährt Gulick fort: „Vor einigen Tagen erkundigte Miss. Greene sich im Regierungsgebäude nach unsrem

Lehrer Yeinoski. Der Dollmetscher, der vorgab, seine Aufträge von einem Beamten im anstoßenden Zimmer zu empfangen, erwiederte ihm, Yeinoski sei bis jetzt nur vorläufig verhört worden; in etlichen Tagen werde das Schlußverhör stattfinden, nach dem er im Falle der Freilassung uns zurückgegeben werde. Jede Andeutung des ihm zur Last gelegten Vergehens wurde verweigert; dagegen hieß es, nach dem Schlußverhör werde uns die gegen ihn vorgebrachte Anklage mitgetheilt werden.

„Gestern waren wir Beide wieder dort und hatten verabredeter Maßen eine Besprechung mit dem Vicegouverneur dieses Hafens. Er sagte uns, Yeinoski sei auf Befehl der Dandschodai (der geheimen Polizei der kaiserlichen Regierung) festgenommen worden und der Grund seiner Verhaftung sei den Lokalbehörden nicht bekannt; man habe ihn nach Osaka gebracht, um dort von dem Gerichtshofe des Dandschodai verhört zu werden. Dieser Dandschodai ist das Haupt und Herz des geheimen Spionniersystems, welches das ganze Reich durchdringt und eine der mächtigsten Waffen der Centralregierung bildet. So ist also in mitternächtlicher Stunde unser einziger und treuer Anhänger vor jene Inquisition geschleppt worden, von der noch keiner freigesprochen worden oder zurückgekehrt ist.

„Wir legen die Sache dem amerikanischen Gesandten De Long in Yokohama vor, aber die Aussicht, daß wir Yeinoski je wieder sehen werden, ist sehr gering. Sollte dieser Fall dazu dienen, das Interesse für religiöse Duldung in der Heimat zu beleben oder unsrem Gesandten den eigentlichen Charakter hiesiger Unduldsamkeit aufdecken und so ihn zu einem entscheidenden Eingreifen bei der bevorstehenden Revision der Verträge stimmen, so ist damit vielleicht die göttliche Absicht bei dem den Boshaften gestatteten kurzen Triumph erreicht." —

Schon am 22. Mai, also fünf Wochen vor Yeinoski's Verhaftung, hatten die amerikanischen und englischen Missionare sich im gleichen Sinn zu einem Aufruf vereinigt, von dem durch eine eigenthümliche Verspätung das erste Exemplar zugleich mit Gulicks obigem Bericht, und durch diesen natürlich wesentlich bekräftigt, nach Amerika gelangte. Er lautet:

„Wir, die unterzeichneten Glieder der protestantischen Missionen in Japan bitten ernstlich um die vereinten und kräftigen Anstrengungen aller Christen, um den Bewohnern dieses Landes Religions-

freiheit zu verschaffen. Wir glauben, daß die gerade jetzt von der japanischen Regierung beliebte Erneurung der Feindschaft gegen das Christenthum großentheils der Nachdrucksloſigkeit der von den Vertragsmächten dagegen erhobenen Einsprache zuzuschreiben ist. Die Gesandten dieser Mächte am Hofe des Mikado sind nicht bevollmächtigt, wirksame Maßregeln gegen die Verfolgung der Christen zu ergreifen, und folglich begegnet ihr schwacher Protest nur der äußersten Geringschätzung. Daher sind auch die alten Gesetze gegen die Christen, welche nach der Erschließung Japans neun Jahre hindurch außer Kraft waren, nicht nur wieder erneuert, sondern mit furchtbarer Strenge ausgeübt worden.

„Diese Gesetze sind schmachvoll und grausam. Schmachvoll, weil sie jede christliche Nation beschimpfen und darauf berechnet sind, die Japanesen gegen alle Fremden einzunehmen; grausam, weil furchtbar tyrannisch und drückend für eingeborne Christen. Wie sehr aber auch ein fremder Gesandter die Widerrufung dieser Gesetze wünschen mag, ist er doch durch seine Instruktionen so gebunden, daß seine an die japanische Regierung gerichteten Vorstellungen nothwendiger Weise so sehr des Nachdrucks entbehren, daß die Beherrscher Japans fühlen, sie können dieselben ungestraft mißachten.

„Das vorliegende Bedürfniß ist also der Druck der öffentlichen Meinung auf die Regierungen, welche Verträge mit Japan abgeschlossen haben, damit sie die Widerrufung der ihnen selbst so schimpflichen und nachtheiligen Gesetze gegen das Christenthum verlangen. Eine solche Forderung wäre keine Verletzung der internationalen Höflichkeit und würde im Falle der Gewährung, die wir für wahrscheinlich halten, sobald die Japanesen sich einem festen Entschluß gegenüber sähen, diesem Volk das unschätzbare Gut verschaffen, Gott in Freiheit dienen zu dürfen.

„In der Hoffnung, die Christen der Heimat werden diesen Gegenstand in Erwägung ziehen und ihren ganzen Einfluß aufbieten, daß ihre betreffenden Regierungen ihren Bevollmächtigten am Hofe des Mikado die Weisung ertheilen, alle geeigneten Mittel zu ergreifen, die Widerrufung der jetzt von der japanesischen Regierung aufs Neue veröffentlichten und eingeschärften Edikte gegen des Christenthum zu erlangen, empfehlen wir hiemit Allen, die den Herrn Jesum lieb haben, unsern Bruder und Mitarbeiter, David Thompson, der im Begriff ist, eine Reise nach Europa und Amerika anzutreten,

um die Aufmerksamkeit der Christenheit auf diesen Gegenstand hinzulenken.

„Möge der treue Gott, dessen Reich alle Zonen der Erde umfaßt, die Bemühungen unsres Bruders segnen und ihm den Lohn schenken, die Befreiung der Unterdrückten und Verfolgten und die Zusicherung von Religionsfreiheit für alle Bewohner dieses Landes zu erleben!"

Folgen die Unterschriften.

In Yokohama: Dr. Brown, Dr. Hepburn, Goble, Ballagh, Wolff.
In Kobe: Gulick, Greene.
In Nagasaki: Ensor, Burnside, Stout.

Zur Missionswissenschaft.

(Schluß.)

8. Hindernisse zu Hause.

Auch wahre Christen nehmen sich der Missionssache wenig oder gar nicht an, wofür der Hauptgrund in Unbekanntschaft mit dem Gegenstand zu suchen ist. Was die dienende Liebe des barmherzigen Samariters hervorlockte, war der Anblick des unter die Mörder Gefallenen. Was den Sohn Gottes auf die Erde herabrief, war der Einblick in ihr Sündenelend. Wir aber, so sehr wir ein lesendes Geschlecht geworden sind, das sich nachgerade für Alles, auch das Fernstliegende interessirt, haben eine geradezu erstaunliche Unwissenheit in unsern Gemeinden zu beklagen, nämlich den überaus schwachen Grad von Einsicht in die sittlichen und religiösen Zustände der Welt.

Nächst der Brüdergemeinde gibt es wohl keinen für die Mission begeisterteren Kirchentheil, als die congregationalistischen Gemeinden in Massachusetts und Connecticut; wenigstens weiß ich von keinem, wo eine größere Anzahl Christen über die Mission liest, für sie betet und zu ihrem Unterhalt beiträgt. Und doch ist es eine bekannte Thatsache, daß auch in den besten dieser Kirchen fast ein Viertheil der Kommunikanten nichts für die Missionen gibt, und nur ein

Fünftheil sich in den Missionsbetstunden einfindet; von drei oder vier christlichen Familien hält nur eine ein Missionsblatt. In der presbyterianischen Kirche, die ihre 5000 Gemeinden zählt, hat im Jahr 1865 die Hälfte derselben für die Heidenmission keine Beisteuer geleistet. Gewiß nicht weil die Ausbreitung von Christi Reich ihnen gar nicht am Herzen läge, sondern weil sie so wenig davon wissen.

Die Zeit, in der wir leben, ist eine neue, sie bringt neue Pflichten und neue Anreizungen mit sich. Mein Vater begrüßte mit Jauchzen das erste Wehen des Missionsgeistes am Anfang unseres Jahrhunderts, doch hat er als Pastor in seiner Gemeinde nie von der Mission geredet, bis die erste amerikanische Missionsgesellschaft zusammen zu treten begann. Daß ein Pfarrer sich dieser Sache annehme, lag einmal noch nicht im Geiste der Zeit. Nun aber begannen die Nachrichten aus den Heidenländern erst spärlich, dann immer reichlicher auf uns einzuströmen, bis am Ende Städte und Dörfer und Weiler sich der neuen Aufgabe erschlossen und sie immer heller erkannten.

Soll aber die noch immer große Unwissenheit und die daraus fließende Gleichgültigkeit so vieler Christen bekämpft werden, so haben die Pfarrer darin das Meiste zu thun. In den Kindern schon ist das Missionsinteresse zu wecken; sie für die Lust und Kunst des Gebens heranzuziehen, liegt aber noch immer nur wenigen an, und die Sonntagsschulen scheinen hierin kaum da und dort einen Anfang gemacht zu haben.

Monatliche Betstunden für die Bekehrung der Welt sind weithin eingeführt, werden aber nur schwach besucht. Will der Pastor sie seinem Völkchen wichtig machen, so muß er nachahmen, was die Welt vornimmt, um für ihre großen Anliegen möglichst viel Theilnahme zu erzeugen. Wie folgen doch Bilder und Karten und andere Versinnlichungsmittel den Haupt- und Staatsaktionen der politischen Welt auf dem Fuße nach, um das Ferne nahe zu rücken und das im Allgemeinen Bekannte zu spezialisiren und eindrücklich zu machen. Aber wie viele Pastoren halten es auch nur der Mühe werth, sich auf solche Missionsstunden recht vorzubereiten. Meiner Erfahrung nach muß schon in der Studienzeit der Grund zum Missionsinteresse des Geistlichen gelegt werden, wenn dasselbe später nachhaltig wirken soll.*)

*) Daß es mit dem Missionseifer englischer Pfarrer im Ganzen nicht besser steht, zeigt folgender Vorfall an. Auf dem kirchlichen Congreß in Nottingham

Was die Synoden und andere größere Kirchenversammlungen und Konferenzen von aktiven Kirchengliedern betrifft, so geben sie einem oft den Eindruck, als habe es die Kirche nur mit Selbstvertheidigung, Selbsterhaltung, Selbsterbauung zu thun, wie das die Tradition der früheren Zeit mit sich bringt. An den Pfarrern liegt es, der Thatsache Eingang zu verschaffen, daß die christliche Kirche keine Festung, keine Garnison ist, sondern ein zu Felde liegendes Heer. Ich weiß nicht, wie es anderwärts damit bestellt ist, aber wenn die großen Kirchenkörper kaum nebenher an die Missionspflicht denken, wie sollen die Ortsgemeinden dazu kommen, ihr ein größeres Gewicht einzuräumen?

Die Missionsgesellschaften wie auch die andern wohlthätigen Vereine sind mit der Zeit so wichtige Beihilfen des kirchlichen Lebens geworden, daß sie in Wahrheit einen Bestandtheil unseres kirchlichen Systems bilden. Daher hat der Pastor sich mit ihnen so weit in Verbindung zu setzen, daß er ihre Wirksamkeit zur Kenntniß seiner Pflegbefohlenen bringt und zur Entwicklung ihres Wohlthätigkeitssinnes benützt.

Die einzelnen Mißverständnisse, welche sich von der beklagenswerthen Unkunde der Christen herschreiben, mögen nun auch noch kurz angeführt werden.

1. „Die Heiden sind so tief gesunken, daß ihre Hebung einen allzugroßen Aufwand von Anstrengungen erfordern würde." — Aber Christus will sein Evangelium ihnen verkündigt haben; auch stehen die Heiden nicht auf niedrigerer Stufe als z. B. die Europäer in

---

wurde am 11. Oktober 1871 auch die Missionssache eingehend besprochen. Zum Schluß stand ein Pastor Billings auf und sagte, ein großes Hinderniß des Missionswerks sei in der Gleichgültigkeit der Geistlichen zu suchen. Sobald von der Liste der Collecten etwas zu streichen sei, komme immer die Heidenmission zuerst an die Reihe; und halte man im Dorf auch außerordentlicher Weise einmal Missionsstunde, so verunglücke sie leicht durch das Geständniß des Predigers, daß er eigentlich nichts von dem Gegenstande wisse. Das Schlimmste dabei aber sei, daß solches Bekenntniß sich alljährlich wiederhole, und doch bemühen sie sich nie, ihre Wege zu bessern. (Lachen und „Hört!") Man sage es den Leuten niemals genug, daß für die Erweiterung von Christi Reich mit Selbstverläugnung und Opferfreudigkeit gearbeitet werde; und könne man erwarten, daß Christus hier bei uns sein werde, wenn sein Befehl, das Evangelium zu allen Völkern hinauszutragen, so wenig Gehör finde?

Druidischen Zeiten, und durch das Evangelium sind schon viele Heiden bedeutend gehoben worden.

2. „Wir können nicht soviel Mittel aufbringen, als eine wirksame Mission kosten würde." — Antwort: Die Mission fordert im Verhältniß nicht viel mehr Menschenleben als der Dienst Christi zu Hause; Missionare in Indien hatten Anno 1855 eine durchschnittliche Arbeitszeit von 16 ½ Jahren, und diese ist nun bereits länger geworden. Der amerikanische Board aber hat in den 56 Jahren seines Bestehens nicht mehr ausgegeben als was eine 50 Stunden lange Eisenbahn in Massachusetts kostete, fast drei Mill. Dollars weniger als was der letzte Bürgerkrieg durchschnittlich in einer Woche verschlang ꝛc.

3. „Die Missionare haben doch nur wenig Erfolg." — Diesen Einwurf hört man jetzt weniger als früher (in Europa jedoch lauter als je).

4. „Die Beiträge kommen nur zum kleinsten Theile wirklich in die heidnischen Länder." — Unsere Berichte aber zeigen, daß keine unserer großen Missionsgesellschaften über acht Procente ihres Einkommens auf ihre Verwaltung verwendet. Ein Banquier sandte schon seinen Beitrag direkt an die Mission in der Türkei, mußte sich aber überzeugen, daß er damit nichts gewinne.

5. „Am Ende vermehrt die Zusendung des Evangeliums nur die Verantwortlichkeit des betreffenden Volkes, das vielleicht auch ohne dasselbe selig würde." — Studire Dein N. T. noch fleißiger!

6. „Unser großes Vaterland wiegt doch Dutzende von Heidenländern auf, wie viel bleibt da noch zu thun! und was hier erreicht wird, kommt irgendwie auch dem gesammten Gottesreich zu gut." — Es läßt sich nachweisen, daß unsere innere Mission erst aufzublühen begann, nachdem wir in fremden Ländern Mission treiben gelernt hatten. Und noch immer geht nur ¼ oder ⅙ der kirchlichen Beiträge Londons in die Missionskassen, von der Freikirche Schottlands nur 6 Procent ihrer jährlichen Sammlungen ꝛc.

Allen diesen Einwürfen liegt entweder Unkunde oder eine tiefer reichende Zweifelsucht zu Grunde. Die Hirten und Lehrer sollten sich bemühen, dieser Zeitkrankheit mit Ernst entgegen zu arbeiten, und das um so mehr, da Rom alle Aussicht hätte, seine Herrschaft in der Christenheit wieder herzustellen, wenn ihm erst die Heidenländer zu beliebiger Unterwerfung überlassen würden. Und einen großen

Gewinn für seine Gemeinde sollte jeder Pastor darin suchen, daß wenigstens aus ihr ein Glied für den Dienst der Mission sich anbiete und vorbereite.

9. Fortschritte.

Was Gott gethan hat, um die ferne Welt dem Evangelium zu öffnen und die Kirche für das Missionswerk vorzubereiten, ist am Anfang unserer Schilderung angedeutet. In wie weit aber die Menschen das Ihrige thaten, dem Befehl der Verkündigung an alle Völker Folge zu leisten, bleibt noch zu untersuchen.

Eine Förderung der Missionssache liegt in dem Schutze, der ihr seitens der eigenen Regierungen nach langem Zaudern zu Theil geworden ist. In Amerika war Daniel Webster der erste Staatssekretär, der 1842 dem Gesandten in Konstantinopel die Weisung gab, den Missionaren der Union die ihnen bisher verweigerte Unterstützung zukommen zu lassen. „Der Präsident, welcher der Sache ein tiefes Interesse zuwendet, trägt mir auf, Ihre unverzügliche Aufmerksamkeit für diesen Gegenstand in Anspruch zu nehmen und Sie anzuweisen, daß keine Gelegenheit vorbeigelassen werde, da Ihr Eingreifen zu Gunsten jener Personen nothwendig oder nützlich werden dürfte, um auf dieselben allen schicklichen Beistand und Dienst, deren sie bedürfen, ebenso auszudehnen, wie dies für andere Bürger der Vereinigten Staaten, die als Kaufleute in der Türkei wohnen oder sie besuchen, geschehen würde." Die nachfolgenden Staatssekretäre haben diesen Anspruch der Missionare auf den Schutz ihrer Regierungen so unumwunden anerkannt, daß derselbe jetzt als eine unzweifelhafte Errungenschaft betrachtet werden darf.

Ebenso haben die vier Großmächte der Christenheit in den letzten Verträgen mit China ausdrückliche Vorsorge für den Schutz der Missionare und ihrer Bekehrten getroffen. So ausreichend die Beschirmung des Herrn selbst scheinen mag, die Anerkennung des „römischen Bürgerrechts" im Missionar behält ihren eigenthümlichen Werth.

Einen andern günstigen Umschwung sehe ich in der Aufmerksamkeit, welche die Tagespresse den „religiösen Neuigkeiten" schenkt. Es scheint, daß der sel. Austin Dickinson zuerst im Jahr 1844 den Handelszeitungen in Newyork solche kurze Artikel zu liefern unter-

nahm, wie sie für die Millionen passen, die nie eine religiöse Zeitschrift lesen und Traktate verachten. Durch Verträge mit andern Redaktionen erweiterte er diese Beiträge in der Weise, daß am Ende Zeitungscorrespondenten jeder Jahresversammlung wohlthätiger Vereine anwohnten und z. B. die Verhandlungen und Reden des 1865 in Chicago versammelten amerikanischen Boards in allen Zeitschriften der Stadt eine Stelle fanden. (Wie viel in dieser Richtung bei uns Deutschen noch zu thun bleibt, weiß jeder christliche Leser der Tagesblätter ohne weitere Andeutung.) —

Doch kommen wir auf die Fortschritte der Mission selbst. Und zwar zunächst auf die Erforschung der Missionsgebiete, nicht durch Kaufleute oder Löwenjäger oder Glieder der anthropologischen Gesellschaft, oder durch Jesuiten, sondern durch Männer, welche das Aug und Ohr und Herz eines Boten Christi haben.

So hat Dr. Brigham (vor 1820) das spanische Amerika bereist und für die nächste Zeit von Missionen in demselben abgerathen; während neuere Forschungen gezeigt haben, daß die Welt vorwärts rückt und damals verschlossene Länder sich evangelischem Einfluß nun nicht mehr entziehen. Samuel Parker hat 1820 die Indianerstämme im Westen bereist und untersucht, was sich für sie thun lasse; seiner Bemühung ists nebenher zu danken, daß Oregon und Washington der Union gesichert blieben.

Im Jahr 1829 bereisten Eli Smith und ich den Peloponnes und die griechischen Inseln; eine Entdeckungsfahrt, welche zu der erfolgreicheren nächsten führte (durch Smith und Dwight), die über Kleinasien und bis ins Nestorianergebirge sich erstreckte. Amerikaner und kirchliche Missionare hatten schon zuvor Palästina und Syrien, auch Nordafrika untersucht; Deutsche folgten in Abessinien und Ostafrika, Engländer in Madagaskar nach. Südafrika hat seine Erschließung einem Campbell, Moffat, Livingstone u. a. zu danken, Westafrika die Kenntniß seiner Uferländer manchem todesmuthigen Missionar. Kurz diese einleitende, bahnbrechende Thätigkeit ist bereits im größten Theil der bekannten Welt vollzogen, und zwar in einer Weise vollzogen, daß sie keiner Wiederholung bedarf, sondern wir Hunderten von Missionaren, wenn wir sie auszusenden hätten, ganz bestimmte Instruktionen ertheilen könnten.

In der Besetzung wichtiger Missionsposten ist gleichfalls Großes erreicht worden. Im Mittelmeer begann der gelehrte Engländer

Jowett 1815 sich auf Malta festzusetzen; in Jerusalem die Amerikaner Fisk und Parsons 1819, worauf Goodell 1823 Beirut zum Mittelpunkt einer fruchtreichen Arbeit erkor, die jetzt über ganz Vorderasien sich erstreckt. In Indien haben 30 Missionsgesellschaften mit 540 weißen und 220 eingebornen Sendboten auf 200 Hauptstationen sich angesiedelt; und die bereits gebauten Eisenbahnen erleichtern die Reisen der Missionare in jeder Richtung. Ebenso sind wenigstens die Hauptpunkte in Hinterindien, auf den Inseln, und in den Reichen China und Japan besetzt. Die Inseln des stillen Oceans stehen größtentheils in christlicher Pflege, wie auch Südafrika, ein großes Stück von Madagaskar, ein kleines von Ostafrika, der äußere Rand Westafrikas und die Thäler des Niger und des Nils.

Ein weiterer Fortschritt wurde in der Beschränkung der Missionsausgaben erzielt. Dampferlinien, Eisenbahnen und andere Erwerbzweige der Geschäftswelt trugen dazu das Ihrige bei. Namentlich aber lernten wir mit derselben Anzahl von Männern mehr auszurichten als früher, sofern nun viel mehr eingeborne Gehilfen sich in die Arbeit eingelebt haben, und die neu erstehenden Kirchen sich zu ungewohnten Anstrengungen ermannen. Von 1852 bis 1868 stiegen z. B. die Stationen des Board von 149 auf 586, seine Arbeiter von 620 auf 1264, die Missionskirchen von 94 auf 205. Die Ausgabe aber schwang sich von 310,000 auf nur 442,000 Dollars, was, das Sinken des Goldwerthes in Betracht gezogen, fast kein Wachsthum zu nennen ist. Die Zahl der amerikanischen Missionare hat sich sogar etwas vermindert, dagegen die der eingebornen Arbeiter fast vervierfacht wurde. Wir haben in manchen Punkten werthvolle Erfahrungen gesammelt; einfache wohlfeile Kirchenbauten erheben sich jetzt an vielen Orten, wo nach dem früheren System für Schulen (NB. unter heidnischen Lehrern) kostspieligere Bauten für nöthig gehalten worden wären.

Wie viel aber geschah nur für die Uebersetzung der h. Schrift in Sprachen, die zum Theil noch nie geschrieben waren. Die Missionare des Board allein haben 20 dieser barbarischen Sprachen bemeistert; die Bibel aber ist in 39 Sprachen, das N. T. in 35 weitere, einzelne Schrifttheile in 48 andere übertragen worden, so daß in 50 Jahren 122 Sprachen veredelt und für Christum fruchtbar gemacht worden sind.

Allerlei Schriften und Traktate sind vom Board allein in 42 Sprachen, von der amerikanischen Baptistenmission in 33 Sprachen verfaßt und verbreitet worden, beinahe 3000 an der Zahl, während andere Missionen auch in diesem Zweig der Thätigkeit hinter der unsern nicht zurückstehen.

Ein Fortschritt ist ferner in der Summe der Geldbeiträge zu verspüren. Unser Board begann mit einer Jahreseinnahme von 1000 Dollars, und hat eine von ½ Million erleben dürfen; auf 12 Millionen beläuft sich seine Gesammteinnahme. Die Presbyterianer erhoben im Ganzen 4½ Million, die Baptisten über 4 Mill. Die 24 Missionsvereine Großbritanniens nahmen im Jahr 1867 mehr als 2 Millionen Dollars ein, die 12 amerikanischen im Jahr 1868 über 1½ Million, und viele Anzeichen versichern, daß dieser Fortschritt sich als ein bleibender erweisen wird.

Noch ist das innere Afrika verschlossen, — sollen wohl die jetzt befreiten Neger Amerikas ihm die gute Botschaft bringen? Der Islam — wird er wohl durch europäische Mächte zu Fall gebracht werden müssen? Und wie wird Rom sammt der katholischen Welt sich dem Evangelium öffnen? Solcher Fragen bleiben noch viele unerledigt, sie können aber der Thatsache, daß schon viele Thüren sich erschlossen haben, viel Boden besetzt ist, keinen Eintrag thun.

10. Erfolge der Mission.

Christi Verheißung, daß er bei seinen Boten sein wolle, hat sich erfüllt auch in unsern Tagen, und zwar im Verhältniß zu ihrem Gehorsam.

1. Die Tscheroki und Tschokta Indianer, unter welchen in den Jahren 1816 und 18 die Mission begonnen wurde, durften im Jahr 1860 christliche Völkerschaften genannt werden; sie hatten so viele Kirchenglieder im Verhältniß zu ihrer Bevölkerungszahl, als irgend einer unserer Staaten. — Die Dakota, welche 1862 gegen ihre weißen Dränger sich erhoben und dafür schwer gestraft wurden, haben sich seither in Masse dem Christenthum zugewendet. So halte ich selbst diese oft so verachtete Arbeit an den Rothhäuten für eine gelungene. (Noch entschiedener ist sie das im britischen Amerika.)

2. In der Südsee ist die alte Abgötterei großentheils abgeschafft und vergessen. Unter den westlichen Inselgruppen, wo der Kampf

noch auf- und abwogt, sind die Fidschi binnen 35 Jahren zur Hälfte christianisirt und die alten kannibalischen Gewohnheiten weithin abgelegt worden.

3. Das ungeheure China fühlt sich schon wunderbar herausgefordert durch eine kaum 40jährige Predigt des Evangeliums an seinen Küsten.

4. Die Karenen in Barma, deren Erstling vor 40 Jahren getauft wurde, zählten im Jahr 1868 bereits 66 ordinirte Pastoren, 360 Kirchen, 19231 Kirchenglieder und 60000 Namenchristen. Aehnliche frühe Ernten ergaben sich unter den Schanar von Südindien, den Mahar in Mahratta, den Kols in Nagpur und ähnlichen rohen, früher mißachteten Stämmen, wie den Hottentotten, Kaffern ꝛc., um die schwachgläubigen Kirchen der Christenheit zur langsameren Arbeit an widerstandsfähigeren Nationen zu ermuthigen.

5. In Indien wirken derzeit 580 Missionare mit 2000 eingebornen Gehilfen unter ¼ Million von Namenchristen, während europäische Bildung unter den höheren Klassen weithin den alten Aberglauben vernichtet und vorerst durch allerhand Phasen des Zweifels und Unglaubens ersetzt, so jedoch, daß ein sicherer Fortschritt bei keinem andern System als dem Christenthum sich bemerklich macht.

6. Daß Madagaskar jetzt einer christlichen Königin gehorcht und seine Götzen vernichtet, ist schon erwähnt. Auf ½ Million belauft sich (in 1871) die Zahl der Namenchristen.

7. Wohl 50000 Christen sind in Westafrika gesammelt, eine noch größere Zahl in Südafrika, wo die Mission allein die Ausrottung der eingebornen Stämme durch weiße Kolonisten verhindert hat.

8. Aus den entarteten Kirchen des Morgenlandes sind 600 Nestorianer und 2766 Armenier in die Freiheit der Kinder Gottes durchgedrungen; zur protestantischen Glaubensform aber bekennen sich 14000 türkische Unterthanen.

Woher sollte nun diesem Gotteswerk, das sich über 2500 Missionsgemeinden vertheilt, das ¼ Million Kirchenglieder und eine Million Namenchristen umschließt, wirkliche Gefahr drohen? Nicht von Verfolgung, diese würde das Feuer nur rascher anfachen; nicht von der römischen Kirche, denn ihr thut es wesentlich Abbruch; nicht von Kriegen christlicher Nationen, denn eben in Kriegszeiten entzündete es sich. Der Fortschritt kann nur gehemmt werden durch einen allgemeinen Geistesnachlaß in den evangelischen Kirchen; es ist

aber eine unbestreitbare Erfahrung, daß ernstliche Betreibung der Mission nach außen fast selbst schon gegen eine solche Abnahme der Lebenskraft schützt.

11. Anspruch der Mission auf junge Prediger.

In Amerika gibt es viele Dörfer von etwa 1500 Seelen, die ihre drei Kirchen verschiedener Benennung besitzen, mit drei Predigern, drei Gotteshäusern, worin jede Familie ihren Sitzraum hat, und drei Sonntagsschulen; sollte indessen eine Anzahl von Anhängern einer vierten Benennung sich daselbst zusammenfinden, so würden sie suchen noch eine vierte Kirche zu organisiren und einen vierten Prediger zu berufen, sollte auch die innere Mission zu dessen Anstellung einen Beitrag reichen müssen; und jede dieser Gemeinden wünscht natürlich den besten Prediger, der irgend aufzutreiben ist, zu gewinnen. Aber denkt man dabei auch ernstlich an das Grundgesetz des Gottesreichs: zu sorgen für das was des Andern ist?

Fassen wir nun den Predigtamtscandidaten ins Auge! Darf er kecklich voraussetzen, daß er nur in seinem Geburtslande Christo zu dienen habe? Ich meine nicht. Der Acker ist die Welt, und der gesegnetste Posten ist für jeden der Ort, wohin die Pflicht ihn ruft. Im Flottendienst weiß Jedermann, daß sein Platz durch keinen Breite- oder Längegrad bestimmt wird; in Christi Dienst ist nur der Posten sicher, auf dem die Verheißung „Siehe, ich bin bei dir" ergriffen und sich angeeignet werden kann.

1. Als im Jahr 1810 sechs Missionare zumal ihre Dienste anboten, zweifelten die Kirchen, ob man so viele unterhalten könne. Wir haben hierin was Neues gelernt: Die Kirchen können so viele tüchtige Männer ernähren, als sich zum Dienste stellen. Der Ruf: hier sind wir, sendet uns! hat eine wunderbar belebende Kraft. Wie viele Missionare wir zu unterstützen vermögen, ist darum eine ähnliche Frage wie die, welche sich im Jahr 1861 unserer Regierung aufdrang, als es sich darum handelte, ein Heer zur Unterdrückung der Rebellion aufzustellen. Man stritt noch über die Zahl der nöthigen Truppen; die Begeisterung der zusammenströmenden Freiwilligen rief aber bald alle Kräfte des Patriotismus in volle Thätigkeit. Gottlob, der Board wenigstens hat noch nie die angebotenen Dienste eines Missionars wegen Mangels an Mitteln abgelehnt.

2. Missionare sind immer nöthig, die Lücken in den Streiterreihen auszufüllen, aber ebenso zur Ausdehnung des Werks. Wie Handel und Fabrikation leichter und wohlfeiler von großen Häusern betrieben werden als von kleinen, so empfiehlt sich auch mehr die Ausdehnung als die Vervielfältigung von Missionsgesellschaften. Je tüchtigere Missionare ausgesandt werden, desto stärker wächst die selbstregierende Kraft der Missionen und vermindert sich eben damit die Verantwortlichkeit der heimischen Kommitteen. Und wenn die Heidenkirchen nach dem Plane der Selbstregierung organisirt werden, so sehe ich nicht ein, warum die bestehenden Gesellschaften in stetem Fortschritt nicht hinreichen sollten, Missionen über die ganze Heidenwelt hin zu beaufsichtigen mit Tausenden von Missionaren und Zehntausenden von eingebornen Predigern. Unser Board z. B., der jetzt 150 Missionare leitet, könnte deren 500 überschauen, ohne die wöchentliche Kommitteesitzung mehr als nur gelegentlich um etwas zu verlängern, wenn auch einige weitere Sekretäre und Commis angestellt werden müßten. Ja die Kosten des Betriebs würden mit solcher Ausdehnung verhältnißmäßig abnehmen; man würde weniger an die einzelnen Missionare und mehr nur an die verschiedenen Missionskörper schreiben. Nebelhafte Fragen, Probleme, welche den früheren Leitern schwere Noth verursachten, haben sich längst zu sichern Grundsätzen und Bräuchen verdichtet; und wenn auch immer neue Fragen aufsteigen, geht doch der Proceß ihrer Lösung beständig fort, und das Chaos der Thatsachen krystallisirt sich in festere Formen, so daß die wachsende Arbeit von den erfahrenen Leitern immer leichter bewältigt werden kann. Wir könnten also viel mehr Missionare verwenden, als wir irgend Aussicht haben zu bekommen.

3. Welcherlei Leute wir brauchen, das ist wohl eine leicht zu beantwortende Frage. Männer, die im Evangelium und in der erfahrenen Gnade Gottes leben, und dazu noch allerlei Gaben besitzen, wodurch Seelen angefaßt und geleitet, fremde Sprachen bewältigt, Schulen geführt, Gemeinden gesammelt, größere Verbände organisirt und allerlei Aemter verwaltet werden können. Und ich darf bezeugen, daß kein tüchtiger Mann draußen gestanden ist, der irgendwo in der Heimat mehr gewirkt hätte, als ihm auf dem Missionsfelde gelang, wofern ihm Zeit geschenkt wurde, seine Talente zu entwickeln. So folgte Dr. Eli Smith einfältig dem Rufe Gottes nach Syrien, wo er im Jahr 1857 entschlief, als Gelehrter den

meisten seiner Brüder überlegen, in genauer Beobachtung dem sel. Dr. Robinson vergleichbar, als Bibelübersetzer unübertroffen. Und wie viele könnte ich anführen, lebende und todte, die auf dem Missionsgebiet gerade das rechte Feld gefunden haben, wo ihre Gaben am besten verwendet werden konnten!

4. Woher aber sollen sie kommen? Natürlich aus den Gemeinden; und diese sind verantwortlich dafür, daß begabten charaktervollen Jünglingen Gelegenheit zur Ausbildung ihrer Gaben geboten werde. Dann aber aus den theologischen Bildungsanstalten, indem wir keine Missionshäuser wie in Europa haben, solche auch weder brauchen noch wünschen. Im Jahr 1856 besuchte ich das Seminar in Andover mit dem Auftrag, nach Missionaren zu fahnden, und da redete ich nach einander mit 34 Studenten, die mich besuchten, um über ihre Pflicht ins Klare zu kommen. Ich weiß, daß 15 von diesen mir unzweifelhaft zum Missionsdienst berufen schienen; aus der ganzen Zahl aber von 114 Seminaristen in drei Klassen waren es 22 Jünglinge, die für die Mission getaugt hätten. Ausgegangen sind jedoch nur 10 von diesen allen: 3, mit denen ich gesprochen hatte, und 7, die ich nicht zu Gesicht bekam. Im Ganzen beläuft sich die Zahl der Missionare, welche dieses Seminar geliefert hat, auf $1/16$ aller seiner Studenten. Ein anderes Seminar, Princeton, hat $1/17$ seiner Inwohner dem Missionsdienst abgegeben; ein drittes, Hartford, 15 aus 315.

5. Wie früh aber soll man über diese Pflicht zu einem Entschluß kommen? Je früher desto besser, mit dem schriftgemäßen Vorbehalt: So der Herr will! Je länger die Entscheidung hinausgezogen wird, desto wahrscheinlicher bleibt der Mann zu Hause. Wir betrachten den Anfang des letzten Studienjahrs als die geeignete Zeit, sich bei der Missionsgesellschaft zu melden. Ein Seminar aber, in welchem Niemand an den Missionsdienst denkt, halten wir für geistlich vernachläßigt; wie auf der andern Seite manche Namen von einstigen Missionscandidaten genannt werden könnten, die ihrem Seminar zu großem Segen gereichten, indem sie auf die vielen, welche Pastoren wurden, hebend und belebend einwirkten.

6. Der Einfluß, den die Missionare auf die Heimat ausüben, wird gewöhnlich unterschätzt. Mir scheint er so bedeutend, daß ich viele erwähnen könnte, die gleichsam ihr Leben verdoppelt haben, indem sie nicht blos draußen Gottes Werk förderten, sondern zugleich

fast ebenso mächtig auf heimische Kreise wirkten. Aldin Grout von der Zulu-Mission hat durch seinen einzigen Besuch im Jahr 1858 unter den vaterländischen Gemeinden vielleicht mehr Segen geschafft, als er durch eine ganze Lebensarbeit im Pfarramte erreicht haben würde.

7. Können auch Pastoren den Beruf haben, Missionare zu werden? Warum nicht, wenn sie etwa in der ersten Wahl fehlgegriffen hatten. Mehrere, denen das begegnete, stehen jetzt im Missionsdienst und hoffen, auch für ihre früheren Gemeinden werde der Wechsel ein belebender, fruchtreicher sein. Ich glaube aber, daß die Zeit kommt, da man nicht blos junge, sondern schon erfahrene und hochragende Geistliche, Männer, die zu leiten und zu organisiren verstehen, berufen wird, und wäre es auch nur um Missionsgebiete zu bereisen und zu visitiren, oder denselben durch mehrjährigen Dienst über eine besondere Schwierigkeit hinüber zu helfen.

Irgendwie aber sind alle Prediger, wie die Gläubigen insgesammt, verpflichtet, für die Ausbreitung von Christi Reich nach Kräften zu wirken, so daß keiner sagen darf: mir liegt allein die Gemeindearbeit ob, oder die innere Mission, oder die Heiden- oder Judenpredigt, sondern alle, wenn auch in verschiedenem Maaße, sich dafür verantwortlich achten, daß des Herrn Rath zum Heil der Welt ausgeführt werde.

12. Die römischen Missionen

in ihrem Gegensatz gegen die evangelischen erfordern noch eine eingehende Betrachtung. Dieselben wurden nach langem Schlaf ins Leben gerufen, zugleich mit dem Jesuitenorden, durch die Nothwendigkeit, die Reformation zu bekämpfen und für den Abfall des nördlichen Europa durch anderweitige Eroberungen Entschädigung zu erzielen. Daß diese Missionen mit einem großartigen Aufwand von Menschen und Mitteln unternommen und stetig fortgeführt wurden, kann nur der Unverstand läugnen. In neuester Zeit wurde die Zahl aller katholischen Missionare auf 5138 berechnet, die über alle Welttheile zerstreut, doch im Ganzen Einem Wink gehorchen und auf Ein Ziel lossteuern.

Obwohl aber die römischen Missionare mit anerkennenswerthem Eifer, unterstützt von Königen und Weltreichen, Jahrhunderte lang

ohne Rivalen gelassen, ihre Arbeit betrieben, kamen doch nur geringe Erfolge zu Taz. Pater Ripa in Peking hat z. B. die merkwürdige Thatsache verkündigt, daß von den 500 Missionaren, die in 140 Jahren unangefochtenen Wirkens nach China kamen, auch nicht einer die Sprache so bewältigte, daß er fürs Volk verständlich predigen konnte. Zweihundert Jahre lang stand Kongo unter römischer Botmäßigkeit, und noch ist das Volk so unwissend und abergläubisch, als ob es nie vom Christenthum berührt worden wäre. Dreihundert Jahre schon herrschen die Mönche über die Philippinen, und die Gelehrten der Novara-Expedition fanden, daß für die Entwicklung des Landes, für die sittliche und intellektuelle Förderung des Volkes noch wenig, vielleicht nichts gethan worden sei.

Die verschiedenen Grundsätze, welche römische und evangelische Missionen am deutlichsten charakterisiren, lassen sich auf folgende fünf Punkte zurückführen.

1. Protestantische Missionen verschmähen es, die Staatsgewalt anders als zu persönlichem Schutze an den Orten, wo sie ein gesetzliches Recht zu existiren haben, anzurufen; römische lehnen sich von jeher gerne auf die weltliche Macht. So kams, daß mit dem Sinken Portugals auch die Kongo-Mission ins Sinken gerieth, daß durch politische Intriguen Japan für die Mission verloren gieng ꝛc. Die Jesuiten gestanden es offen: ohne Hilfe der Staatsgewalt kommt es nirgends zu Bekehrungen.

2. Die h. Schrift ist die Grundlage jeder evangelischen Mission, wie sie von jeder römischen ausgeschlossen bleibt. Man baut Kirchen, Kollegien, Klöster ꝛc., übersetzt aber nirgends die Bibel.

3. Die protestantischen Missionare predigen, und die Kirche erwartet von jedem Missionar, daß er in der Landessprache das Evangelium verkündige. Die Katholischen predigen nie, höchstens solche Orte ausgenommen, wo die Nachbarschaft von Protestanten sie dazu zwingt; noch auch suchen sie, aus den Heidenchristen eine wahrhaft gebildete Geistlichkeit heranzuziehen.*)

*) Es scheint am Platze, hier eine die Behauptung des amerikanischen Missionssekretärs beschränkende Thatsache zu erwähnen. Aus Tongking schreibt Bischof Puginier am 8. November 1870: „Alle apostolischen Vicare dieser Mission haben erkannt, daß das Priesterseminar gerade das Hauptwerk ist, und sie haben ihm auch immerfort die größte Sorgfalt zugewendet. Wenn Bischof Retord so Großes wirken, wenn er der Wuth der Verfolger damit Trotz bieten konnte,

4. Eine Lokalgemeinde, die sich selbst regiert, ist ein unerläßliches Element der protestantischen Mission, das der römischen völlig abgeht. Denn die römische Kirche bleibt immer die Eine und Untheilbare; ihre Einheit steht als eine fürchterliche Thatsache da. In ihr aber ist eben der Grund zu suchen, warum die römischen Missionen immer im Stand der Unmündigkeit beharren, und abnehmen, sobald ihre Sendboten sich zurückgezogen haben. Wie lähmend wirkt auch der Glaube an die Taufe als das einzige Erforderniß, um aus Heiden Christen zu machen; denn wie viel Arbeit wird nur darauf verschwendet, Tausende von sterbenden Kindern geschwind noch zu taufen. (Einer ihrer Priester soll in Kongo binnen 20 Jahren über 100,000 in dieser Weise zu Christen und Himmelserben gemacht haben.)*)

5. Wie weit die Jesuiten in ihrer Anbequemung an heidnische Kultusformen giengen, ist bekannt genug; in Indien wie in China war am Ende aus ihrem Christenthum fast nur ein modificirtes Heidenthum geworden. Könnte eine solche Anklage gegen die protestantischen Missionen vorgebracht und erwiesen werden, sie verlören alsbald das Vertrauen und die Unterstützung der Kirchen, die bei allen ihren Unterschieden doch darin übereinstimmen, eine Aenderung des Herzens durch den heiligen Geist und eine Neuheit des Lebens zu verlangen.

---

daß er ihnen so viele Häupter zum Abschlagen darbot, so hatte er dieß den Seminaren zu verdanken, die er vervollkommt hatte. Wenn nach dem Sturme, in welchem so viele Priester ein glorreiches Ende gefunden, dennoch ihrer genug übrig bleiben, um die Reihen der zerstreuten Christen wieder zu sammeln, so kommt dieß daher, daß sich die Bischöfe Jeantet und Theurel Leute verschaffen konnten, welche einst in dem Seminare ihre Bildung erhalten hatten. Als sich die Verfolgung legte, fanden sich diese Bekenner zum Empfang des Priesterthums genugsam vorbereitet. Die Seminare sind es, welche die Mission in der Verfolgungszeit gerettet und es ihr möglich gemacht haben, sich so schnell wieder aufzurichten; sie werden auch das wirksamste Mittel sein, die Religion unter den Heiden zu verbreiten. Diese tiefe Ueberzeugung ist es auch, welche mich und alle meine Missionare bestimmt, den größten Theil der Beiträge zur bestmöglichen Hebung unserer Seminare zu verwenden." Verfolgungen lehren allerhand Lectionen; und der katholischen Kirche muß die Anerkennung gezollt werden, daß sie denn doch noch immer lernt.

*) Die oben erwähnte Mission in Tongking taufte im Jahr 1870: Erwachsene 1021, Heidenkinder in Todesgefahr 52,935, Christenkinder 6,501.

Rom mag einige Wenige heranziehen, um mitzuherrschen, die Massen aber werden nur zum Gehorchen angehalten, und so bleiben denn in Italien von 25 Millionen 17 ungeschult, und $^9/_{10}$ aller Spanier lernen weder lesen noch schreiben. Wo aber Schulen bestehen, wird kaum darauf hingearbeitet, daß die sittlichen und intellektuellen Kräfte geweckt und entwickelt werden.

Dennoch bleibt Rom ein furchtbarer Gegner der protestantischen Mission, deren Ausdehnung auch die römische Propaganda zu neuen Anstrengungen aufgefordert hat. Immerhin ist dieser Wetteifer als kein durchaus schädlicher zu betrachten, sofern er die Protestanten zu größerer Wachsamkeit und Thätigkeit anspornt. Ich sah beide Systeme in Hawaii nebeneinander arbeiten, und fand, daß auch die Nähe solch eines Widersachers ihren Nutzen hat.

Wie verhalten wir uns aber am besten zu einer solchen Gegenmission?

1. Wir verschmähen es, ihre Waffen zu gebrauchen. Thun wirs, so werden wir geschlagen. Man schrieb uns einmal von Konstantinopel, wie anziehend die Jesuiten ihre Schulen zu machen wissen, indem sie die neueren Sprachen und alle möglichen Künste darin lehren; sie werden sich wohl der besten Jugend bemächtigen, wenn wir ihnen nicht ähnliche Schulen entgegenstellen. Wir antworteten, wir können uns nicht auf die Operationslinie des Gegners begeben; die Jesuiten würden uns doch in dem, was ihre Hauptkraft ausmacht, den Rang ablaufen. — Aber wenn sie prächtige Kirchen bauen? — So vermeiden wirs, hierin es ihnen gleich thun zu wollen. Ich habe auf allen meinen Reisen und in einer ausgedehnten Korrespondenz noch nichts gefunden, das mich daran zweifeln ließe, daß die Einfachheit unsers Gottesdienstes für uns viel zuträglicher ist, als die Nachahmung von irgend welchem fremden Schmuck und Gepränge.

2. Thun wir dagegen, was die römischen Missionen nicht thun! Sie beabsichtigen nicht, die Heiden zu ernstem Denken zu wecken und ihre Zöglinge zu Charakteren zu bilden. Versuchen wir das mit der einfältigen Predigt des Evangeliums! Durch herrliche Bauten und sinnenbetäubendes Ceremoniell wird die Welt, auch die orientalische, nicht gewonnen, sondern durch die thörichte Predigt vom Kreuz. So geben wir also den Völkern die Bibel und sammeln unsere Bekehrten in selbstthätige Gemeinden, was die Römer nie-

mals thun und nimmermehr anstreben werden. Es ist die apostolische Methode, welcher der göttliche Segen nicht ausbleiben wird.

3. Im Ganzen aber ist der Unterschied zwischen unserem Ziel und Weg und dem römischen so durchgreifend, daß wir umhweisesten handeln, wenn wir auch dicht neben ihnen voranmachen, gerade als wären sie nicht da. So vielfältig auch ihre Weise mit der Weltart zusammenstimmt, so leicht es scheinen könnte, sie müssens überall gewinnen, dennoch trifft diese Erwartung nicht zu, selbst da nicht, wo kein Protestant ihnen in den Weg tritt. Begegnen wir ihnen, so lassen wir sie bei Seite, in China etwa wie eine Buddhistensekte, in Vorderasien wie die Nachfolger Muhammeds.

4. Auch eingeborne Pastoren völlig allein gelassen unter Heiden und Römern, können sich mit dem Worte und Geiste Gottes der Jesuiten erwehren. Tahiti und Madagaskar zeugen davon.

Wir haben nämlich vor Rom einen ungeheuren Vortheil voraus, indem wir nicht genöthigt sind, eine Armee zur Besetzung des Feldes da zu lassen, nachdem dasselbe erobert ist. Zaudern wir nicht, nachdem wir die Sklaven der Sünde aus ihrer Knechtschaft befreit haben, sie mit ihren Verantwortlichkeiten zu betrauen! Je freier sie sind, je ausgerüsteter, für sich selbst zu denken und zu handeln, desto besser für uns.

Ich betrachte das Papstthum als einen Feind der Kirche Gottes, der mit allen gesetzlichen Mitteln bekämpft werden muß. Es ist wohl möglich, daß der Verlust der weltlichen Macht ihm zu einem neuen Aufschwung dient, möglich daß am Ende alle Gottlosigkeit und Gottesfeindschaft in der Welt sich unter diesem Panier vereinigt. Am Ende möchte dies gerade das geeignete Mittel sein, die Kirche Gottes allenthalben zu wecken und zu gemeinsamem Widerstande zusammen zu bringen. Es mag noch zu einem furchtbaren Kampfe kommen, welchen Fleisch und Blut nicht auszuhalten vermögen, der aber sicherlich jenes Einschreiten des Herrn der Kirche herbeiführt, das Propheten und Apostel vorher verkündigt haben, und das der Wahrheit und Gerechtigkeit den endlichen Sieg verleiht.

Der gegenwärtige Stand der kirchlichen Missionsgesellschaft.

(Schluß.)

Siebzehn Monate hindurch, vom November 1864 bis März 1866, arbeiteten in Madagaskar die Missionare Maundrell und Campbell zuerst in der Nordprovinz Vohimare, wo ihnen in Simeon Ratsitera und Johannes Ratsiza zwei wackre Bekehrte geschenkt wurden, denen sie die Weiterführung des Werks übertragen konnten, als sie selbst sich entschlossen, in den volkreicheren Süden zu ziehen und dort die Küstenstadt Andovoranto zu ihrem Hauptquartier zu machen. Im Juni 1869 nun besuchte Campbell erstmals wieder sein einstiges Arbeitsfeld im Nordosten der Insel, um da einerseits Wunder der Gnade zu schauen, die sein Herz mit Dank und Anbetung erfüllten, andrerseits aber auch in einer Weise auf die unreinen Geister zu stoßen, die sich in die gegenwärtige Bewegung mischen, wie dieß in gleichem Maaße wohl noch keinem andern Missionar begegnet ist.

Verlangend sahen seine alten Freunde seiner Ankunft in Sambawa entgegen. Während die hochgehende Brandung seinen Kahn drohend umherwarf, erhoben sie am Ufer ihre Hände zum Gebet für ihn, und als eine Welle das gebrechliche Fahrzeug endlich gegen das Land schleuderte, war Simeon Ratsitera der Erste, der es erfaßte, und während Andre es ans Ufer zogen, den geliebten Lehrer in seinen Armen auffieng und triumphirend vollends aufs Trockene trug. Bald kam auch der Gouverneur des nahen Städtchens Soawinandriana herbei, ließ zu seiner Bewirthung einen Ochsen schlachten, und sandte zwölf Träger zur Weiterbeförderung seines Gepäcks. Kaum war Campbell in dem Städtchen angelangt, als ein Mann anfieng, durch das Anschlagen einer kleinen Glocke die Leute zur Kirche zu rufen. Ein ganz anständiges Gotteshaus war da erstanden, und Paul Rabe, ein früherer Zuhörer der Missionare in Vohimare, der nachher die mehr als 200 stündige Reise nach Andovoranto machte, um sich dort von ihnen taufen zu lassen, verkündete darin das Wort. Fünf, theilweise schon durch ernste Proben bewährte Erstlinge nahm Campbell freudigen Herzens alsbald in die sich hier bildende Gemeinde auf, und der allgemein erwachte Geist aufrichtigen Suchens und Fragens ließ auf schnellen Zuwachs hoffen. Schon am Abend des

nächsten Sonntags wurde ihm eine Liste von zehn weiteren Taufbewerbern überreicht, worunter auch die Namen des Gouverneurs und seiner Frau. Da es für jetzt nicht in Campbells Absicht lag, länger zu verweilen, übergab er sie Alle der Pflege Paul Rabe's und versprach, in etlichen Wochen wieder zu kommen, um sie, falls er guten Bericht über sie erhalte, in die Gemeinde aufzunehmen.

Nun gieng es Amboanio, der Hauptstadt der Provinz Vohimare zu. Viele begleiteten ihn eine Strecke weit und sagten ihm unter Thränen Lebewohl. Gleich im ersten Dörflein auf seinem Wege durfte er neuen Spuren begegnen, daß die vor Jahren ausgestreuten Samenkörner zu keimen begannen. Eine Zeitlang hatte Simeon da geprebigt, jetzt aber hatte es eine längere Unterbrechung gegeben; doch verlangten die Leute nach Lese- und Gebetbüchern, und eine Familie, die Campbell beim Essen belauschte, begann ihre Mahlzeit nicht, ohne zuvor ein Tischgebet im Namen Jesu gesprochen zu haben. Als er sich Amboanio näherte, kamen ihm die von seiner Ankunft in Kenntniß gesetzten Christen im Zug entgegen. Johannes und Simeon hatten hier ein Kirchlein erbaut, das etwa 150 Personen faßte, und unter welchen Schwierigkeiten!

Der Gouverneur der Provinz hatte schon, so lange Maundrell und Campbell in Vohimare weilten, eine bedeutende Bekanntschaft mit den Grundwahrheiten des Evangeliums gezeigt und einen solchen religiösen Eifer zur Schau getragen, daß die beiden Missionare ihn wirklich für einen aufrichtigen und ernsten Christen hielten. Bald aber erfuhren sie mit Schmerz, daß er dabei ein wüstes Leben führte und sich der größten Unlauterkeit schuldig machte. Als Maundrell ihm dann ins Gewissen sprach und in ihn drang, von seinen bösen Wegen zu lassen, suchte er zuerst Ausflüchte und blieb in der Folge ganz vom Gottesdienst weg. Diesen hochgestellten Feind voran, verlachten Viele die beiden von den Missionaren aufgestellten Lehrer, als sie ihren Bau begannen. Mehr als einmal wurde ihnen verheißen, sie werden denselben nie zu Ende führen. Wo sollten sie, die Armen, von denen der Eine ein Soldat, der Andre ein Sklave war, nur das nöthige Geld hernehmen? Allerdings wußten sie manchmal auch nicht, wie ihre Arbeiter zahlen, aber immer kam zur rechten Stunde irgend eine unerwartete Hilfe, und zum Erstaunen Aller, zum Aerger Vieler stand das Kirchlein endlich fertig da. Den Montag nach seiner Einweihung fegte ein furchtbarer Orkan

die Stadt weg, aber das neue Gotteshaus blieb stehen. Die abergläubischen Sakalawa's meinten, die neben demselben aufgepflanzte Glocke habe den Sturm herbeigezogen und kamen mit ihren Spaten herbei, ihr Gehäuse umzuhauen. Eine so grobe Verletzung des mit England geschlossenen Vertrags wagten jedoch der Gouverneur und seine Offiziere doch nicht zuzugeben, so gerne sie auch die Kirche samt ihrer Glocke im Meer begraben gesehen hätten.

Welch niedriger, durchaus gemeiner Charakter dieser Gouverneur war, zeigte sich bald darauf bei der Nachricht von Rasoherinas Tod. Erschreckt durch den Namen ihrer Nachfolgerin, versicherte er laut, er sei kein Christ und auch unter der vorigen Regierung keiner gewesen. Sobald aber die Krönungsrede der neuen Regentin (Ranawalona II) bekannt wurde, war er alsbald wieder der eifrigste Bekenner. Herrisch wollte er nun auch in die Angelegenheiten der Gemeinde eingreifen; doch diese gestattete einem Polygamisten und berüchtigten Wüstling keinen Einfluß. Er verfolgte, sie blieb fest. Er besuchte mit seinem Anhang die sonntäglichen Gottesdienste; wenn aber die Andern sich zum Gesang erhoben, blieben sie sitzen; wenn jene zum Gebet niederknieten, saßen sie abermals still und verhüllten nur das Gesicht. Endlich wurden Johannes und Simeon wegen ihrer Predigtweise zur Rechenschaft gezogen; sie sei zu stark, zu persönlich; was sie über Vielweiberei, Hurerei und Grausamkeit sagen, sei direkt gegen den Gouverneur gerichtet.

Natürlich mußte dieß zu einer Krise führen, und das Ende davon war, daß er eine eigene Kirche baute, zu deren selbsterwähltem Prediger er keine geringere Person als sich machte. Beängstigende Gerüchte, daß die erste Kirche dem Boden gleich gemacht werden solle, verbreiteten sich nun, und Viele folgten aus Furcht dem, der die Macht besaß. Am Sonntag nach der Eröffnung seiner eigenen Kapelle schickte der Gouverneur zwei Soldaten an den Eingang der andern, um ihm alle Personen anzugeben, die es wagen würden, dieselbe zu besuchen. Dessen ungeachtet aber stellten sich Morgens 37 und Abends 48 unerschrockene Bekenner dort ein.

Als am 20. Juni Campbell erstmals darin predigte, mochte er etwa 100 Zuhörer haben, ein herzerquickender Kontrast mit den winzigen Versammlungen, zu denen er sonst in Amboanio gesprochen hatte. Seine die Hoffnungen und Pläne des Gouverneurs im ungeschicktesten Augenblick durchkreuzende Ankunft versetzte diesen aber

förmlich in Wuth. Einige Tage darauf trat derselbe eine Reise an, auf die unter andern Offizieren auch Johannes Ratsiza ihn begleiten mußte. Ohne irgend welchen Grund ließ er diesen unterwegs grausam durchprügeln. Da es ihm schien, der Mann, den er damit beauftragt, habe es nicht gründlich genug gethan, entriß er ihm den Stock und schlug selbst noch auf Johannes los bis ihm die Kraft versagte. Ebenso schlug er einen zur Missionsgemeinde gehörigen Soldaten. In ihre Herberge zurückgekehrt, beteten die beiden Mißhandelten für ihren Verfolger, wurden aber nochmals vorgefordert und geprügelt. Er werde nicht ruhen, bis er einige Glieder der Missionsgemeinde erschlagen habe, sagte der Gouverneur; und Alle, die zu derselben gehören, dürfen sich auf die gleiche Behandlung gefaßt machen, wie jene beiden.

„Warum beharrt Ihr denn dabei, anders zu beten, als der Gouverneur es will?“ fragten Einige von dessen Anhang etliche Glieder der Missionsgemeinde. „Ihr werdet immer geschlagen; aber seht doch uns an, uns läßt man in aller Ruhe unsern Weg gehen.“ Sie jedoch blieben fest und versammelten sich auch auf der Reise in gewohnter Weise um ihren Lehrer Johannes.

Mittlerweile hatte Campbell in Amboanio die Freude, verschiedene wohlvorbereitete Taufbewerber in die Gemeinde aufzunehmen und etliche Paare christlich zu trauen. Manche von ihnen hatten um ihres Bekenntnisses willen schon förmliche Verfolgung erduldet, so z. B. Simeon Ratsiteras Weib. Sie hatte kurz nach Maundrells und Campbells Abreise angefangen, in die Fußstapfen ihres Mannes zu treten. Ihr Gebieter, ein Sakalawa-Häuptling, band sie mit Stricken fest und schlug sie mit der Faust, weil sie die Anmaßung habe, zu „beten“, während er selbst und seine Freunde das doch nicht thun. Sie ertrug es geduldig und schweigend; am nächsten Sonntag aber fand sie sich wie gewöhnlich wieder beim Gottesdienst ein. Kurz darauf wurde amtlich bekannt gemacht, was Ranawalona II an ihrem Krönungstage in Betreff des „Betens“ gesagt hatte, und der Sakalawa-Häuptling hörte auf, seine Sklavin weiter zu bedrücken.

Jetzt aber lebte die Verfolgung der Gläubigen in neuer Form wieder auf. Im Oktober berief jener Gouverneur Rainikotomawo seine Offiziere und Richter zusammen und erklärte ihnen:

„Ihr seht, daß die „Gebete“ (Religionsübungen) dieses Wei-

ßen (Campbell) sich in Antananariwo nicht zeigen dürfen, sondern nur hier an der Küste. Ihr seht, es gibt zweierlei Gebete hier, während doch nur Ein Gott ist, zu dem wir beten sollen. Ihr habt gesehen, daß früher, so lange die Königin den Götzen diente, diejenigen, welche nicht auch den Götzen dienten, zum Tod verurtheilt wurden. Und jetzt glaubet ja nicht, daß ich unparteiisch sein werde, denn ich werde euch hassen, wenn ihr nicht den Gebeten unsrer Königin folgt, sondern denen der Königin von England. Meine Gebete sind die der Königin von Madagaskar, und ich werde euch gewiß zwingen, zu beten wie ich, denn das ist der Wille der Königin Ranawalona. Darum zögert nicht länger, meine Freunde, und gleich morgen laßt uns anfangen, Bauholz zuzurüsten zur Vergrößerung unsrer Kirche, denn sie ist jetzt zu klein."

Keiner der Anwesenden widersprach, außer der Oberrichter Rafodscha, dem die Rede des Gouverneurs hauptsächlich galt. „Dein Wort ist wahr," entgegnete dieser; „dennoch aber sagt Gott: Wo zwei oder drei versammelt sind in meinem Namen, da bin ich mitten unter ihnen."

Auf diese offene Verletzung des von der Königin ausgesprochenen Grundsatzes hin: „Was das Beten betrifft, so ist es nicht geboten und nicht verboten, denn Gott machte euch," womit sich auch der mit England abgeschlossene Freundschaftsvertrag im Einklang befand, hielt es Campbell für angezeigt, sich eine Audienz beim Gouverneur zu erbitten. Sein Gesuch blieb unbeantwortet. Nun begab er sich in den Gerichtssaal und erwartete ihn dort. Als er dem Eintretenden die Hand reichen wollte, zog dieser sie zurück und sagte spöttisch: „Du darfst mir die Hand nicht reichen, ich bin ja unrein." Campbell verbeugte sich und nahm seinen Sitz wieder ein. Der Gouverneur setzte sich zu seiner Rechten. Nach einer Pause, die jenem am Ende peinlich zu werden schien, breitete Campbell den Text der Krönungsrede und des englischen Vertrags auf dem Boden aus und fragte, ob darin eine Aenderung eingetreten sei; wenn aber nicht, warum der Gouverneur sich dann seiner Verkündigung des Evangeliums widersetze? Dieser wollte jetzt wissen, wer Campbell seine Worte hinterbracht habe. Der Missionar hütete sich wohl, seine Gewährsleute der Rache des gewissenlosen Mannes preiszugeben, erwiederte diesem aber, wenn seine Verfolgung nicht aufhöre, werden ihre Namen in Antananariwo erscheinen, und wenn sie sterben sollen,

werde es zu den Füßen der Königin geschehen. Daraufhin machte er dem englischen Konsul Pakenham Mittheilung vom Stand der Dinge.

Beinahe zwei Monate verstrichen, bis von Tamatawe her die Antwort darauf eintraf durch ein Schreiben an den Gouverneur, die Offiziere und Richter, worin Pakenham ihnen seine Befremdung ausdrückte, daß sie es wagen, dem englischen Vertrag und der königlichen Krönungsrede in dieser Weise zuwiderzuhandeln; und ein andres an Campbell mit dem Versprechen, an den ersten Minister darüber zu berichten. In der Zwischenzeit wuchs der Zug zum Worte Gottes sowohl in Amboanio selbst, als auch in der Hafenstadt Hiarana und dem zwei Tagereisen südlicheren Soavinandriana in merkwürdiger Weise. An letzterem Ort wollte der vorhandene Raum die herzuwogenden Hörer nicht mehr fassen; in Hiarana war es mehr der Ernst der Wenigen, die kamen, der das Herz erfreute; in Amboanio wuchs die Gemeinde nach außen und innen. All das fachte natürlich die Wuth des Gouverneurs nur noch mehr an, so daß in den ersten Tagen des neuen Jahrs eine abermalige Verfolgung losbrach; doch traf dann gerade zur rechten Stunde Pakenhams Schreiben ein, das vorerst wenigstens kluge Zurückhaltung auferlegte.

Zu Ende des Monats fand auch in der vorzugsweise von Sakalawas bevölkerten Provinz die Verbrennung der Götzen statt. Vor einer ungeheuren, aus nah und fern herbeigeströmten Menge wurde vor dem Vollzug des königlichen Befehls Ranawalonas Krönungsrede verlesen, jedoch mit Auslassung der beiden Stellen über das Beten und den Vertrag mit England. Traurig schaute der graubärtige Haupt-Götzenbewahrer zu, wie der letzte seiner Götzen auf den Holzstoß gelegt wurde. Thränen rollten bei diesem Anblick die Wangen des Sakalawa-Häuptlings herab; Johannes und Simeon aber schürten freudig das Feuer. Manche waren froh, weit Mehrere aber betrübt, als die Flammen alle jene Fetische verzehrten, von denen Viele gemeint hatten, sie werden eher gleich Wasser das Feuer auslöschen als von ihm versengt werden. Als am folgenden Sonntag Campbell über das prophetische Wort predigte: „Und mit den Götzen wird es ganz aus sein“ (Jes. 2, 18), hatte er einen großen Zuhörerkreis um sich; doch wäre derselbe noch ungleich zahlreicher gewesen, hätte der Gouverneur nicht einige Howa-Soldaten

aufgestellt gehabt, um die Fremden in seine eigene Kirche zu nöthigen. Dessenungeachtet aber fanden ihrer immer Mehrere auch den Weg zum Missionar.

Ende Februar wurde eine große Volksversammlung einberufen, und am 5. März den Leuten befohlen, Holz auf den Markt zusammenzutragen, um diejenigen zu verbrennen, die sich weigern, ihre Götzen und Zaubermittel aufzugeben. Hunderte giengen Holz tragend an Campbells Thüre vorbei, und es hieß, am folgenden Montag sollen Etliche verbrannt werden, eine Nachricht, bei der Viele erzitterten und etwa zwanzig mit ihrer ganzen tragbaren Habe westwärts flohen; vermuthlich auf die von den Franzosen besetzte Insel Nossibe oder zu dem mit den Howa's auf gespanntem Fuße stehenden Sakalawenkönig Tsimiharo. Welches Vertrauen sollen die unterworfenen Stämme auch zu ihren Herrschern fassen, wenn diese sie einen Tag mit dem Tode bedrohen, weil sie beten, und den andern mit Verbrennen, weil sie nicht beten?

Der gefürchtete Tag kam. Drei wegen verschiedener Vergehen gefesselte Männer wurden an die errichteten Pfähle festgebunden. Man beigte das Holz um sie auf und brachte in einem Topfe Feuer herbei. Auf die Aufforderung, ihre Zaubermittel auszuliefern, that es der Eine; die Andern versicherten, sie haben keine. Abends wurden sie dann zurückgebracht und man sagte den Leuten, das Kabar sei für jetzt zu Ende, solle aber in einem Monat wieder zusammengerufen werden. Viele hatten in den elf Tagen, die sie fern von ihren Dörfern festgehalten waren, vom Regen und Hunger schwer gelitten; die Erlaubniß zur Heimkehr war ihnen darum sehr willkommen.

Am Osterfest taufte Campbell einen jungen Sakalawa, dessen Frau mit ihren Kleinen auch bereits regelmäßig die Gottesdienste besuchte — der hoffnungsvolle Erstling eines vom Evangelium fast noch unberührten Stammes. Nachmittags verglich Johannes die jetzige Versammlung mit den paar Leutlein, zu denen er vier Jahre zuvor nach der Abreise der Missionare gleichfalls am Osterfest erstmals gesprochen hatte. Es war ein lieblicher Tag, und der Prediger, so wie das Kirchlein, in dem er sprach, und die um ihn geschaarte Versammlung gleich laute Zeugen der Gnade.

In aller Stille schmiedete aber auch der Verfolger Rainikotomawo nun seine Pläne, den treuen Johannes aus dem Wege zu

räumen. Es war kürzlich eine Sendung Flinten aus der Hauptstadt angelangt. Ihre Vertheilung wollte er ihm übertragen und dann den Schein auf ihn laden, als sei er dabei unredlich zu Werke gegangen. Auf diese lügenhafte Beschuldigung hin sollten die Offiziere vom neunten Grad bis hinab zum gemeinen Soldaten, nach ihnen die Richter, und zuletzt auch noch die Weiber ihn schlagen. Falls er darunter nicht den Geist aufgäbe, wartete seiner schwere Kettenstrafe. Doch über dem Gouverneur von Vohimare saß ein Anderer im Regiment und vereitelte seine Anschläge. Während ein Besuch, den Campbell Anfangs Mai in Soavinandriana machte, die günstige Gelegenheit zu bieten schien, den schwarzen Plan auszuführen, langten unvermuthet königliche Boten aus der Hauptstadt an, Rainikotomavo zur Verantwortung nach Antananarivo vorzuladen, sowohl wegen seiner Unterdrückung der Bekehrten der kirchlichen Missionare als auch wegen andrer an Europäern, Arabern und Madagassen verübten Vergehen. Johannes erfuhr die Gefahr, in der er geschwebt hatte, erst bei der Ankunft dieser Boten durch die warmen Händedrücke derer, die ihn nun als einen vom Tod Erstandenen begrüßten. Begleitet von den Gebeten der drei Gemeinden in Vohimare, traten auch er und Simeon die Reise in die Hauptstadt an, um dort ihr Zeugniß abzulegen.

Nicht nur diese Errettung, sondern auch das, was er in Soavinandriana hatte sehen dürfen, erfüllte Campbell mit hoher Freude. Er hatte im August 1869 bei seinem zweiten Besuche dort den wackern Gouverneur und die übrigen Taufbewerber getauft und fand nun eine geräumige neue Kirche, die größte seiner Gesellschaft in ganz Madagaskar, beinahe fertig. Da die meisten Leute jetzt vollauf mit ihren Reisfeldern beschäftigt waren, schien es nicht gerade eine gut gewählte Zeit zur Verkündigung des Worts; mit den anwesenden Bekehrten aber war der Verkehr und die durch die Feier des h. Abendmahls besiegelte Gemeinschaft gar lieblich und gesegnet.

In dieser Weise wurden während des Besuchs von Miss. Campbell, der sich 18 Monate lang im Norden aufhielt, vier Kirchen gegründet und einhalbhundert Leute getauft. Er stellte keine bezahlte Helfer an, sondern ließ die weitere Evangelisten- und Prediger-Arbeit von Freiwilligen verrichten, zu welchen sich drei Soldaten, drei Sklaven und zwei Sakalawa's hergaben.

Indessen setzten die Missionare Maundrell und Dening

ihre Arbeit an der südlicher gelegenen volkreichen Küste von Andoworanto fort, wo sie alle Hände voll haben und eine Kirche von 350 Gliedern ihre eingebornen Lehrer bereits selbst zu erhalten anfängt. Den Seminaristen der Mission hat der wohlgesinnte erste Minister des Reichs die Ehre angethan, sie zu seinen Adjutanten zu ernennen, nicht etwa um sie in den Kriegsdienst zu ziehen, sondern um sie durch diesen Titel gegen die Zumuthungen der Howa-Beamten und Offiziere zu schützen, welche gebildetere Jünglinge gerne zur Annahme von weltlichen Aemtern verlocken möchten. Er hat ihnen seine Willensmeinung in den Worten kund gethan, sie sollen zuerst lernen und dann lehren. Auf dieser strebsamen, vielversprechenden Jugend ruhen hauptsächlich die Hoffnungen der Mission.

Missionszeitung.

Protestantismus in der Türkei.

Agop Effendi, das Haupt der eingebornen protestantischen Gemeinde in der Türkei, veröffentlicht das Resultat einer Inspektionsreise, auf der er gerade ein Jahr zugebracht hat. Die Kirche, welche mit Bewilligung des Sultans sich im Jahr 1848 bildete, zählt jetzt 23,000 über alle Theile des Reichs zerstreute türkische Unterthanen von 12 verschiedenen Nationalitäten. Der Mehrzahl nach stehen sie in Verbindung mit den amerikanischen Missionen, die 19,000 Glieder zählen. Es sind durchschnittlich ruhige, mäßige, fleißige Leute. Trunkenheit kommt selten unter ihnen vor; 85 von 100 können lesen, und 5,600 Zöglinge besuchen entweder ganz oder doch theilweise von den Gemeinden unterhaltene und geleitete Schulen. Sie übernehmen jedes Jahr einen bedeutenderen Theil der Auslagen für ihre Pfarrer und Schulen; bereits steuern sie zu diesen Zwecken mehr als ein Zehntel ihres Einkommens, nämlich 12 Procent bei. Es bestehen 250 Kirchen, zu deren Unterhalt verschiedene Missionsgesellschaften reichlich beisteuern. Bessere Schul- und Pfarrhäuser wären nach Agop Effendis Bericht an vielen Orten großes Bedürfniß. Er gibt folgende Liste der im verflossenen Jahr von den verschiedenen protestantischen Gesellschaften gemachten Auslagen: englische 30,421, amerikanische 50,228, deutsche 23,000, im Ganzen 103,649 Dollar für den Unterhalt von 166 Missionaren und Nationalgehilfen, eines Waisen- und Arbeitshauses mit 300 Bewohnern, für drei Spitäler mit 200 Betten und den Druck und die Verbreitung von 127,000 Bibeln, Schulbüchern u. s. w.

(Record.)

Register.

Alford, Bischof von Victoria, 384.
Amoy, chin. Handelsplatz, 158.
Anderson, Dr., 357 ff., 412 ff., 476 ff.

Bakeberg, Miss., 36 f., 56, 68.
Baker, Miss., 318.
Bakweni, afr. Volksstamm, 34.
Ballagh, Miss., 000.
Bamagale, südafr. Volksstamm, 64.
Baptisten im Teluguland, 157 f.
Behrens, Miss., 64.
Bellon, Miss., 472.
Bethanien, südafr. Miss.-Station, 64.
Bishop, Miss., 362.
Brown, Miss. Dr., 423, 490.
—, Robert, Dr., Botaniker, 259.
Burns, W. C., Miss., 3 ff., 72 ff., 117 ff., 147 ff, 179 ff.
Burnside, Miss., 490.
Burton, engl. Konsul, 443.

Campbell, Miss., 507 ff.
Calvert, Miss., 325.
Carey, Miss., 325.
Chalmers, Miss., 219.
China, Aberglaube in, 255 f., 284 f.
—, Bettler, 249 ff.
—, Denkschrift über die Missionsfrage, 374 ff.
—, das weibliche Geschlecht, 246.
—, Kindermord, 247 f.
—, katholische Mission, 290.
—, Opiumhandel, 246, 458.
—, protestant. Mission, 290.
—, Religionssysteme, 245.
—, Schlangenfänger, 250.
—, Schmähschriften gegen die Mission, 450 ff.
—, Verträge zum Schutz der Missionare, 294 ff.
—, Zerstörung von Missionsgebäuden, 470.
Claughton, Bischof, 335.
Conran, Henry, engl. Offizier, 132 ff., 191 ff., 227 ff.

De la Porte, Miss. Dr., 169 f.
Dening, Miss., 514.
Diamantenfund am Vaalfluß, 226.
Doty, Miss., 158.

Edkins, Miss., 188.
Egedesminde, grönl. Miss.-Stat., 262 ff.
Ellis, Miss., 365.
Emmaus, südafr. Miss.-Stat., 69.
Enfor, Miss., 000.

Faber, Miss., 472.
Fidschi-Inseln, die, 307 ff.
Fletcher, Miss., 326.
Frank, amerik. Konsul, 000.
Frederiksbaab, grönl. Miss.-Stat., 268.
French, Miss., 305.
Friedrichsthal, grönl. Miss.-Stat., 271.
Fuls, Miss., 69.

Gell, angl. Bischof, 299.
Goble, Miss., 490.
Godthaab, grönl. Miss.-Stat., 268.
Golokuath, Miss., 205.
Greene, Miss., 423, 483 f.
Grönländische Zustände, 260 ff.
Groves, Miss., 139.
Gulick, Dr., 380, 490.

Hansen, Miss., 63.
Hardeland, Miss Dr., 38 f.
Harms, L., 38.
Hasselblatt, Miss., 70.
Hawaii, 357 ff.
Henderson, General, 229.

Hepburn, Miss. Dr., 423, 490..
Hirschberg, Dr., 154.
Hobls, Miss., 39 ff., 55 f., 64.
Holsteinburg, grönl. Miss.-Stat., 268.
Hopu, Thomas, Miss., 366.

Jakobshavn, grönl. Miss.-Stat., 268.
Japan, Feindschaft gegen die Mission, 421 ff., 483 ff.
Jensen, Miss., 62.
Jessup, Miss., 435.
Johnson, amerik. Konsul, 438
Johnston, Miss., 190.
Julianehaab, grönl. Miss.-Stat., 268.

Kaiser, Miss., 57, 67.
Kalkar, Dr., 259.
Kamehameha III, König von Hawaii, 364 ff.
Kana, südafr. Miss.-Stat., 68.
Katechistenseminar in Grönl., 268.
Kauwealoha, Miss., 362.
Kerr, Miss. Dr., 472.
Kolobeng, südafr. Miss.-Stat., 63,
Kölle, Miss., 338.
Krolczyck, Miss., 471.

Lawrence, Lord, Vicekönig von Indien, 131, 174, 204, 305.
Lechler, Miss., 179, 244, 381, 470.
Lichtenau, grönl. Miss.-Stat., 271.
Lichtenfels, grönl. Miss.-Stat., 271.
Likhatlon, südafr. Miss.-Stat., 68.
Limao, südafr. Miss.-Stat., 63.
Linokana, südafr. Miss.-Stat., 62.
Livingstone, Dr., 34.
Lohann, Miss., 63 f.
Low, amerik. Gesandter, 384.
Ludorf, Miss., 57.

Mackeson, Oberst, 235.
Marshman, Miss. Dr., 139.
Matlare, südafr. Miss.-Stat., 67.
Maundrell, Miss., 507 ff.
Mission, die der Brüdergemeinde in Grönland, 271 ff.
— auf Ceylon, 335 f.
—, dänische, in Grönland, 259 ff.
— in Fidschi und Rotuma, 307 ff.
— unter den Gonds, 196.
—, der Hermannsburger im Betschuanenland, 29 ff., 49 ff.
—, der amerik. Presbyterianer, 44.
— im Kaffernland, 219 ff.
— in Konstantinopel, 337.
— in Laos, 43 f.
Mission, die, — in Madagaskar, 44, 475, 507.
— muham. in Brasilien, 385.
—, protestantische und römische, 502 ff.
— auf den Sandwichinseln, 357 ff.
— in Sierra Leone, 474.
— in Süd-Indien, 299 f.
— in Tschota Nagpur, 434.
— in der Türkei, 515.
Missionserfolge, 497 ff.
Missionsfortschritte, 494 ff.
Missionskonferenz in Kalkutta, 209 ff.
Missionsschulen in Indien, 210 ff.
Moffat, Miss., 34 f., 49 f.
Möller, M., Inspektor, 275.
Moselekatsi, südafr. Häuptling, 52 ff.
Mosetla, südafr. Miss.-Stat., 70.
Moule, Miss., 224.

Nacken, Miss., 471.
Negerschulen in den Ver. Staaten, 99 ff.
Nettleton, Miss., 326.
Neu-Herrnhut, grönl. Miss.-Stat., 271.
Newton, Miss. Dr., 410.
Ningpo, chin. Stadt, 286.
Notoan, südafr. Miss., 63.

Omanak, grönl. Miss.-Stat., 268.
Opiumraucher in China, 246.

Pakenham, engl. Konsul, 512.
Para, südafr. Miss.-Stat., 69.
Parker, Miss., 357.
Pataletschopa, südafr. Miss.-Stat., 63.
Pfander, Miss. Dr., 238, 403.
Powney, Oberst, 135 f.
Prätorius, Präs. der Transvaal-Republik, 63.

Rink, Dr., 275.
Rüstenburg, südafr. Miss.-Stat., 69.

Saron, südafr. Miss.-Stat., 69.
Schlangenfänger in China, 250.
Schröder, Miss., 35 ff., 56.
Schulenburg, Miss., 36 f., 63.
Setschele, südafr. Häuptling, 34 ff., 55 ff.
Sleeman, Oberst, 227.
Soldatenleben in Indien, 132 ff., 191 ff., 227 ff.
Stanton, Kaplan, 153.
Storrs, Miss., 301.
Stout, Miss., 490.
Stronach, Miss., 158.

Talmagh, Miss., 158, 190.

Taylor, Miss., 163 f.
Thakombau, König 307, 311 ff.
Thomson, Dr., 437, 446.
Tischrücken, das, in China, 255 f.
Tönsing, Miss., 63.
Transvaal-Republik, die, 33 f.
Tschuan, südafr. Miss.-Stat., 68.

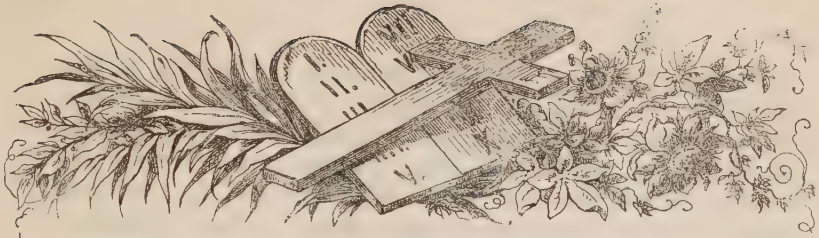
Upernivik, grönl. Miss.-Stat., 268 ff.

Venn, Henry, Sekretär, 419.

Wangemann, Dr., 51 f., 65.
Weber, preuß. Konsul, 438
Wenhold, Miss., 68.
Wetmore, Dr., 389.
Wheler, Stephan, Oberst, 143, 231, 239.
White, Kaplan, 143.
Wolff, Miss., 490.

Yeinoski, 483 ff.
Young, Miss. Dr., 155.

Zimmermann, Miss., 36 f.



Nr. 1. **Bibelblätter.** 1871.

Herausgegeben von der Bibelgesellschaft zu Basel.

Freitag den 17. Februar hat der langjährige treue und gewandte Bearbeiter dieser Bibelblätter

Dr. Paul Albert Ostertag in Basel

seine gebrochene Leibeshütte ablegen und in die Ruhe des Volkes Gottes eingehen dürfen.

Heinrich Stähelin,

Dekan in St. Gallen,

geboren 1698, gestorben 1778.

Der Mann, dessen Name hier oben steht, mag manchem Leser der Bibelblätter unbekannt sein; unter deren schweizerischen Lesern aber hat er viele Bekannte, und Viele, zu denen er tagtäglich noch redet, obgleich er längst entschlafen ist. Er ist ja der fromme, mit Geist und Kraft gesalbte Bearbeiter des Neuen Testaments, das unter dem Namen des Stähelin'schen Testaments in vielen Häusern gebraucht wird. Dasselbe ist ein ganz speciell zur Hausandacht eingerichtetes, schön und groß gedrucktes und mit gar herzlichen Ermahnungen und Gebeten durchwobenes Neues Testament, eine Art und ein Stück von volksthümlicher Auslegebibel, wie sie schon hie und da bearbeitet worden sind, aber nicht alle mit dem Geschicke und der Tüchtigkeit Stähelins. — Die Auslegung ist ganz einfach, vorwiegend erwecklich, kurz und bündig. Der Ausleger ist ein Schweizer, ein Bergbewohner

dazu, der weiß, was gute Milch und gute Weide ist; so ist denn die Lehre, die er darbietet, die einfache lautere Milch des Evangeliums ohne die Zukost süßlicher Reizmittel; darum hat auch sein Buch sofort seinen Platz in vielen Christenhäusern gefunden und bis zur Stunde behauptet, besonders seitdem es im Jahr 1846 durch die Sorgfalt von Herrn Pfarrer Schieß in einer schönen Auflage dem christlichen Volk dargeboten worden ist. —

Diesem frommen Schriftgelehrten, der selber von Gott zum Himmelreich gelehrt, Andere so trefflich zu lehren verstand, diesem guten und treuen Bibelboten, der geholfen hat das liebe Evangelium in viele Häuser verbreiten und durch seine eindringlichen Ermahnungen es auch als lebendigen Samen in die Herzen gepflanzt hat, gehört unstreitig auch ein Platz in diesen Blättern, die ja erzählen sollen, sowohl was die Bibel an den Menschen gethan, als auch, was die Menschen mit der Bibel ausgerichtet haben.

1. Stähelins Jugendjahre.

Heinrich Stähelins Leben umfaßt einen Zeitraum von vollen achtzig Jahren. Mit seinem Geburtsjahr 1698 steht er im Jahrhundert von Spener und Franke, jenen mächtigen Zeugen der Wahrheit, die stärkten, was in der evangelischen Kirche ersterben wollte. Stähelin war auch ein Erbe und geistlicher Nachkomme dieser Männer. Die Signatur seines religiösen und theologischen Charakters ist durchaus altkirchliche Gläubigkeit, belebt durch den Geisteshauch der sogenannten pietistischen Richtung.

Aber in welche ganz andere Zeit fällt sein Todesjahr 1778? Das zeigt uns am deutlichsten Stähelins Biograph, sein eigener Sohn, der zwar mit viel Pietät und Empfindung, aber doch in dem matten Tone seiner Zeit das Leben seines Vaters beschrieben hat. Da wird das theologische System des Vaters mehr entschuldigt als gerühmt. Da wird etwas hochtrabend Stähelin der ächte Freund Gottes und der Menschen genannt, und wird gerühmt: So lang die Tugend lebt, lebt bei uns Stähelin. O wie klingt doch das so gar nicht im Sinn des alten, einfachen Vaters! Wie wäre ihm diese Sprache zuwider gewesen! Es war eben eine andere Zeit gekommen, eine solche, in welcher der Mensch mehr zur Gel-

tung kam und, um es kurz zu sagen, von ihm und seinem Adel und seinen Tugenden mehr Wesens und Aufsehens gemacht wurde, während nach der alten Art der Mensch nur der gefallene und wieder zu Gnaden aufgenommene Sünder war. Und gestehen wir es offen: diese einfache biblische Art ist doch die rechte gute Art und einzig lebenskräftige und dauerhafte gewesen. Das können wir jetzt, die wir beide Perioden weit hinter uns haben, am besten beurtheilen. Was ist uns von allem dem Geklingel über Menschenkraft und Menschenwürde geblieben? Das ist alles verrauscht. Es mag es Niemand mehr lesen. Wo finden wir umgekehrt Leben, Kraft, Trost und Gewißheit des Heils, überhaupt Nahrung, immer schmackhafte Nahrung für die Seele? Bei den Alten, die noch an der Lehre des Evangeliums und der Reformation festhielten. Sie, die selbst durch den Samen des Wortes Wiedergeborenen haben eine unvergängliche Kraft und Frische in sich. — Zu ihnen gehört auch der alte Heinrich Stähelin.

Derselbe ward am 22. April 1698 geboren. Sein Vater war ein Steinmetz, fest, rauh, aber bieder, seine Mutter, Rosine geborene Fehr, eine andächtige Frau und fleißige Beterin. Von der Mutter ward Heinrich vor seiner Geburt zum Predigtamte geweiht, und ihr Glaube war so stark, daß sie sich durch keinerlei Einwendungen irre machen ließ. Zu einem frommen Verwandten, dem Kammerer Christoph Stähelin, der ihr behauptete, es sei eine völlige Unmöglichkeit, daran zu denken, daß Heinrich studieren könne, sagte sie allemal ganz ruhig: „Vetter, du wirst es erfahren, du siehst ihn noch auf der Kanzel, aber ich nicht," und zu ihrem Sohn Heinrich selbst sprach sie: „Laß es nur gehen, der liebe Gott wird schon sorgen und es zu machen wissen; er hätte mir diesen Trieb nicht gegeben, wenn er dich nicht zu einem Geistlichen haben wollte." In diesem Glauben legte die mütterliche Treue allwöchentlich von ihrer kleinen Habe etwas für die künftigen Studienjahre ihres Sohnes auf die Seite.

Unterdessen wuchs der Knabe neben seinen sechs Brüdern und einer Schwester (er war der fünfte Sohn) heran und zeichnete sich frühe durch seine Fähigkeiten und sein Betragen aus. Als er dreizehn Jahre alt war, ließ ihn der eben genannte Vetter Kammerer kommen und stellte ihm aufs ernstlichste die Wichtigkeit des Predigtamtes vor, sagte ihm aber seine Hilfe zu. — So begann der Knabe

seine Studien und der Mutter sehnlichster Wunsch fieng an sich zu erfüllen.

Aber nur diesen Anfang sollte sie sehen, denn schon im Jahr 1714 starb sie: „Ihre häufigen Freudenthränen," schreibt ihr Sohn, „ihre vielen Lobpreisungen Jesu, ihre sehnliche Begierde nach dem Himmel, ihre nachdrücklichen Ermahnungen, ihr tägliches Bibellesen, ihr ganz himmlischer Christenwandel, ihr Segen über uns Kinder bleibt mir unvergeßlich; ihr Ende gieng mir besonders nahe."

Der enge Freundschaftsbund, den Stähelin in diesen Jahren mit Daniel Hermann Witz und David Antoni Zollikofer schloß, gereichte ihm zu großem Segen. Aber schwere Kämpfe blieben ihm und seinen Freunden nicht erspart. Die starke theologische und philosophische Anregung, die sie erhielten, brachte sie und besonders den lebhaften, mit scharfem Verstand begabten Stähelin in große Zweifel und Gewissensnoth. Die Erschütterungen, die seine hergebrachte Frömmigkeit und sein Kinderglaube erfuhren, zeigten ihm, daß er noch anders und fester müsse gegründet werden; aber gerade unter diesem Ringen brach das Werk der Gnade vollends bei ihm durch: so bereitet sich Gott seine kräftigsten Werkzeuge zu. — Hören wir ihn selbst hierüber:

„Die Gnade Gottes ergriff den lieben Zollikofer zuerst, und er redete uns Zweien oft von der Unzulänglichkeit der Vernunft, um Ruhe, geschweige Seligkeit zu erlangen. Allein der Mangel unserer Erziehung und die Stärke der Zweifelsucht ließen uns noch nicht zu, ihm Beifall zu geben, sondern wir bejammerten unser Elend und fuhren fort, durch eine vernünftige Philosophie Ruhe zu suchen. Wir zweifelten sehr an der Wahrheit und Göttlichkeit des Christenthums. Wir wünschten oft, wir wären in unserm Nichts geblieben, so daß ich nun sehe, was für ein Wunder der Erhaltung von Gott in dieser Zeit über unsern Seelen gewaltet hat.

„Da ich Socins und Spinoza's Bücher dazu bekam und mit großer Begierde las, fiel ich in einen kläglichen Zustand; ich hatte viele und große Angst, gieng öfters allein über die Berge spazieren und seufzte aus innigstem Schmerze die schweren Worte: Hiob 6, 8. 9. O daß meine Bitte geschähe und Gott gäbe mir, was ich hoffe; daß Gott anfienge und zerschlüge mich und ließe seine Hand gehen und zerscheiterte mich.

„Im Collegium brachte ich den treuen Professor Wegelin in

solche Sorge und Furcht, daß er dem Vetter Kammerer sagte: Er sorge, ich falle in Ketzereien. Ich aber erzählte diesem meinem lieben Vetter meinen ganzen Seelenzustand selbst und wurde von ihm getröstet. Ich wollte auch zu der Zeit von dem theologischen Studium abstehen, weil ich predigen müßte, was ich doch nicht im Herzen hätte. Er aber wollte es mir nicht zulassen, sondern sagte, der Satan suche mich nur wegzusprengen, weil er sehe, daß ich seinem Reiche werde Abbruch thun. Ich sagte hierauf zitternd: Ich wolle die Schönheit und den Nutzen der Tugend und die Schändlichkeit und den Schaden des Lasters ergreifend predigen, aber die drei Worte: Jesus, Himmel und Hölle niemals brauchen, denn mein Herz empfinde sie nicht. Er antwortete nur: Gottlob, Vetter! daß du auf Erfahrung dringst, es ist die rechte Zeit in diesen Jahren; harre nur, sie wird zur rechten Zeit schon kommen."

Unter solchen Kämpfen gieng Stähelin einige Zeit hin. Eines Tages kam er unter Vergießung vieler Thränen zu seinem Vetter und sprach zu ihm: Es muß jetzt gehen oder brechen, länger kann ich es unmöglich also ertragen. Er antwortete: Vetter, jetzt ist es Zeit, Gott wird dir helfen. Siehe, Gott ist und er ist allmächtig in seiner Gnade in Christo Jesu. Er will und wird auch dein Gott sein.

Unter solchen Reden ward Stähelins Herz sehr bewegt. Er eilte unter Seufzen zu Gott heim in seine Kammer. Dort fiel er mit dem Angesicht auf die Erde, weinte und bat: Ach, Gott! laß mich deine Gnadenallmacht erfahren; sei auch mein Gott. Ach, Vater, erhöre mich und erscheine mir armen Sünder! Laß mich, göttlicher Heiland, deine Liebe und die Kraft deines theuren Blutes empfinden. Geist Gottes! da hast du mich, erleuchte mich, lehre mich, verändere mich. Mein Gott! ich will dich gerne lieben und loben. Bist du ein solcher Bundesgott, ach! so sei ein solcher auch an mir. Es wird die überschwengliche Größe deiner Gnade und Kraft zeigen, wenn du einem solchen armen elenden Sünder hilfst.

„Plötzlich gieng," so erzählt er, „eine große Freude in meinem Herzen auf, so daß ich ausrief: Ja, Gott! du bist ein solcher Gott! du erhörest und hilfst; dein Wort ist Wahrheit. Hallelujah! mein Gott! Nun will ich loben, nun kann ich ein Prediger werden und aus Ueberzeugnng und Erfahrung meines Herzens die Menschen lehren und ermahnen. Nun bin ich ein Christ, nun bin ich selig."

Damit war er über alle Zweifel und Unruhen hinweg.

Während sechs Wochen lebte er nun in lauter Lob und Dank und Anbetung Gottes, so daß er nur immer denken mußte: Ach! wie selig bin ich in meinem Gott, auch nichts anders konnte, als seinen Eltern, Geschwistern und Freunden die unendliche Liebe Jesu anpreisen. Er hatte sich so an dieses außerordentliche Maß von Freude gewöhnt, daß als er sie zum ersten Male nicht hatte, er in großem Kummer wieder zum Vetter Kammerer lief. Ja, sagte ihm der, man fährt nicht so sanft in den Himmel, du mußt dich an die Verheißungen Gottes gewöhnen und ihm in Aufrichtigkeit dienen. Seitdem, sagt Stähelin, hat mich Gott durch viele Abwechslungen geführt und erhalten.

Der weitere Lebensgang Stähelins in den nächsten fünf Jahren war eine treffliche Vorübung und Ausrüstung zum geistlichen Amte, das er begehrte. Nachdem er nämlich im Juni 1720 seine Probepredigt gehalten hatte und unter die Predigtamtskandidaten aufgenommen worden war, begab er sich auf Reisen und verweilte über ein Jahr zur Fortsetzung seiner Studien in Marburg. Zu den wichtigsten Erfahrungen, die er in dieser Zeit sammelte, gehört seine Bekanntschaft mit Inspirierten in der Grafschaft Wittgenstein, deren Versammlungen er besuchte. Er hörte dort einen gewissen Knechtli von Bern, einen recht sonderbaren Heiligen, der neun Jahre in einem finstern Zimmer zubrachte, um aller fremden Gedanken los und des innern Wortes theilhaftig zu werden. Auch die Lehre von der Wiederbringung wurde ihm dort gepredigt, doch ohne daß er sich weder zu dieser Lehre noch zu jenem Mysticismus hingezogen fühlte. Wo die Rechtfertigung durch den Glauben ergriffen wird, da vermag eine falsche Vollkommenheitslehre nicht viel über das Herz.

Stähelin war noch in Marburg, als ihm eine Hauslehrerstelle in Bern angetragen wurde bei einem Alt-Landvogt, dessen zwei Söhne er unterrichten sollte. Er nahm es an und blieb vier Jahre, nämlich bis 1725 in dieser Stellung. Er erwarb sich durch seine hingebende Treue das Zutrauen der Zöglinge und ihrer Eltern. Und doch war er kein Hofmeister nach der Welt Art, sondern er benützte die ihm gegebene Gelegenheit, den Eltern seiner Zöglinge freimüthig die Wahrheit zu sagen und sie zu einem christlichern Lebenswandel und zu besserm Beispiel für ihre Kinder zu ermahnen. Er setzte auch allerlei Reformen durch: die Sonntagsvisiten z. B.

wurden abbestellt, alle Abend Bibelstunde gehalten und zweimal in der Woche eine Catechisation mit dem Gesinde vorgenommen. Doch mußte er sich auch einmal gefallen lassen, daß ihm die Landvögtin ungeduldig bemerkte: sie habe ihn eigentlich zu nichts als für ihre Kinder angenommen. Zuweilen mag er in seinem Eifer zu viel getrieben und gestoßen haben. Wenigstens sagt er selbst von sich: Ich war in jener Zeit nicht sowohl eifrig als böse auf Alles, was nicht recht war, und der Vetter Kammerer, mit dem er von Zeit zu Zeit einen Brief wechselte, gab ihm den Rath, sich als ein kluger Arzt aufzuführen, der nicht Finnen aufsticht, sondern sich nach dem Hauptübel umsieht; wenn dieses einmal gehoben sei, so sei das Andere bald kurirt und falle von selbst weg. Man müsse also den Menschen die durch Christum angebotene Hilfe anpreisen. Nehme man die an, so folge das fromme und heilige Leben von selbst. Wo nicht, so sei es unmöglich, die Welt- und Sündenliebe fahren zu lassen, und wenn es gleich in dem einen oder andern Punkt geschähe, so gebe es nur ein erzwungenes, verstümmeltes affektirtes Wesen, das von keiner Dauer sei und den Menschen nur zu einem politischen (d. h. äußerlich klugen und vorsichtigen) Christen, aber zu keinem wahren Jünger und Nachfolger Christi mache.

Ohne Frucht blieb Stähelins Arbeit nicht. Denn nach etlichen Jahren, als er nicht mehr dieses Amt bekleidete, schrieb ihm die Landvögtin: nun sei es ihr rechter Ernst, Gott zu dienen und selig zu werden.

Im Jahr 1725 verließ er Bern trotz dem Zureden seines Patrons, um in St. Gallen ein Arbeitsfeld zu suchen, auf das er auch nicht lange warten mußte. Ein Beweggrund war auch der Zug zu seinem alternden Vetter, dem Kammerer Stähelin, mit dem er noch gerne möglichst lange verkehrte.

Ueber diesen Vetter Kammerer, der, wie wir gesehen, mehr als ein Vetter, der ein geistlicher Vater für unsern Stähelin war, muß hier ein Wort gesagt werden. Er hieß Christoph Stähelin und war ein gelehrter und sehr gottseliger Mann. Sein gründlich ausgearbeiteter, von Gebetsleben, scharfem Nachdenken und großer Lehrtüchtigkeit zeugender „Catechetischer Hausschatz oder Erklärung des Heidelbergischen Catechismus durch Fragen und Antworten" ist und bleibt eine wahre Fundgrube für den Ausleger des genannten Catechismus. Wer sich über die alterthümliche, oft breite und weitschweifige Form

hinwegsetzt, wird diesem Buch das Zeugniß geben müssen, daß es die Arbeit eines Meisters ist. Der selige Kammerer scheint sich das Verständniß des Heidelberger Catechismus zum Lebenszweck gesetzt zu haben, und er hat auch diesen Zweck erreicht. Er versteht das Büchlein, das er erklärt, nicht nur, er fühlt es. Er ist auch ein liebender, sorgfältiger Beobachter der Seelen, ihrer Führungen und der Stufen im Gnadengange, und nimmt sich die Mühe sie auf's sorgfältigste nach ihren Bedürfnissen zu unterscheiden und nach diesen Unterschieden zu leiten und zu weiden, und das alles auf die herzgewinnendste Weise. Wie viel Auflagen das Buch erlebt hat, weiß der Schreiber dieser Zeilen nicht. Die fünfte erschien 1771 in Basel.

Diesen Kammerer Stähelin hielt unser Stähelin in hohen Ehren. Als derselbe (1725) seinem Ende entgegen gieng, besuchte er diesen Exspektanten der Ewigkeit, wie er sich ausdrückt, oft, und ließ sich von ihm segnen. Nie habe ich, sagt er, eine Seele so voll Geduld, voll Freude, voll Vorschmack der Seligkeit gesehen, als die Seele dieses Gerechten, der den Tod nicht geschmeckt hat, sondern, wie die Juden von Moses sagen, unter dem Kusse Gottes gestorben ist.

2. Pfarramt in Gais.

Nach St. Gallen zurückgekehrt, fieng Stähelin eine Schule an und verheirathete sich am 14. November 1726 mit Jungfrau Verena Specker, Tochter des Unterbürgermeisters in St. Gallen. Sie war von stiller und frommer Gemüthsart, und er konnte von ihr erwarten, daß sie ihm nicht nur eine Stütze im Hauswesen, sondern eine Gefährtin auf dem Wege des Lebens sein werde. Das Gleiche erwartete sie von ihm, wie sie sich gleich bei der ersten nähern Bekanntschaft äußerte: sie fange an, ihn zu lieben, weil sie hoffe, er werde ihr in der Gottseligkeit forthelfen. — Wo auf beiden Seiten dieser Sinn ist, kann der Segen des Herrn nicht fehlen.

Durch seine Verehlichung mit einer St. Gallerin und durch seine Schule, die gut gedieh, schien Stähelin in St. Gallen festgebunden zu sein. Aber es kam anders. Die Gemeinde Gais im Ct. Appenzell Außer-Rhoden suchte im Anfang des Jahres 1729 einen Prediger und wandte sich an den Dekan der benachbarten Stadt St. Gallen mit der Bitte, ihr junge Predigtamtskandidaten

zur Abhaltung von Probepredigten zu schicken. Aber zuerst hatte Niemand Lust zu gehen. Darüber machte der Dekan den jungen Prädikanten ernstliche Vorstellungen und gab ihnen zu bedenken, wie unanständig und sündlich eine solche Weigerung sei. Stähelin, so schwer es ihm wurde, hatte keine Ruhe, bis er den Entschluß zur Meldung gefaßt hatte. Gleich am folgenden Sonntag, dem 13. Februar, mußte er die Probepredigt halten, wozu er als Text Matth. 9, 38 nahm: Bittet den Herrn der Ernte, daß er Arbeiter in seine Ernte sende. Als er die ungefähr 2500 Zuhörer vor sich sah, war sein erster Gedanke: Hier wäre für Jesum und die Seelen eine schöne Ernte zu machen. Thränen traten ihm darüber in die Augen. Nach der Predigt hielt er noch eine Kinderlehre und beim Nachhausegehen zankte er noch einen Mann und eine Frau, die unanständige Reden führten, wie sichs gebührte, aus. Das waren seine ersten Amtsverrichtungen in Gais.

Er meinte nicht, daß er würde gewählt werden und sagte seiner Frau und Schwiegermutter, die aus menschlichen Gründen lieber in St. Gallen geblieben wären: „Fürchtet euch nicht, daß ich gewählt werde; ich habe keine freundliche Miene gesehen und kein gutes Wort gehört. Nur, da ich aus dem Dorf eilte, rief mir ein altes Mütterchen zu, ich solle bald wieder kommen."

Aber wenn die Leute gleich wenig zu ihm redeten, so dachten sie um so mehr an ihn; und schon am 13. März empfieng er die Nachricht seiner Erwählung. Er war ganz von Freude durchdrungen; und auch seine Frau und Schwiegermutter waren's zufrieden. Schon am 27. März hielt er seine Antrittspredigt über 2 Cor. 5, 20: So sind wir nun Botschafter an Christi Statt.

Jetzt war Stähelin ganz an seinem Platze: denn zum Prediger und Seelsorger war er von Gott durchaus ausgerüstet und wie Jeremia (Jerem. 1, 5) von Mutter Leib an dazu bereitet, — und Gais, der seit vielen Jahren so belebte und beliebte Kurort, damals aber ein einfaches stilles Appenzeller Bergdorf unter vielen andern, war der von Gott auserlesene Ort, an dem ein helles Licht aufgehen und seinen Glanz weithin verbreiten sollte. Die Erwählung und Auszeichnung eines Ortes, an dem Gott ein bleibendes Gedächtniß seines Namens stiftet, ist stets sehr merkwürdig. Es ist auch hier kein Ansehen der Person. Wie es kein Ansehen der Person war, sondern eine reine Gnadenverfügung

Gottes, daß des Steinhauers Stähelins Sohn unter vielen Brüdern ein Behauer lebendiger Bausteine zum Tempel Gottes wurde, so war es nicht minder eine Wahl der Gnade, daß unter den vielen Dörfern von St. Gallen und Appenzell gerade Gais dessen gewürdigt wurde, einen so tüchtigen Zeugen Christi bei sich haben. Derselbe Gott, der einst ein Nazareth, Kapernaum und Bethsaida erwählte, Zeugen von Christi Thaten zu sein, erwählt jetzt noch große und kleine Oerter in der Welt, um sie zu Zeugen seiner Gnadenwerke zu machen. Und da kann Niemand weder Ort noch Zeit noch Menschen bestellen, auch nicht abbestellen, sondern Er ordnet das Alles. Aber von Allem, was ein solcher Ort erleben kann, bis auf den Tag des Gerichts, ist eine solche Gnadenheimsuchung das Allerwichtigste, damit der Herr nicht klagen müsse: „Ach! daß du die Zeit deiner Heimsuchung erkenntest" oder schelten, wie er über Chorazin und Bethsaida gethan (Matth. 11, 21).

Der 31jährige Stähelin widmete seine frische Kraft ganz der Gemeinde und entfaltete eine außerordentliche Thätigkeit. Vorzüglich nahm er sich der Jugend an, führte freiwillige Kinderlehren ein, bei denen ihm aber bald kein Kind mehr fehlte und schrieb für die Jugend eine Art von faßlichem Catechismus, betitelt: Die lautere Wahrheitsmilch.

Dem Bedürfniß, sich der Schwachen anzunehmen, entsprach auch seine beste Arbeit, die über das Neue Testament. Eine wassersüchtige Frau, welche die öffentlichen Gottesdienste nicht besuchen konnte, klagte ihm einmal unter Thränen: „wenn sie in irgend einem guten Buch lese, so habe sie noch Nutzen und Erbauung davon, aber die Bibel könne sie sich nicht recht zu Nutze machen." Stähelin gab ihr darauf einige Anleitung, wie sie das Bibelwort zur Erweckung und Tröstung gebrauchen und in ein Gebet umwandeln solle. Bei sich aber überlegte er den Gedanken, ob es ihm nicht möglich wäre, über das ganze Neue Testament solche Nutzanwendungen und Gebete zu machen, vorzugsweise zum Dienste der Schwachen und Unwissenden, die sich die Bibel nicht selbst auslegen können. Diese nicht leichte und lange Arbeit fieng er nun geduldig an und brachte sie zu Ende. Im Jahr 1739 erschien die erste Auflage seines Neuen Testaments. Stähelin war ein ganz gut geschulter Theologe, dem es an wissenschaftlicher Tüchtigkeit durchaus nicht fehlte. Aber bei dieser Arbeit über das Neue Testament trat alle gelehrte Auslege-

kunst zurück. Er dachte nur an seine einfachen Pfarrkinder und besonders an die Schwachen unter ihnen. Nach ihnen richtete er seine Erklärungen ein. Aber gerade diese zu den Schwachen sich herablassende Treue hat Gott gesegnet. Das Werk fand großen Beifall und wurde in vielen Häusern verbreitet.

Seine Amtsführung war vielen ein Geruch des Lebens zum Leben. Ein junger Mensch, der an der Lungensucht darnieder lag, sagte einmal: „Herr Pfarrer, ich weiß aus den sichersten Kennzeichen so gewiß, daß ich selig werde, so gewiß ich neben Ihnen auf der Bank sitze."

Aber auch ein Geruch des Todes zum Tode ward sein Amt, wie er selbst an einem Beispiele erzählt: „Ein 77jähriger Mann war dem Trinken sehr ergeben und dabei von einer sehr boshaften Gemüthsart, so daß er weder meinen noch meiner Frau vielfältigen Abmahnungen und Bitten folgen wollte, sondern unser oft noch spottete. Drei Tage vor dem heiligen Weihnachtsfest ließ ich ihn zu mir ins Pfarrhaus kommen und bat ihn aufs beweglichste, von seinen Sünden abzustehen und mit Gebet sich zu Gott zu bekehren. Anfangs war er ganz ungehalten, daß ich ihn beschickt hatte: Er sei kein größerer Sünder als andere. Zuletzt versprach er Besserung. Aus dem Pfarrhause aber gieng er in eines Nachbarn Haus und redete gar böse über mich. Der Nachbar aber und seine Frau bestätigten meine Worte und ermahnten ihn zu folgen. Er aber gieng gerades Wegs ins Wirthshaus, spottete daselbst abermal: der Pfarrer habe gesagt, er müsse sich kehren, nun wolle er es thun, — drehte sich zwei- oder dreimal um und fragte: ob sie es jetzt nicht gesehen haben, daß er sich gedreht habe? Als er darauf ein wenig getrunken hatte, war ihm ganz übel, so daß man ihn auf ein Bett legen mußte. Nach ohngefähr einer halben Stunde wollte er heimgehen, es begegneten ihm aber Zwei oder Drei unter der Thüre, die ihn umkehrten und wieder an den Tisch setzten, und mit denen er zu trinken anfieng; aber bald wurde ihm wieder so übel, daß er aus der Stube gieng, um frische Luft zu schöpfen. Der Knecht im Hause fand ihn auf dem Boden liegend, rüttelte ihn, lief in die Stube und fragte: Was ist dem E.? er liegt draußen und ist todt! Alle liefen hinaus. Er war starr todt.

„In den Leichenpersonalien sagte ich mit viel Betrübniß und nach reifer Ueberlegung: Was den Verstorbenen anbetrifft, ist

leider offenbar, daß er in der herrschenden Sünde der Völlerei gelebt hat und in derselben gestorben ist. Er hat Gottes gespottet, und der gerechte Gott hat ihn plötzlich vor Gericht und zur Strafe gezogen. Nach Gottes Wort und seinen Sünden ist er jetzt leider in der Hölle, und wenn schon in der Kirchenformel steht und aus derselben gelesen wird: Gott habe ihn zu sich in die ewige Freude und Seligkeit aufgenommen, so gedenke nur Niemand, daß ihn das angehe. Oder welches von uns allen dürfte ruhig und mit Freuden sagen: Ich wollte, ich wäre wo E. ist? Nein, wer in beharrlichen Sünden stirbt, der geht verloren. Denkt auch nicht, daß ich in das Richteramt Gottes greife und dieses mein gewesenes Pfarrkind verurtheilen wolle. Ach, es thut mir schmerzlich wehe, aber ich muß das in Gottes Wort schon gefällte und eröffnete Urtheil aussprechen, damit Andere mit Furcht durch eine ernstliche Buße aus dem Feuer gerückt und heilsam bekehrt werden, damit sie nicht auch an diesen Ort der Qual kommen.

„Es entstund zwar eine starke Bewegung und bei Einigen viel Unzufriedenheit über diese Worte, sowohl in meiner als in andern Gemeinden, doch durfte sich Niemand recht herauslassen, denn das Exempel und der Schrecken waren zu groß."

3. Kämpfe.

In den Jahren 1733 und 1734 wurde Stähelin in eine sehr schwierige Lage verwickelt durch die bürgerlichen Zwistigkeiten, die unter den sogenannten „Landleuten" (so nennen sich die Mitglieder der Appenzellerischen Landsgemeinde) losbrachen. Um was es sich bei diesem Streit eigentlich handelte, darüber gehen wir hinweg. Genug, es waren zwei Parteien, die jede ihre besondere Obrigkeit anerkannte: die Partei der Harten, deren Sitz in Herisau war, und die Partei der Linden, deren Häupter von Trogen aus regierten. In einem so kleinen abgelegenen Völklein, das Niemand von außen in seinen Händeln störte, das zudem von großer Erregbarkeit, Kraft und Derbheit ist, und worin Jeder Einzelne das Bewußtsein hat, etwas zu gelten und wesentlich zur Entscheidung mitzuwirken — artete ein politischer Zwist leicht in den wüthendsten Parteihaß bis zu Schlägen und Mord aus. Der andern Partei anzugehören, war ein unverzeihliches Vergehen.

Gais, dem ansehnlichsten Theil seiner Bewohner nach, gehörte zu den Linden. Auch Stähelin wurde dafür angesehen, daß er mit dieser Partei halte, obwohl er sich stets dafür aussprach, die Sache gehe ihn als Bürger von St. Gallen gar nichts an. Zu den Linden oder Gelinden gehörte er jedenfalls, die nach dem Befehl Pauli (Phil. 4, 5) ihre Lindigkeit allen Menschen kund thun. Was nur in seinen Kräften stand, versuchte er, um beide Parteien zum Frieden und zur Eintracht zu bringen und den Ausbrüchen des Hasses vorzubeugen. Aber den Püffen, die solche ungebetene Vermittler gewöhnlich bekommen, entgieng er auch nicht.

Schwierig wurde seine Stellung dadurch, daß er als Pfarrer alle obrigkeitlichen Mandate von der Kanzel verlesen sollte. Nun ließ jede von beiden Obrigkeiten ein Verbot ausgehen, die Mandate der andern nicht zu lesen. Was war da zu thun? so mußte er sich ernstlich fragen, besonders da einmal auf einen Tag Mandate beider Obrigkeiten eingiengen. Auf den Rath eines angesehenen Gemeindegliedes entschloß er sich zu folgender Erklärung von der Kanzel herab: „Liebe Gemeindegenossen! es sind mir Schreiben von Herisau und andere von Trogen zugekommen; da ihr nun wißt, daß ich mich, weil ich kein 'Landmann' bin, zu keiner Partei schlage, so will ich sie alle beide ohne Unterschied lesen, — und so werde ich es in allen künftigen Fällen machen." —

Während vieler Nächte wurde das Pfarrhaus gegen Ueberfälle der Harten bewacht. Einmal gieng Stähelin nach St. Gallen, um bei Freunden Rath zu holen, wie er sich zu verhalten habe. Aber eben dieß mochten die Harten nicht leiden, daß er nach St. Gallen gieng, wo Alles lind sei. Sie paßten ihm daher auf, um ihm Leides zuzufügen, wenn er nach Hause käme. Glücklicherweise verpaßten sie aber ihre Zeit in einem Wirthshaus und Stähelin gieng unbemerkt bei ihnen vorbei. Als er noch eine halbe Stunde von Gais entfernt war, begegneten ihm eine große Anzahl Männer, die von dem bösen Anschlag gehört hatten und zu seiner Rettung ausgezogen waren. Sie hätten Blut und Leben für ihn aufgeopfert. Stähelin dankte Gott, daß er ohne ihre Hilfe durchgekommen war.

Ein trauriger Tag war der fünfte März 1733. Am Morgen desselben kam der Pfarrer vom Bühler (der Bühler ist der Name der Ortschaft) nach Gais, begleitet von einer großen Parthie Harter. Die andern stellten sich ihnen natürlich mit entschlossenem Muthe

entgegen. Als nun der Pfarrer aus dem Bühler merkte, daß die Seinigen den Kürzern ziehen mußten, fieng er plötzlich an, eine heuchlerische Rolle zu spielen, sprang unter die Kämpfenden und rief: „Halt! Brüder! Christen! was wollt ihr thun? Blut vergießen? Schuld auf euch laden? Laßt mich, einen Diener des Evangeliums des Friedens, einen Knecht des sanftmüthigen Erlösers, der für uns gestorben ist, ein Wort der Ermahnung zu euch reden." Er fieng darauf an, eine so bewegliche Rede zu halten, daß beide Parteien gerührt vor ihm standen und anfiengen, sich ordentlich zu beruhigen. Doch das war alles nur Heuchelei. Denn kaum bemerkte er, daß sich unterdessen sein Haufe gemehrt hatte und stark genug war, die andern anzugreifen, so legte er die Maske ab, schnellte mit dem Finger und gab selber das Zeichen zum Angriff mit den Worten: Jetzt gilt es! Nun fielen die Harten über die Linden her. Diese wehrten sich, so gut sie konnten. Aber immer größer ward der Zudrang von beiden Seiten. Vergeblich suchte Stähelin zu vermitteln. Er mußte vom Fenster aus zusehen, wie sich die Männer schlugen und endlich die Linden doch unterlagen.

In der gleichen Nacht noch verließ er Gais, bewogen durch die Bitten seiner Frau und Kinder und begab sich nach Altstätten. Als ihm nun die Gemeinde eine Deputation nachschickte und ihm bezeugen ließ, wie leid es ihr thue, daß er an der allgemeinen Unruhe habe Antheil nehmen müssen, so kehrte er nach einigen Tagen schon wieder nach Gais zurück.

Ueberhaupt hielt die Gemeinde gut zu ihm. Fünf Pfarrer wurden in Folge des Landhandels abgesetzt, andere an Geld bestraft. Auch Stähelin sollte bestraft werden, weil er Mandate der Linden verlesen habe. „Versehen Sie sich mit einem guten Beutel voll Dublonen," sagte ihm Jemand, „es geht alles mit Dublonen." Einer seiner Gemeindegenossen sorgte aber dafür, daß er das Aufgebot, vor dem Großen Rath zu erscheinen, gar nicht erhielt. Da man in der hohen Versammlung nach ihm fragte, erhob sich dieser Gutgesinnte, gestand, daß er dahinter stecke und sagte: „Gnädige Herren und Oberen! Wenn Sie wollen, daß es nicht neue Händel gebe, so verschonen Sie unsern Pfarrer. Meine Bauern haben mir zu deutlich erklärt, daß sie keinen gestraften Pfarrer wollen und ihren Pfarrer lassen sie nicht; er habe es christlich und brav gemacht, und

hier (indem er an seine Brust schlug) ist der erste Mann, der Leib und Leben für ihn läßt." Es blieb dabei.

Im Jahr 1735 machten Gemeinde und Pfarrer eine schöne Erfahrung, sie von der Festigkeit und Entschlossenheit ihres Seelsorgers, er von der Liebe seiner Gemeinde. Die Obrigkeit ließ nämlich in das große Mandat, das alle Jahre von den Kanzeln verlesen wird, einen Artikel einrücken des Inhalts, daß man sich des Sonntags nach dem Gottesdienste in den Waffen üben dürfe. Am 8. Juni, als das Mandat verlesen werden sollte, deutete Stähelin schon in der Predigt darauf hin, daß ein Jeder nur auf Gott, auf sein Gewissen und auf die Erbauung seiner Seele zu sehen habe. Nach der Predigt, als die Kirchhöre (Gemeindeversammlung) gehalten wurde, hielt er eine musterhafte Rede folgenden Inhalts:

„Allerliebste Pfarrkinder! Ich habe im Namen Jesu Christi eine Bitte an euch, und ich hoffe zuversichtlich, ihr werdet mich erhören, damit euch Gott auch erhöre. Die Bitte ist, daß ihr als Christen freiwillig und einhellig beschließet und erkläret, nicht am Sonntag, sondern in der Woche zu mustern. Bedenket, wie nothwendig es ist, daß ihr das Sonntags-Mustern in unserer Gemeinde nicht einreißen lasset.

„Es ist schnurgerade wider Gott und sein Wort. Es unterdrückt viel Gutes. Gedanken und Reden können nicht Gottes Wort obliegen, man wird daran verhindert und der Segen der Nachbetrachtung geht verloren. Es ist auch ein Anlaß zu vielen Sünden. Man siehet zu, man schwatzt, lacht und bringt die theure Sonntags- und Gnadenzeit unnütz zu. Es schadet dem Vaterlande wohl mehr als es ihm nützt. Meint ihr, Gott werde zu den Waffen Glück und Segen geben, wenn man wider seinen Willen und zu seiner Unehre und Zorn sich an seinem Tage in denselben übt? Es verursacht viele Anfechtungen. Ich weiß aus Erfahrung, daß Leute, die am Sonntag nicht haben wollen mustern und doch dazu gezwungen worden sind, in Kummer und Anfechtung darüber gerathen sind. Wie würde es nun euch gehen, wenn ihr euch wider Gottes Wort und die Bitte eures Seelsorgers setzen würdet? Gott läßt seiner nicht spotten.

„Man wirft aber ein: Andere Gemeinden im Lande thun es auch. Darauf sage ich: Sind sie unsere Bibel? Werden sie am jüngsten Tage für unsere Seelen gutstehen? Es sind wohl mehr christliche Gemeinden in und außer dem Vaterlande, die solches nicht thun. Wir müssen den guten und nicht den bösen Exempeln folgen. Man wirft ferner ein: Es ist besser, öffentlich mustern als in heimliche Schlupfwinkel ziehen und noch Böseres thun. Antwort: Man muß nicht eine Sünde mit der andern austreiben. Der Teufel würde lachen, wenn wir nicht mit der, sondern mit einer andern Sünde würden in die Hölle kommen. Soll man

Hurerei erlauben, damit keine Ehebrüche geschehen? Man sagt endlich: Man habe in der Woche nicht Zeit, man müsse arbeiten. Aber ich frage dich auf dein Gewissen, ob du nicht könntest, wenn du wolltest, zwei- oder dreimal im Jahr nach der Blaiche (das ist die geschäftslose Jahreszeit für den Leinwandweber) ein Viertel Tag erübrigen? Denke, ob du auf dem Todbette auch sagen würdest, du hättest nicht Zeit gehabt, und wenn du wieder aufkämest, du wolltest wieder mustern, Gott und sein Diener möchten sagen, was sie wollten."

So fuhr Stähelin fort und schloß seine Rede mit den Worten: „Ich will euch, liebe Pfarrkinder, auch noch anzeigen, wie es mir in dieser Sache um das Herz ist.

„Werdet ihr meine oder vielmehr Gottes Bitte erhören, so werde ich vor Freuden Gott danken und mit Freuden an eurer Seligkeit fortarbeiten, weil ich sehe, daß ihr Gott und mich liebt und das Wort Gottes Frucht bei euch schafft.

„Würdet ihr aber, (welches ich doch nicht glaube) wider dieses Alles am Sonntag mustern, so würde meine Traurigkeit sehr groß werden; und ich würde (so lange ich euer Pfarrer bleiben müßte) alle, die mustern und die zuschauen, als offenbare Sünder ernsthaft strafen und wollte vor dem Richterstuhle Gottes keine Schuld auf mir haben.

„Ich habe aber zu Gott, der die Herzen lenken kann, und zu euch ein besseres Vertrauen und bitte deßwegen: Erkläret euch jetzt durch ein freiwilliges einhelliges Mehr, daß ihr nicht am Sonntag, sondern in der Woche exerciren wollt."

Dazu sagte der Herr Landammann: er sei gleicher Meinung mit dem Herrn Pfarrer, und es werde Gott und eine hohe Obrigkeit wohl freuen, wenn man willig dazu sei; doch soll Jeder nach seiner Freiheit zu dem aufheben, was ihn gut dünke. Ein Bauer rief: Der Herr Dekan Z. ist ein frommer Herr und läßt auch mustern. — „Es ist wahr," rief ein Anderer, „aber er ist nicht unsere Bibel." — Ein Dritter rief: Herr Hauptmann, mehret, das Sonntagsmustern soll bis acht Tage nach dem jüngsten Tage aberkannt sein. — Das Mehr, es abzuerkennen, war fast einhellig. Es hatte selbst Einfluß auf andere Gemeinden, die diesem guten Beispiele folgten. So kann ein guter Gedanke, dem wir treu bleiben, durchdringen.

Herausgegeben aus Auftrag der Bibelgesellschaft in Basel.
Druck von C. Schultze.
In Commission im Depot der Bibelgesellschaft (C. F. Spittler) in Basel.
Preis per Jahrgang von 4 Nummern 40 Cts. oder 12 kr.
Durch den Buchhandel bezogene Exemplare sind durch Porto und Spesen je nach der Entfernung entsprechend im Preise erhöht.

Bibelblätter.

Herausgegeben von der Bibelgesellschaft zu Basel.

Nr. 2. **Inhalt:** Heinrich Stähelin (Schluß). 4. Stähelin als Diakon und Stadtpfarrer in St. Gallen. 5. Stähelin als Dekan. Sein Ende. — Das Evangelium bei den Kriegsgefangenen und in den Lazaretten. 1871.

Heinrich Stähelin,

Dekan in St. Gallen,

geboren 1698, gestorben 1778.

(Schluß.)

4. Stähelin als Diakon und Stadtpfarrer in St. Gallen.

Wenn es auf Stähelins Neigung angekommen wäre, er hätte Gais nie verlassen: so wohl gefiel es ihm dort. Aber da er im Jahr 1740 unvermuthet einen Ruf als Pfarrer von St. Leonhard bei St. Gallen und als Diakon der Stadt (welche zwei Stellen mit einander verbunden waren) erhielt, so glaubte er diese Wahl nicht ausschlagen zu sollen. Im März 1740 hielt er seine Antrittspredigt zu St. Leonhard über die Worte 2 Tim. 2, 15: „Befleißige dich, dich Gott zu zeigen einen rechtschaffenen und unsträflichen Arbeiter, der da recht theile das Wort der Wahrheit.“ Sein geliebtes Gais sah er erst nach 27 Jahren besuchsweise wieder; denn obwohl es nur drei Stunden von St. Gallen entfernt war, so konnte er sich nie entschließen, seine früheren Gemeindekinder wieder zu sehen: er scheint die heftige Gemüthsbewegung und den zu starken Freudenausbruch bei gegenseitigem Wiedersehen gescheut zu haben. —

Wir fassen nun in wenigen Zügen die amtliche Wirksamkeit Stähelins in St. Gallen zusammen und erwähnen hier gleich zum Voraus, daß er nach zehnjährigem Diakonatsdienst im Jahr 1750 zum ordentlichen Stadtpfarrer von St. Gallen ernannt wurde.

Auf seiner Arbeit ruhte auch hier von Anfang an ein großer Segen. Außer den ihm obliegenden Predigten und Bibelstunden, die ungewöhnlichen Beifall fanden, führte er Kinderlehren in seinem Hause ein und wurde auch zum Halten von Hausandachten in viele Familien gerufen. Sein Eifer, Seelen für Christum zu gewinnen, war sehr groß und es schien als wollte er Alle aus dem Feuer reißen. Dafür zeugt unter anderm die Aeußerung eines unschlachtigen, aber vom Worte ergriffenen Mannes, der einmal beim Hinausgehen aus der Kirche in die wüsten aber doch bezeichnenden Worte ausbrach: Der Herr Pfarrer will doch die Leute mit Teufels Gewalt im Himmel haben. — Neben dem Erweckungseifer hatte Stähelin auch die Gabe, zweifelnde und blöde Gemüther zu stärken und ihnen den seligen Glaubensschluß abzubringen, daß sie Kinder Gottes seien. — Davon legt übrigens auch sein Neues Testament Zeugniß ab, worin auf Schwachgläubige viel Rücksicht genommen und denselben auf's Tröstlichste zugesprochen wird. So machte er zur Wahrheit, was er in seiner Antrittspredigt gelobt hatte, daß er ein Arbeiter sein wolle, der das Wort recht theile.

Auch als erbaulicher Schriftsteller war er fortwährend thätig. Außer seinem Neuen Testamente erschienen ein Gebetbuch, Betrachtungen auf die christlichen Feste, die viel gelesen, in mehreren Auflagen gedruckt und ins Holländische übersetzt wurden, und endlich eine Kirchenhistorie, deren wichtigstes Stück die Vorrede ist, eine herzliche Ermahnung an seine Amtsbrüder zur Treue im Beruf. — Er sagt darin: „Ist das eine christliche Predigt zu heißen, in welcher auf nichts Anderes gedrungen wird, als was auch bloße Naturmenschen und Heiden thun können? Ist gleich der Text aus der Bibel genommen, haben auch die Gründe etwas von der christlichen Religion an sich, und die Rede fließet, mit biblischen Redensarten geschmückt, schön an einander hängend fort, Jesus Christus aber ist nicht der Hauptinhalt, die Zuhörer werden nicht zur Versöhnung mit Gott gewiesen, die Ordnung des Heils und der Buße, Glauben, Liebe Gottes in der Gottseligkeit wird nicht eindringlich verkündigt: so ist wahrhaft Alles nur entweder ein gekünsteltes oder ein unbedacht-

sames todtes Geschwätz, bei welchem Lehrer und Zuhörer ewig verloren gehen."

Diese Schriften Stähelins alle sind in der Form etwas ungefügig, breit und veraltet. Stähelin war kein Lavater, der schön und rein schrieb, weil er vom neuen Aufschwung der deutschen Literatur mit ergriffen war, auch muß man bei ihm keine neuen Gedanken, geistreiche Auffassungen und pikante Wendungen suchen. Er ist ein schlichter Pfarrer, dessen einziger aber großer Vorzug darin besteht, unerschütterlich auf dem Grunde der evangelischen Lehre zu ruhen. Das Neue an ihm ist, daß er in einer Zeit, wo alles neumodisch zugestutzt wurde, beim Alten blieb und es mit Geist und Kraft vertheidigte. Während bei Andern das Instrument der biblischen Lehre, das sie spielen sollten, verstimmt war, gab er mit seiner Posaune einen deutlichen Ton, und immer denselben und zwar so laut als möglich. Diese gute biblische Einseitigkeit und Einfalt seines Wesens ist eben seine Kraft. Es gibt wohl manche begabtere Theologen im Predigen als er war. Aber Gott segnet auch die bescheidener Ausgerüsteten, wenn sie lauterlich das Evangelium predigen, während die Begabtesten oft der Gefahr nicht entgehen, durch das Vielerlei ihrer Gedanken mehr zu zerstreuen, als zu sammeln.

Wenden wir uns nach diesen Mittheilungen über Stähelins öffentliches Auftreten seinem häuslichen- und Privatleben zu.

Er war erst wieder seit zwei Jahren in St. Gallen, als er seine Gattin verlor. Im Anfang des Jahres 1742 fieng sie an zu kränkeln und bekam einen so kurzen Athem, daß sie die größte Mühe hatte, ihren Mann zur Kirche zu begleiten. Sie redete voll Freude von ihrem baldigen Sterben. Ach, Gott! sagte sie, zu so vielen Wohlthaten, die du mir erwiesen hast, willst du auch die hinzuthun, mich so früh des Himmels zu würdigen! — Was dünkt dich, fragte sie ihren Mann, daß ich so viel Vertrauen, Ruhe und Hoffnung habe? Muß nicht auch Todesfurcht kommen? — Er antwortete ihr: Wenn ich als dein Pfarrer vor Gott reden soll, wie ich dich kenne, so bist du ein Kind Gottes und eine Erbin der Seligkeit. Danke deinem getreuen Gott und Vater, der dich im Frieden zu sich in den Himmel nehmen will. — Im März 1742, nachdem sie ihre Kinder gesegnet, verschied sie unter dem Gebete ihres Mannes. Sie war 37 Jahre alt geworden und hinterließ fünf Kinder; drei waren vor ihr gestorben.

Die amtliche Stellung, in der er sich befand und seine große Haushaltung nöthigten Stähelin, sich wieder zu verheirathen. Seine Wahl fiel auf eine geborene Stähelin, Nichte des Kammerers. Ihre Gottseligkeit, ihr liebreiches Gemüth, ihre Arbeitsamkeit und Eingezogenheit waren ihm schon lange bekannt. Ebenso hatte sie seit vielen Jahren eine besondere Sympathie für ihn; schon im Jahr 1729, erzählt sie selbst, als Stähelin nach Gais verreiste, und sie erst 14 Jahre alt war, habe sie dem Zug den Berg hinauf mit Thränen nachgesehen und bedauert, daß die Vaterstadt einen so frommen Prediger verliere. Sie war 17 Jahre jünger als Stähelin, und als er sie anfragte, äußerte sie, daß sie ihn wohl liebe, aber wegen ihrer Jugend befürchte, er und seine Kinder möchten nicht gut mit ihr versorgt sein. Stähelin beruhigte sie hierüber und die sehr glückliche Ehe, die er mit seiner zweiten Gattin führte, bestätigte seine Erwartung.

Er muß ein recht lieber Vater für seine Kinder gewesen sein. Seine Erziehungsmethode war einfach, altväterisch fromm. Mit den Kindern spielen, ihnen nachhelfen, mit ihnen spazieren gehen, machte ihm die größte Freude. — Gieng er vor die Stadt, so konnte er wohl eine Zeitlang für sich allein laut oder halblaut singen oder beten (denn er war ein treuer Beter und liebte das stille Nachdenken), dann aber fing er an mit den Kindern zu reden, theilte Obst oder Mandeln unter sie aus, ließ sie einem Apfel nachspringen, und unterhielt sich auf's Herzlichste mit ihnen durch Fragen und Erzählungen. Er mischte sich auch gerne in ihre Spiele und zeigte ihnen die Vortheile, die sie dabei anzuwenden hatten. — Sein Sohn und Biograph erzählt, welchen Eindruck es ihm gemacht habe, als der Vater, von dessen Andacht er eine überaus hohe Vorstellung hatte, ihm gezeigt habe, wie man einen Kreisel in Drehung versetze. Es kam ihm dieß bei dem Respekt, den er vor seinem Vater hatte, wie eine Herablassung vor.

Doch fehlte es auch an Hauskreuz nicht. Dreimal, in den Jahren 1743, 1744 und 1745 bekam Stähelin in Folge übermäßigen Arbeitens bedenkliche Nervenzufälle, die ihn wie todt hinstreckten und ihm das Bewußtsein raubten. — Man hielt diese Zufälle für epileptisch und er wurde darüber sehr bekümmert, weil er befürchtete, er könnte wohl noch ein elender Mann und für das Amt unbrauchbar werden. Doch bestrafte er sich selbst wieder über seine Sorgen:

wo denn seine Gelassenheit und sein Ruhm in Trübsal sei? Merkwürdigerweise wurde er durch Gottes Gnade von diesen Anfällen so befreit, daß sie nie mehr wiederkehrten. Doch klagte er noch lange über anhaltende Schwäche in seinem Haupte und glaubte, als er 1748 seine Kirchenhistorie herausgab, das sei seine letzte Arbeit. Meine Zeit, sagt er in der schon erwähnten Vorrede, ist fast dahin, ob ich schon noch nicht alt bin und meine Kräfte haben abgenommen. Nimm mich, o Gott, in Gnaden bald zu Dir. Eben diese Vermuthung bewog ihn, wie schon gesagt worden, vor seinen Amtsbrüdern noch einmal sein Herz auszuschütten.

Noch tieferes Leid mußte er erfahren. Dieser fromme Mann, dieser Mann mit priesterlich betendem Herzen, dieser wahre Freund seiner Kinder, hatte Söhne, die nicht in seinen Wegen wandelten. Man stelle sich, erzählt sein Biograph, seine Empfindungen vor, als er eines Abends in ein Gasthaus eine halbe Stunde von der Stadt geholt wurde unter dem Vorwand, es sei ein Fremder da. Er kommt und findet seinen Sohn, der sich vor ihm auf die Knie wirft, weint, schluchzt, sagt, daß er sich nun auf ewig von ihm trennen müsse, aber daß er es nicht habe thun können, ohne seinen Vater noch einmal zu sehen und ihn um Verzeihung und um seinen Segen zu bitten. — In dem Ausdruck seines Schmerzes wälzt er sich auf der Erde und ringt mit der Verzweiflung. Der Vater gibt ihm unter Thränen Ermahnungen, Wünsche und das wenige Geld, das er bei sich hat — reißt sich los und sieht ihn in seinem Leben nicht wieder. —

Auf dieses häusliche Unglück beziehen sich wohl folgende Klageworte in Stähelins Tagebuch: 1752. Dieses war ein schweres Kreuzjahr, in welchem mich Gott wohl zu meiner lebenslänglichen Betrübniß heimgesucht hat. So billig und schwer aber dieses Kreuz mich angreift, so hat doch der Vater der Barmherzigkeit und Gott alles Trostes mir durch viele und deutliche Merkmale gezeigt, daß er seine Gnade nicht von mir wende, noch mein Gebet gar verwerfe. Ich habe viele Jahre in der Gnade Gottes gelebt, so daß ich nur singen konnte auf den Wegen des Herrn und oft dachte: Gott kenne mich als zu schwach unter das Kreuz. Aber ach! was Stärke und Trost brauche ich in der Kreuzschule Christi! Mein Gott, erhalte, stärke, tröste mich und alle Kreuzgefährten! — 1755. O wie ein allerschwerstes Kreuz beugte meine unschuldige Seele. Ach! mein

Kummer erdrückt mich beinahe. O wie oft denke ich, warum ich doch so gar Schweres, ja das Schwerste leiden müsse. — Ich gedenke nie ohne Schrecken an meine Leiden und muß doch immer wieder daran denken. Es ist genug, Herr, nimm nun meine Seele von mir! —

---

5. Stähelin als Dekan. Sein Ende.

Im Jahr 1757 wurde Stähelin Dekan und erster Pfarrer der Stadt St. Gallen. — Diese Stellung legte ihm außer der Verantwortlichkeit für die Gemeinde auch noch die für alle Mitglieder der Synode auf, deren Vorsteher er war. Er wurde also fortan gewissermaßen der Pfarrer der Pfarrer und hatte über ihr Leben und über ihre Lehre zu wachen. Mit großem Ernst nahm er sich dieser Aufgabe an. Sie war schwer in einer Zeit überhand nehmender rationalistischer Anschauungsweise. Er setzte sich derselben nach Kräften entgegen, besonders in seinen Synodalreden. In einer derselben, 1758, sagt er:

„Es macht mir Furcht und Betrübniß, erlebt zu haben, daß in unserm evangelischen Vaterland auf einer Akademie, wo unser sel. Zwingli schon vor der Reformation die Glaubensgerechtigkeit gelehrt hat, jetzt ein Arminius und Limborchus mehr gelten, und auch an einem Gymnasium, wo die gesegneten Calvin, Beza u. a. und noch zu unsern Zeiten die redlichen Turretin und Pictet geblühet, nun der Socinianismus zu finden ist."

Von demselben herzlichen Ernste sind folgende Worte aus der Synodalrede von 1763:

Ueber 1 Cor. 1, 23: Wir predigen Christum den Gekreuzigten. „Das, das ist auch meine einzige Bitte an Sie Alle, ehe ich sterbe. Sie wissen, daß die philosophischen Prediger und der Socinianismus und Naturalismus die evangelische Christenheit aller Orten ansteckt. — In Absicht Ihrer Aller bin ich, Gott Lob! ruhig und erfreut, daß Sie Alle gesund sind in der Lehre; darum bitte ich Sie und betheure Sie bei unserm Herrn Jesu Christo, und bei seiner Zukunft, daß Sie mit Wachsamkeit, Eifer und Gebeten solchen theuren Schatz in unserer Vaterstadt trachten zu erhalten und fortzupflanzen. Unsere Liebe zu Jesu Christo, unser Synodaleid, unsere Treue an den uns anvertrauten Seelen

stärke uns und alle folgenden Diener des Wortes ꝛc. darin bis an den jüngsten Tag."

Er konnte in der Protestation gegen falsche Lehren sehr heftig werden und Ausdrücke gebrauchen, die manchem verwöhnten Ohr unstatthaft erscheinen. Aber hatte er Unrecht, Lehren, wodurch das Bekenntniß zu Christo dem Versöhner verleugnet wurde, fluch- und verdammnißwürdig zu nennen? Ein Prophet in Israel, ein Wächter der Kirche Gottes muß diese Verantwortung auf sich nehmen können. Als 75jähriger Mann im Jahr 1773 sagte er in seiner Synodalrede: „Sehen wir nicht mit Betrübniß in und außer dem Vaterlande viele Prediger, die nicht Jesum, nicht den Glauben an Jesum, nicht die Rechtfertigung aus dem Glauben, sondern eine Naturmoral predigen und selbst weltförmig und weltgefällig leben? Solche sind die größten Diebe und Mörder und ihnen wird der Satan geben die glühende Krone des ewigen Todes."

Ebenso, als einmal ein Geistlicher den Antrag stellte, man sollte anstatt des Heidelbergischen Catechismus einen andern einführen, so sah dieß Stähelin als Abschaffung eines symbolischen Buches und als den Anfang zu allen möglichen Unordnungen an und es entfuhren ihm die heftigen Worte: „Vor einer so verfluchten „Proposition behüt uns, lieber Herre Gott! — So lange ich Dekan „bin, soll so etwas gewiß nicht aufkommen." —

In solchen und ähnlichen Aeußerungen hatte er stets die böse Sache im Auge. Bitterkeit gegen die Personen lag ihm ferne. — Auch in den letzten Schriften, die er herausgab: Gottselige Selbstgespräche über die Predigt von Jesu Christo, dem Gekreuzigten (1767) und 27 christliche Sendbriefe (1769) sprach er sich sehr stark gegen socinianische Predigtweise aus: „Die Klage über philosophirende und moralisirende Prediger ist so gerecht als allgemein und währt schon viele Jahre; der Schaden aber ist nicht genug zu beweinen. Der Text ist noch aus der h. Schrift, die Erklärung aber aus der Vernunftlehre und die Zueignung hat blos vernünftige Naturbeweggründe, so daß ich einst zu einem solchen Modeprediger, der als Fremder eine Gastpredigt hier hielt, sagte: „Wenn Christus oder einer seiner Apostel euer Zuhörer gewesen wäre, sie hätten euch eher für einen heidnischen Redner als für einen christlichen Prediger gehalten und hätten hinzugethan: uns gehet ihr nichts an. Solche Kanzelschwätzer veranlassen zu dem verdammlichen Socinianismus und

Naturalismus, wenigstens helfen sie nichts zu einer seligmachenden Bekehrung."

Welche Kraft der Alte zur Führung seines Amtes noch hatte, beweist ein Vorfall aus dem Jahr 1773, da er den regierenden Bürgermeister ersuchte, einem Seiltänzer das Spielen zu verbieten. Der Bürgermeister erwiederte, er habe es dem Manne schon erlaubt. „Es ist aber etwas Böses, antwortete Stähelin; der Mann versucht Gott und setzt sein Leben auf's Spiel; in einem wohl policirten Staat sollte man solches gar nicht leiden." — „Begreifen Sie, Herr Dekan, ein Amtsbürgermeister kann sein gegebenes Wort nicht zurücknehmen." — „Ja freilich, wenn es etwas Böses ist; doch wenn Sie nicht wollen, so will ich gerade selbst gehen; ich finde wohl ein Paar wackere Bürger oder ein Paar starke Metzgerknechte, die mir helfen, den Kerl vom Platz jagen." So gieng er fort, um gerade nach dem Platze hinzugehen. Der Herr Bürgermeister aber, diesem zuvorzukommen, schickte den Stadtdiener hin und ließ dem Seiltänzer das Spiel verbieten.

Sieben und siebenzig Jahre alt (im Jahr 1775) erkrankte Stähelin sehr gefährlich. Bei seinem vorgerückten Alter war eine Genesung kaum zu erwarten. Dennoch schenkte ihm Gott noch eine kleine Frist. In der ersten Predigt nach seiner Wiedergenesung sagte er: „Ihr wißt, liebste Zuhörer, daß mich Gott mit einer tödtlich scheinenden Krankheit heimgesucht, aber durch seine große Güte und euer vieles Gebet bald wieder gesund gemacht hat. So lange ich das Sterben vor mir hatte, empfand mein Herz durch die Gnade Gottes eine süße Freude, jetzt, jetzt zu meinem Gott und Heiland Jesu Christo zu kommen. Sobald ich aber das Leben wieder kommen sah, empfand ich auch Freude und Verlangen, euch, meine Allerliebsten, noch vollends das Evangelium, ja mein Leben mitzutheilen, denn wir haben einander liebgewonnen. — Herr Jesu! gib mir, deinem alten schwachen Knecht, deine Gnade und deinen h. Geist, den noch kleinen Augenblick mit unermüdeter Lust, Gebet und Eifer wohl zu benützen und Alles gesegnet zu vollenden."

In eben demselben Jahre verlor er seine zweite Gattin, mit der er in 33jähriger glücklicher Ehe gelebt und die ihm vier Kinder geboren hatte. Dieser Verlust der Gehülfin gieng ihm bei seiner täglich zunehmenden Altersschwäche und Hülfsbedürftigkeit sehr nahe. Auch mit ihm gieng es nun allmälig zu Ende.

Seine letzte Predigt hielt er im März 1778 über Röm. 5, 2: „Wir rühmen uns der Hoffnung der zukünftigen Herrlichkeit, die Gott geben soll." — Von da an nahm seine Schwäche so zu, daß er nicht mehr gehen konnte. Am h. Osterfeste, da er die Treppe hinaufsteigen wollte, mußte er sich vor Schwäche niedersetzen und verlor einen Augenblick die Sprache. Als er wieder zurecht kam, erzählte er seinem Sohne den Hergang also: „Ich setzte mich vor Schwäche nieder, deine Schwestern kamen heraus, ich wollte reden, es geht nicht; sie fangen an zu weinen, da fange ich an zu lachen und denke, es wäre gar schön, an dem Auferstehungstage meines Heilands zu dem ewigen Tage auferstehn." — So heiter schaute er seiner Vollendung entgegen.

Still und vergnügt in seinem Gott brachte er noch einige Monate zu. Am 13. August 1778 stand er noch auf, aß bei Tische, rauchte seine Pfeife und unterhielt sich sehr angenehm. Am andern Morgen darauf, an einem Freitag, mochte er nicht mehr aufstehen, sondern sagte, er erwarte mit jedem Abend sein Ende; und schon am folgenden Tage gieng seine Hoffnung in Erfüllung. Sein sterbendes Auge suchte bald mit Begierde den Himmel, bald ruhte es segnend auf den Kindern. Nachmittags 1 Uhr durfte die Seele dieses frommen und getreuen Knechtes eingehen in ihres Herrn Freude.

Das Evangelium bei den Kriegsgefangenen und in den Lazarethen.

(Von Freundeshand.)

Der deutsch-französische Krieg, dessen Schlachtendonner noch jetzt in den Herzen aller Zeitgenossen nachhallt, ist jedenfalls einer der schrecklichsten, blutigsten, an Schmerzen und Opfern aller Art für die Einen wie für die Andern reichsten gewesen, die Europa je gesehen. Die optimistischen Träume Solcher, welche von der Bildung und Humanität des 19. Jahrhunderts das gänzliche Verschwinden jeder derartigen internationalen Kriminaljustiz erwartet haben, sind da gründlich Lügen gestraft worden: Gottes heiliger Arm, der nicht blos durch Liebe und Schonung, sondern auch je und je durch Ge-

rechtigkeit und Gericht sein heiliges Reich fördern will, wie die Bibel alten und neuen Testaments uns das lehret, hat sich da mächtiglich geoffenbaret vor den Augen aller Völker. Aber wie einst am dunkeln Gewölk der Sündfluth die Sonne Gottes ihre Strahlen durch die schwarze Regennacht hindurchscheinen ließ und so jenen leuchtenden Regenbogen hinmalte, den Noah begrüßte als Zeichen, daß Gott auch einer den Gerichten verfallenen Welt den Lichtschimmer seiner Erbarmungen nicht völlig entziehe, so hat sich auch auf dem dunkeln Hintergunde alles Schrecklichen, was die Kampfeswuth der Menschen und eine grimmige Winterkälte, was Hunger und Seuchen anrichten konnten, unsern Blicken das Lichtbild einer auf Stillung alles Jammers und Heilung aller Schmerzen dieses Krieges bedachten Menschenliebe und Christenliebe dargestellt, wie die Welt ein solches noch selten, vielleicht noch nie in diesem Umfange gesehen hat.

Auch das ist eine Frucht des Evangeliums. Und wenn diese Blätter dazu bestimmt sind, etliche von den segensreichen Wirkungen des göttlichen Wortes namentlich in der Christenheit vor der Vergessenheit zu bewahren und so immer neue Lust und Liebe zum Bibelwerk und zum biblischen Christenthum zu pflanzen, so scheint es nicht unpassend, wenn wir auf dem weiten Feld christlicher Liebesthätigkeit, das sich in diesen Kriegszeiten eröffnet hat, auch in unserm Theil einige wenige von den vielen Thatsachen sammeln, die recht deutlich zeigen, daß der reichste und reinste Quell der erbarmenden Liebe für die leidende Menschheit eben der Glaube ist an das Evangelium von Jesu Christo dem Sohne Gottes.

In der That, Er allein bietet den rechten Trost und die rechte Hülfe in solchen Unglückszeiten, für die Franzosen sowohl als für die Deutschen, für die unwissenden Turkos sowohl als für den Höchstgebildeten unter den Europäern.

Es dürfte zumal für deutsche Leser von besonderem Interesse sein, wenn wir ihnen an der Hand der Tagebücher und Berichte einiger reformirten Pfarrer der französischen Schweiz einen Einblick verschaffen in das, was evangelischer Seits versucht und gethan worden ist für das geistliche Wohl hauptsächlich der Protestanten unter den französischen Kriegsgefangenen in deutschen Landen und in den deutschen Lazarethen, und ihnen zugleich auch Einiges melden über die Aufnahme, welche das Evangelium auch bei den andern,

nicht protestantischen und dabei so trost- und belehrungsbedürftigen Kindern Frankreichs überhaupt gefunden hat in diesen Tagen der Noth.

Zunächst theilen wir hier mit in freier Uebersetzung einen Reisebericht des Herrn Pfarrer Wittnauer von Neuchâtel.

Derselbe erhielt in der Woche nach Weihnacht 1870 seitens des Komité der evangelischen Allianz in Genf die Aufforderung, sich der Evangelisation der französischen Kriegsgefangenen und Verwundeten zu widmen und machte sich auch, versehen mit einigen Empfehlungsbriefen, sogleich auf den Weg nach Deutschland, in Begleitschaft eines Freundes Mr. Harry, eines Engländers. Sein Aufenthalt in einigen Stationen der Gefangenen und Verwundeten dauerte zwar nur vier Wochen, aber die Eindrücke, die er von seiner Rundreise heimgebracht, sind so werthvoll gewesen für ihn selbst und für alle, die sich für seine Aufgabe interessirten, (und er hat sie später dem weitern Kreise seiner Mitbürger in so lebendiger Sprache mitgetheilt,) daß wir nichts Besseres thun zu können glauben, als aus seinen Aufzeichnungen hier das Merkwürdigste ins Deutsche zu übertragen.

Als Herz und Gewissen, sagt er, mich drängten, in dem von Genf an mich ergangenen Rufe einen göttlichen Wink zu erkennen, dachte ich ausschließlich an das Seelenwohl der französischen Kriegsgefangenen. Was konnte schöner sein, als allen diesen Unglücklichen ohne Unterschied die Tröstungen des Evangeliums zu bringen, ihnen den Sohn Gottes zu verkünden, der allen Gefangenen die wahre Freiheit, allen verwundeten Herzen die wahre Heilung bringt, den für uns Gekreuzigten und Auferstandenen, und ihnen die Kraft seines für die Vergebung unserer Sünden und die Erneuerung unserer Herzen vergossenen Blutes anzupreisen!

Wie viele, so dachte ich, unter den mehr als 350,000 Franzosen in den deutschen Festungen, Kasernen, Baraken und Zeltlagern, Lazarethen und Privathäusern kennen wohl sein Heil und seinen Namen kaum, wissen nichts von der wahren Freiheit der Kinder Gottes, nichts vom Seligwerden aus Gnaden, von der Wiedergeburt durch den h. Geist, und haben kaum einen Hochschein von der christlichen Hoffnung des ewigen Lebens. Welche hohe und selige Aufgabe, ihnen in ihrer gegenwärtigen unglücklichen Lage, da sie ihren Kaiser verwünschen, die Liebe des guten Hirten zu verkünden, der sein Leben geopfert hat für seine Schafe! Welche ausgezeichnete Gelegenheit für einen Diener des Evangeliums, der Auf-

forderung des Propheten zu genügen: „Tröstet, tröstet mein Volk, spricht euer Gott, redet mit Jerusalem freundlich, saget ihr, daß ihr Kriegsdienst ein Ende hat, denn sie hat Zwiefältiges empfangen aus der Hand Jehova's für alle ihre Sünden." Denn wie Israel in Babylons Gefangenschaft, so sollten ja alle diese Armen vom Kriegswetter Verschlagenen für höhere Mahnung und Tröstung besonders empfänglich sein.

Dabei bedachte ich aber nicht genugsam, welche große Hindernisse unserm Wirken in den Weg gestellt würden von Seiten derer, die darin nur einen ganz weltlichen und engherzigen Proselytismus witterten. In der That war die Eifersucht der katholischen Geistlichen und gesinnungsverwandter Behörden daran Schuld, daß wir der Regel nach nur zu den protestantischen Kriegsgefangenen Zutritt erhielten; auch militärische und andere Motive mögen mitgewirkt haben bei dieser Einschränkung.

Hiebei konnte ich mich des Gedankens nicht erwehren, wie traurig es doch bestellt sein müsse um eine Kirche, die also sich davor fürchten müsse, ihre Angehörigen in Berührung mit der evangelischen Wahrheit gebracht zu sehen, und besonders in der Nähe von Worms schien es mir, ich müsse der Wahrheit Zeugniß geben allen menschlichen Verboten zum Trotz, gemäß dem bekannten Worte Luthers: „Ich kann nicht anders!" —

Und noch in anderer Beziehung mußten wir unsere Wirksamkeit den Umständen anbequemen. Zur Seelsorge waren wir ausgesandt; aber wir konnten uns, einmal an Ort und Stelle, unmöglich auf geistliche Hilfleistung beschränken, sondern mußten gleichzeitig auf Linderung mancher leiblichen Noth der Gefangenen bedacht sein durch Spendung von Geld und warmen Kleidern, von Büchern und Zeitschriften, durch Korrespondenz und dadurch, daß wir Manchem gewisse kleinere Genüsse oder Bequemlichkeiten zu verschaffen suchten, deren Entbehrung ihm die Gefangenschaft doppelt schmerzlich machte. Doch das war im Grunde kein Hinderniß unseres Wirkens, sondern das Gegentheil. Wie oft findet gerade dadurch, daß man dem Leibe eines Unglücklichen eine Wohlthat verschafft, auch der geistliche Zuspruch um so bessern Eingang in seine unsterbliche Seele. Wie wahr ist doch Jakobi Wort: „So ein Bruder bloß wäre und mangelte der täglichen Nahrung und ihr sprächet zu ihm: „Gott berathe dich, wärme dich, sättige dich, und gäbet ihm nicht was des Leibes

Nothdurft ist, was hälfe ihm das?" Wenn aber ein armer vor Kälte zitternder Soldat von uns die warmen Strümpfe oder die wollene Unterweste empfangen hatte, die ihn vor dem Frost schützen konnten, mit welch dankbarem Wohlbehagen nahm er dann nicht auch die geistlichen Trost- und Mahnworte an, die wir ihm spendeten. Ja öfters kam es vor, daß solche, die wir mit warmen Kleidern versorgt hatten, noch mit uns in unser Gasthauszimmer kamen, um gemeinsam mit uns Gottes Segen anzurufen über sich und die Ihrigen, die sie daheim gelassen hatten, über ihr unglückliches Volk und Land, und wir fühlten es ihnen wohl an, es war, als ob sie etwas Heimatluft anwehte im leiblichen wie im geistlichen Sinne des Wortes in unserm Stübchen, wo sie so traulich mit uns reden konnten in der Muttersprache.

Natürlich daß wir bei solch traulichen Besprechungen mit solchen Besuchern nicht erst fragten: Seid Ihr katholisch oder protestantisch? Wie kleinlich und unfreundlich wäre das gewesen in den meisten Fällen! Wie unchristlich, wenn wir die armen Turkos hätten ferne halten wollen von uns, wenn wir sie ihrer Religion wegen hätten betrachten wollen als Geächtete, während doch ihre glänzenden Augen oft mit so sehnlichem Verlangen sich auf uns richteten und ihre braunen Hände die unsrigen mit so viel Gefühl und Dankbarkeit drückten, als wären wir allezeit ihres Gleichen gewesen.

War diese von uns gegenüber Allen ohne Unterschied bewiesene Theilnahme und Freundlichkeit nicht die beste Weise, wie wir diesen Menschen die Ueberlegenheit des evangelischen Geistes einigermaßen zum Bewußtsein bringen konnten! Und doch waren wir beständig bemüht, gleichzeitig auch die Hauptwahrheiten der evangelischen Lehre Allen zu verkünden, mit denen wir in Berührung kamen und sie zur Buße zu mahnen. Und wir dürfen es mit Dank gegen Gott bekennen: Auf unsrer ganzen Rundreise ist uns von allen französischen Soldaten, mit denen wir zusammenkamen in den Lagern oder in den Lazarethen, auf den Straßen oder öffentlichen Plätzen, keiner begegnet, der nicht wenigstens stillschweigend anerkannt hätte, daß Frankreich eine Züchtigung verdient habe, daß der Unglaube und die Unsittlichkeit die Hauptursachen des gegenwärtigen Unglücks ihres Volkes seien; keiner, der auf ernstlichen Zuspruch an das Heil seiner Seele zu denken, leichtfertig gespottet oder feindselig gelästert hätte. Freilich waren es meistens gerade wohl die Bessergesinnten, die sich uns näherten. Doch mögen auch viele Neugierige darunter gewesen sein. Aber immerhin, Alle hörten uns mit Ehrerbietung an, Alle dankten uns; gerne hätten sie oft die vorgeschriebene Zeitgränze überschritten, um länger bei uns bleiben und mit uns reden zu können über jene heiligen Wahrheiten des Evangeliums, die Manche vielleicht zum ersten Male oder doch seit langen Jahren wieder zum ersten Male vernahmen. Das „christliche" Evangelium wollten sie

vernehmen und kein anderes, wie mir's ein Schwerverwundeter sagte, den ich auf seinem Sterbelager besuchte und dem Gottes Gnadenverheißungen der einzige Trost waren in seinen Schmerzen.

Fürwahr, wenn uns nur völlige Freiheit wäre gestattet worden, um allen Gefangenen ohne Unterschied und in großen Massenversammlungen Den zu verkündigen, der, wie ein Mobilgardist mir sagte, erschienen ist nicht blos für die Kriegsgefangenen, sondern für alle Gefangenen des Satans und der Sünde; wenn wir nur mitten in diesen Lagern zu allen 12,000, ja 22,000 Männern hätten rufen dürfen im Namen des Gekreuzigten und Auferstandenen: „Wendet euch zu mir aller Welt Enden, so werdet ihr selig! Lasset euch durch mich versöhnen mit Gott! Trachtet nach dem was droben ist! Hienieden ist keine bleibende Stätte für euch!" — welche gesegneten Früchte hätte doch ein solcher Buß- und Glaubensruf bringen können und wie groß ist die Verantwortlichkeit derer, die, sei's aus konfessionellen Vorurtheilen, sei's auch aus andern mehr weltlichen Rücksichten, die Geistessaat verhindert haben, welche in so reichlichem Maaße da hätte ausgestreut werden können und sollen!

Nach diesen allgemeinen Vorbemerkungen, die nöthig waren, um den Sinn und Geist unsers Wirkens näher zu kennzeichnen, dürfte es passend sein, gewisse einzelne Erlebnisse unserer Rundreise der Reihe nach zu erzählen und wir beginnen daher mit den Erinnerungen aus Karlsruhe,*) der ersten größeren Stadt Deutschlands, durch die wir kamen. Dieselbe enthielt keine eigentlichen Gefangenen, sondern nur Kranke und Verwundete beider Heere. Im Allgemeinen hatte sich seit dem Eintritt der strengen Winterkälte der Gesundheitszustand in den Spitälern bedeutend gebessert, letzteres namentlich auch in Folge der immer sorgfältiger werdenden Pflege. Neben Einigen, die fast hoffnungslos darniederlagen, sei's an ihren Wunden, sei's an sonstigen Krankheiten, fanden wir da meistens Genesende, zum Theil noch sehr schwache. Doch wir können es wohl sagen: Alle sprachen ihren inbrünstigen Dank aus für die Pflege, die ihnen da zu Theil wurde und priesen Gott für die Gnade ihrer Lebensrettung. Wohl waren sie da angeblich in Feindesland, doch so liebevoll verpflegt, daß sie auch in der Heimat kaum so gut, jedenfalls nicht besser hätten besorgt werden können.

Es war gerade am Nachmittag des Neujahrstages 1871, als wir die Lazarethe von Karlsruhe zum ersten Male besuchten. Ihre Hoheit die Großherzogin hatte den Hofprediger gebeten, uns dahin zu begleiten. Ueberall war die größte Reinlichkeit, die sorgfältigste Pflege bemerkbar. Beim Eintritt überraschte uns der Anblick der noch vorhandenen Reste der Weihnachtsfeier: Wintergrün in Blumen-

*) Obwohl Bekanntes berührend, dürfte die folgende Schilderung, weil aus der Hand eines französischen Schweizers stammend, doch manchem deutschen Leser nicht unlieb sein. Anmerkung des Uebersetzers.

töpfen, hübschgezierte Weihnachtsbäume mit buntfarbigen Papierstreifen, auf denen Bibelsprüche standen, große Transparente mit den Worten der Engel: „Ehre sei Gott in der Höhe u. s. f." Ueberall vor den Betten waren die Tischchen noch mit den großentheils wohl von der großherzoglichen Geberin gespendeten Geschenken versehen. Ueberall dankbar zufriedene Mienen trotz allem Schmerz, der in diesen Räumen heimisch sein mußte. Wie froh waren wir doch, auf diesem so wohl zubereiteten Boden einige Saatkörner des Lebens ausstreuen zu dürfen und an diesem Neujahrstage zu den Kranken zu reden von dem Gesalbten des Herrn, der gekommen ist (Jes. 51, 1.): „Den Elenden Freude zu predigen, die zerbrochenen Herzen zu verbinden, zu predigen den Gefangenen eine Erledigung, den Gebundenen eine Oeffnung, zu predigen ein gnädiges Jahr des HErrn." — Als wir die in ein Krankenhaus verwandelte prächtige Turnhalle betreten hatten, besuchte ich alle Betten auf der einen Seite, während Mr. Harry die Kranken der andern Seite ansprach. Da sah ich ihn mit einem Male in lebhaftester Unterredung mit einem statilichen Turko, dessen langer und buschiger Bart, dessen glänzende Augen recht geeignet waren, die Aufmerksamkeit der Besucher auf ihn zu ziehen. Er las mit sichtlichem Behagen einige Zeilen in arabischer Sprache von Abdelkaders Hand, die Mr. Harry ihm dargereicht hatte. Folgendes war ihr Inhalt: „Lob sei dem einigen Gott! Das Leben enthält zwei Tage: der eine glücklich, der andere unglücklich. Befindet ihr euch glücklich, so handelt nicht übermüthig und am Unglückstage werdet nicht ungeduldig und verzagt." — Später hat uns dieser Denkspruch Abdelkaders noch öfters gewissermaßen als Eintrittskarte und Empfehlung gedient bei den Söhnen der afrikanischen Wüste. Das Evangelium konnten wir ihnen bei unsrer Unkenntniß ihrer Sprache nicht anbieten; sie mußten eben, wenn sie nicht französisch verstanden, mit einem theilnehmenden Händedruck und einigen hebräischen Grußworten vorlieb nehmen.

Etwas später kommen wir zu einer Gruppe von Kranken, die zum Zeitvertreib Karten spielen; das hindert nicht, daß sie gerne die Tröstungen und Mahnungen annehmen, die wir ihnen anbieten. Nachdem wir mit ihnen gebetet, glänzen in den Augen Mehrerer Thränen des Dankes und der Rührung.

Anderwärts ist ein Verwundeter auf seinem Lager, der meine besondere Theilnahme weckt. In seinem blassen Gesicht lese ich bereits die Nähe des Todes. Wie drängt es mich, ihm von Dem zu reden, der gebetet hat: „Vater, ich will, daß wo ich bin, auch die bei mir seien, die du mir gegeben hast." — Neben ihm liegt in tiefem Schlaf ein anderer Franzose, der bei meinem Herzutritt von einem Nachbar geweckt wird. Natürlich bitt' ich um Entschuldigung. Mit ächt französischer Artigkeit erwiedert er: „Seit drei Monaten hat man mich nie so angenehm geweckt." Er ist ein Zuave, der nach der

Schlacht bei Wörth mitten unter den Leichen seiner Kameraden noch lebend gefunden wurde. Hier hört er mich nun vom Himmel reden. „Das ist wohl schön," sagt er, „in den Himmel gehen zu dürfen; aber ists nicht erlaubt zu wünschen, so spät als möglich dahin versetzt zu werden?" — Natürlich gab mir das Anlaß, von der Bedeutung des Erdenlebens und vom himmlischen Sinne zu reden. — Doch ich würde nicht enden, wollte ich alle interessanten Einzelzüge der Unterredungen erzählen, welche wir an jenem Neujahrsnachmittag in den verschiedenen Lazarethen und in den Baracken hatten, und wollte ich den wohlthuenden Eindruck schildern, den diese ganze Verpflegung der unglücklichen Schlachtopfer des Krieges auf mich gemacht hat. Es scheint mir unmöglich, daß die Saat der Liebe, die da von edeln Männern und Frauen, von Personen des vornehmsten Standes wie auch von Geringern, ausgestreut worden ist, nicht ihre Frucht trage in den Herzen. Auch die vielen Schriften bessern Inhalts, die den lesefähigen Franzosen in die Hände gelegt worden sind, werden doch sicher nicht ohne alle Wirkung bleiben. Beim Durchwandern des Schlosses in Karlsruhe kamen wir auch in das großherzogliche Bibliothekzimmer. „Warum alle diese leeren Plätze auf den Büchergestellen, wo vor Kurzem Alles angefüllt gewesen zu sein scheint?" fragten wir. Unser Erstaunen verwandelte sich in gerechte Bewunderung, als wir vernahmen, daß alle Bücher, die irgendwie zur Erheiterung, Belehrung und Erbauung der Verwundeten dienen konnten, ihnen freigebig zur Verfügung gestellt worden seien.

Doch genug nun von Karlsruhe. In Darmstadt, woselbst wir ebenfalls nur kurze Zeit uns aufhielten, fanden wir dieselbe liebevolle Pflege der Verwundeten und dieselbe dankbare und freundliche Entgegennahme unsers Besuchs seitens der kranken Franzosen, denen wir durch mündlichen Zuspruch sowohl, als durch Hinterlassung christlicher Schriften zum Segen zu sein uns bemühten.

Aehnliches wiederholte sich dann später in den Spitälern von Mainz und Koblenz. Doch können wir, um den Leser nicht zu ermüden, nicht alle Einzelheiten erwähnen.

(Schluß folgt.)

Herausgegeben aus Auftrag der Bibelgesellschaft in Basel.
Druck von C. Schultze.
In Commission im Depot der Bibelgesellschaft (C. F. Spittler) in Basel.
Preis per Jahrgang von 4 Nummern 40 Cts. oder 12 kr.
Durch den Buchhandel bezogene Exemplare sind durch Porto und Spesen je nach der Entfernung entsprechend im Preise erhöht.

Bibelblätter.

Herausgegeben von der Bibelgesellschaft zu Basel.

Nr. 3. Inhalt: Das Evangelium bei den Kriegsgefangenen und in den Lazarethen. (Schluß.) Erfahrungen einer Katholikin. 1871.

Das Evangelium unter den Kriegsgefangenen und in den Lazarethen.

(Schluß.)

Unser eigentlicher Bestimmungsort war Koblenz. Daselbst waren 25,000 kriegsgefangene Franzosen, nämlich in einem Barackenlager auf dem Karthaus-Hügel hinter dem Fort Konstantin etwa 10,000, in einem andern Lager beim Festungsvorwerk Kaiser Franz andre 12000, dann in der Stadt etwa 2000 Offiziere, die ihren Aufenthalt nach Belieben wählen konnten, endlich noch einige Hunderte, die bei den Bürgern in Arbeit standen oder in den Lazarethen krank lagen. Unter diesen 25,000 mochten sich etwa 400 Protestanten befinden. Ein Herr Pfarrer Schmidt aus Saargemünd, ein würdiger Mann und sehr thätiger Geistlicher, hielt ihnen allvierzehntäglich an einem Werktage in der Schloßkirche eine Predigt, und bediente ebenso auch die Protestanten unter den Kriegsgefangenen im benachbarten Mainz mit dem Worte Gottes. Aber was war das unter so Viele? Von eigentlicher Seelsorge kann da nicht die Rede sein; und doch wie nöthig war es, auch den Einzelnen religiös

anzuregen. Der protestantische Gottesdienst war durchschnittlich nur von 200 bis 250 besucht. Viele schämten sich ihres evangelischen Glaubens vor ihren katholischen oder ungläubigen Kameraden, oder waren selbst der Gleichgültigkeit und dem Unglauben verfallen; unter ihnen wohl auch die meisten Offiziere. Andre wußten sich nicht einzurichten, um dem Gottesdienste beizuwohnen. Wieder andre waren nicht rechtzeitig von Ort und Zeit desselben benachrichtigt, denn jedesmal mußte eine besondere Erlaubniß vom Platzkommandanten ausgewirkt werden und nur unter militärischer Begleitung durften die Gefangenen zur Kirche kommen. Um so sicherer aber konnte man darauf rechnen, daß diejenigen, welche sich da einfanden, wirklich begierig waren nach den Tröstungen und Mahnungen des göttlichen Wortes. Es war mir freilich nur dreimal vergönnt, diese Gottesdienste zu halten, zweimal in Koblenz und einmal in Mainz; aber jedesmal hatte ich das Gefühl, daß diesen Unglücklichen damit ein wahres Labsal geboten wurde. Ungeachtet der grimmigen Kälte, die auch in der Kirche sich fühlbar machte, regte sich doch etwas von heiliger Glut in den Herzen. Selten habe ich solche Stille und Andacht wahrgenommen. Mehrere hiengen recht eigentlich an meinen Lippen. Auch das h. Abendmahl haben wir mit ihnen gefeiert; es waren ihrer 54, die mit Ehrfurcht zum Tische der Versöhnung traten. Nach jedem Gottesdienste fand dann noch eine reichliche Vertheilung statt von Evangelien und Episteln und andern christlichen Schriften, die unsre Glaubensbrüder im Lager unter ihren katholischen und protestantischen Schicksalsgefährten auszutheilen beauftragt wurden. O möchte doch auch der auf diese Weise ausgestreute Same göttlichen Wortes Heilsfrüchte hervorbringen zu Gottes Ehre!

Am liebsten freilich wären wir ohne Weiteres in die Lager selbst gegangen, um der versammelten Menge unter freiem Himmel Gottes Heil und seine Gnade in Christo anzupreisen; aber so günstig auch anfangs die Aussichten geschienen hatten in dieser Beziehung, es wurde uns höherem Befehle gemäß eine solche Massenbearbeitung nicht gestattet und wir mußten uns auf eine um so ausgedehntere Seelsorge bei Einzelnen beschränken. Der HErr gab Gnade, daß das was wir manchem Soldaten im Besondern ans Herz und Gewissen reden durften, nicht ohne Erfolg blieb, wenn auch die

eigentliche Masse uns unzugänglich blieb. Hierüber sind die weiter unten mitgetheilten brieflichen Aeußerungen Einzelner zu vergleichen.

Gleich am ersten Tag unsers Aufenthalts in Koblenz, als wir aus dem Gasthaus auf die Straße traten, war der erste Franzos, der uns begegnete, einer Namens Belle-rencontre (schöne Begegnung). Glückliche Vorbedeutung! dachten wir. In der That, dieser junge Mann hatte wirklich religiöse Bedürfnisse, kam öfters zu uns und brachte auch mehrere seiner Kameraden mit zu uns, mit denen wir uns besprechen konnten über das Eine was Noth thut. So wurde gleich vom ersten Tage an unser bescheidenes Zimmer im Gasthaus ein Pfarrstübchen, wo seelsorgerliche Gespräche geführt wurden, wo wir zu unsrer großen Freude täglich neue Gesichter erscheinen sahen, Leute aus allen Theilen Frankreichs, auch aus den allerkatholischsten Departementen, aus Corsika und der Bretagne. Meistens waren es Hilfsbedürftige, die wärmere Kleidung begehrten. Immerhin waren auch das unsterbliche Seelen, die des HErrn unsichtbare Hand uns zuführte und denen wir ein Wort des Trostes und christlicher Ermahnung spenden konnten. Der eine ist ein Gefangner von Weißenburg, der andre von Wörth, diese von Sedan und jene von Metz. Die Letztern waren in besonders elendem Zustande in Koblenz angekommen, mehr Skeletten als lebenden Menschen ähnlich; aber die gute Nahrung in Deutschlands Lagern hatte sie bald hergestellt. Der eine redet uns von seinem alten Vater, der andre von seiner Mutter, die wenigsten glücklicher Weise von Frau und Kindern; denn fast alle sind unverheirathet. Viele, die nicht lesen und schreiben konnten, wünschten durch uns Nachrichten von ihren Familien zu haben. Einige hatten geschrieben, aber ihre Briefe waren aus irgend einem Grunde unbeantwortet geblieben. Vielleicht hatte die Postverwaltung sie weggenommen, weil sie mißbeliebige politische Aeußerungen enthielten. Natürlich sind wir sehr erbötig Allen, die es begehren, Briefe an die Ihrigen zu schreiben und mit ihnen zu beten für ihre Lieben in der Ferne. Viele theilen uns auch ihre Briefe offen mit und Alle, das dürfen wir bezeugen, sprechen sich aufs anerkennendste aus über die menschliche Behandlung, die ihnen hier zu Theil werde. „Die preußischen Behörden," sagten sie, „thun wirklich ihr Mögliches, um uns ordentlich zu kleiden und gut zu nähren." Im Anfang freilich, als Alles erst noch einzurichten war, ließ die Gesundheitspflege Manches zu wünschen übrig, denn noch

im November waren die Meisten, trotz der großen Kälte, in Zelten untergebracht; erst später wurden die mehr Schutz bietenden Baracken erbaut, deren jede 100 Mann enthielt.

Diese Baracken hätten wir von Anfang an gerne besucht, denn so viel Mühe wir uns auch gaben, von der Kanzel aus und in unsrer Wohnung, auf Straßen und öffentlichen Plätzen, auch sogar auf dem Eise des Rheines, wo die Schlittschuhläufer zusammenkamen, möglichst Vielen zum Segen zu sein, so blieben doch immer noch viele Tausende außer aller Berührung mit uns.

Eines Tages hatten wir nach der Morgenpredigt eine besonders reichliche Austheilung von wollenen Unterkleidern, von christlichen Schriften und auch von einigen Päckchen Tabak gemacht, als mir unvorsichtiger Weise das Versprechen entfuhr, wir würden heute Nachmittag das Lager des Karthaushügels besuchen. Diese Nachricht verbreitete sich sehr schnell unter den Gefangenen und als wir in Begleitung des schon erwähnten Hrn. Pfr. Schmidt, der allezeit Zutritt hatte bei den Baracken, unser Versprechen erfüllend in das Lager traten, erhob sich mit einem Male ein solcher Zudrang zu uns, daß die Sache den wachehabenden Preußen bedenklich zu werden schien. Alle wollten etwas von mir haben, Schriften oder ermunternde Worte; Mehrere wollten mir auch Briefe übergeben oder sonst mit mir reden und zwar nicht blos Protestanten, sondern meistens Katholiken waren es, die mich zu sehen wünschten. Ein deutscher Offizier, dem ein Gemeiner mit aufgepflanztem Bajonett zur Seite war, eilte herbei und gebot mir in gutem Französisch zwar, aber barsch augenblickliche Entfernung, als ich eben im besten Zuge war. Zugleich verschaffte er seinen Worten Nachdruck durch die vorgehaltene Waffe. Offenbar war der etwas tumultuarische Zudrang der Franzosen Schuld an diesem Einschreiten der deutschen Wache. Denn Herr Harry, der an einem andern Ende des Lagers in eine Baracke getreten war, um sich ruhig mit Einzelnen zu besprechen, konnte ungestört seinen Rundgang im Lager beenden. Auch ist daran zu erinnern, daß weil die Franzosen um Weihnachten und Neujahr hier viel von ihrem sog. Réveillon (einem Volksfest) geredet hatten, die Deutschen überall eine Rebellion witterten seitens der Gefangenen.

Besser verlief jetzt die Sache bei einem andern Besuch, den wir im Lager beim Fort Kaiser Franz machten. Es war am letzten Sonntag unsers Aufenthalts in Koblenz. Umsonst hatten wir eine

Erlaubniß auszuwirken gesucht, um an diesem Tage in der Kirche Gottesdienst zu halten und waren nun, um unsern Sonntag Nachmittag nützlich anzuwenden, im Begriffe, nach Darmstadt zu verreisen, wo die Verwundeten in den Lazarethen uns so gerne noch einmal gesehen hätten. Unsre Koffer waren bereits gepackt und der Diener stand bereit, sie zum Bahnhofe zu tragen (beiläufig gesagt, es war ein Franzose, der uns freiwillig seine Dienste angeboten hatte bis zum Ende unsres Aufenthaltes in Koblenz), als plötzlich von Seiten des preußischen Militärpredigers Bericht kam, ich dürfe mit ihm das Lager besuchen, und seine Hoheit der Gouverneur habe mir die Erlaubniß gegeben, Nachmittags zu predigen. Das war einer der schönen Tage meines Lebens. Drei volle Stunden konnte ich im Lager zubringen ohne die mindeste Hinderung und nachher noch mit der größten Freudigkeit von der Kanzel aus das Evangelium verkünden.

Von unsrer Rückreise, die über Rastatt, Straßburg, Mühlhausen, Dannemarie bei Belfort stattfand, können wir hier nicht mehr reden, um den Leser nicht zu ermüden. Die Schilderung unsrer Erlebnisse bei Deutschen und Franzosen in der Nähe von Belfort würde nämlich unsern Bericht ums doppelte verlängern. Jedenfalls haben wir bei unserer Heimkehr das befriedigende Gefühl mit nach Hause gebracht, daß der HErr uns aller Schwierigkeiten und Hindernisse ungeachtet, reichlich gesegnet habe und daß die vier Wochen unsrer Evangelisationsthätigkeit bei Gefangenen und Verwundeten zu den bestangewendeten unsres Lebens gehören.

Daß etwas vorgeht in den Herzen vieler Franzosen, davon zeugen auch manche ihrer Briefe, die an ihre evangelischen Seelsorger gerichtet worden sind. „Ich lebe hier," so schreibt einer der Gefangenen, „mitten unter meinen Kameraden, die leider an Nichts glauben, wie ich auch vor Kurzem noch ungläubig war, und die sogar stolz sind auf ihre Gottlosigkeit. Das flößt schlimme Besorgnisse ein in Beziehung auf die Zukunft unsers unglücklichen Landes und Volkes. Wir haben einen edelmüthigen Zug in unserm Charakter, aber wie leer ist's in unsern Herzen! Wir haften an dem, was die Blicke bezaubert und denken nicht genug an das, was unsichtbar und doch so wesentlich ist. Erst im Unglück merken wir den Zusammenstoß mit einer göttlichen Macht und erst wenn unser Auge thränt, lenkt es angstvoll seinen Blick zum Himmel. Auch

werden Sie's mir gerne glauben, daß ich nie so viel inneres Wohlsein empfunden habe, als seit den sechs Monaten meiner Kriegsgefangenschaft. Der Unglückliche ist dennoch Gottes liebes Kind; denn im Kampfe gegen die Sorgen und Widerwärtigkeiten dieses Lebens fühlt er sich jeden Augenblick erquickt und wiedergeboren durch den Gedanken an ein höchstes Wesen und ein ewiges Leben. Ich will Ihrem Rathe gemäß stets neuen Muth schöpfen aus dem Buche des Lebens, das neben mir geöffnet liegt, das mir hoffentlich nicht von der Seite kommen soll. Ich lese ungescheut darin in Gegenwart meiner 14 Zimmergenossen und keiner wagt es mich deßwegen auszuspotten. Uebrigens fühl' ich mich so glücklich beim Lesen des göttlichen Wortes, daß ich dabei fast zu sehr nur an mich selber und mein eigen Seelenwohl denke." —

Ein Andrer, dessen Brief wir aber nicht mittheilen können, obwohl er einen tiefen Einblick gewährt in die Bewegung der Gemüther zum Lichte und zum göttlichen Frieden hin, schloß denselben mit den Worten: „Ich weiß es, was Frankreich am meisten bedarf, das wäre ein zweiter Calvin." —

Von dem Eindruck, den der Aufenthalt und die kurze Wirksamkeit des Hrn. Pfr. Wittnauer auf die Empfänglicheren unter den Gefangenen gemacht, legt auch folgendes Schreiben eines höhern Offiziers, das er an einen Bekannten in Genf gerichtet, Zeugniß ab.

„Tausendfachen Dank für den vortrefflichen Gedanken, den euer Comité in Genf gefaßt hat, uns armen Gefangenen einen so vorzüglichen Sendboten zu schicken und der alle Eigenschaften besitzt, die zu einem so wichtigen Werke erforderlich waren. Er hat sich in kurzer Zeit unser aller Liebe erworben. Aber wie groß war unser Erstaunen, als er gestern nach Beendigung einer trefflichen Predigt uns mittheilte, er müsse unverzüglich abreisen, weil die preußische Behörde ihm nicht länger unter uns zu wirken gestatten wolle. Es scheint höhern Orts der Befehl ausgegangen zu sein, daß außer den nur alle 14 Tage einmal stattfindenden und jedesmal nur wenige Stunden dauernden Besuchen des Hrn. Pfr. Schmidt keine weitere geistliche Verpflegung nöthig sei. Es fällt mir schwer Ihnen zu sagen, wie groß die Entrüstung der Offiziere, die Unzufriedenheit aller Soldaten war, als sie diese schlimme Botschaft vernahmen. Es sind doch mehrere Hunderte von Protestanten unter uns, darunter viele Kranke in den Lazarethen. Sie machen sich keinen Begriff davon,

mit welcher Freude diese armen, beschäftigungslosen, in ihrer Vereinsamung sich so verlassen fühlenden Gefangenen die Besuche ihres Missionars in den Lagern und Baracken empfiengen. Gestern hätten Sie ein bewundernder Zeuge sein können ihrer Andacht und Aufmerksamkeit bei der französischen Predigt. — Sollte etwa gerade die begeisterte Aufnahme, welche Ihr Sendling bei uns gefunden, die Ursache seiner so baldigen Entfernung sein? Ich kann es kaum glauben. Vielleicht gelingt es ihnen, seine Wiederhieherkunft zu ermöglichen." —

Soweit der französische Offizier. Wir schließen den Bericht mit dem Beifügen, daß nach der Abreise von Pfarrer Wittnauer allerdings die Erlaubniß seines längern Verbleibens in Koblenz ausgewirkt werden konnte. Es war aber bereits zu spät. Herr Wittnauer empfieng die Botschaft erst als er wieder in seiner Vaterstadt angelangt war, woselbst seine Gegenwart in Folge des Durchzugs der Bourbakischen Armee nicht minder ersprießlich werden sollte als in Koblenz.

Erfahrungen einer Katholikin.

Zuverläßiger Bericht, aus guter Quelle geschöpft.

Ein evangelischer Geistlicher erhielt den Besuch einer jungen Frau aus der gebildeten Klasse der Gesellschaft. Er entdeckte bald in ihr einen sehr klaren Geist, ein scharfes Urtheil und den Wunsch, die ganze Gnade Gottes kennen zu lernen und nach seinen Geboten und Verheißungen ihm zu dienen.

Diese Christin erzählte ihm in maßvoller Weise, aber mit viel Empfindung die Geschichte ihres Glaubens. In der katholischen Kirche von einer Mutter erzogen, die sie zu allen Ceremonien und Andachtsübungen anhielt, hatte sie nur mit Widerwillen und Entrüstung sehen können, wie eine ihrer Schwestern sich dem Protestantismus zuwandte. Aber endlich von Stufe zu Stufe fortschreitend, hatte sie selbst die Macht des Wortes Gottes erfahren und nach

langem vergeblichen Widerstand sah sie sich von der Wahrheit des Evangeliums besiegt und gezwungen, aus einer Kirche auszutreten, die sie bis dahin über Alles geliebt hatte.

Dennoch, ob sie wohl eine Christin war — und das eine aufrichtige, — und von ganzem Herzen an das aus Gnaden uns geschenkte Heil glaubte, so war sie doch über den einen Punkt nicht ruhig, ob wirklich das von Christo vollbrachte Heil ihr und für immer ihr gehöre.'

Es fand sich also bei ihr zwar ein Glaube an das Versöhnungsopfer des Sohnes Gottes; aber was ihr fehlte, war der Geist der Kindschaft, in dem der Gläubige Gott „seinen Vater" nennt und, wie die Schrift sagt (Jes. 44, 5), sich dem HErrn mit seiner Hand zuschreibt und spricht: „Ich bin des HErrn."

Das Wort der Gnade kam auch in diesem Stück dieser Jüngerin des HErrn zu Hilfe und befestigte und befreite sie. Es wurden ihr zwei Dinge gezeigt: einmal, daß der Heiland, der Hohepriester seines Volkes, durch sich selbst die Reinigung der Sünden seines Volkes vollbracht hat (Hebr. 1, 3), und zum Andern: daß jede Seele, die an Jesum glaubt, eben darum von Gott geboren ist, das Recht hat, ein Kind Gottes zu heißen, gerechtfertigt ist, Theil hat am vollbrachten Werke Christi, und das ewige Leben besitzt.

Also darum handelt es sich, sagte dann diese Gläubige, daß wir auf Gott hören und ihm glauben. Das Zeugniß Gottes und dieses allein habe ich in mein Herz aufzunehmen. Wie Abraham gewiß war, daß er der Vater vieler Völker würde, weil Gott, der nicht lügen konnte, es ihm gesagt und verheißen hatte, so soll ich gewiß sein, daß ich das ewige Leben habe und ein Kind Gottes bin, — weil Gott es sagt, bezeugt und erklärt.

So wurde diese junge Frau durch die Wahrheit, die ihr Gott durch sein Wort in's Herz legte, frei gemacht.

Ihre Erzählung über den Gang des Werkes Gottes in ihrem Herzen war so merkwürdig, daß ihr Seelsorger sie um die schriftliche Mittheilung und um die Erlaubniß der Veröffentlichung desselben bat. Die folgenden Zeilen sind der Brief, den wenige Tage darauf der Geistliche empfieng. Er ist einfach, ungekünstelt, der Wahrheit gemäß und eben um dieser Eigenschaften willen um so fesselnder.

Köln, den 2. Juli 18....

So habe ich denn Rom und seine Altäre verlassen und nach Ihrem Wunsche übersende ich Ihnen heute den Bericht über das, was Gott an mir gethan hat.

Als meine Schwester, wie ich Ihnen sagte, daran dachte, ihren Confessionswechsel vorzunehmen, las ich ein Blatt, das sie beschrieben hatte und worin mehrere Dinge stunden, die mich in Erstaunen setzten: es waren Erörterungen über die Sakramente der Kirche Christi. Ich dachte einige Zeit darüber nach und sprach endlich mit meinem Beichtvater darüber. Er antwortete mir, ich hätte mich nicht damit zu befassen, das seien Versuchungen, und nur der teuflische Geist urtheile so, wie dieses Papier gethan habe.

Das war genug, mich zu erschrecken, und wenn meine Gedanken wieder auf diesen Gegenstand fallen wollten, so brachte ich sie durch die Antwort meines Pfarrers bald zum Schweigen.

Ich war eine besonders andächtige Verehrerin der Jungfrau und rief sie alle Tage an. Doch hatten mir einige Ehrentitel, die ihr in den Litaneien gegeben werden, stets einen unangenehmen Eindruck gemacht. Zum Beispiel die Titel: Pforte des Himmels, Morgenstern, Goldenes Haus, Lade des Bundes. Diese und ähnliche Ausdrücke verursachten mir bisweilen einen wahren Ekel.

Zu derselben Zeit hatte ich oft Augenblicke einer tiefen Traurigkeit, die mich nie verließ, nicht in Gesellschaft, nicht in der Einsamkeit, nicht wenn ich mich meinen eiteln Gedanken hingab, nicht wenn ich mich bemühte, in gottseliger Sammlung des Gemüthes zu leben.

Es war nicht gerade eine Unruhe über mein Seelenheil, es war nicht die Erkenntniß meines Elendes, es war eine Last, eine Angst, welche meine wiederholten Beichten, meine Gebete und Uebungen nicht zu erleichtern vermochten. In diesen traurigen Augenblicken gieng ich häufig zur Kirche; ich versäumte nicht einen Gottesdienst am Sonntag, wie ich denn auch während der Woche mehr als eine Stunde in der Kirche zuzubringen pflegte ....

Meine Andacht war aufrichtig und ich wiederholte oft unter reichlichen Thränen ein Gebet, das mit den Worten beginnt: O Jesu, wie ist dein Name der Seele so süß, die dich liebt.

Aber was war dieses Gebet in meinem Herzen oder auf meinen Lippen, da mir damals der wahre Jesus unbekannt war? ....

An einem hohen Festtage (es war der Tag aller Heiligen), be-

gab ich mich in die Kirche und wollte nach meiner Gewohnheit nach dem Gottesdienst die Tageslitaneien lesen. Aber es war mir unmöglich. Ich dachte, ich wäre zerstreut, und fieng beharrlich dreimal meine Lektion an. Aber umsonst. Als ich nun über diese Erfahrung nachdachte, kam mir der Gedanke und zwar mit großer Gewalt: Aber zu wem betest du? Hören dich diese Heiligen? Von diesem Tage an hatte ich Zweifel sowohl über die Verehrung der Maria, als über die der Heiligen und ich kann nicht aussprechen, welchen Kummer mir das verursachte. — Drei Monate später befand ich mich in einer fremden Stadt, worin ein protestantischer Pfarrer bei einer uns bekannten Familie Versammlungen hielt. Man lud mich dringend ein, denselben beizuwohnen, aber ich empfand Widerwillen dagegen und folgte endlich meinen Leuten nur mit dem festen Vorsatz, dem, was ich zu hören bekäme, keine Aufmerksamkeit zu schenken.

Während der ganzen Zeit des Gebetes, des Lesens und der Auslegung der Bibel, strengte ich mich an, meinen Geist mit andern Dingen zu beschäftigen und wenn ich auf Augenblicke dem Vortrag Aufmerksamkeit schenkte, so geschah dieß nur aus reiner Neugierde.

In mein Zimmer zurückgekehrt, verbarg ich meine Empfindungen sogar durch Lügen, aber ich konnte meiner Unruhe nicht Meister werden, wenn man vor mir von der Macht der Gnade, von der Wirksamkeit des Blutes Christi, vom vollendeten Heil, von der Freude es zu besitzen und von der Versicherung sprach, die jede Seele empfängt, die nur auf das Opfer des Lammes schaut.

Das war für mich eine ganz neue Sprache. Sie kam mir übertrieben, mystisch, lächerlich vor, und ich spottete wohl heimlich darüber, aber mein Gewissen war doch bearbeitet.

Diese Unruhe nahm Tags darauf in mir zu, als eine Person, die uns zu besuchen pflegte, anfieng von der göttlichen Erwählung zu sprechen.

Was ich darüber hörte, verfolgte mich buchstäblich bis in meine an die Jungfrau gerichteten Gebete, und ich empfand darob einen solchen Schrecken, daß ich an nichts mehr Vergnügen fand. — Auch die so oft von mir wiederholte Schriftstelle: Aus Gnaden seid ihr selig geworden und dasselbige nicht aus euch, Gottes Gabe ist es, tönte beständig in meinen Ohren wieder und ich sah

sie wie mit Flammenschrift auf den Blättern meines Andachtsbuchs geschrieben.

Diese Gedanken quälten mich in so hohem Grad, daß ich dazu kam, mir zu sagen, das Heil sei nicht für mich vollbracht, da ich nicht mehr lesen noch beten könne, und auch die Gottesdienste der Kirche nur eine nicht zu befriedigende Sehnsucht in mir erweckten.

Das dauerte so einige Wochen, während welcher Zeit ich es vermied, mit wem es auch war, von Religion zu sprechen; aber durch die Güte des HErrn traf ich mit einem Christen zusammen, der mir mit der größten Milde zeigte, daß, weil ich auf Jesum schaute, ich so wenig Ursache hätte, mich für verworfen zu halten, — daß ich im Gegentheil mich auf die Barmherzigkeit Gottes verlassen und die beste Hoffnung nähren sollte.

Diese Worte thaten mir wohl, und obgleich mein Glaube noch sehr schwankend war, faßte ich doch wieder Muth und fieng meine Andacht auf's Neue an. Aber mein Glaube an die römische Kirche war nicht mehr fest, nur selten rief ich die Jungfrau und die Heiligen an, und die Gottesdienste der Kirche ermüdeten mich. In meiner Verwirrung sprach ich auf's Neue mit meinem Beichtvater, der die Sache, wie er sagte, nicht für ernstlich ansah, und von dessen Rathschlägen ich keine Linderung empfand.

Ich hatte damals das Neue Testament von Sacy, das mir der eben erwähnte Christ gegeben hatte. Ich las es und meine Unruhe vermehrte sich; ich fand darin Widersprüche mit meinem Glauben und eine Verurtheilung desselben; und so konnte ich es nur mit Zittern lesen. Es kam mir der Gedanke, daß wenn ich fortführe es zu lesen, ich vielleicht gezwungen sein würde, mich von der Kirche Roms zu scheiden, und diese Voraussicht erfüllte mich mit Abscheu. Hatte mich doch meine theure und vielgeliebte Mutter unter tausend Hindernissen in dieser Kirche erzogen; und obwohl sie todt war, lebte doch ihr Wille für mich fort, und die Furcht, das Versprechen der Treue gegen meine Kirche, das ich ihr gegeben, zu brechen, machte mich schaudern.

Ach! was ich doch während jener Tage des Kampfes ausgestanden habe! Wie gegen meinen Willen mußte ich das Wort Gottes lesen. Mein Glaube stieß die Stellen, die ihn verletzten, zurück;

es schien mir, ich sei schon untreu und ich verabscheute die „Versuchung" und den „Abfall", wie ich es nannte.

Ein Wort des Heilands brachte mich noch mehr in Verwirrung, und zwar in Betreff der Beichte, die ich für eine göttliche Einrichtung hielt. Es war das Wort an die Sünderin: Gehe hin im Frieden, deine Sünden sind dir vergeben. — Wie? sagte ich, Jesus sagt das einer durch die Größe ihrer Verschuldungen vor ihm gedemüthigten Frau, und er sollte es mir nicht sagen! Hat er nicht die gleiche Liebe und Barmherzigkeit? Wenn ich mich nun an ihn wende und ihm meine Fehler bekenne, wird er nicht auch zu mir sagen, was er zur armen Sünderin sagte?

Dieser Gedanke wurde so stark, daß ich nicht mehr anstand, meinem Beichtvater zu erklären, ich müßte fortan darauf verzichten, mich vor ihn zu stellen. Er wurde darüber entrüstet und was er mir damals sagte, bekam mir sehr übel. Ich verlor darüber alle Ruhe, wünschte mich wieder in die Sicherheit zurück, in der ich vorhin gelebt hatte, faßte den Entschluß, die h. Schrift, die mich immer verwirre, nicht mehr zu lesen und nahm statt ihrer wieder meine frühern Lektionen der Nachfolge Christi u. a. m. vor.

Aber das Werk Gottes konnte nicht unvollendet bleiben und ich fand keine Ruhe in meiner Rückkehr zu den Ceremonien und Andachten der Kirche.

Der Gedanke an meine Mutter war wie ein Befehl vom Himmel, und da ich einerseits demselben nicht widerstehen konnte, anderseits die Irrthümer, die ich erkannt hatte, nicht mehr zu billigen vermochte, so versuchte ich mit meinem Gewissen zu unterhandeln, indem ich mich mit List auf die Stelle gründete: Wenn du den Glauben hast, so habe ihn in deinem Herzen. Ich wollte mich überreden, es sei nicht nöthig, aus der Kirche Roms auszutreten, sondern es genüge, da ich erleuchteter sei als andre andächtige Seelen, gewisse Lehren und Uebungen bei Seite zu lassen — ohne doch dem Kultus dieser alten Kirche untreu zu werden.

Diese Berechnung befriedigte mich eine Zeitlang, obgleich ich mir die darin liegende Lüge nicht verbergen konnte und ein ganz unerwarteter Umstand zeigte mir auch ihre ganze Nichtigkeit.

Eines Tages, als ich allein in meinem Zimmer war, griff ich unwillkührlich zur h. Schrift und schlug den Brief Pauli an die

Hebräer auf. Wie groß war mein Erstaunen, als ich in der an den Anfang der Epistel gesetzten Einleitung folgendes las:

„Als die bekehrten Juden durch ihre eigenen Brüder verfolgt wurden, ließen sich Manche entmuthigen und kehrten zur Synagoge zurück. Paulus schrieb ihnen im Jahr 63 diese Epistel, um sie im Glauben zu stärken und zu trösten. Die Juden rühmten sich alles Glänzenden in ihrem Gottesdienste, der Bundeslade und der Ceremonien des Gesetzes und warfen den Christen vor, sie hätten nichts Aehnliches bei sich. Darum unternimmt es Paulus, die Hebräer gegen diese Versuchung zu stärken, indem er ihnen die Vortrefflichkeit des Opfers Christi vor dem alttestamentlichen Opfer zeigte, welches nur ein Schatten sei und das Wesen der Güter nicht geben könne, deren einziger Spender Jesus, der Hohepriester des Neuen Bundes sei." —

Ich ward durch diese Worte wie bestürzt und da ich sehr wohl verstand, was die Epistel mir sagen wollte, wollte ich sie zuerst gar nicht lesen. Aber ich konnte bei meinem Entschlusse nicht beharren und fieng das Lesen an. Ich war bis dahin in meinem Glauben an das Meßopfer nie erschüttert gewesen. Was ich dawider hatte reden hören aus verschiedener Leute Mund, hatte mir keinen Eindruck gemacht und ich wohnte der Handlung regelmäßig bei.

Aber nach dem Lesen der Epistel sah ich mich auf einen ganz neuen Boden gestellt, und die Messe, diese unblutige Wiederholung des Opfers, erschien mir zum mindesten als unnütz. Da Jesus selbst, dachte ich, sich nicht mehrere Male zum Opfer darbietet, und da er mit einem einzigen Opfer für immer die vollendet hat, die durch den Willen des Vaters geheiligt waren, wozu dient ein Opfer, das dem, das durch den Heiland vollbracht worden ist, nichts hinzufügen kann?

Schon am folgenden Morgen kehrte ich zu meinem Pfarrer zurück und erzählte ihm, was in meinem Geist vorgieng. Nach einer langen Unterhaltung, die mich nicht überzeugen konnte, gab er mir den Rath, die Auslegung der katholischen Kirche von Bossuet zu lesen, und diese Lektüre, die ich sofort und mit viel Sorgfalt vornahm, verschaffte mir so wenig Erleichterung, daß dadurch im Gegentheil meine Zweifel nur noch vermehrt wurden. Aber indem ich diese Zweifel nährte, tadelte ich mich selbst und klagte mich der Empörung gegen einen so großen Lehrer wie Bossuet an. Ich muß,

sagte ich, Paulus nicht gut verstanden haben, und nun las ich die ganze Epistel wieder mit neuem Eifer.

Jedes Kapitel, oder vielmehr jeder ihrer Verse, war wie ein neuer Hammerschlag auf die Grundlage meiner römischen Glaubensmeinungen und auf die Ceremonien und Uebungen, welche ich bis dahin so sehr geliebt hatte.

Aber sehen Sie, wie weit der Widerstand meines Herzens und seine Täuschungen giengen. Obwohl ich so von allen Seiten her durch die Schrift in die Enge getrieben ward, weigerte ich mich dennoch, mich ihren augenscheinlichen Beweisen zu unterwerfen, und dachte (um ihnen zu entgehen), ich müßte die Geschichte der ersten Zeiten der Kirche und insbesondere die der Märtyrer lesen, deren Leben und Tod mir wohl zeigen würde, wie der Gottesdienst ihres Zeitalters beschaffen war.

Ich verschaffte mir also das Buch der Geschichte der Märtyrer, dessen Verfasser Ruinart, Benediktiner von St. Marcus, mir volles Zutrauen einflößte.

An der Spitze des Werks war die Geschichte des heil. Jakobus, Bischofs von Jerusalem, des Ignatius, des Polykarp und anderer Märtyrer. Ich las sie. Aber wie erstaunt war ich und niedergeschlagen zugleich, als ich an keinem Orte ihres Lebens oder ihrer Schriften die mindeste Erwähnung weder des Meßopfers, noch des Marienkultus, noch der Anrufung der Heiligen, noch einer Beichte fand, es sei denn der der Märtyrer, die mit dem Rufe zu Tode giengen: Ich bin ein Christ!

Diese ersten Seiten hätten mir genügen sollen; aber ich beharrte auf meiner Lektüre, bis ich beim Märtyrer Philippus, Bischof von Heraklea, anlangte und folgende Worte las:

„Aristomachus, Befehlshaber der Besatzung von Heraklea, trat in die Kirche, — ließ alle Christen aus derselben herausschaffen und brachte an der Thüre das Staatssiegel an. — Philippus betrachtete ihn mit Mitleiden und sprach: Glaube nicht, daß der allmächtige Gott unter einem Dach und innerhalb Mauern wohne. — Weißt du nicht, daß seine angenehmste Wohnung das Herz des Menschen ist? Ohne Zweifel hast du nie den Propheten Jesaja gelesen, sonst würdest du gesehen haben, daß Gott an einer Stelle sagt: Der Himmel ist mein Thron und die Erde meiner Füße Schemel. Was ist es denn für ein Haus, das ihr mir bauen wollt?" —

Gedemüthigt, vernichtet unter dem Gewicht dieser letzten Worte, weinte ich vor Gott, denn auch ich hatte noch nie den Propheten Jesaja gelesen.

Es war schon Abend, als ich obige Stelle gelesen hatte und ich brachte die Nacht damit zu, die Antwort Philipps mit meiner eigenen Religion zu vergleichen. Am andern Morgen, so bald ich konnte, verschaffte ich mir eine Bibel. Es war die Uebersetzung von Martin und ich traute ihr nicht. Aber da ich keine andere hatte, so machte ich mich daran, den Propheten von seinem ersten Worte an zu lesen, indem ich die fragliche Stelle suchte.

Ich kann nicht aussprechen, was ich empfand, als ich die Worte las: Den ich erwählet habe, mein Erwählter, den ich erkauft habe, und mit welcher Begierde ich vom 40. bis 48. Kapitel las. Ich hatte ganz vergessen, was ich eigentlich suchte, und erst, als ich die Lektüre wieder anfieng, langte ich endlich beim 60. Kapitel an, zu dessen Anfang ich die gesuchte Stelle fand.

Hier ist sie! rief ich aus, und nachdem ich sie gelesen und wieder gelesen, fügte ich mit tiefer Ueberzeugung und indem ich meinen Finger auf die Stelle hielt, bei: Was machen mit diesem Altar, mit diesem Zelte, mit diesem heiligen Hostiengefäß, mit diesem Sakrament, mit dieser wesenhaften Gegenwart (d. h. des Leibes Christi), mit dieser Lampe, die unaufhörlich brennt? Welche Phantome! welche Schatten! und diese Ceremonien! diese Ornamente und Bilder! was damit anfangen? Alles das ist nichts. —

Aber statt je mehr und mehr gedemüthigt zu sein, ward ich eher hartnäckiger und erzürnte mich gegen eine Ueberzeugung, die mir lästig ward. — Wozu brauche ich alles das? rief ich aus. Ich war glücklich, als ich nichts wußte, und was soll ich jetzt machen?

Ich blieb einige Tage in diesem Zustande. Ich las das Wort Gottes nicht und gieng wieder zweimal zur Kirche. Das erste Mal gieng ich aus eigenem Antrieb und war während der ganzen Zeit der Messe sehr beängstigt, besonders beim Augenblick der Elevation. Ich befand mich inmitten einer Menge von Personen, die sich niedergeworfen hatten. Ich schwankte einen Augenblick, ob ich mich niederwerfen oder stehen bleiben sollte. Endlich beugte ich mich, halb aus Furcht bemerkt zu werden, aber sofort fühlte ich mich ganz verwirrt, erhob mich unwillkührlich und gieng zur Kirche hinaus. —

Am folgenden Tag gieng ich zum Pfarrer und kündigte ihm an, daß ich nicht mehr zur Kirche kommen würde; ich erzählte ihm sogar, was ich am Abend vorher erfahren hatte.

Es ist eine Zeit großer Versuchung, antwortete er mir mit viel Güte; und durch mehrere Reden, die er führte, bewog er mich, wieder zur Kirche zu gehen.

Ich that dieß am darauf folgenden Sonntag, und während der Gottesdienst begann, las ich in meinem Horenbuch die Psalmstelle:

Heute, so ihr seine Stimme höret, so verstocket eure Herzen nicht.

Ich hatte schon oft diese Mahnung gelesen, ohne den mindesten Eindruck davon zu haben; aber in diesem Augenblick erhielt ich wie einen Vorwurf von Gott selbst wegen meines Widerstandes gegen sein Wort, und im gleichen Augenblick empfand ich in meinem Herzen ein lebhaftes Verlangen, ganz einfach zu glauben, was in der h. Schrift geoffenbart ist.

Beschäftigt mit dem, was in mir vorgieng, gab ich wenig Obacht auf die Gebete der Messe und hörte der Rede des Geistlichen nur einige Minuten zu.

Von diesem Tage datire ich meine förmliche Trennung von der römischen Kirche. Gott selbst hatte mit seiner Art an die Wurzel des Baumes geschlagen. Doch lernte ich erst einen Monat später den Frieden kennen. Während dieses ganzen Monats hatte ich heftige Kämpfe in meinem Geist und mußte ich durch eine schreckliche Anfechtung gehen, die mich an die feurigen Pfeile der Bösewichte erinnerte, von denen die Schrift sagt.

„Woher weißt du," sagte mir die Stimme der Versuchung, „daß alles das wahr ist? Wer hat dir gesagt, daß diese Bibel von Gott ist? und woher weißt du, daß Jesus Christus Gott ist und sein Tod der Versöhnungstod?" —

Gott selbst zog mich aus diesem Netz. Ich las sein Wort wieder und es zerstreute alle meine Dunkelheiten. Mit der ewigen Beweiskraft seiner Göttlichkeit offenbarte es meiner Seele den Hochmuth ihrer Gedanken und falschen Verdienste. Von Tag zu Tag ward diese Ueberzeugung tiefer in mir, daß das Heil Gottes ganz in Gott sein muß und daß die empfangene Gnade ein Werk seiner Barmherzigkeit ist.

Ich habe also eingesehen und ich glaube, daß in der That Jesus der Weg, die Wahrheit und das Leben ist und daß, was die Seele nur immer durch ihre Andachten, ihrer Gebete und Uebungen machen will, nur eine Kränkung der unendlichen Liebe des Heilandes ist.

Die Schrift ist also für mich ein lebendiges Wort. Meine Freude in meinem Heiland geht tief. Ich wünsche ihn zu lieben und ihm treu zu dienen und wenn ich kann, will ich auch vor der ganzen Welt verkündigen, daß das Heil nicht von uns kommt, daß es eine Gabe Gottes ist und nicht aus den Werken kommt, auf daß sich nicht Jemand rühme. —

Herausgegeben aus Auftrag der Bibelgesellschaft in Basel.
Druck von C. Schultze.
In Commission im Depot der Bibelgesellschaft (C. F. Spittler) in Basel.
Preis per Jahrgang von 4 Nummern 40 Cts. oder 12 kr.
Durch den Buchhandel bezogene Exemplare sind durch Porto und Spesen je nach der Entfernung entsprechend im Preise erhöht.

Bibelblätter.

Herausgegeben von der Bibelgesellschaft zu Basel.

Nr. 4. 1871.

Inhalt: Die erste Bibel der Protestanten französischer Zunge. — 1. Jakob Faber, der Vorarbeiter. — 2. Robert Olivetan, der Uebersetzer. — 3. Johannes Calvin, der Empfehler.

Die erste Bibel der Protestanten französischer Zunge.*)

Der Zeitpunkt, in dem ein Volk die Bibel in seiner eigenen Sprache zu lesen bekommt, ist für seine Geschichte von der größten Bedeutung. Die Bibel, zur Kenntniß eines Volkes gebracht, von ihm in die Zahl seiner Bücher aufgenommen, als Bildungsmittel in Haus und Schule und Kirche verwendet, wer kann berechnen, welche Folgen das hat? — Sie können jedesfalls nur die besten sein. Die Bibel kann ein Volk nur veredeln, sie kann seine Sitten und Anschauungen nur reinigen, sie kann ihm nur große Gedanken und Anschauungen geben, und nur die höchsten Ideale ihm vor Augen stellen; sie kann, recht benützt und verstanden, nur beleben und verjüngen; und darum ist jedesmal der Tag als ein Tag des Heils zu begrüßen, an dem die Rede Gottes, übergetragen in die Laute einer lebendigen Volkssprache, ihre neuen Wege zu den Herzen der Menschen findet.

Wir deutschredende evangelische Christen wissen hievon am besten

*) Der vorliegenden Arbeit lag als Hauptquelle zu Grunde das treffliche Buch von Emanuel Pettavel: La Bible en France. Paris 1864.

zu reden. Was die so treffliche lutherische Uebersetzung für unser Volksleben geworden ist, darüber brauchen wir nicht erst belehrt zu werden und gerne hören und lesen wir immer wieder die Geschichte unserer Bibelübersetzung durch unsern frommen deutschen Reformator, eine Geschichte, die uns nicht durch den kostbaren Schatz des Wortes selbst, den sie uns gebracht hat, sondern auch durch die ergreifenden Umstände, unter denen sie sich zugetragen hat (wir erinnern an das merkwürdige Exil und Inkognito Luthers auf der Wartburg), groß und berühmt geworden ist.

Unter so merkwürdigen Verhältnissen und in Begleitung so erhabener Auftritte kamen nun nicht alle protestantischen Bibelübersetzungen zu Stande, auch die nicht, von der in diesem Blatt erzählt werden soll. Aber doch fehlt es auch in der Geschichte der französischen Bibelübersetzung nicht an schönen und großen Bildern. Auch dieses Werk, wie das entsprechende deutsche, ist eine Arbeit des tapfern Glaubens, der ausdauernden Geduld und der aufopfernden Liebe gewesen. Es ist an sich selbst, es ist durch die daran sich knüpfende Erinnerung an die Männer, die hier zusammenwirkten, ein bedeutendes Werk gewesen, und ist auch eine gute Grundlage geworden, auf der Spätere weiter bauen konnten. Deßhalb möge diese Geschichte, die zu den weniger bekannten aus dem Zeitalter der Reformation gehört, nach ihren Hauptzügen unsern Lesern vorgeführt werden.

1. Jakob Faber, der Vorarbeiter.

Ein bedeutender Vorläufer der Reformation in Frankreich und Vorarbeiter der reformirten französischen Bibel war Jakob Faber von Etaples (Lefèvre d'Etaples), theologischer Lehrer in Paris. Er ward ums Jahr 1450 in der Pikardie geboren, der Heimat seines kräftigern Nachfolgers im Werk der Reformation, Calvins. Von äußerer Gestalt unansehnlich, glänzte er durch seine gediegene Gelehrsamkeit, mit der er Milde und Sanftmuth, herzliche Demuth und eine tief innerliche Frömmigkeit verband. Das Studium der alten Sprachen führte ihn, wie seine gelehrten Zeitgenossen, Erasmus und Reuchlin, auf das Schriftstudium, und dieses hinwiederum zu evangelischer Erkenntniß. In allen die Zeit bewegenden dogmatischen Hauptfragen wich er von der üblichen römischen Lehrweise ab und

stand auf dem Glaubensgrunde der Reformatoren, denen er die Bahn bereiten half. — Es ist wohl mit Recht anzunehmen, daß schon bevor Luther auftrat, und unabhängig von ihm, Faber biblisch und richtig vom rechtfertigenden Glauben dachte; aber darin irrte er, wenn er hoffte, das ihm aufgegangene Licht werde allmählig die ganze Kirche an Haupt und Gliedern erneuern und so auf friedlichem Wege eine durchgängige Reformation herbeiführen. Diese gute Meinung, die er von der römischen Kirche hatte, widerlegten später die bitteren Erfahrungen seines eigenen langen Lebens reichlich. Trotz aller Vorsicht, mit der er sein Licht leuchten ließ, um nicht Anlaß zu Verdächtigungen wegen revolutionärer Tendenzen zu geben, konnte er die heftigsten Anfeindungen und endlich die Verurtheilung seiner Schriften nicht vermeiden. Die römische Kirche konnte nun einmal die Wahrheit nicht ertragen, mochte sie noch so schonend vorgetragen werden.

Faber war schon bei Jahren, als er in den Kampf der Zeit verflochten wurde und die Kluft zwischen ihm und der überlieferten Kirchenlehre sich aufthat. Eine im Jahr 1517 von ihm verfaßte kritische Arbeit über die Marien der Bibel brachte die Sorbonne (theologische Schule) in Paris gegen ihn auf.

Am 9. November 1521 wegen dieser Schrift verdammt, entgieng er dem Verbrennungstode nur durch den Schutz des französischen Königs Franz I. Er entfloh und fand eine Zufluchtsstätte bei seinem wohlgesinnten Freunde Wilhelm Briçonnet, Bischof von Meaux. Bei diesem Manne fand mit Andern auch Wilhelm Farel Aufnahme, eine wahre Feuerseele und ein Donnerskind, der später in Frankreich und in der französischen Schweiz so Ausgezeichnetes leistete und als Pfarrer in Neuchâtel starb. Dieser heldenhafte Farel nannte sich einen geistlichen Sohn Fabers und gestand: Faber zog mich aus der falschen Meinung des Verdienstes heraus und lehrte mich, daß Alles von der Gnade komme. Ich glaubte es, sobald es mir gesagt ward.

Durch seine bisherigen Arbeiten, die alle in lateinischer Sprache geschrieben waren, war Faber nur der gelehrten Welt bekannt geworden. Nunmehr aber, schon an der Grenze des menschlichen Lebens stehend, über siebenzig Jahr alt, aber geistesfrisch, wollte er, den Bitten Vieler nachgebend, dem Volk dienen und übersetzte das Neue Testament in die französische Sprache. Eine hülfreiche Hand bot

ihm hiebei der eben genannte Bischof Briçonnet, der sogar freigebig die unentgeldliche Vertheilung dieses Werkes in seiner Diöcese möglich machte. — Das, und daß er evangelisch predigte und evangelisiren ließ, war von diesem Manne sehr gut gemeint (er wollte auf diesem Wege ganz im Stillen bessere Zustände herbeiführen); aber er war doch allzugut, sich vorzustellen, die Kirche werde dieses Evangelisationswerk dulden. Die Enttäuschung folgte auch bald.

In der Vorrede zu diesem Faberschen Neuen Testamente heißt es: „Es hat nun der göttlichen Güte gefallen, die edlen Herzen der mächtigsten Frauen und Fürstinnen des Königreichs*) zum Drucke des Neuen Testaments zu erwecken, damit das Königreich nicht nur dem Namen nach ein christliches heiße, sondern in der That es sei. — Es ist auch die Zeit gekommen, da unser Herr Jesus Christus, unser alleiniges Heil, Wahrheit und Leben, will, daß sein Evangelium aller Welt lauterlich verkündigt werde, damit man nicht mehr vom rechten Wege sich abbringen lasse durch Lehren von Menschen, die sich anmaßen etwas zu sein. Und damit Jeder, der die französische Sprache kennt, ohne lateinisch zu verstehen, um so geneigter sei, die Gnade Gottes, die sich uns in dem süßen und liebevollen Antlitz Jesu Christi darstellt, anzunehmen, so werden euch hiemit die Evangelien in der Volkssprache dargeboten. Wer wird es nicht für eine zum Heil dienende Sache halten, das Neue Testament in gewöhnlicher Sprache zu haben? Gibt es eine nothwendigere Sache für das geistliche Leben? Wenn sie den Religiösen in allen besondern Orden befehlen, ihre Regeln in der Volkssprache immer mit sich zu führen, mit wie viel mehr Grund sollen die einfältigen Bekenner der christlichen Religion, der einzig nothwendigen (denn nur eine kann nothwendig sein) ihre Regel haben, nämlich das Wort Gottes, die Schrift, voll von Gnade und Barmherzigkeit. Diese heilige Schrift ist das Testament Jesu Christi, das Testament unsers Vaters. Wer wird den Kindern verbieten, das Testament des Vaters zu sehen und zu lesen? Und wenn Einige, um die Einfältigen von der Wahrheit abzuleiten, sagen, es sei besser, die Evangelien zu lesen, wie sie früher übersetzt wurden mit Zusätzen und Weglassungen und in eleganterer Sprache, so ist zu antworten, daß man keine Um-

*) Er denkt hier hauptsächlich an die edle und fromme Margarethe von Orleans.

schreibung hat anwenden wollen, aus Furcht, dem Leser einen andern Sinn aufzubinden als der heil. Geist den Evangelisten eingegeben hat. Denn Umschreibungen bei der Uebersetzung des Wortes Gottes sind eine gefährliche Sache; und was Manche menschliche Eleganz nennen, ist vor Gott nicht Eleganz, sondern Schminke."

Diese Uebersetzung des Neuen Testaments vom Jahr 1523, grundsätzlich im Interesse des christlichen Volkes und zum Behuf der Verbreitung evangelischer Wahrheit ausgearbeitet, war von kapitaler Bedeutung. — Sofort fieng der Sauerteig an in der Masse zu wirken. Mit erstaunlicher Schnelligkeit verbreitete sich das Neue Testament Fabers in allen Provinzen Frankreichs und über die Grenzen des Königreichs hinaus ins Waadtland und in die Thäler Piemonts. — „Studenten und Adelige," erzählt Calvin, „verwandeln sich in Händler, die unter dem Scheine, ihre Waaren zu verkaufen, den Gläubigen die Waffen zum heiligen Kampf des Glaubens anbieten. Die Evangelien verkaufend und erklärend durchziehen sie das Reich. Die Schlösser besitzen, halten es für eine Ehre, sie Gott zu Tempeln weihen zu dürfen. Jedermann strengt sich an, wen er kann, für Christum zu gewinnen, und unsere Hochgestellten zeigen gerne ihren Glauben durch eine bessere Regierung ihres Hauswesens."

Hiemit stimmt das Zeugniß der Gegner überein, wenn der Bischof von Lausanne im Jahr 1526 dem Herzog von Savoyen berichtet, daß Bürger und Insaßen sich für die Bibel Luthers (so nannte man, scheint es, alle Bibeln in der Volkssprache) erklären, ungeachtet seiner Drohung, er werde die angeblichen Evangelisten als verrätherische Ketzer verbrennen lassen, — und wenn der Bischof von Chambery im Juli 1528 an den Pabst schreibt: „Eure Heiligkeit soll wissen, daß diese verabscheuungswürdige Häresie uns von allen Seiten durch Bücherträger zukommt. Unsere Diöcese wäre ganz durch sie verderbt worden, wenn der Herzog nicht zwölf Herren hätte enthaupten lassen, die diese Evangelien aussäeten."

Auch das Parlement in Paris fieng nun an zu wüthen, besonders seitdem König Franz im Jahr 1525 die Schlacht von Pavia verloren hatte, in welchem Ereigniß man eine Rache des Himmels für die überhand nehmende Ketzerei erblickte. Fabers Werke wurden auf den Index der verbotenen Bücher gesetzt, seine Uebersetzung verbrannt, und alle ferneren Uebersetzungen biblischer Bücher ins

Französische streng verboten. Faber selbst war streng bedroht. Es blieb ihm, da auch Briçonnet, seiner Stellung offenbar nicht gewachsen und unfähig, mit Rom zu brechen, sich scheu und zaghaft von den bisherigen Freunden zurückzog und das von ihm mitangeblasene Feuer zu dämpfen suchte, — nichts übrig, als mit andern Predigern nach Straßburg zu entfliehen.

Noch einmal kam er aus dieser Verbannung zurück, wiederum durch die Gunst des Königs Franz, der mit der Strenge des Parlaments nicht einverstanden war und vor dem greisen Gelehrten hohe Achtung hatte. Unter diesem königlichen Schutze vollendete Faber die Uebersetzung der ganzen Bibel. Dieses Werk mußte wegen der überhandnehmenden Stimmung in Frankreich in Antwerpen gedruckt werden. Die Veröffentlichung fiel in die Jahre 1528—1530.

In Paris gestalteten sich die Verhältnisse immer ungünstiger für die Reformation. Schon hatten Mehrere ihren evangelischen Glauben mit dem Feuertode büßen müssen, darunter im Jahr 1529 der edle und gelehrte Ludwig von Berquin. Um das ehrwürdige Leben Fabers jeder Gefahr zu entrücken, nahm ihn seine Gönnerin, die Königin Margaretha von Navarra nach ihrer Residenz Nerac, wo er die letzten Jahre seines Lebens zubrachte. Dort besuchte ihn noch im Jahr 1533 der junge Calvin. — Welch eine Begrüßung, welch ein Zusammentreffen, als diese beiden Männer sich die Hände reichten und in das Auge schauten! Der Eine, der das Werk Gottes begründet hatte, der Andere, der nun eben die Hand anlegen sollte es auszubauen! — Ehe er zu seinen Vätern gesammelt wurde, sah noch der Alte mit eigenen Augen Den, durch den Gott eine neue Zeit heraufbrachte, und als werde sein Blick erleuchtet und sein Geist prophetisch, weißagte er in hoher Freude, daß dieser junge Mann das Werkzeug sei, durch das der Herr binnen kurzer Zeit sein Reich in Frankreich aufrichten werde.*)

Es erfüllt uns mit innigem Bedauern, wenn wir lesen, daß der mehr als 80jährige Vorkämpfer der Reformation vor seinem Ende sich noch bittere Vorwürfe darüber machte, daß er aus Paris geflohen sei, statt dort den Tod des Bekenners zu leiden. Es war, wird erzählt, schrecklich zu sehen, welchen Beängstigungen der Greis preisgegeben war. Er schrie laut, er sei verloren, weil er die

*) Wörtlich aus Stähelin „Leben Calvins“.

Wahrheit nicht offen genug bekannt habe. Endlich faßte er wieder Vertrauen, konnte sich aber nicht enthalten zu weinen wie ein Kind, wenn er an die erlangten Märtyrerpalmen seiner Freunde dachte.

Faber entschlief im Jahr 1536.

2. Robert Olivetan, der Uebersetzer.

Faber, obwohl innerlich der Reformation zugethan, hatte äußerlich mit der römischen Kirche nie ganz gebrochen. Auch seine Bibelübersetzung trug das Gepräge der schonenden Vermittlung. — Sie war zwar, wie wir sagten, ein bedeutendes Ereigniß, sie gab dem Volke eine Bibel in seiner Sprache, sie gab ihm eine von Glossen und Paraphrasen geläuterte Bibel, und eine, in der an vielen Stellen die Vulgata, das ist die in der römischen Kirche offiziell gebrauchte und überall geltende lateinische Bibel, berichtigt wurde; aber so groß der geschehene Schritt war, es war nur ein erster Schritt, und es war bald zu merken, daß auch die Fabersche Bibel nicht genug von allen Fehlern der Vulgata sich frei gemacht hatte, um von den Protestanten anerkannt zu werden. Diese bedurften, je mehr der Riß zwischen ihnen und der bestehenden Kirche sich vollzog, einer von aller Ueberlieferung unabhängigen Uebersetzung, sie bedurften einer Uebersetzung aus ihrer eigenen Mitte heraus, und eine solche fand sich in der Arbeit Robert Olivetans. Auch er war ein Pikarde, aus Noyon, der Heimat Calvins. Zu diesem stand er als Onkel in naher verwandtschaftlicher Beziehung.

Nicht von sich aus, eigenem innerem Antrieb folgend, übernahm Olivetan diese Arbeit; er wurde vielmehr dazu berufen und damit beauftragt. Es geschah dieß durch die Anregung der Waldenser. Dieses merkwürdige Völklein in den piemontesischen Alpen und im Appenin, diese treuen Bewahrer der alten apostolischen Lehre inmitten einer verderbten Kirche, diese oft grausam verfolgten, und doch nie ausgerotteten Bekenner der Wahrheit hatten in ihrer Entlegenheit und Verborgenheit auch davon gehört, was in der Welt Neues vorgehe. Bis in ihr einsames Gebirgsland hinein war die Kunde gedrungen von der reformatorischen Bewegung der Christen und hatte sie mit Staunen und Hoffnung erfüllt. Voll Verlangen, Genaueres zu erfahren, schickten sie*) zwei ihrer Lehrer, Morel und

*) Nämlich speziell die französischen Waldenser, von denen hier die Rede ist.

Masson, aus, die sich mit großer Gewissenhaftigkeit ihrer Aufgabe entledigten, Neuenburg, Murten, Bern, Basel, Straßburg besuchten und den Reformatoren offene Geständnisse über ihre gedrückten Zustände ablegten, Rath bei ihnen holten und voll Bewunderung über die großen Dinge, die sie gesehen und gehört, wieder heimkehrten. Doch nur Morel kam glücklich nach Hause. Peter Masson hingegen wurde in Dijon ergriffen und hingerichtet. Morels Berichterstattung erregte die Gemüther seiner Glaubensgenossen aufs lebhafteste. Die nächste Folge war die dringende Bitte der Waldenser um einen Gegenbesuch schweizerischer Theologen zum Behuf einer Besprechung, wo möglich einer Vereinbarung. So fand am 12. September 1532 und an den darauf folgenden Tagen die merkwürdige Synode von Chanforans im Thale Angrogne statt. An ihr erschienen Farel und Olivetan. Diese Synode bildet einen entscheidenden Wendepunkt in der Geschichte der Waldenser, die nun in den großen Strom der Entwicklung der evangelischen Kirche hineingezogen wurden. Aber wichtig ist diese Zusammenkunft besonders auch für die Geschichte der Bibel. Denn hier geschah es, daß als der Mangel französischer Bibeln zur Sprache kam, sich Aller Blicke auf den anwesenden Olivetan richteten, als sei er der Mann, der in dieser Angelegenheit das Beste thun könne. Olivetan*) konnte zwar nicht als ein Gelehrter ersten Ranges gelten, doch hatte er genügende Kenntnisse im Hebräischen und Griechischen, um in den Riß zu treten und das dringende Nothwerk der Uebersetzung zu übernehmen. Er zögerte zwar, entschuldigte sich mit seinem mangelhaften Wissen und suchte den Brüdern begreiflich zu machen, daß es ebenso schwer sei, die hebräischen und griechischen Schriftsteller französisch sprechen zu machen, als wenn man einer Nachtigall die heisere Stimme des Raben beibringen wolle, — alles umsonst! Die Brüder dringen fast stürmisch auf ihn ein, und so muß er sich der großen Aufgabe unterziehen. Aber woher die Mittel zum Druck? Auch diese schwere Frage entschied bald die Opferwilligkeit der Waldenser, als sie aus ihrer Armuth nicht weniger als 500 Goldthaler zusammenlegten, und diese für jene Zeit und für ein so armes Volk bedeutende Summe nach Neuchâtel sandten, wo die neue Bibel gedruckt werden sollte.

*) Von seinen Lebensumständen ist sonst sehr wenig bekannt: damals war er Hauslehrer in Genf.

Olivetan, wie er den Muth gehabt, die Synode von Angrogne zu besuchen und den Muth hatte, noch mehrere Male mit Lebensgefahr die Waldensischen Thäler zu bereisen,*) besaß auch die Ausdauer, das schwierige Werk der Bibelübersetzung zu vollenden, und brachte es, von guten Mitarbeitern unterstützt, dahin, daß schon im Jahr 1535 die erste französisch-protestantische Bibel herauskam. Der Druckort war Serrières (eine Ortschaft nahe bei Neuchâtel und politisch eine Gemeinde mit dieser Stadt bildend), und der Drucker, auch ein flüchtiger edler Pikarde, hieß Peter von Wingle (auch Pirot oder Pierrot Picard genannt). Diesem Drucker schenkten die braven Neuenburger das Bürgerrecht in Anerkennung seiner Verdienste um die h. Schrift.**) Der Druck selbst ist mit großer Sorgfalt vorgenommen worden und das Werk sehr schön. Man findet jetzt noch hie und da Exemplare dieser Bibel, doch ist sie sehr selten.***) Das Titelblatt trägt als feierliche Devise Jes. 1, 2: Höret, ihr Himmel, und Erde, nimm zu Ohren, denn der Ewige redet. Das Titelblatt für das Neue Testament hat seine besondere Devise: Dieß ist mein lieber Sohn, an dem ich Wohlgefallen habe, den sollt ihr hören. Am Rande sind reichliche Parallelstellen, und am Ende ein alphabetisches Register über die wichtigsten in der Schrift behandelten Gegenstände.

Der Band enthält außer den genannten Registern eine lateinische Vorrede Calvins, eine Widmung Olivetans an die Kirche Christi, eine Rechtfertigung des Uebersetzers, eine anonyme Epistel an das sinaitische Bundesvolk Israel und zwischen dem Alten und Neuen Testament wieder ein einleitendes längeres Schriftstück von Calvin. — Wir werden auf die Vorreden Calvins und Olivetans sogleich zu sprechen kommen, und heben nur in Betreff der Epistel an das Volk Israel hervor, wie schön und freundlich, wie treuherzig der Gedanke war, sich an das „Volk der

*) Einer seiner Gefährten wurde auf einer dieser gefährlichen Reisen festgenommen und in Grenoble erdrosselt.

**) Er hatte zuerst in Lyon gearbeitet, mußte aber von dort wegen des Drucks lutherischer Bücher fliehen. Er kam dann nach Genf und nachdem er auch diese Stadt wegen Schmähschriften gegen Priester und Mönche, die er hatte ausgehen lassen, hatte verlassen müssen, setzte er sich in Neuchâtel fest.

***) Die öffentliche Bibliothek in Basel hat ein Exemplar unter Nummer F. G. III. 39.

sinaitischen Brüder, unsere Bundesgenossen" zu wenden. Die anonymen Verfasser nennen sich nur mit den Initialen O. F. C., womit ohne Zweifel die Namen Olivetan, Farel und Calvin bezeichnet sind. Offenbar hegten diese frommen Männer die Hoffnung, durch die Zerstörung des römisch-katholischen Bilderdienstes und Vereinfachung der Gottesdienste nach apostolischer Weise könnte das verblendete Israel wieder leichter für das Evangelium gewonnen werden; und gewiß ist das Urtheil richtig, daß, wenn Israel sich einmal bekehrt, es sich wohl nicht einer Form des christlichen Gottesdienstes zuwenden wird, die ihm als Götzendienst erscheint; es wird, und daran thut es recht, gemäß den Grundgeboten des Alten Testaments nur ein Christenthum ohne Bilder- und Heiligendienst annehmen. — Nur evangelisches Christenthum gewinnt den verirrten alttestamentlichen Bundesbruder. Diese Ueberzeugung beseelte jene drei frommen Männer und veranlaßte ihre herzliche sympathische Epistel.

Diese, wie man sie nennt, Waldenserbibel ist die erste Bibel der französischen Reformirten, und Neuenburg in der Schweiz wurde der bei den Freunden berühmte, bei den Feinden verschrieene und verhaßte Ort, von dem aus diese Bibel ihren Weg machte.

Wir haben in diesen Zeilen nicht in die Abschätzung des Werthes der Olivetanischen Bibel als Uebersetzung einzutreten, noch überhaupt sie genauer zu beurtheilen. Fehlerlos war sie nicht und hauptsächlich war die Sprache noch sehr rauh und ungebildet. Aber wenn ihr vorgeworfen wird, sie sei nur eine leichte Ueberarbeitung des Faberschen Werkes gewesen, so geschieht dem ehrlichen Olivetan Unrecht, und es haben Vergleichungen beider Bibeln gezeigt, daß die Abweichungen der Olivetanischen Bibel von der Faberschen sich in die Tausende belaufen und daß Olivetans Werk nicht sowohl die Verdächtigung einer Copie Fabers, als vielmehr die Ehre verdient, ein Neuguß der Faberschen Bibel genannt zu werden.

Olivetan überlebte sein Werk nicht lange. Er bereiste die Gegenden der ihm lieb gewordenen Waldenser, begab sich darauf nach Ferrara und starb schon im Jahr 1538; man sagt, er sei vergiftet worden.

Die kräftigen und originellen Worte, die Olivetan seiner Bibel als Vorwort oder Widmung voranstellte, zeichnen ihn recht schön in seiner Liebenswürdigkeit, Einfalt und herzlichen Frömmigkeit. Wir theilen sie hier im Auszuge mit:

„Peter Robert Olivetan, der geringe und kleine Uebersetzer an die Kirche Jesu Christi:

„Die gute Sitte besteht von Alters her, daß die ein Buch veröffentlichen, es einem Fürsten, König oder Kaiser widmen. Diese Sitte ist nicht ohne Grund. Denn außerdem, daß man dabei lüstern ist nach einer königlichen Belohnung, gibt es Viele, die eine Schrift gar nicht annehmen würden, wenn sie nicht die Livree eines sehr berühmten, sehr hohen, sehr siegreichen, sehr glückseligen und heiligen Namens trüge. Was mich betrifft und mein Buch, so bewerbe ich mich nicht um menschliche Gunst außer um die deinige, arme kleine Kirche Jesu Christi. Du wirst auch dieses Geschenk mit ebenso freudiger Liebe annehmen, als es dir aus gutem Herzen gewidmet ist. Und warum sollten wir uns dessen schämen, dir dieses Geschenk zu widmen, ob du wohl übel zugerichtet bist und in deiner Mitte viele Schwache, Blinde, Taube, Lahme, Wittwen und Waisen hast? Hat sich Christus nicht so verworfenen und geringen Leuten mitgetheilt? Hat er nicht erklärt, daß ihnen die großen Geheimnisse seines Reiches gehören? Eben dieser seiner kleinen, unüberwindlichen Schaar gibt er als ein rechter Führer im Krieg Muth und Kühnheit durch seine Gegenwart und vertreibt alle Furcht durch sein lebendiges und kräftiges Wort ....

„Das arme Volk*), welches dir dieses Geschenk macht, ward vor mehr als 300 Jahren aus der Gemeinschaft mit dir verbannt. Zerstreut über Gallien nach allen Himmelsgegenden (doch mit Unrecht und um Christi willen), wird es für das böseste Volk gehalten, so daß die andern Nationen seinen Namen als Schimpfwort brauchen. Es ist ein wahres Volk der Geduld, das still und in Hoffnung alle Angriffe überwunden hat. Kennst du es nicht? Es ist dein Bruder, der wie der barmherzige Joseph sich nicht mehr zurückhalten kann, sondern sich dir zu erkennen geben muß. Es ist dein Freund, wie Jonathan, der beste und beständigste, den du je gehabt hast. — Er wartete immer, daß du dein mit ihm gemeinsames Recht**) erkenntest, doch du giengst lange deinen Weg. Aber jetzt, da du ein wenig zu dir selbst gekommen bist, tritt dein Brudervolk hervor und bietet dir freundschaftlich sein Alles an. — Nun

*) die Waldenser.

**) nämlich auf das Evangelium.

denn, arme kleine Kirche, die du noch im Aufzug einer Sklavin bist, säubere deine vom Staube eitler Satzungen besudelten Lumpen, wasche deine Hände, die im Knechtedienst der Unbarmherzigkeit schmutzig geworden. Willst du dich immer meistern lassen? Ist es nicht Zeit, daß du an deinen Bräutigam denkst .... Nimm Abschied von deinen Gebietern und von dieser verrätherischen Stiefmutter,*) die du so lange Mutter genannt hast. Zeig ihnen, daß es Zeit ist, dem Willen Christi, deines Bräutigams zu folgen, der dir ruft ...."

3. Johannes Calvin, der Empfehler.

Ein Mann, der so frisch, natürlich und keck dachte und schrieb, wie wir es eben bei Olivetan gesehen, war zu Besserem da, als Fabers Werk nur zu copiren; — er war ein Original, und wohl im Stande, die Sprache der Schrift kräftig und naturwüchsig wiederzugeben. Wenn er dazu ausdrücklich sagt, er habe so tief als möglich in der lebendigen Mine der reinen Wahrheit gearbeitet und gegraben, so ist ihm zu glauben, und wenn er arglos mit der Demuth einer reinen Seele hinzusetzt, unter den Gliedern am Leibe Christi solle kein Neid sein, so wenig als zwischen dem Aug und dem Fuß; er komme sich mit seinem Grübeln und Wühlen im Griechischen und Hebräischen wie eine kleine Zehe am Fuße dieses Leibes vor und wolle gern den Blick der Augen an eben diesem Leibe aushalten, wenn sie gütigst ihn ermahnen wollen und bewirken, daß er sich von allen ihm anhaftenden Flecken reinige, — wenn, sage ich, Olivetan so von sich spricht, so ist solche Demuth in der Welt der Gelehrten und Literaten eine seltene Sache und erweckt großes Zutrauen zur Gediegenheit dieses Arbeiters und seiner Arbeit.

Dieses Zutrauen genoß er auch bei dem Manne, dessen in dieser Geschichte nicht vergessen werden darf, der auch ein Pikarde war, größer als die bisher genannten, Calvin. — Er nahm am Werke Olivetans lebhaften Antheil. Wie weit freilich seine eigentliche Mitarbeit, um die ihn Olivetan sehr dringend gebeten hat, gegangen ist, ist nicht klar. Sie scheint nicht bedeutend gewesen zu sein. —

Aber daß er durch seine Empfehlung des Olivetanischen Bibel-

*) die römische Kirche.

werkes das Beste zu seiner Verbreitung und Einführung in kirchlichen Gebrauch beigetragen hat, ist unzweifelhaft. Eine Empfehlung von dieser Hand geschrieben, fiel schwer ins Gewicht und durfte auch in guten Treuen angenommen werden, denn Calvin war nicht der Mann, aus rein menschlicher Gefälligkeit Empfehlungen zu schreiben.

Es gehört zur Vollständigkeit unserer Darstellung, daß die lieben Leser die zwei hieher gehörigen Schriftstücke näher kennen lernen. — Das erste ist die Vorrede, die an der Spitze des Olivetanischen Werkes steht. — Sie ist gerichtet an alle Könige, Fürsten und Völker, die unter Christi Herrschaft stehen und wesentlich und hauptsächlich eine Rechtfertigung der Schriftverbreitung unter allem Volk und eine gründliche Abfertigung der diese Verbreitung verdächtigenden römischen Sophistereien. Am Ende aber kommt er auf den Uebersetzer Olivetan zu sprechen und sagt:

„Vom Uebersetzer will ich nur wenig sagen, damit ich nicht meiner Verwandtschaft mit ihm oder unserer Freundschaft zu lieb zu reden scheine. Doch muß ich sagen (und ich wage es in gutem Glauben und auch der Neid wird es nicht leugnen können), daß er mit einem lebhaften und durchdringenden Geiste begabt ist, daß es ihm an Wissenschaft nicht mangelt und daß er weder Fleiß noch Eifer noch Sorgfalt gespart hat. Doch gibt es Stellen, die (sei es, weil der Geschmack der Leute verschieden ist, sei es, weil es in einem so großen Werk unvermeidlich ist, hie und da schwach und schläfrig zu werden) nicht Jedermann gefallen werden. Aber bei solchen Stellen ermahne ich den Leser, den Gelehrten, der um die heiligen Studien sich so sehr verdient gemacht hat, nicht etwa anzugreifen und zu beschuldigen, sondern ihm bescheiden seine Fehler vorzuhalten. Diese Freimüthigkeit geziemt ebenso sehr der christlichen Frömmigkeit als der wahren Wissenschaft, und wird von unserm Robert nicht übel verdankt werden, der abgesehen von seinen andern trefflichen Gaben, an Bescheidenheit sich selbst übertrifft, wenn nämlich das Bescheidenheit ist und nicht vielmehr übertriebene Schüchternheit, daß er sich von dieser heiligen Arbeit beinahe hätte abhalten lassen, wenn nicht heilige Männer ihn dazu genöthigt hätten."

Bedeutender noch als diese allgemeine Vorrede, ist die ebenfalls von Calvin verfaßte und der Olivetanischen Bibel einverleibte Einleitung ins N. Testament. Sie gibt einen großartigen Ueberblick über die Geschichte der Offenbarung, um endlich Christum hinzustellen,

als in dem alles Heil zusammengefaßt ist, wie denn die ganze Abhandlung die Ueberschrift führt: Christus, des Gesetzes Ende.

„Das Gesetz," sagt er, „hat zur Vollkommenheit nichts beigetragen, sondern nur, gleich einem Zuchtmeister, zu Christo geführt, der des Gesetzes Erfüllung ist. — Auf ihn bezieht sich, was zu verschiedenen Zeiten Feldherren, Richter und Könige der Israeliten vollbrachten, als sie die Israeliten vom Joche der Feinde befreiten oder in gutem Frieden regierten. — Dadurch wollte der Herr den Seinigen einen Vorschmack geben der wunderbaren Werke des Messias, in welchem seine Kraft und die volle Majestät der glückseligsten Regierung sich offenbaren würde. Darum als die Zeit erfüllet ward, so erschien endlich dieser erwünschte Messias und bot in reichstem Maße Alles dar, was zur Erlösung nothwendig ist. — Und nicht nur dem einen Volke Israel erwies er diese Wohlthat, sondern erstreckte sie über das ganze menschliche Geschlecht, denn durch den einen Christus sollte das ganze menschliche Geschlecht Gott versöhnt werden, wie auf diesen Tafeln des Neuen Bundes*) deutlich gezeigt wird. Und damit diesem Wohlgefallen Gottes voller Glaube geschenkt werde, hat der Herr Jesus Christus selbst seinen Aposteln das Amt der Predigt über den Erdkreis übergeben. Diese aber haben nicht nur mit lauter Stimme das Zeugniß Christi herumgetragen, und so den Befehl des Meisters erfüllt, sondern haben auch nach dem Beispiele Mosis und der Propheten eben diese Lehre in diese Bücher eingetragen, damit zu allen Zeiten ungezweifelte Kenntniß davon genommen werde ....

„Hier,*) hat er, (wie ein Erblasser in seinem Testament) die Erben seines Reiches eingesetzt, und zu dieser Erbschaft werden wir Alle ohne Unterschied berufen, Männer, Frauen, Vornehme, Geringe, Herren, Sklaven, Lehrer, Schüler, Gelehrte, Unwissende, Juden, Griechen, Gallier, Römer. Niemand ist davon ausgeschlossen, der nur Christum, wie er vom Vater zum Heile Aller dargeboten ist, zu sich einläßet und im Glauben ergreift. Deßhalb, Christen und Christinnen, lasset euch die Tafeln dieses Testamentes nicht verbergen noch verderben, das uns mit so gutem Rechte gehört und ohne das alle Hoffnung auf das Himmelreich und die ewige Seligkeit vergeblich ist und dahinfällt. Nimm das Evangelium weg, und all unser

*) Nämlich eben auf den Blättern des vorliegenden Neuen Testaments.

Reichthum, Weisheit und Macht fällt zusammen und alle unsere Gerechtigkeit ist vor dem Richterstuhl Gottes verdammt. Aber durch dasselbe werden wir Kinder Gottes, Brüder Christi, Mitgenossen aller Heiligen, Bürger des Himmels, Erben Gottes und Miterben Christi. — Die, welche den Eitelkeiten dieser Welt nachjagen, achten keine Arbeit und Gefahr, auch auf ihren guten Namen nehmen sie keine Rücksicht: so viel Ergötzen finden sie an ihrer schmählichen Knechtschaft, daß sie ihrem Leibe Alles zuwenden, dessen Dasein doch so eitel ist. Sollten nun wir, wenn es sich um die Schätze des Himmels und um die ewige Seligkeit handelt, nicht über etwaige entgegenstehende Hindernisse hinwegschreiten, um diese höhern Güter zu erlangen? Die sich mechanischen Arbeiten widmen, lernen mit allem Fleiße ihre Kunst, um geschickt zu werden: Geziemt uns nicht vielmehr, vom Eifer für jene himmlische Weisheit hingerissen zu werden, die uns im Evangelium geoffenbart wird? Oder was sollte uns davon abhalten? Schmähungen und Verwünschungen der Menschen? Aber hierin ist uns der Herr Jesus vorangegangen. In seine Fußstapfen zu treten geziemt uns, wenn wir wollen für seine Jünger gehalten sein. Oder sollten Verbannung und Verlust des Vermögens uns bewegen? Aber wir wissen, daß wenn wir von der ganzen Erde werden verbannt sein, wir nichts desto weniger im Reiche Gottes sind. Auch wenn Kerker und Folter uns drohen, so sind wir durch Christi Beispiel gewiß, daß sie uns nur den Weg zur Herrlichkeit zeigen ....

„Denn in Christo sind alle Gottesverheißungen Ja und Amen. Er ist unser Isaak, zum Opfer dargebracht, und der doch der Gewalt des Todes nicht erlegen ist. Er ist der wachsame Jakob, der nur Bedacht auf das Heil der ihm anvertrauten Heerde nimmt. Er, der fromme und barmherzige Bruder Joseph, der trotz seiner höchsten Würde die unwürdigsten Brüder nicht verschmäht. Er der Priester Melchisedek, der mit einem Opfer Alle vollendet hat. Er der höchste Gesetzgeber Moses, der das Gesetz gegeben und es selbst in die Herzen der Menschen eingräbt. Er der zuverlässige Josua, der die Seinigen in das verheißene Erbe eingeführt hat. Dieser hochberühmte und siegreiche David hat alle Gewalt seiner Widersacher gebrochen und dieser glänzend triumphirende Salomo regiert das Volk im Frieden. Dieser starke Simson hat mitten im Tode noch seine erbitterten und zahlreichen Feinde niedergestreckt. Kurz, was du für die Menschen Heilsames erdenken und wünschen magst, das kommt dir in Christo entgegen und steht wesentlich da. — Christus ist erniedrigt worden, um uns zu erhöhen, gebunden, um uns zu befreien, arm geworden, um uns reich zu machen, verkauft, um uns loszukaufen, verdammt, um uns freizusprechen, verflucht zu unserm Segen, entstellt, um uns wieder herzustellen, getödtet, uns zu beleben. — Durch Christum wird alles Krumme gerad,

wird das Harte erweicht, der Zorn gestillt, die Finsterniß erhellt, die Ungerechtigkeit in Gerechtigkeit verwandelt, die Schwäche gestärkt, die Trostlosigkeit getröstet, die Sünde gesühnt, die Verachtung selbst verachtet, die Mühe erleichtert, das Unglück wird zum Glück, das Unedle veredelt, die Drohung dagegen geschreckt, die Gewalt erleidet Gewalt, die Rache wird gerächt, die Folter gefoltert, die Verdammniß verdammt, der Abgrund verschlungen, die Hölle wird unterdrückt, der Tod getödtet und die Sterblichkeit durch ihn in Unsterblichkeit verwandelt ...."

Von so guter Freundeshand empfohlen und vor allen Dingen unter Gottes Schutz gestellt, konnte Olivetans Bibel ihren Lauf durch die französische Welt antreten. Trotz ihren Mängeln leistete sie große Dienste. Gelehrte Kritiker mochten später ihre strengen Glossen darüber machen, das evangelische Volk in Frankreich fand darin was es brauchte und wollte, das lebendige und kräftige Wort Gottes.

Calvin selbst zog seine Hand von diesem Werk nicht zurück. Nach Olivetans Tod kam schon im Jahr 1540 in Genf eine durch ihn verbesserte Olivetanische Bibel heraus und ebenso wurden in den Jahren 1545, 1551 und 1560 Bibelausgaben durch ihn besorgt, die alle entweder in der Uebersetzung selbst oder in den Randbemerkungen verbessernde Zusätze seiner Hand enthielten. Er, der gelehrte Exeget, der zugleich so trefflich französisch schrieb, wäre freilich der tüchtigste Mann gewesen, eine neue Uebersetzung auszuarbeiten. Daß er nicht dazu kam, schmerzte ihn sehr. In einer der letzten von ihm besorgten Bibelausgaben sprach er den Wunsch aus, es möchte sich ein gelehrter Mann etwa während sechs Jahren ganz und ausschließlich der Uebersetzung der Bibel widmen und dann sein Werk Andern zur Durchsicht mittheilen. —

Bedeutende spätere Bibelübersetzungen für die evangelisch-französische Zunge hat es freilich seit Calvin mehrere gegeben, am bekanntesten sind die Bibeln von Martin und Osterwald. Aber durchgedrungen und zur alleinherrschenden Ausgabe geworden, wie Luthers Uebersetzung in Deutschland, ist keine dieser Uebersetzungen. Vielleicht ist einer künftigen Uebersetzung dieser Erfolg vorbehalten, vielleicht soll es gar nicht dazu kommen, sondern sollen alle diese verschiedenen mit einander wetteifernden Uebersetzungen durch ihre Mannigfaltigkeitdazu helfen, denen, die im Worte forschen, seinen Sinn um so deutlicher und schärfer zu zeichnen.

Herausgegeben aus Auftrag der Bibelgesellschaft in Basel.

Druck von C. Schultze.

In Commission im Depot der Bibelgesellschaft (C. F. Spittler) in Basel.
Preis per Jahrgang von 4 Nummern 40 Cts. oder 12 kr.
Durch den Buchhandel bezogene Exemplare sind durch Porto und Spesen je nach der Entfernung entsprechend im Preise erhöht.